This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Digitized by Google

35.84a

PGerm 257.1

BOUGHT WITH
THE INCOME FROM
THE BEQUEST OF
CHARLES MINOT,
OF SOMERVILLE,
(Class of 1828,)
23 July, 1873.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1868.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.
In Kommission bei Bauer und Raspe.
(Ludwig Korn.)
1868.

Digitized by Google

Psalm 277.1

[illegible] 23.
Minot Fund.

Druck der Bieling'schen Officin (Dietz).

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniß.

	Seite
Ayrer's „Phönizia“ und Shakespeare's „Viel Lärmen um Nichts“ von K. Lützelberger	1
Die Gesetze der mittelhochdeutschen Metrik. Von W. Rohmeder	73
Reisebilder aus Jukatan. Von Fr. Knapp	91
Wanderung durch das Oetzthal. Von K. Hofmann	131
Oberfränkische Volks- und Landschaftsbilder. Von G. Kretter	147
„Als der Großvater die Großmutter nahm.“ Von P. C. Geißler	174

Gedichte.

Von Karl Ebersberger:		
	Ein liebend Paar	199
Von D. Hägerich:		
	Auf dem Schlachtfeld	201
Von Ludw. v. Hörmann:		
	Das Lied	202
	Der Herbst	202
	Erinnerung	203
	Noch einmal	203
	Warnung	204
	Fallen und Steigen	204
Von Angela v. H.:		
	Schneeflocken	205
	Sonett	207
	Vom alten Faß	207
Von Fr. Knapp:		
	Der Honigvogel	209
	Capitain Negrier	209
	Von der Heide	210
	Auf eines Knäbleins Tod	211

Digitized by Google

Von J. C. Maurer:
Ein König ohne Reich 212
Hartmann von Siebeneichen 213
Von Adolf Pichler:
Im Hades 214
Von J. Priem:
Scylla und Charybdis 215
Verwechslung 216
Schicksalslaunen 220
Von Hugo Stadelmann:
Sankt Peter 221
Von C. Weiss:
Die Jägersbraut 221
Ein Wahrzeichen 222
Der Glaube macht selig 223
Die Verbannung der Götter. Maskenspiel von J. Priem 225

Digitized by Google

Jakob Ayrer's „Phönizia“ und Shakespeares „Viel Lärmen um Nichts“

von

E. C. J. Lützelberger.

I.

In meinem Vortrage des vorigen Jahres über Jakob Ayrer und sein Verhältniß zu dem Zeitgenossen Shakespeare habe ich es ausgesprochen, daß, wenn es auch nicht denkbar sei, Ayrer habe von Shakespeare Etwas gekannt, es doch nicht ohne Interesse, Stücke Beider, welche gleichen Gegenstand behandeln, mit einander zu vergleichen. Möge es mir deshalb heuer erlaubt sein, eine solche Vergleichung in möglichster Kürze vor Ihnen anzustellen. Ich wähle dazu dasjenige Stück, welches Beide nach einer italienischen Novelle des Bandello, oder wie Andere wollen, nach einer älteren englischen Bearbeitung, behandelt haben, und das bei Ayrer heißt: „Phönizia, Spiegel weiblicher Zucht und Ehr“, bei Shakespeare „Viel Lärmen um Nichts“, beides sehr bezeichnend für die Art und Weise, wie beide Dichter den Gegenstand aufgefaßt und behandelt haben.

Der älteren Novelle gemäß spielt das Stück in Messina in der Zeit, wo die Sizilische Vesper, d. h. der Franzosenmord vorüber war und Peter, der König von Arragonien, das Land unter seine Herrschaft genommen hatte. Bei den Festen, welche dieser gibt, entspinnt sich die Geschichte, und bei Ayrer wird uns sogleich gesagt, um was es sich handelt, nämlich um die Bekehrung eines Helden, welcher in

Digitized by Google

seiner Liebe zu Kampf und Krieg bisher gegen Frauenliebe unempfindlich blieb, zu Liebe und Ehe. Wie im Hugdietrich die durchwaltende Idee des Ganzen die Lehre ist, daß die Natur, das göttliche Gesetz den Sieg gewinne über willkürliche und selbstsüchtige Gebote der Menschen, so soll dieses Stück uns zeigen, auch für den Tapfersten und scheinbar Unempfindlichsten komme die Stunde der Unterliegung und weibliche Tugend trage den Sieg davon. Tymborius, ein gewaltiger Ritter und Feldherr bei König Peter, hat bisher allen Angriffen der Liebe widerstanden und dadurch den Zorn der Liebe, welche Ayrer persönlich als Venus mit ihrem Sohne auftreten läßt, erregt, und gleich Anfangs spricht daher Venus zu den Zuschauern:

Ich wolt hie gern klagen mein Not,
Daß mich und mein Sohn macht zu Spot
Tymborius, der Graf Gollison,
An Königs Hof zu Arragon.
Der helt sich mannlich, stark und fest,
Hat im nechsten Krieg than das best. —
Vor Zorn will mirs Hertz zerspringen,
Denn es ist dieser Graf und Ritter
Wider mich so grimm und bitter,
Daß er sich keiner Weiber acht.
Liebt viel mehr groß Kriegsweßn und Schlacht.
Das hat mich billig hart verdrossen.
Kupido hat viel Pfeil verschossen
Nach ihm, send all gangen in Windt.
Vulkanus ist zornig und geschwindt,
Und will ihm keine Pfeil mehr schmieden.
Wird oft mit mir drob zu Unfrieden.
Darumb so muß ich mich bedenken,
Wie ich den Ritter möcht ablenken,
Daß er auch Weiber lieb möcht han.

Ihr Plan ist nun, bei dem nächsten Turnir, welches König Peter giebt, den hartherzigen Ritter auf dem Ball mit der schönen und tugendreichen Jungfrau von sechzehn Jahren, Phönizia, der Toch-

Digitized by Google

ter des Edelmanns Lionito zusammenzubringen und da die schärfsten Pfeile ihres Sohnes auf ihn absenden zu lassen. Zu ihrem Troste erscheint der kleine Schütze und sagt ihr:

Frau Mutter, habt fort kein Verdruß!
Mein Vater, der zornig Vulkanus,
Der hat mir etlich Pfeil geschmit
Und sagt, ich könn mit fehlen nit,
Sonder treff, was ich treffen soll.

Voll Freude darüber verspricht Venus dem bisher stets nackten Buben das erste Gewand:

Ich will dir kaufen ein schönes Kleydt,
Wie sie die Götter tragen an.

Natürlich wird dadurch der Nichtsnutz sehr eifrig, und um seine Pfeile zu erproben, was thut er? Er schießt damit Jahn, den Kurtzweiler und nebenbei Bedienten des Ritters Gerando.

Auwe, Auwe, meines Hertzen!
Ey, wie leid ich ein großen Schmertzen!
O, Anna Maria, komb und tröst mich,
Dann ich kann nicht leben ohn dich!

So schreiend und weinend kommt er hervorgelaufen und hat den Pfeil noch, nicht in der Brust, sondern im Rücken stecken. Er zieht ihn heraus und schreit:

Au wehe! fürwar ein seltsam Bossen,
Daß das los schendlich Teufelskindt
Kann schießen und ist dennoch blindt.

Der arme Jahn, er ist jener Lustigmacher, der mit den englischen Schauspielen nach Deutschland kam und auf seine Kosten die Zuschauer zum Lachen bringen muß. Denn wenn auch scheinbar zu seinem Troste und seiner Hülfe sein Herr, Ritter Gerando erscheint und ihm verspricht, für ihn zu werben, so ist er doch wieder angeführt. Allerdings spricht Gerando mit der Anna Maria, einer Kammerjungfer, aber er wird, wie er vorausgesetzt hat, mit seinem Antrage stolz abgewiesen, indem die Kammerjungfrau keinen solchen Narren zum Manne will; und sie machen deßhalb mit einander aus, dem

Digitized by Google

liebeheißen Jahn abzukühlen. Gerando sagt seinem Diener, Anna Maria wolle mit ihm sprechen und er solle Abends 8 Uhr vor ihrem Fenster sich einfinden, wo ihm aber Gerando erwartet, um ihn mit einem Wasserguß die Liebe zu löschen. So endet Jahn's heiße Liebe.

Anders verfährt unser Dichter mit seinem tapfern Ritter Tymborius. Dieser hat beim Turnir vor den Augen der Damen alle Gegner besiegt, Ketten und Krantz empfangen und ist bei der Tafel dem König zunächst gesessen. Deßhalb entsteht ihm in dem Ritter Gerando, den er auch besiegt hat und welcher noch obendrein eine stille Liebe zu Phönizia im Herzen trägt, ein Neider und Feind, welcher auf Mittel sinnt, sich an ihm zu rächen. Zwei Gegner hat also der Graf, welche empfangene Kränkung und Beleidigung an ihm rächen wollen, Venus und Gerando. Die Gelegenheit für die Venus und ihren kleinen Schützen erscheint so eben; die für Gerando später.

Ein herlicher Abendtanz wird bei König Peter abgehalten. Venus findet sich vor Allem ein, steckt ihren Sohn in eine Ecke und sagt:

Es wird jetzt Tymbor kommen rein
Und mit sich zum Tanze führen da
Die allerschönst Phönizia:
Den schieß mit deiner Liebe Pfeil,
Daß ihn der Liebsbrunst übereil,
Und sich in mein Gesellschaft begeb,
Nicht stet dem Krieg und Kampf nachstreb
Und ander Ritter mach zu Schand,
Sonder daß ihm auch werd bekannt,
Was ich durch meinen Gewalt ausricht!

Ihr antwortet der Schadenfroh:

Frau Mutter ich will sein fehlen nicht,
Sonder ihm sein mannhaftes Hertz
Verwunden mit der Liebe Schmertz,

und damit er die Rache der Mutter um so größer mache, setzt er hinzu:

Jedoch so soll er sich schemen
Phönizíam ehelich zu nemen.

Digitized by Google

Damit so will ich ihn umbtreiben;
Er soll nicht wissen, wo er kan bleiben,
Und eur Schmach an ihm wieder rechen.

Also nicht mit dem Pfeil der reinen, nach dauerndem Besitz strebenden Liebe will er ihn treffen, sondern mit dem der glühenden, selbstsüchtigen Leidenschaft, um diese Leidenschaft durch die Reinheit und Tugend der Phönizia schwer strafen und in die lautere Liebe verwandeln zu lassen. Es bildet das für uns eine Entschuldigung des mannhaften edlen Ritters, wenn wir ihn bald in seiner unredlichen Leidenschaft reden und handeln sehen, denn wir wissen ja, der eigentliche Grund ist die Bosheit des Kupido, nicht die Selbstsucht und der Hochmuth seines Herzens. Also auf dem Balle rührt mit dem Pfeil der Schmertzen Tymbors bisher kaltes unempfindliches Herz Amor's heilige Göttermacht, so daß der Graf nicht weiß, wie ihm geschehen ist, und Venus selbst in der Nähe vermuthet. Wir wissen, daß er richtig vermuthet, denn Venus ist nicht nur da auf dem Ball, sondern sie wird auch zum Tanz aufgezogen, und als der König endlich zum Leidwesen des verliebten Tymborius den Ball schließt, da sagt Venus zum Sohne:

Kupido, du hast Ehr eingelegt
Weil du den Tymbor hast bewegt
Mit deinem Pfeil durch einen Schuß,
Daß er Phöniziam lieben muß.
Auf daß er merk und lern dabei,
Daß ich Jupiters Tochter sey
Und vermög mich an jhm zu rechen.

Kupido.

Frau Mutter, jhr thet mir versprechen,
Daß jhr mich gar schön kleiden wolt.

Venus.

Daselb dir gehalten werden solt,
Und ein schöns Kleid werden gemacht,
Weil er in meinen Gewalt ist bracht,
Der mich zuvor so hat veracht.

Digitized by Google

Am andern Tage nach dem Balle ſuchen die beiden Angeſchoſſenen, Jahn und Tymbor, bei den Geliebten Eingang zu gewinnen. Wie es dem Jahn erging, wiſſen wir bereits, und er iſt mit einem Male von ſeiner Liebe geheilt. Ein Ritter aber verſucht mancherlei Weiſe und läßt ſich nicht ſo leicht abweiſen. Tiefſinnig, einſam wandelt am Tage Tymbor einher und ſpricht mit ſich ſelbſt:

Ach, wie iſt mir mein Gemüth verkehrt!
Ich war ein Graf gar hoch geehrt
Als vor Andern ein kecker Kriegsman,
Bracht im Turnir den Preiß davon,
Wie ich auch ſonſt bey meinen Tagen
Den Ruhm und Preiß davon hab tragen.
Jetzt iſt mir all Mannhaft vergangen,
In Venus Stricken lieg ich gefangen,
Denn mir auf Erden nichts gefelt,
Denn Phönizia, die Auserwehlt,
Die hat mit lieblichem Gebert und Prangen
Mein Hertz in Lieb alſo eingfangen
Daß ich vor ihr hab gar kein Ruh.
Ich ſchlaf oder wach, und was ich thu
Das geſchicht Alles jhr zu gedenken.
Mein Hertz thut ſich gar an ſie henken.
Und werd ich jhrer Lieb nicht genießen,
So werd vor Leid ich ſterben müſſen.

Aber nun kommen auf einmal die Bedenken, die ſich gegen dieſe Liebe ſowohl von ſeiner als von Seite der Geliebten erheben. Er beſinnt ſich und ſagt:

Ach, was thu ich, ich armer Thor!
Was ſuch ich und was hab ich vor?
Die Jungfrau iſt edel geborn,
Mit großem Fleiß erzogen worn
Von ihren Eltern ehrlich und frum,
Ich ſorg, daß ich vergebens kum. —

Digitized by Google

Ich glaub nicht, daß sie mir mög wern
Anders als zu der Ehe in Ehrn.
Nun ist sie aber nicht gar reich,
Auch mir an dem Stand nit gelcich.
Mein Freundschaft würden mich außmachen,
Gar schimpflich halten und außlachen,
Daß ich, ein reicher Graf geborn,
Mir hett ein Edele auserkorn,
Und zuvor keine Fürstin wolt.

Was soll er thun? Die Leidenschaft läßt keine Ruhe, und er will nun versuchen, die Geliebte auf irgend eine Weise zu verführen. Erst will er einen Brief schreiben, dann hält er es für besser, zunächst ihr ein Ständchen mit Musik und Gesang zu bringen, die bekannten Boten der Liebe; und bald darauf als Jahn zärtlich vor dem Fenster der Anna Maria seufzte und dafür den Wasserguß erhielt, kommt Tymbor vor das Haus der Phönizia und singt ein Lied mit Musik nach dem Ton: Ach wehe der jämmerlichen Pein, Herzlieb ob allem Schmertzen. Das Lied lautet mit Auswahl:

Ach Venus, du vil schönes Bilt,
Wie hast du mich gebunden!
Deins blinden Kindes Pfeil unmilt
Haben mich überwunden.
Deß leidet mein Herz große Pein,
Thu ich dir, seins Lieb klagen.
Wirst du dich nicht erbarmen mein,
So muß ich noch verzagen.
Ach hätt ich das ganz Meer voll Gelt,
Wie Wasser drin thut fließen,
Ich Dir doch Alles geben wölt,
Könd ich nur dein genießen.
Ach, schlag mir doch die Bitt nicht ab,
Du bringst mich sonst ums Leben,
Dargegen Alles was ich hab,
Das will ich Dir auch geben.

Digitized by Google

Lionito und Veracundia, seine Gemahlin, die Eltern der Phönizia, haben mit Erstaunen und Sorgen in der Nacht das Ständchen vernommen, und in aller Frühe nimmt deßhalb die Mutter die Tochter ins Verhör. Phönizia kommt mit ihrer Kammerfrau Philis, geht der Mutter entgegen, neigt sich, beut ihr die Hand und sagt:

Frau Mutter, Gott geb euch einen guten Tag!

Veracundia.

Hab Dank, mein Tochter, mir doch sag,
Wer heut die Nacht auf der Gassen
Hat so spielen und singen lassen!
Hastus auch ghört und hastu gwacht?

Phönizia.

Frau Mutter, ich hab der Sach nach dacht,
Es habs Tymbor, der Graf, than,
Der nechst am Tantz mich lieb gewahn.
Das merkt ich an sein Augenblicken,
Und daß er mir die Hand thet drücken,
Auch daß er so oft tanzt mit mir.

Veracundia.

Ach, du liebs Kindt, setz dirs nit für,
Daß der Graf dein begehr zu Ehrn!
Laß dich auch der Ding keins hörn!
Er ist ans Königs Hof der größt,
Am Gut der reichst, im Kampf der best,
Im Rathschlagen listig und geschwindt.
Er find noch wohl eines Fürsten Kindt,
Die ihm zu bringt Leut und Landt.
Unser Armuth ist ihm bekandt.
Er geht dir zu Unehren nach,
Daß er dich hintergehe und sach.

Digitized by Google

Darumb vertrau ihm bey leib nicht!
Schreibt er dir oder dich anspricht,
So thu jhn an dein Eltern weisen'!
Sag, was dich wern dieselben heisen,
Denselben wollst du gehorsam sein.

Phönizia verspricht, dem Rathe der Mutter folgen zu wollen und ohne Wissen der Eltern nichts zu thun, und es versichert deshalb ihr die Mutter:

Wirstu die Regel halten alzeit,
So wirst nach dem virden Gebot
Langs Leben und Glück haben von Gott.
Der wird dir auch nach deinen Ehrn
Noch wol eine gute Heirat beschern,
Wenn es sein Will und Gfallen ist,
Denn du noch jung von Jahren bist.

Das ist nun wohl eine etwas hausbackene Ermahnung, aber sie kommt gerade zu rechter Zeit. Denn Tymborius, welcher von seinem Ständchen her gar keinen Erfolg bemerkt hat, findet keine Ruhe, beschließt vor das Haus der Geliebten zu gehen, und wandelt da auf und ab um vielleicht sie zu erblicken oder sprechen zu können.

Ach, Hertzlieb, seufzt er, wiltu mich erquicken?
Thu nur ein weng zum Fenster auß plicken,
Und sprich mir ein wenig freundlich zu.
Ach, wie steck ich so voll Unruh!
Jetzt denk ich diß, bald anders das,
Säh ich die Lieb, so wer mir baß.

Da erscheint Phönizia wirklich mit ihrer Kammerfrau Philis, zu der sie spricht:

Mein Frau Mutter hat mir befohlen,
Ihr Porten aus dem Kram zu hohlen.
Das wöll wir eillend richten auß,
Und bald wider kommen zu Hauß.

Digitized by Google

Als Tymborius sie erblickt, geht er zu ihr, neigt sich und spricht:

Phönizia, meins Hertzens Lieb,
Euch ich mich gar zu eigen gieb.
Ihr seit der einig Trost meins Lebens.
Ich, hoff, mein Bitt sei nicht vergebens.

Aber Phönizia hat die Ermahnung der Mutter gar wohl gemerkt, und ist dadurch besser beschützt, als Gretchen gegen Faust; auch weiß sie gut zu antworten:

Eur Gnad woll sich nicht lassen verdrießen,
Daß ich Euch solche Antwort gib!
Ich weiß noch nicht von Mannes Lieb,
Dieweil ich noch jung bin von Jarn,
Hab nicht gelernet noch erfahrn,
Sondern ich muß gehorsam sein
Dem Vater und der Mutter mein,
An die ich eur Gnad thu weisen,
Denn ich thu als, was sie mich heisen.

Tymbor will ihre Hand ergreifen, sie aber weist ihn ab und er sagt deshalb:

Die Red bringen mich umb das Leben,
Denn sie greifen gar weit um sich.

Phönizia.

Eur Gnad wird nicht verdenken mich,
So wird sie auch nicht Scheuhen tragen,
Hat sie mir etwas Ehrlichs zu sagen,
Daß sie es mein Eltern anmelt.

Tymbor.

Zart schöne Jungfrau, hilft kein Gelt,
Kein gutes Wort, kein Schenk noch Gab?
Ich will Euch geben, was ich hab,
Wenn ich eur Lieb erlangen kan.

Digitized by Google

Phönizia.

Eur Gnad hat mich verstanden schon;
Mein Eltern sind mein Gelt und Gab,
Die ich nach Gott am liebsten hab.
Was mich die heisen, das will ich than,
Ein anders und mehrers ich nicht kan.
Ich muß gehn. Gott gesegn eur Gnad!

Tymbor.

Ja wol, sie geht jhrs Wegs strachs fort,
Und ist mir mein Bitt gar abgeschlagen.
Jhrem Vater werd ich davon nichts sagen,
Er sollt wol Antwort geben mir,
Daß es die halbe Stadt erführ.

Nach dieser Abweisung des Herrn Grafen kommt der früher schon etwas derber abgewiesene Jahn wieder zum Vorschein, und zwar theils weinend über den Tod seiner Mutter, theils vergnügt über die Erbschaft, welche sie ihm hinterlassen.

Das Gelt ist gar ein gute War.
Jetzt bin ich stölzer, denn vor eim Jar.
Darumb ist's wahr, daß Gelt und Gut
Gibt den Leuten ein frischen Muht.
Armuth bringt viel Melancoley.

Aber sieh, während er so hochfertig einher steigt, erscheint ein Geist, dem ein Feuer auf dem Kopf brennt. Jahn schlägt ein Kreutz, läuft davon und ruft in Angst:

Ey Herr behüt! was kompt da herbey?
Allda ist meines Bleibens nit.

Der Geist.

Sohn Jahn, steh still, das ist mein Bitt.

Digitized by Google

Jahn.

Was wiltu? Soll ich dein Sohn sein?
Pack dich nur in die Höll hinein!
Du bist der Teufel oder ein Gespenst.

Geist.

Sohn Jahn, wenn du mich gleich nicht kennst,
Bin ich doch deiner Mutter Geist.

Jahn.

Geist, sag mir, wie du dann heist,
Ob ich möcht wissen, wer du bist.

Der Geist.

Anima mein Name ist.

Jahn.

Hat doch meine Mutter Ursel geheisen.

Dennoch läßt er sich endlich überreden, es sei seiner Mutter Geist, der ihn um Errettung aus dem Fegfeuer bittet. Jahn verspricht Alles zu thun und weint bitterlich über die Leiden seiner Mutter. Den Gerührten umarmt der Geist, zieht ihm das Geld aus der Tasche und läuft davon. Da merkt Jahn endlich, daß er betrogen und der Geist niemand anders als Malchus, der Dieb ist. Nun jagt Jahn den Dieb einigemal über die Bühne, indem er schreit: Halt auf, halt auf! während der Dieb den Zuschauern versichert, sie machten nur einen Wettlauf; und wir dürfen uns wohl denken, daß eine solche Szene unsere Vorfahren wird köstlich ergötzt haben.

Indeß hat Tymborius beschlossen, an Phönizia zu schreiben, und verleitet durch Versprechungen die Kammerfrau, den Brief zu übergeben. Wie täuscht sich aber auch diese! Phönizia ruft die Kammerfrau alsbald wieder herbei und spricht:

Ihr habt mir einen Brief gebracht,
Der mich gar sehr hat zornig gemacht.

Digitized by Google

Der Graf ist von gar hohen Stammen,
Hat bei dem König ein grosen Namen,
Auch ist er reich an Leut und Landt.
Mich zu nemen, wer jhm ein Schandt,
Weil ich jhm bin an Stand ungleich.
Darumb so will ich bitten Euch,
Ihr wolt jhm meinethalben sagen:
Ich hab von meiner Kindheit Tagen
Gehabt zwo guter Meisterin,
Von den ich unterwiesen bin.
Die erst ist Gottesfürchtigkeit,
Die ander aber ist Keuschheit.
Die erst Meisterin gibt nicht zu,
Daß ich was hinder meim Vater thu.
Die ander Meisterin, die Keuschheit,
Auch nicht gedultet oder leid,
Daß ich allein red mit ihr Gnad.
Wenn er mich aber ehrlich lieb hat,
So sprech er meinen Vater an,
Was mich der heist, das wil ich than.
Das ist mein Antwort; dabey sols bleibn.

Philis.

Edles Jungfräulein, darff ich fragen,
Ob es nicht thet, daß jhr jhm schriebt?
Die weil er Euch so hertzlich liebt,
Möcht er sich drauß ein weng erquicken.

Wie schlau dieser scheinbar unschuldige Vorschlag der Kammerfrau! Die versprochene schöne Kleidung thut bei ihr Wirkung; aber Phönizia sagt mit derselben Festigkeit und Entschiedenheit:

Jungfrauen sollen kein Brief außschicken.
Mein Vater hat mich das nicht gelehrt.
Ich hoff, wenn er die Antwort hört,
So werd er daraus merken wol,
Was er thun oder lassen sol.

Digitized by Google

Phönizia geht ab und Philis sagt sich:

Mit der Antwort, die ich empfangen,
Werd ich ein schlechtes Trinkgeld erlangen.
Doch richt ich meinen Befehl aus.
Schau! dort geht der Graf gleich heraus.

Tymbor kommt nun zur Philis, gibt ihr freundlich die Hand und sagt:

Ach wie ist mir die Weil so lang,
Bis ich gute Antwort empfang
Von der Hertzallerliebsten mein!

Philis.

Gnediger Herr, ich ergib mich drein,
Daß ich kein Trankgeld überkum.

Tymbor.

Ach liebe Jungfrau, sagt warum?
Meint jhr denn, ich sag eim was zu
Und jhm dasselb nicht halten thu?
Da nembt von mir die zwei par Kronen!
Seit nur fleißig! ich will euch lohnen.
Jhr solt damit zufrieden sein.

Philis.

Gnediger Herr, die Jungfrau mein,
Die ist aber mit mir nit zufrieden.

Tymbor.

Was sagt sie dann? Ich thu euch bitten
Halt mich nicht lang auf, oder ich stirb!

Philis.

Gnediger Herr, es ist nichts guts,
Darumb ichs euch nicht gern sag.

Tymbor.

Ey sagts, daß ich der Sach denk nach,
Ob ich vielleicht könnt finden Raht.

Digitized by Google

Nachdem Philis ihren Auftrag wörtlich ausgerichtet, ruft Tymbor aus:

Vor Hertzenleid muß ich verzagen,
Ach, wie hat das geant mein Hertz!

Dennoch will er zum dritten Mal sein Glück versuchen, Er greift in den Busen und gibt der Philis ein Gedicht, welches sie ihrer Herrin übergeben soll. Nachdem aber Philis fort ist, da ergreift ihn plötzlich ein anderer Geist. Der unerwartete Widerstand der Phönizia regt neben seiner Liebesglut auch seinen Stolz darüber auf, daß er verschmäht wird, und er spricht nun zu sich selbst:

Ach, solt das junge Jungfräulein
Haben ein solch hohen Verstandt,
Mich machen mit Vernunft zu Schandt,
Daß sie mich zu jhren Eltern weist?
Mein Thorheit mich selber verdreist,
Dann mir bei allen meinen Jahren
Kein solcher Schimpf ist widerfahren.
Das macht die blindt und thörigt Lieb,
Die hat so großen harten Trieb,
Daß ich mich selbst nicht hab bedacht,
Auß mir ein Löfler und Buler gemacht,
Der ich bin eines Königs Rath,
Hochgehalten bey jhr Mayestat,
Und mach mich jetzo selbst zu Schand.
Der Jungfrau Vater ist wol bekandt,
Ein frommer ehrlicher Edelmann,
Der nie hat wider Ehr gethan.
Ob er schon nicht ist so gar reich,
Auch an den Stand mir ist nicht gleich,
Ist es doch oft zu schulden kommen,
Daß ein Graf hat eine Edle genommen.
Weil ich dann hab vil Leut und Landt,
Ein große Paarschaft underhandt,
Könd sie ein Gräfin wern durch mich.
Auch so kan reich sie machen ich.

Digitized by Google

Darumb so will ich mich nicht schemen,
Diese Jungfrau ehelich zu nehmen,
Denn ihre Tugent, die sie hat,
Mein Grafenvermögen weit für gaht,
Weil man sie nicht bezalt mit Gelt,
Sie mir auch lieb für die ganz Welt.
Ich muß doch sonst vor Liebsbrunst sterben.
Ich will mir um sie lassen werben
Lionitem, den frommen Alten.
Ich hoff, er soll mir sie erhalten.
Schau da! weil ich noch von ihm red,
Er zu gutem Glück gleich hergeht.

Lionatus, ein Hausfreund des Lionito, tritt auf und Tymborius bittet ihn, um Phönizia bei Lionito zu werben:

Die brennend Lieb hat mich gefangen.
Ihr solt mir ein Heurath erlangen.
Bey Lionito, den jhr wol kend.
Sein Tochter, Phönizia genend,
Die hat mein jungs Herz mir gebunden
Und mich in der Lieb überwunden,
Daß ich ihr muß zur Ehe begern.
Drum bitt ich: wolt euch nicht beschwern
Und wolt mir ein guter Werber sein.

Lionatus ist dazu gerne bereit und hofft gutes Gelingen.

Ahnenstolz, Reichthumshochmuth und Scheu vor der Ehe liegt von der Liebe besiegt zu Boden und Venus hat ihre Rache geübt. Indeß hat Philis das Gedicht an Phönizia übergeben, welches einen so günstigen Eindruck macht, daß sie Philis bittet, sie es singen zu lehren; sie will's lernen um seinetwegen; und deshalb kann ich auch nicht umhin, es Ihnen zum Theil hören zu lassen:

1.

Ach Lieb, wie ist dein Name süß,
Wie sanft thustu einschleichen!

Digitized by Google

Wenn einer meint, du seist gewieß,
Thustu gar von ihm weichen.
Das macht groß Pein,
Die dir allein
Nachhängen und vertrauen.
Ich hab auch gewieß
Erfahren dieß
Mit einer schön Jungfrauen.

2.

Auf die ich hab mein Hertz gesetzt,
Vermeint, jhr Lieb zu genießen,
Die hat mir gar abgesagt zuletzt,
Mein Gunst gstossen mit Füßen.
Ach lieber Gott,
Grosß ist der Spott,
Wer ohne Dank thut lieben,
Dann er damit
Kriegt bessers nit
Als sich hoch zu betrieben.

3.

Also ist es auch gangen mir,
Da ich recht lieht von Herzen.
Des wuchs mein Jammer für und für
In Seufzen und viel Schmertzen,
Denn ich die Nacht
Vergebens wacht,
Beim Tag hat vil Gedanken.
Sucht ich schon Raht,
Fand ich kein Gnad,
Hatt stets in mir zu zanken.

4.

Ich kam auch immer tiefer drein
Und kund gar kein Ruh finden.
Des verschmacht mir das Hertze mein,
Meine Kreffte theten schwinden,

Digitized by Google

Und mein Verstand
Mir auch verschwand,
Gieng daher wie der Schatten,
Lied große Pein.
Ach Liebste mein,
Nimb mich doch an zu Gnaden!

5.

Drum Hertzlieb, so erhör mein Klag!
Laß mich dein Lieb erwerben.
Wenn ich dich nicht bekommen mag,
So muß ich schmertzlich sterben.
Das hab ich dir
Jetzt tragen für.
Bitt, nimm es doch zu Ohren.
Wenn das nicht geschicht,
Hilft Niemand nicht.
Ich hab mein Leben verloren.

Also ohne Eindruck war dieses Lied auf das Herz der Phönizia nicht geblieben; ihre sittlichen Grundsätze und Ansichten wurden dadurch aber nicht erschüttert, denn sie sagt nach dem Gesang zu Philis:

Drum laß er nur sein Flehen bleiben!
Will er nicht ehelich umb mich werben,
So mag er deßhalb gar wol sterben.

Indeß hat Lionatus, der Hausfreund, bei den Eltern der Phönizia den Auftrag des Grafen ausgerichtet, und der Vater spricht deshalb zu ihr:

Tochter, ich hab dich was zu fragen.
Drumb wollteſt mir die Wahrheit sagen,
Was dein Gemüth und Will wird sein!
Graf Tymbor begert ehelich dein,
Hat Lionitem geschickt zu mir her.
Dieweil es denn nicht billig wär,
Dich ungehört ihm zuzusagen,

Digitized by Google

So hab ich dich vor wollen fragen.
Ich meint, die Heurat wer für dich.

Phönizia neigt sich und sagt:

Ach Herr Vater, was fragt ihr mich?
Bin ich doch eur mit Leib und Leben,
Euch zu folgen auch undergeben!
Find ihr die Heurat gut für mich,
So will gar gerne folgen ich,
Doch haben eur Lieb ein Bedenken,
Dürffen sie sich gar nicht bekrenken
Und ihm die Heurat schlagen ab,
Weil ich noch viel zu lernen hab,
Und noch gar jung von Jaren bin.
Ihr behalt mich oder gebt mich hin,
So will ich euch gehorsam sein.

Lionito.

Es ist recht, liebe Tochter mein!
Solt wir die Gelegenheit abschlagen,
Wer weiß, ob du bei deinen Tagen
Vielleicht mehr dergleichen bekembst.
Drum rath ich dir, daß du ihn nembst,
Ob du ihn anderst lieben thust.
Ich sag nit, dastu es thun must,
Sonder, wenns sein könd, wer es gut.

Phönizia.

Herr Vater, all mein Sinn und Muth
Ist nur gericht nach eurm Willen.
Was ihr mich heist, will ich erfüllen,
Und ich weiß, wenn ich folgen thu,
Daß mir Gott gibt vil Glücks darzu.
Darumb darf es nicht Fragens vil.

Lionito.

Drauff ich dich ihm zu sagen wil.
Komb rein! Sein Werber ist noch drin.

Digitized by Google

Dich zu versprechen ich willens bin,
Und hoff, es geschech uns Allen zu Gewinn.

Die Zusage wird also gegeben und der Werber wandert zum Grafen, um ihm die Botschaft zu bringen.

Billig folgt auf so Ernstes wieder etwas Lustiges, und es wird uns nun Jahn vorgeführt, wie er den Betrieger Malchus, seiner Mutter Geist, auflauert, ihn erwischt und tüchtig durchpeitscht bis er von ihm sein Geld wieder erhält. Beim Fortgehen findet er seinen Herrn Gerando tiefbetrübt sitzen, denn die Nachricht von der Verlobung Phönizias hat ihn nieder geschmettert; und als Jahn fragt:

Ach Herr, sagt was bedeuten thut,
Daß ihr so steckt voller Unmuth,
Als sei euch etwas widerfahrn!

antwortet Gerando:

Ja, mir ist bei all mein Jahrn
Kein solches Hertzeleid widerfahrn.

Jahn meint, alles Erdenleid sei zu ertragen, aber das härteste sei, in der Lieb durch den Korb zu fallen, wie es ihm kürzlich bei der Anna Maria gegangen sei und wozu sein Herr auch geholfen habe.

Gerando.

Dasselbig ich bekennen thu,
Aber ich hab dahin nicht gedacht,
Daß oft Einer ein Gruben macht
Eim andern und fällt selbst darein.
Geh halt und heiß mir Gerwalt rein,
Dem will ich klagen mein Gebrechen
Und umb ein guten Raht ansprechen.

Jahn.

Gerwalt solt ich heisen rein?
Es wird doch der Edelmann sein,
Der so viel bösen Handel anricht?

Digitized by Google

Gerando.

Darnach haſtu zu fragen nicht.
Gehin! Heiß ihn bald zu mir her
Und ſag ihm, daß ich ſein beger!

Jahn (bedenklich).

Zu mir her! Sein beger?

Und er hat recht, mit dieſem Gerwalt erſcheint der böſe Geiſt des Stücks. Er iſt ein Ritter, den Tymbor beim Kampf auch beſiegt, und der ſchon deßhalb eine Freude hat, demſelben einen Schaden zu zu fügen, zumal wenn es unter dem Scheine der Freundſchaft gegen einen Andern geſchehen kann. Während nun Jahn dieſen ſchlimmen Rathgeber und Helfer holt, ſpricht Gerando ſeufzend zu ſich ſelbſt:

Ach Phönizia, die ganze Welt,
Silber, Gold und alles Gelt,
Edelgeſtein und all Metal,
All Perlein, die haben kein Zahl,
Und was der Menſch ſonſt lieben thut,
Halt ich Alles ſambt nicht ſo gut,
Als dich, mein Hertzenlieb allein:
Und ich ſoll dein beraubet ſein?
Ach, ich muß eben allhie verzagen.

Nur dieſe heiße Liebe erklärt es uns, daß Gerando, ein ſonſt ehrenhafter Ritter, auf den ſchändlichen Plan Gerwalt's eingeht, die Reinheit und Unſchuld Phönizia's dem Grafen Tymbor verdächtig zu machen, dadurch, daß Gerwalt mit Jahn, als Phönizia verkleidet, Nachts bei Mondenſchein im Garten des Vaters ſpatzirn geht und den Graf Tymbor veranlaßt, im Hinterhalt es zu beobachten, nachdem er ihn vorher ſchon mißtrauiſch durch böſe Reden gemacht hat. Denn als der Graf voll Freude und Luſt daher kommt und ſpricht:

Heut iſt der allerglücklichſt Tag,
Weil mir iſt geſchehn die Zuſag,
Daß Phönizia mein ſoll ſein.

Digitized by Google

Verschwunden ist all Schmerz und Pein,
All mein Anfechtung ist vergangen,

da nahet der Verkläger mit den Worten:

Gnediger Herr, thut mir zuschauen,
Daß jhr nit werd betrogen mit,
Ich wolt's eur Gnaden gönnen nit.
Phöniziam kennt jhr nicht recht.

Zum Beweiß verlangt er, der Graf solle Nachts in den Garten kommen, sich versteckt halten und dann sehen, was geschehe. Gerwalt erscheint mit Jahn im Garten und spricht mit ihm als seiner geliebten Phönizia, was natürlich den Grafen Tymbor empört und ihn bestimmt, die Heirat wieder aufzukündigen. Jahn ist dabei ziemlich unschuldig, denn er weiß eigentlich nicht recht, wozu die Posse gespielt wird und sagt zu Gerwalt:

Was haben wir hie gerichtet auß?
Nichts, dann ich hab je kein Menschen gesehen,

worauf Gerwalt schadenfroh: Du erfehrst wol was ist geschehen. Am Morgen dieser teuflischen Nacht versammelt sich in Lionito's Haus die ganze Familie, um die Zurüstungen zur Hochzeit zu treffen. Da tritt Lionatus wieder ein mit der Botschaft:

Es schicken mich her jhr Genaden
Und künden euch die Heirat ab,
Die ich jhm neulich gewovben hab,
Und leßt euch anzeigen dabey:
Eur Tochter nicht frum von Ehrn sey;
Drumb wöll sein Stand nicht gebürn,
Eine solche Dirn zu Kirchen zu führn.
Was er jhr geschenkt, das mag sie bhalten.

Wie nun bisher schon Phönizia sich als eine Jungfrau gezeigt, die weniger von dem Gefühl der Liebe als dem der weiblichen Ehre beherrscht wird, so tritt sie auch bei dieser schrecklichen Botschaft auf und spricht im Gefühl ihrer Unschuld:

Digitized by Google

Ach, daß sein ewig Gott muß walten!
Wer hat das zeigt dem Grafen an,
Daß ich hett wider Ehr gethan?
Der thut mir groß Gwalt und Unrecht.
All Ueppigkeit hab ich verschmecht,
Auch mir mein Tag nie fürgenommen,
Das mir von Euch jetzt ist für kommen.
Des ruf ich Gott zu Zeugen an.
Das heiß Eisen auch tragen kann
Zur Beweisung meiner Unschuld.
Ach Gott, solt ich denn deine Hult
In unehrlicher Lieb verliern,
Mich böse Begirt lassen verführn?
Das sei immer mehr weit von mir!
O Herr Gott, ich befelch mich dir.
Vor Angst muß ich mein Geist aufgeben.

Die heftige Aufregung macht Phönizia wanken, man unterstützt sie, aber sie sinkt in volle Ohnmacht und der Vater hält sie schon für todt, doch nach Anwendung von Mitteln kommt sie wieder zu sich, und die Mutter ruft freudig aus:

Ihr Krefft kommen ein wenig wieder.
Sie hat jetzund ein Athem geholt.

Man trägt sie weg, und Lionito, der fest von der Unschuld seiner Tochter überzeugt ist, beschließt, sie für todt auszugeben, und ein förmliches Begräbniß zu halten, damit der Graf, der offenbar betrogen sei, Zeit habe zur Erkenntniß der Wahrheit zu kommen und durch Schmerz und Reue zurückzukehren. Phönizia wird mit ihrer Schwester Bellaflura auf ein Landgut gebracht ins Verborgene. In Messina selbst aber wird sie scheinbar begraben. Die Diener des Lionito tragen in tiefer Trauer einen mit dem Leichentuch bedeckten Sarg, worauf geschrieben steht: Gedächtniß der unschuldigen edlen und tugendreichen Phönizia von Loneten, in eine Kirche, setzen ihn hier nieder und entfernen sich dann. Hierauf

Digitized by Google

kommt Jahn in die Kirche, liest die Aufschrift und spricht, sich verwundernd:

Ist dann Phönizia gestorben schon,
Wie ich an dem Sarg hab gelesen?
Bin ich nicht nechten Phönizia gewesen?
Dann also hieß der Namen mein.
Ich muß fürwahr bald gestorben sein.

Nach einigem Besinnen wird es ihm klar.

Potz Valtin, jetzt ist mir bewist,
Wer die gestorben Phönizia ist.
O weh, sie ist meines Herrn Braut.
Ey, ey, wer hett des Unglücks traut?
Ich will ihm gehn, die Zeitung sagen.
Ach, wie wird der Mann weinen und klagen!

Nachdem Jahn abgegangen, erscheint Tymbor, tief gebeugt von Reue und Leid, vor der Kirche nnd spricht:

Ach weh, ach weh, mir armen Mann!
Ach weh, ach weh, was hab ich than,
Daß ich hab dem Gerwalt geglaubt!
Er hat mich meiner Sinn beraubt
Und mich wie einen Thorn bethört. —
Soll ich an deim Tod schultig sein,
Der du keusch warst und engelrein.
Wie soll ich nun das Uebel büßen!
Ich werd noch selbst verzweifeln müssen.

Bevor also Tymbor noch weiß, wie die Sache zusammenhängt, hat ihn doch der geglaubte Tod der Phönizia schon davon überzeugt, daß er von Gerwalt, dem bekannten Betrieger, getäuscht worden und Phönizia unschuldig sei. Wie ihn aber, treibt auch den Gerando Reue und Leid zur Todtenstätte und ehe er Tymbor bemerkt spricht er:

Ach Jammer der traurigen Mer!
Ach, daß ich nie geboren wer!

Digitized by Google

Ein groß Uebel hab ich gestifft,
Das mich leider am meisten trifft.
Ach, daß ich nur käm zu dem Grafen,
Daß er mich nach Verdienst thet strafen!
Ich habs verschuld und wil als leiden.

Der Wunsch dieses tiefen Schmerzes und der verzehrenden Reue wird alsbald erfüllt, Tymbor geht auf Gerando zu und sagt:

Herr Gerando, was thuts bedeuten,
Daß jhr euch so kleglich stellt?

Gerando.

Gnediger Herr, ach wenn jhr wölt
Ein Gang mit mir in dKirchen than,
So zeig ich euch mein Trauern an.

Tymbor.

Ja, kein Trauern ist über mein Trauern.
Nicht weiß ich, wie ichs werd austauern.
Ich wolt Gott, daß ich todt wer.

Gerando schickt hierauf den Jahn ab, um den Gerwalt zu holen, und beide Ritter gehen dann zu dem Sarg. Hier entwickelt sich nun eine Szene, die trotz ihren einfachen Worten wohl nicht ermangeln konnte tiefen Eindruck zu machen. Als nämlich beide Ritter am Sarge stehen, sagt Tymbor, vom tiefsten Leid ergriffen:

O Phönizia, du einiche Kron,
Ein Spiegel der Jungfrauen schon,
Du wahrer Ausbundt aller Tugend,
Wie schendlich starbst in deiner Jugend!
Mein groß Leid thut mich bewegen,
Daß ich selbst Hand an mich muß legen,
Von wegen der Hertzallerliebsten mein.

Er zieht das Schwerdt, um sich zu durchstechen. Gerando hält ihn zurück, zeucht sein Schwerdt aus, wirft es dem Grafen zu Füßen, fällt auf die Knie und sagt:

Digitized by Google

Ach gnediger Herr, ich bin allein
Der recht Schultig an diser That,
Die mich Gerwalt anglernt hat.
Drumb nembt mein Schwerdt, das bitt ich,
Und stost dasselbig balt in mich!
Oder ich will es selber than.
O jhr, all Menschen, secht mich an!
Ein Verderber solcher schön Jugent,
Ein Kron und Zier aller Tugent!
Drumb ich auch hab mein Leben verlorn.
Doch sey es Gerwalten geschworn,
Der mich darzu felschlich verfürt,
Daß jhms von mir nit gschenket wirt.

Tymbor hebt den Gerando auf und sagt:

Die Sach kombt mir gar seltzam für.
Ich bitt euch: wolt doch sagen mir,
Wie sich alle Sachen zugetragen.

Gerando.

Gnad Herr, ich will die Warheit sagen,
Phöniziam hett ich so holt,
Daß ich sie selber nemen wolt,
Und als sie hat eur Gnad erworben,
Wer ich vor Hertzenleid gestorben,
Und thet mich die groß Lieb bezwingen,
Eur Heurat hinder sich zu bringen.
Nun west ich nicht, was ich thun solt:
Da unterstandt sich der Gerwalt,
Eur Gnaden balt dahin zu treiben,
Daß sie nicht würden bestendig bleiben,
Sonder künden die Heurat ab;
Als ich jhm dann gefolget hab.
Wie aber er das Spiel angfangen
Und wie jhms ferrners nauß ist gangen,
Wissen eur Gnad vil baß dann ich.
Doch bitt ich: wolt begnaden mich,

Digitized by Google

Oder straffst mich, wie ich verschult!
Ich wils als leiden mit Gedult.

Tymborius.

Ach Jammer, ach wehe der großen Schand!
Das als hat balt mein Hertz geandt,
Daß Gerwalt umging mit Betrug.
Nun hab ich von euch Brichts genug,
Wie ich komb umb die Liebsten mein.
Jedoch kan ich euch nicht feindt sein,
Sonder wils euch hatten zu gut,
So ferrn jhr Abbittung thut
Erstlich der toden Jungfrauen,
Auch ihren Eltern, den jhr auf Trauen
Habt zugefügt groß Hertzenleid.
Aber Gerwalt schwer ich ein Eyd,
Wo ich den Schurken überkumb,
Soll er sein Lohn bekommen drumb.
Er sols sein Lebtag nimmer than.

Gerando.

So last uns zu der Jungfrau gahn,
Da sie liget in ihrem Grab,
Und ich jhr bitt das Uebel ab.

Gerando fällt am Sarge nieder und sagt:

Ach Phönizia, du edles Bilt,
Ich bitt durch all dein Tugent milt
Und die Lieb, die ich zu dir trug,
Derhalben dir groß Schmach zu zug,
Du wolst mit mir tragen Gedult
Und mir vergeben meine Schult;
Dann ich hab dir groß Unrecht than.
Von dir nichts anders wissen kan
Denn Ehr, Tugent und Redlichkeit.
Du warst ein Brunn aller Keuschheit
Und ein Spiegel aller Jungfrauen.

Digitized by Google

Das sag ich jetzt bei Ehr und Trauen
Anderst kan ich nicht reden von dir.

Tymbor, auch niederkniend.

Auch ist die Schuld zu geben mir,
Daß ich glaubt hab dem losen Man,
Der mir von dir zeigt Uebels an,
Und dir mein Ehgelüb hab aufkündt.
Ich bitt, verzeih mir meine Sündt,
Daß ich sogar bald glauben thet,
Dich unschuldig in Verdacht hett.

Nach dieser feierlichen Abbitte und Ehrenerklärung stehen beide Ritter auf und geben sich die Hände.

Tymbor.

Ach, könd ich sie vom Tod aufwecken,
Leib Ehr und Gut wolt ich dran strecken,
Und wer mir nichts zu gut auf Erden.
Sagt aber, wie wir bestehn werden,
Wenn wir zu jhrem Vater kommen?

Gerando.

Er wird uns übel halten drummen,
Und thut uns auch gar nicht unrecht.

Indem beide nun weiter gehen, um den Eltern Abbitte zu leisten, kommt Jahn mit der Nachricht, daß sich Gerwalt davon gemacht habe, und erzählt dem Grafen näher, wie er in der Nacht die Phönizia gespielt, jedoch ohne zu wissen, was damit bezweckt werde.

Als die Ritter zu dem Vater der Phönizia kommen, thun sie auch hier fußfällig Abbitte und ergeben sich völlig in seinen Dienst. Er aber fordert keine andere Buße als das Versprechen, ohne seinen Rath und Willen sich in Zukunft nicht zu verheirathen.

Nachdem Gerando nach Hause gekommen, fordert Jahn, voll Bitterkeit und Schmerz, daß sein Herr ihm in seiner Liebe einen bösen Streich gespielt und Ursache des Todes der Phönizia ist, sein Abschied:

Digitized by Google

Bei euch ich nimmer bleiben mag,
Drum gebt mir Urlaub und meinen Lohn!
Ich will jetzund als bald davon,
Drumb schaut umb einen andern Knecht.
Dann jhr habt mir mein Lieb verstört,
Die Anna Maria dahin verkehrt,
Daß sie mich hat mit Wasser gossen.
So habt jhr mich auch zum Mörder gemacht
Und die Phönizia umbgebracht.
Von eurs Gelts wegen half ich darzu,
Solch Schelmsarbeit ich nimmer thu.
Bei euch ist weder Heil noch Glück,
Drumb gebt mir Gelt und last mich wandern.

Um seines tiefen Leids wegen, sagt Gerando selbst, läßt er sich solche Reden gefallen und Jahn wandern, ohne ihn zuvor gehörig abzuklopfen. Nach längerer Zeit kommt Tymbor zum Besuch und sagt:

Mein Freund und Bruder, wie stehn all Sach?

Gerando.

Gnediger Herr, all gemach.
Mir will der Anfechtungsschmertzen
Gar nicht verschwinden aus dem Hertzen,
Den ich für Phönizia trag.

Tymbor.

Ich denke auch dran Nacht und Tag. —
Nun hab ich darzu Ursach geben,
Daß sie vor Hertzeleid ist verschieden,
Des kumbt mein Hertz nicht mehr zu Frieden,
Sonder schwebet in steter Klag,
Daß ich kein andre nemen mag,
Sonder will eben ledig bleiben,
Mein Zeit in Klag und Leid vertreiben,
Bis mich von hin abfordert Gott.

Digitized by Google

Hierauf gehen beide ins Haus des Lionito, um ihn einmal wieder zu besuchen. Dieser hat indeß seinen Plan gemacht. Da die Ritter versprochen, seinem Rathe zu folgen, so will er beiden rathen, sich zu verehelichen; will dem Tymbor eine angebliche Verwandte, Lucilia, und dem Gerando seine zweite Tochter Bellaflura geben. Bei dem Besuche macht er also seinen Vorschlag, und obgleich der Graf beschlossen, ledig zu bleiben, so fügt er sich doch ob des gegebenen Wortes, und beide Ritter werden nun von Lionito zu einem Gastmahl auf dem Landhaus eingeladen. Dort finden wir dann die beiden Schwestern in der Vorbereitung auf den von Vater angemeldeten Besuch.

Hertzliebe Schwester, sagt Phönizia, ich dank Gott,
Der mich, die ich schon war halb todt,
Wider zum Leben hat erquickt
Und meine Sach so wohl geschickt,
Daß alle, die mich theten schmehen,
Sagen, es sei mir Unrecht geschehen,
Und mir nachtragen Lieb und Gunst. —
Der Vater hat geschrieben mir,
Daß der Herr Graf und und seine Gesellen
Bei uns die Malzeit nemen wöllen,
Da wöll er alles richtig machen.
So bitt ich, hilf mir in den Sachen
Alles auf das best zu versehen.

Bellaflura.

Hertzliebe Schwester, das soll geschehen.
Auch bin ich es schultig zu thun,
Was du begerst; schaff mich nur an,
Ich wils verrichten nach meim Verstand,
Auf daß wir einlegen kein Schand.
Hör! hör ich nicht Trommeten blasen?
Wir wollen uns nicht sehen lassen.

Lionito kommt nun mit dem Grafen an der Hand, mit Gerando, Veracundia und der Kammerjungfrau. Nach freundlichem Will-

Digitized by Google

kommt wird Essen und Wein auftragen; Veracundia und die Kammerfrau bedienen die Gäste. Während der Malzeit beginnt Lionito zu Tymbor:

Gnediger Herr, ist euch zu Sinn,
Wie ich vor mit euch redet drinn,
Daß ihr die Jungfrau haben wolt,
Ihr sie zu sehen kriegen solt.

Tymbor.

Was ich vor einmal hab geredt,
Das beger ich zu halten stet.
Das sollen mir eur Lieb zutrauen.

Lionito zu Gerando.

Und ihr solt auch ein Junfrau schauen,
Die euch auch möcht zu werden Theil.

Gerando.

Was eur Lieb will ist, dasselb thut!
Denn wir beide eur Diener sein.

Lionito zur Kammerfrau.

Kammerfrau, heist die Jungfraun rein!

Phönizia und Bellastura kommen, schön geschmückt, in großer Zucht und Demuth, geben erst den fremden Herren die Hand, dann den Eltern und beginnen aufzuwarten. Tymbor erstaunt über die Aehnlichkeit, die es ihm leichter macht, diese Lucilia an die Stelle der Phönizia zu nehmen; Gerando zählt erneut seine Gewissensvorwürfe, was sie denn beide einander abseits vertrauen, worauf Lionito die angebliche Lucilia fragt:

Lucilia, ist dir zu Muth,
Mein gnedigen Herrn, den Grafen zu nehmen?

Wir haben nun Phönizia bisher nur als ein sehr frommes bescheidenes Geschöpf auftreten sehen, und doch hat sie auch den Schalk

Digitized by Google

im Nacken, und kann sich jetzt nicht enthalten, einigermaßen an den Grafen sich zu rächen. Zu ihm, der, wie wir uns erinnern, besonders um seines höhern Adels willen Bedenken getragen hatte, sie zu ehelichen, sagt sie als Lucilia:

Wenn sich ihr Gnaden mein nit wol schemen
Und das nicht halten für ein Tatel,
Dieweil ich allein bin von Adel,
Nicht hoh's Herkommens wie sein Gnad,
Und eur Lieb (sagt sie zum Vater) befind das im Rath,
So folg ich eur Lieb allezeit.

Tymbor.

Ach, dieser Red zufrieden seit.
Die Tugent edel machen kann.
Seit ihr schon nur edel geborn
Seit ihr doch heut zur Gräfin worn,
Dann euch will ich und keine mehr.

Lionito.

So geb ich euch zu Gottes Ehr
Beide ehelichen zusammen.
Gott geb euch Glück.

Hierauf steckt Tymbor der Phönizia einen Ring an den Finger, hängt ihr seine Halskette an und führt sie zur Tafel. Hier neckt nun abermals Phönizia den Bräutigam, indem sie, als wenn sie von allem Vergangenen nichts wüßte, fragt:

Ach edler Gemahl, saget mir,
Ward vormals auch verheurat ihr,
Ehe und wann eur Gnad mich namb?

Tymbor.

Ach, schrecklicher Red mir nie für kam!
Ach, diese Frag bringt mir groß Schmertzen
Und gehet mir so tief zum Hertzen,

Digitized by Google

Daß sie mich gleich gar will umbringen.
Thut mich, einen Mann, zum weinen zwingen.
O Phönizia, was hab ich than?
Ich wolt, ich wer gestorben schon
Für dich! Wie schweb ich in Unmuth.

Phönizia, immer noch die unwissende Lucilia spielend:

Gnediger Herr, habt mirs zu gut,
Ich hab in allen guten gefragt.

Tymbor.

Ach, das sey Gott im Himmel klagt,
Mein voriges Lieb thut todt liegen,
Für die ich in die Höll wer gstiegen,
Wie auch Orpheus hat gethan.
Solt ich all verdambt Seel bestehn,
Wie Herkules, und sie erquicken,
Wolt ich mich alsbald darzu schicken.
Aber es kan doch je nicht sein.
Deß ist desto größer mein Pein,
Die kein Mensch auf Erd kan ermessen.

Endlich macht Lionito der Täuschung ein Ende. Er sagt zu Tymbor:

Ey schweigt, thut dieser Klag vergessen!
Lang gnug ich euch aufzogen han.
Secht eur Vertraute doch recht an,
Wie, wenn sie eur Phönizia wer?

Tymbor sieht sie an und sagt ungläubig:

Auf der Welt sehe ichs nimmermehr!
Wer jhrs aber, wer's mir dest lieber,
Und ich wolt als erleyden drüber
Und meine halbe Grafschaft drumb geben.

Digitized by Google

kommt Jahn in die Kirche, liest die Aufschrift und spricht, sich verwundernd:

Ist dann Phönizia gestorben schon,
Wie ich an dem Sarg hab gelesen?
Bin ich nicht nechten Phönizia gewesen?
Dann also hieß der Namen mein.
Ich muß fürwahr bald gestorben sein.

Nach einigem Besinnen wird es ihm klar.

Potz Valtin, jetzt ist mir bewist,
Wer die gestorben Phönizia ist.
O weh, sie ist meines Herrn Braut.
Ey, ey, wer hett des Unglücks traut?
Ich will ihm gehn, die Zeitung sagen.
Ach, wie wird der Mann weinen und klagen!

Nachdem Jahn abgegangen, erscheint Tymbor, tief gebeugt von Reue und Leid, vor der Kirche nnd spricht:

Ach weh, ach weh, mir armen Mann!
Ach weh, ach weh, was hab ich than,
Daß ich hab dem Gerwalt geglaubt!
Er hat mich meiner Sinn beraubt
Und mich wie einen Thorn bethört. —
Soll ich an deim Tod schultig sein,
Der du keusch warst und engelrein.
Wie soll ich nun das Uebel büßen!
Ich werd noch selbst verzweifeln müssen.

Bevor also Tymbor noch weiß, wie die Sache zusammenhängt, hat ihn doch der geglaubte Tod der Phönizia schon davon überzeugt, daß er von Gerwalt, dem bekannten Betrieger, getäuscht worden und Phönizia unschuldig sei. Wie ihn aber, treibt auch den Gerando Reue und Leid zur Todtenstätte und ehe er Tymbor bemerkt spricht er:

Ach Jammer der traurigen Mer!
Ach, daß ich nie geboren wer!

Digitized by Google

Ein groß Uebel hab ich gestifft,
Das mich leider am meisten trifft.
Ach, daß ich nur käm zu dem Grafen,
Daß er mich nach Verdienst thet strafen!
Ich habs verschuld und wil als leiden.

Der Wunsch dieses tiefen Schmerzes und der verzehrenden Reue wird alsbald erfüllt, Tymbor geht auf Gerando zu und sagt:

Herr Gerando, was thuts bedeuten,
Daß jhr euch so kleglich stellt?

Gerando.

Gnediger Herr, ach wenn jhr wölt
Ein Gang mit mir in d. Kirchen than,
So zeig ich euch mein Trauern an.

Tymbor.

Ja, kein Trauern ist über mein Trauern.
Nicht weiß ich, wie ichs werd austauern.
Ich wolt Gott, daß ich todt wer.

Gerando schickt hierauf den Jahn ab, um den Gerwalt zu holen, und beide Ritter gehen dann zu dem Sarg. Hier entwickelt sich nun eine Szene, die trotz ihren einfachen Worten wohl nicht ermangeln konnte tiefen Eindruck zu machen. Als nämlich beide Ritter am Sarge stehen, sagt Tymbor, vom tiefsten Leid ergriffen:

O Phönizia, du einiche Kron,
Ein Spiegel der Jungfrauen schon,
Du wahrer Ausbündt aller Tugend,
Wie schendlich starbst in deiner Jugend!
Mein groß Leid thut mich bewegen,
Daß ich selbst Hand an mich muß legen,
Von wegen der Hertzallerliebsten mein.

Er zieht das Schwerdt, um sich zu durchstechen. Gerando hält ihn zurück, zeucht sein Schwerdt aus, wirft es dem Grafen zu Füßen, fällt auf die Knie und sagt:

Digitized by Google

Ach gnediger Herr, ich bin allein
Der recht Schultig an diser That,
Die mich Gerwalt anglernt hat.
Drumb nembt mein Schwerdt, das bitt ich,
Und stost dasselbig bald in mich!
Oder ich will es selber than.
O jhr, all Menschen, secht mich an!
Ein Verderber solcher schön Jugent,
Ein Kron und Zier aller Tugent!
Drumb ich auch hab mein Leben verlorn.
Doch sey es Gerwalten geschworn,
Der mich darzu felschlich verfürt,
Daß jhms von mir nit gschenket wirt.

Tymbor hebt den Gerando auf und sagt:

Die Sach kombt mir gar seltzam für.
Ich bitt euch: wolt doch sagen mir,
Wie sich alle Sachen zugetragen.

Gerando.

Gnad Herr, ich will die Warheit sagen.
Phöniziam hett ich so holt,
Daß ich sie selber nemen wolt,
Und als sie hat eur Gnad erworben,
Wer ich vor Hertzenleid gestorben,
Und thet mich die groß Lieb bezwingen,
Eur Heurat hinder sich zu bringen.
Nun west ich nicht, was ich thun solt:
Da unterstandt sich der Gerwalt,
Eur Gnaden bald dahin zu treiben,
Daß sie nicht würden bestendig bleiben,
Sonder künden die Heurat ab;
Als ich jhm dann gefolget hab.
Wie aber er das Spiel angfangen
Und wie jhms ferners nauß ist gangen,
Wissen eur Gnad vil baß dann ich.
Doch bitt ich: wolt begnaden mich,

Digitized by Google

Oder straffst mich, wie ich verschult!
Ich wils als leiden mit Gedult.

Tymborius.

Ach Jammer, ach wehe der großen Schand!
Das als hat balt mein Hertz geandt,
Daß Gerwalt umging mit Betrug.
Nun hab ich von euch Brichts genug,
Wie ich komb umb die Liebsten mein.
Jedoch kan ich euch nicht feindt sein,
Sonder wils euch halten zu gut,
So ferrn jhr Abbittung thut
Erstlich der toden Jungfrauen,
Auch ihren Eltern, den jhr auf Trauen
Habt zugefügt groß Hertzenleid.
Aber Gerwalt schwer ich ein Eyd,
Wo ich den Schurken überkumb,
Soll er sein Lohn bekommen drumb.
Er sols sein Lebtag nimmer than.

Gerando.

So last uns zu der Jungfrau gahn,
Da sie liget in ihrem Grab,
Und ich jhr bitt das Uebel ab.

Gerando fällt am Sarge nieder und sagt:

Ach Phönizia, du edles Bilt,
Ich bitt durch all dein Tugent milt
Und die Lieb, die ich zu dir trug,
Derhalben dir groß Schmach zu zug,
Du wolst mit mir tragen Gedult
Und mir vergeben meine Schult;
Dann ich hab dir groß Unrecht than.
Von dir nichts anders wissen kan
Denn Ehr, Tugent und Redlichkeit.
Du warst ein Brunn aller Keuschheit
Und ein Spiegel aller Jungfrauen.

Digitized by Google

Das sag ich jetzt bei Ehr und Trauen
Anderst kan ich nicht reden von dir.

Tymbor, auch niederkniend.

Auch ist die Schuld zu geben mir,
Daß ich glaubt hab dem losen Man,
Der mir von dir zeigt Uebels an,
Und dir mein Ehgelüb hab aufkündt.
Ich bitt, verzeih mir meine Sündt,
Daß ich sogar bald glauben thet,
Dich unschuldig in Verdacht hett.

Nach dieser feierlichen Abbitte und Ehrenerklärung stehen beide Ritter auf und geben sich die Hände.

Tymbor.

Ach, könd ich sie vom Tod aufwecken,
Leib Ehr und Gut wolt ich dran strecken,
Und wer mir nichts zu gut auf Erden.
Sagt aber, wie wir bestehn werden,
Wenn wir zu jhrem Vater kommen?

Gerando.

Er wird uns übel halten drummen,
Und thut uns auch gar nicht unrecht.

Indem beide nun weiter gehen, um den Eltern Abbitte zu leisten, kommt Jahn mit der Nachricht, daß sich Gerwalt davon gemacht habe, und erzählt dem Grafen näher, wie er in der Nacht die Phönizia gespielt, jedoch ohne zu wissen, was damit bezweckt werde.

Als die Ritter zu dem Vater der Phönizia kommen, thun sie auch hier fußfällig Abbitte und ergeben sich völlig in seinen Dienst. Er aber fordert keine andere Buße als das Versprechen, ohne seinen Rath und Willen sich in Zukunft nicht zu verheirathen.

Nachdem Gerando nach Hause gekommen, fordert Jahn, voll Bitterkeit und Schmerz, daß sein Herr ihm in seiner Liebe einen bösen Streich gespielt und Ursache des Todes der Phönizia ist, sein Abschied:

Digitized by Google

Bei euch ich nimmer bleiben mag,
Drum gebt mir Urlaub und meinen Lohn!
Ich will jetzund als bald davon,
Drumb schaut umb einen andern Knecht.
Dann jhr habt mir mein Lieb verstört,
Die Anna Maria dahin verkehrt,
Daß sie mich hat mit Wasser gossen.
So habt jhr mich auch zum Mörder gemacht
Und die Phönizia umbgebracht.
Von eurs Gelts wegen half ich darzu,
Solch Schelmsarbeit ich nimmer thu.
Bei euch ist weder Heil noch Glück,
Drumb gebt mir Gelt und last mich wandern.

Um seines tiefen Leids wegen, sagt Gerando selbst, läßt er sich solche Reden gefallen und Jahn wandern, ohne ihn zuvor gehörig abzuklopfen. Nach längerer Zeit kommt Tymbor zum Besuch und sagt:

Mein Freund und Bruder, wie stehn all Sach?

Gerando.

Gnediger Herr, all gemach.
Mir will der Anfechtungsschmertzen
Gar nicht verschwinden aus dem Hertzen,
Den ich für Phönizia trag.

Tymbor.

Ich denke auch dran Nacht und Tag. —
Nun hab ich darzu Ursach geben,
Daß sie vor Hertzeleid ist verschieden,
Des kumbt mein Hertz nicht mehr zu Frieden,
Sonder schwebet in steter Klag,
Daß ich kein andre nemen mag,
Sonder will eben ledig bleiben,
Mein Zeit in Klag und Leid vertreiben,
Bis mich von hin abfordert Gott.

Digitized by Google

Hierauf gehen beide ins Haus des Lionito, um ihn einmal wieder zu besuchen. Dieser hat indeß seinen Plan gemacht. Da die Ritter versprochen, seinem Rathe zu folgen, so will er beiden rathen, sich zu verehelichen; will dem Tymbor eine angebliche Verwandte, Lucilia, und dem Gerando seine zweite Tochter Bellaflura geben. Bei dem Besuche macht er also seinen Vorschlag, und obgleich der Graf beschlossen, ledig zu bleiben, so fügt er sich doch ob des gegebenen Wortes, und beide Ritter werden nun von Lionito zu einem Gastmahl auf dem Landhaus eingeladen. Dort finden wir dann die beiden Schwestern in der Vorbereitung auf den von Vater angemeldeten Besuch.

Hertzliebe Schwester, sagt Phönizia, ich dank Gott,
Der mich, die ich schon war halb todt,
Wider zum Leben hat erquickt
Und meine Sach so wohl geschickt,
Daß alle, die mich theten schmehen,
Sagen, es sei mir Unrecht geschehen,
Und mir nachtragen Lieb und Gunst. —
Der Vater hat geschrieben mir,
Daß der Herr Graf und und seine Gesellen
Bei uns die Malzeit nemen wöllen,
Da wöll er alles richtig machen.
So bitt ich, hilf mir in den Sachen
Alles auf das best zu versehen.

Bellaflura.

Hertzliebe Schwester, das soll geschehen.
Auch bin ich es schultig zu thun,
Was du begerst; schaff mich nur an,
Ich wils verrichten nach meim Verstand,
Auf daß wir einlegen kein Schand.
Hör! hör ich nicht Trommeten blasen?
Wir wollen uns nicht sehen lassen.

Lionito kommt nun mit dem Grafen an der Hand, mit Gerando, Veracundia und der Kammerjungfrau. Nach freundlichem Will-

Digitized by Google

kommt wird Essen und Wein auftragen; Veracundia und die Kammerfrau bedienen die Gäste. Während der Malzeit beginnt Lionito zu Tymbor:

Gnediger Herr, ist euch zu Sinn,
Wie ich vor mit euch redet drinn,
Daß ihr die Jungfrau haben wolt,
Ihr sie zu schen kriegen solt.

Tymbor.

Was ich vor einmal hab geredt,
Das beger ich zu halten stet.
Das sollen mir eur Lieb zutrauen.

Lionito zu Gerando.

Und ihr solt auch ein Junfrau schauen,
Die euch auch möcht zu werden Theil.

Gerando.

Was eur Lieb will ist, dasselb thut!
Denn wir beide eur Diener sein.

Lionito zur Kammerfrau.

Kammerfrau, heist die Jungfraun rein!

Phönizia und Bellaflura kommen, schön geschmückt, in großer Zucht und Demuth, geben erst den fremden Herren die Hand, dann den Eltern und beginnen aufzuwarten. Tymbor erstaunt über die Aehnlichkeit, die es ihm leichter macht, diese Lucilia an die Stelle der Phönizia zu nehmen; Gerando fühlt erneut seine Gewissensvorwürfe, was sie denn beide einander abseits vertrauen, worauf Lionito die angebliche Lucilia fragt:

Lucilia, ist dir zu Muth,
Mein gnedigen Herrn, den Grafen zu nehmen?

Wir haben nun Phönizia bisher nur als ein sehr frommes bescheidenes Geschöpf auftreten sehen, und doch hat sie auch den Schalk

Digitized by Google

im Nacken, und kann sich jetzt nicht enthalten, einigermaßen an den Grafen sich zu rächen. Zu ihm, der, wie wir uns erinnern, besonders um seines höhern Adels willen Bedenken getragen hatte, sie zu ehelichen, sagt sie als Lucilia:

Wenn sich ihr Gnaden mein nit wol schemen
Und das nicht halten für ein Tatel,
Dieweil ich allein bin von Adel,
Nicht hoh's Herkommens wie sein Gnad,
Und eur Lieb (sagt sie zum Vater) befind das im Rath,
So folg ich eur Lieb allezeit.

Tymbor.

Ach, dieser Red zufrieden seit.
Die Tugent edel machen kann.
Seit ihr schon nur edel geborn
Seit ihr doch heut zur Gräfin worn,
Dann euch will ich und keine mehr.

Lionito.

So geb ich euch zu Gottes Ehr
Beide ehelichen zusammen.
Gott geb euch Glück.

Hierauf steckt Tymbor der Phönizia einen Ring an den Finger, hängt ihr seine Halskette an und führt sie zur Tafel. Hier neckt nun abermals Phönizia den Bräutigam, indem sie, als wenn sie von allem Vergangenen nichts wüßte, fragt:

Ach edler Gemahl, saget mir,
Ward vormals auch verheurat ihr,
Ehe und wann eur Gnad mich namb?

Tymbor.

Ach, schrecklicher Red mir nie für kam!
Ach, diese Frag bringt mir groß Schmertzen
Und gehet mir so tief zum Hertzen,

Digitized by Google

Daß sie mich gleich gar will umbringen.
Thut mich, einen Mann, zum weinen zwingen.
O Phönizia, was hab ich than?
Ich wolt, ich wer gestorben schon
Für dich! Wie schweb ich in Unmuth.

Phönizia, immer noch die unwissende Lucilia spielend:

Gnediger Herr, habt mirs zu gut,
Ich hab in allen guten gefragt.

Tymbor.

Ach, das sey Gott im Himmel klagt,
Mein voriges Lieb thut todt liegen,
Für die ich in die Höll wer gstiegen,
Wie auch Orpheus hat gethan.
Solt ich all verdambt Seel bestehn,
Wie Herkules, und sie erquicken,
Wolt ich mich alsbald darzu schicken.
Aber es kan doch je nicht sein.
Deß ist desto größer mein Pein,
Die kein Mensch auf Erd kan ermessen.

Endlich macht Lionito der Täuschung ein Ende. Er sagt zu Tymbor:

Ey schweigt, thut dieser Klag vergessen!
Lang gnug ich euch aufzogen han.
Secht eur Vertraute doch recht an,
Wie, wenn sie eur Phönizia wer?

Tymbor sieht sie an und sagt ungläubig:

Auf der Welt sehe ichs nimmermehr!
Wer ihrs aber, wer's mir dest lieber,
Und ich wolt als erleyden drüber
Und meine halbe Grafschaft drumb geben.

Digitized by Google

im Nacken, und kann sich jetzt nicht enthalten, einigermaßen an den Grafen sich zu rächen. Zu ihm, der, wie wir uns erinnern, besonders um seines höhern Adels willen Bedenken getragen hatte, sie zu ehelichen, sagt sie als Lucilia:

Wenn sich ihr Gnaden mein nit wol schemen
Und das nicht halten für ein Tatel,
Dieweil ich allein bin von Adel,
Nicht hoh's Herkommens wie sein Gnad,
Und eur Lieb (sagt sie zum Vater) befind das im Rath,
So folg ich eur Lieb allezeit.

Tymbor.

Ach, dieser Red zufrieden seit.
Die Tugent edel machen kann.
Seit ihr schon nur edel geborn
Seit ihr doch heut zur Gräfin worn,
Dann euch will ich und keine mehr.

Lionito.

So geb ich euch zu Gottes Ehr
Beide ehelichen zusammen.
Gott geb euch Glück.

Hierauf steckt Tymbor der Phönizia einen Ring an den Finger, hängt ihr seine Halskette an und führt sie zur Tafel. Hier neckt nun abermals Phönizia den Bräutigam, indem sie, als wenn sie von allem Vergangenen nichts wüßte, fragt:

Ach edler Gemahl, saget mir,
Ward vormals auch verheurat ihr,
Ehe und wann eur Gnad mich namb?

Tymbor.

Ach, schrecklicher Red mir nie für kam!
Ach, diese Frag bringt mir groß Schmertzen
Und gehet mir so tief zum Hertzen,

Digitized by Google

Daß sie [illegible]
Thut mich, [illegible]
O Phönizia [illegible]
Ich wolt, [illegible]
Für dich! [illegible]

Phönizia, [illegible]

Gnediger [illegible]
Ich hab [illegible]

Ach, das [illegible]
Mein vorig[illegible]
Für die ich [illegible]
Wie auch [illegible]
Solt ich [illegible]
Wie Herk[illegible]
Wolt ich [illegible]
Aber es [illegible]
Deß ist [illegible]
Die kein [illegible]

Endlich macht [illegible]
Tymbor:

Ey schwe[illegible]
Lang gn[illegible]
Secht [illegible]
Wie, wen[illegible]

Tymbor sieht [illegible]

Auf der [illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Digitized by Google

Lionito.

Hier ſteht ſie und thut wahrhaft leben,
Wie wohl wir meinten, ſie wer tod,
Hat ſie doch wieder erquicket Gott,
Welcher gewißlich haben wolt,
Daß ſie eur Gemahl werden ſolt.
Die hab ich euch an die Hand geben.

Tymbor ſieht ſie an, verwundert ſich und ſagt:

Ach Phönizia, thustu wirklich leben?
So ſolſt mir deſto lieber ſein!

Er fällt ihr um den Hals:

Ach Phönizia, die allerliebſte mein,
Nun ſey Gott gelobt und geehrt,
Der mir dich auch hat wieder beſchert.
Du biſt mein Aufenthalt und Freud.

Gerando fällt vor Phönizia auf die Knie, ſie hebt ihn wieder auf und er ſagt:

Ach, ich beging ein böſes Stück
An euch, zart ſchöne Jungfrau ſchon.
Aber die große Lieb hat es thon,
Die ich in meinem Herzen hett.
Euch zu erwerben ich hoffen thet:
So hat es Gott nicht haben wöllen.
Euch thu ich mich zu eygen ſtellen
Wie ihr mich ſtrafft, ſo will ichs leyden.

Phönizia.

Es iſt ſchon hin! Auff allen Seiten
Iſt es, Gott lob, wol gangen ab.

Lionito nimbt Bellaflura bei der Hand führt ſie zu Gerando und ſagt:

Allda ich noch ein Tochter hab,
Iſt Phönizien nicht ungleich,

Digitized by Google

Die will ich verehelichen euch,
Daß ihr eurs Hertzleidts werd ersetzt,
Euch an ihr stadt mit der ergötzt.
Weil ihr euch mir so thet ergeben,
Als mein Sohn nach meim Will zu leben,
So verheurat ich euch zu ihr.
Hoff, ihr beede solt folgen mir,
Und es werd euch beede nicht reuen.
(Gibt ihnen die Hände zusammen.)
Damit wir uns allsampt erfreuen,
Und also werd ein Ganzes gemacht.

Gerando.

Ach Herr, dahin hab ich nicht dacht,
Daß ich solt die groß Gnad erwerben.
Ich dacht im Hertzenleid zu sterben
So hat Gott als zu Freud verkehrt.

Bellafluva und Veracundia, die Mutter, sprechen nun auch noch ihre Freude und ihren Dank aus; der Vater ordnet die Hochzeit auf den andern Tag an, und das Ganze schließt mit einem Ermahnungsliede an die Jungfrauen.

Das ist also Phönizia, Spiegel der Zucht und Ehre von Jacob Ayrer. Wir wollen nun sehen, was Shakespeare aus diesem Gegenstande gemacht hat.

II.

Die Bekehrung eines Widerspenstigen gegen Liebe und Ehe, die reuige Rückkehr des schändlich Getäuschten zur verlassenen, todtgeglaubten Geliebten — das ist der Inhalt der Phönizia Ayrers, welcher ernste Inhalt nur wenig durch die lustigen Begebenheiten mit dem geprellten Jahn unterbrochen wird. Shakespeare aber hat zu dem ernsten Schauspiele ein vollständiges, in sich abgerundetes Lustspiel ge-

Digitized by Google

fügt, eine Nebenpartie, die so sehr zur Hauptpartie geworden ist, daß in der ersten Zeit des Stückes es seinen Namen von den Hauptpersonen des Lustspieles trug; es hieß: Benedict und Beatrice. Es sollen auch diese beiden Personen gewesen sein, welche das Theater zur Zeit Shakespeare's stets bis zum Erdrücken füllten, und die heute noch Lieblinge des englischen Volkes geblieben sind. Nämlich nicht der eigentliche Haupthelb des Stückes, welcher statt Tymborius bei Ayrer hier Claudio heißt, ist es, der aus einem Verächter der Lieb und Ehe zu einem liebenden Ehemann umgewandelt werden soll und muß — denn er ist zwar bisher auch noch mehr mit Ruhm- und Kriegs-Gedanken erfüllt gewesen, aber in unserm Stücke selbst tritt er sogleich als Verliebter auf — sondern statt des Einen gibt uns Shakespeare zwei Widerspenstige, einen Ritter und ein Fräulein, und zwar von so eigenthümlicher, absonderlicher Art, daß ich nicht anders kann, als ihnen die erste Szene fast unverkürzt mitzutheilen, um Sie mit diesen vielbewunderten Personen bekannt zu machen.

Leonato, der Ritter in Messina, welchen wir schon aus Ayrer kennen, nur daß er hier reich ist und den Prinzen von Spanien beherbergt, erhält durch einen Boten die Nachricht, daß der Prinz Pedro von Arragonien mit seinem Gefolge nach glücklich errungenem Siege alsbald eintreffen werde, wobei der Bote bemerkt, daß ein junger Florentiner, Namens Claudio, sich besonders ausgezeichnet habe und beim Prinzen deshalb in großer Gunst stehe. Es kündigt sich damit das künftige Geschick der Tochter Leonato's, der sinnigen braunlockigen Hero, Ayrers Phönizia, an, deren Herz schon hier einigermassen ergriffen werden mußte, wenn sie hört, wie der Onkel des Claudio in Messina Thränen der Freude über den Ruhm seines Neffen weinte. Neben der braunen Tochter Leonato's steht aber bei diesen Nachrichten des Boten auch die dunkelgelockte Nichte Beatrice, die einen bereits Bekannten im Felde hatte und von dem sie auch alsbald die Neugierde treibt, Etwas zu wissen.

Beatrice. Sagt mir doch (spricht sie zum Boten) ist Signor Schlachtschwerdt aus dem Feldzuge wieder heimgekommen? oder noch nicht?

Digitized by Google

Bote. Ich kenne keinen unter diesen Namen, mein Fräulein. Es wird keiner von den Offizieren so genannt.

Leonato. Nach wem fragt ihr, Nichte?

Hero. Meine Muhme meint den Signor Benedikt von Padua.

Bote. O, der ist zurück und immer noch so aufgeräumt als jemals.

Beatrice. Er schlug seinen Zettel hier in Messina an und forderte den Cupido auf den befiederten Pfeil heraus; und meines Oheims Narr, als er die Aufforderung gelesen, unterschrieb in Cupido's Namen und forderte ihn auf stumpfen Bolzen. Sagt mir doch, wie viel hat er in diesem Feldzug umgebracht und aufgefressen? Oder lieber, wie viel hat er umgebracht? denn ich versprach ihm alle aufzuessen, die er umbringen würde.

Leonato. Im Ernste, Nichte, ihr seid unbarmherzig gegen den Signor Benedict. Aber ihr werdet euren Mann an ihm finden, das glaubt mir nur.

Bote. Er hat in diesem Feldzuge gute Dienste gethan, mein Fräulein.

Beatrice. Ihr hattet wohl verdorbenen Proviant und er half ihn verzehren, nicht wahr? Er ist ein tapferer Tellerheld und hat einen unvergleichlichen Appetit.

Bote. Dagegen, Fräulein, ist er auch ein guter Soldat.

Beatrice. Gegen Fräulein ja, da ist er ein guter Soldat; aber was ist er gegen Cavaliere?

Bote. Ein Cavalier gegen einen Cavalier, ein Mann gegen einen Mann. Er ist mit allen ehrenwerthen guten Eigenschaften ausstaffirt.

Beatrice. Ausstaffirt! O, ja! Aber die Staffage ist auch darnach. — Nun, wir sind Alle sterblich.

Leonato. Ihr müßt meine Nichte nicht mißverstehen, lieber Herr. Es ist eine Art von scherzhaften Krieg zwischen ihr und Signor Benedict. Sie kommen nie zusammen ohne ein Scharmützel von sinnreichen Einfällen.

Beatrice. Leider gewinnt er niemals dabei. In unsrer letz-

Digitized by Google

ten Affaire gingen ihm vier von seinen fünf Sinnen als Krüppel davon und seine ganze Person muß sich seitdem mit Einem behelfen. Wenn er noch Sinn und Witz genug auftreiben kann, um sich warm zu halten, so müßt ihr ihm das als den einzigen Vorzug anrechnen, den er vor seinem Pferde voraus hat, denn Alles, was er vorweisen kann, reicht kaum hin, ihn für eine vernünftige Creatur passiren zu lassen. Wer ist denn jetzt sein Unzertrennlicher? Denn alle vier Wochen hat er einen neuen Busenfreund.

Bote. Ists möglich?

Beatrice. Sehr leicht möglich, denn er hält es mit seiner Treue, wie mit der Form seines Hutes, die immer mit jeder Woche wechselt.

Bote. Wie ich sehe, Fräulein, steht dieser Cavalier nicht sonderlich bei euch angeschrieben.

Beatrice. Nein bei Gott, sonst würd ich all mein Geschreibsel ins Feuer werfen. Aber sagt mir doch, wer ist jetzt sein Camerad? Gibts keinen jungen Raufer, der Lust hat, in seiner Gesellschaft eine Reise zum Teufel zu machen?

Bote. Man sieht ihn am meisten mit dem edlen Claudio.

Beatrice. O Himmel, dem wird er sich anhängen, wie eine Krankheit. Man holt ihn sich schneller als die Pest und wen er angesteckt hat, der wird augenblicklich verrückt. Tröste Gott den edlen Claudio, wenn er sich den Benedict zugezogen, wird er nicht unter 1000 Pfund von ihm geheilt.

Bote. Ich wünschte Freundschaft mit euch zu halten, Fräulein.

Beatrice. Thut das, mein Freund!

Leonato. Ihr werdet niemals verrückt werden, Nichte.

Beatrice. Nicht, ehe ein heißer Januar kommt.

Bote. Don Pedro nähert sich eben. (Geht ab.)

Don Pedro, sein Diener Balthasar, sein Bruder Don Juan, der uns bereits angemeldete Claudio und Benedict kommen nun heran und nach einigen gewechselten Artigkeiten sagt der Prinz Don Pedro zu Leonato:

Das ist eure Tochter, wie ich vermuthe?

Digitized by Google

Leonato. Das hat mir ihre Mutter oft gesagt.

Benedict. Zweifeltet ihr daran, Signor, daß ihr sie fragtet?

Leonato. O nicht doch, Signor Benedict, ihr ward ein Kind zu jener Zeit.

Pedro. Da habt ihr's, Benedict, wir sehn daraus, was ihr jetzt als Mann sein müßt. In der That sie kündigt selber ihren Vater an. — Ich wünsche euch Glück, mein Fräulein, ihr gleicht einem ehrenwerthen Vater.

Benedict. Wenn auch Signor Leonato ihr Vater ist, sie würde nicht um ganz Messina seinen Kopf auf ihren Schultern tragen wollen, wie sehr sie ihm auch gleicht.

Kaum hat Benedict diese Witzworte geredet, so beginnt der Angriff von Seite der Beatrice und eine eigenthümliche Art von Complimenten folgt Schlag auf Schlag.

Beatrice. Mich wundert, daß ihr immer etwas sein wollt, Signor Benedict; kein Mensch achtet auf euch.

Benedict. Wie, mein liebes Fräulein Verachtung, lebt ihr auch noch?

Beatrice. Wie sollte wohl Verachtung sterben, wenn sie solche Nahrung vor sich hat, wie Signor Benedict? Die Höflichkeit selbst wird zur Verachtung werden, wenn ihr euch vor ihr sehen laßt.

Benedict. Dann ist die Höflichkeit ein Ueberläufer; aber so viel ist gewiß, alle Damen sind in mich verliebt, ihr allein ausgenommen; und ich wollte, mein Herz sagte mir, ich hätte kein so hartes Herz; denn wahrhaftig, ich liebe keine.

Beatrice. Ein wahres Glück für die Frauen; ihr wäret ihnen ein gefährlicher Bewerber geworden. Ich danke Gott und meinem kalten Herzen, daß ich hierin mit euch Eines Sinnes bin. Lieber wollt ich meinen Hund eine Krähe anbellen hören, als einen Mann schwören, er liebe mich.

Benedict. Gott erhalte mein gnädiges Fräulein immer in dieser Gesinnung. So wird doch ein oder der andre ehrliche Mann dem Schicksal eines zerkratzten Gesichts entgehen.

Digitized by Google

Hierauf gehen beide ins Haus des Lionito, um ihn einmal wieder zu besuchen. Dieser hat indeß seinen Plan gemacht. Da die Ritter versprochen, seinem Rathe zu folgen, so will er beiden rathen, sich zu verehelichen; will dem Tymbor eine angebliche Verwandte, Lucilia, und dem Gerando seine zweite Tochter Bellaflura geben. Bei dem Besuche macht er also seinen Vorschlag, und obgleich der Graf beschlossen, ledig zu bleiben, so fügt er sich doch ob des gegebenen Wortes, und beide Ritter werden nun von Lionito zu einem Gastmahl auf dem Landhaus eingeladen. Dort finden wir dann die beiden Schwestern in der Vorbereitung auf den von Vater angemeldeten Besuch.

Hertzliebe Schwester, sagt Phönizia, ich dank Gott,
Der mich, die ich schon war halb todt,
Wider zum Leben hat erquickt
Und meine Sach so wohl geschickt,
Daß alle, die mich theten schmehen,
Sagen, es sei mir Unrecht geschehen,
Und mir nachtragen Lieb und Gunst. —
Der Vater hat geschrieben mir,
Daß der Herr Graf und und seine Gesellen
Bei uns die Malzeit nemen wöllen,
Da wöll er alles richtig machen.
So bitt ich, hilf mir in den Sachen
Alles auf das best zu versehen.

Bellaflura.

Hertzliebe Schwester, das soll geschehen.
Auch bin ich es schultig zu thun,
Was du begerst; schaff mich nur an,
Ich wils verrichten nach meim Verstand,
Auf daß wir einlegen kein Schand.
Hör! hör ich nicht Trommeten blasen?
Wir wollen uns nicht sehen lassen.

Lionito kommt nun mit dem Grafen an der Hand, mit Gerando, Veracundia und der Kammerjungfrau. Nach freundlichem Will-

Digitized by Google

kommt wird Essen und Wein auftragen; Veracundia und die Kammerfrau bedienen die Gäste. Während der Malzeit beginnt Lionito zu Tymbor:

Gnediger Herr, ist euch zu Sinn,
Wie ich vor mit euch redet drinn,
Daß ihr die Jungfrau haben wolt,
Ihr sie zu ehen kriegen solt.

Tymbor.

Was ich vor einmal hab geredt,
Das beger ich zu halten stet.
Das sollen mir eur Lieb zutrauen.

Lionito zu Gerando.

Und ihr solt auch ein Junfrau schauen,
Die euch auch möcht zu werden Theil.

Gerando.

Was eur Lieb will ist, dasselb thut!
Denn wir beide eur Diener sein.

Lionito zur Kammerfrau.

Kammerfrau, heist die Jungfraun rein!

Phönizia und Bellaflura kommen, schön geschmückt, in großer Zucht und Demuth, geben erst den fremden Herren die Hand, dann den Eltern und beginnen aufzuwarten. Tymbor erstaunt über die Aehnlichkeit, die es ihm leichter macht, diese Lucilia an die Stelle der Phönizia zu nehmen; Gerando fühlt erneut seine Gewissensvorwürfe, was sie denn beide einander abseits vertrauen, worauf Lionito die angebliche Lucilia fragt:

Lucilia, ist dir zu Muth,
Mein gnedigen Herrn, den Grafen zu nehmen?

Wir haben nun Phönizia bisher nur als ein sehr frommes bescheidenes Geschöpf auftreten sehen, und doch hat sie auch den Schalk

Digitized by Google

im Nacken, und kann sich jetzt nicht enthalten, einigermaßen an den Grafen sich zu rächen. Zu ihm, der, wie wir uns erinnern, besonders um seines höhern Adels willen Bedenken getragen hatte, sie zu ehelichen, sagt sie als Lucilia:

Wenn sich ihr Gnaden mein nit wol schemen
Und das nicht halten für ein Tatel,
Dieweil ich allein bin von Adel,
Nicht hoh's Herkommens wie sein Gnad,
Und eur Lieb (sagt sie zum Vater) befind das im Rath,
So folg ich eur Lieb allezeit.

Tymbor.

Ach, dieser Red zufrieden seit.
Die Tugent edel machen kann.
Seit ihr schon nur edel geborn
Seit ihr doch heut zur Gräfin worn,
Dann euch will ich und keine mehr.

Lionito.

So geb ich euch zu Gottes Ehr
Beide ehelichen zusammen.
Gott geb euch Glück.

Hierauf steckt Tymbor der Phönizia einen Ring an den Finger, hängt ihr seine Halskette an und führt sie zur Tafel. Hier neckt nun abermals Phönizia den Bräutigam, indem sie, als wenn sie von allem Vergangenen nichts wüßte, fragt:

Ach edler Gemahl, saget mir,
Ward vormals auch verheurat ihr,
Ehe und wann eur Gnad mich namb?

Tymbor.

Ach, schrecklicher Red mir nie für kam!
Ach, diese Frag bringt mir groß Schmertzen
Und gehet mir so tief zum Hertzen,

Digitized by Google

Daß sie mich gleich gar will umbringen.
Thut mich, einen Mann, zum weinen zwingen.
O Phönizia, was hab ich than?
Ich wolt, ich wer gestorben schon
Für dich! Wie schweb ich in Unmuth.

Phönizia, immer noch die unwissende Lucilia spielend:

Gnediger Herr, habt mirs zu gut,
Ich hab in allen guten gefragt.

Tymbor.

Ach, das sey Gott im Himmel klagt,
Mein voriges Lieb thut todt liegen,
Für die ich in die Höll wer gstiegen,
Wie auch Orpheus hat gethan.
Solt ich all verdambt Seel bestehn,
Wie Herkules, und sie erquicken,
Wolt ich mich alsbald darzu schicken.
Aber es kan doch je nicht sein.
Deß ist desto größer mein Pein,
Die kein Mensch auf Erd kan ermessen.

Endlich macht Lionito der Täuschung ein Ende. Er sagt zu Tymbor:

Ey schweigt, thut dieser Klag vergessen!
Lang gnug ich euch aufzogen han.
Secht eur Vertraute doch recht an,
Wie, wenn sie eur Phönizia wer?

Tymbor sieht sie an und sagt ungläubig:

Auf der Welt sehe ichs nimmermehr!
Wer jhrs aber, wer's mir dest lieber,
Und ich wolt als erleyden drüber
Und meine halbe Grafschaft drumb geben.

Digitized by Google

Lionito.

Hier ſteht ſie und thut wahrhaft leben,
Wie wohl wir meinten, ſie wer tod,
Hat ſie doch wieder erquicket Gott,
Welcher gewißlich haben wolt,
Daß ſie eur Gemahl werden ſolt.
Die hab ich euch an die Hand geben.

Tymbor ſieht ſie an, verwundert ſich und ſagt:

Ach Phönizia, thustu wirklich leben?
So ſolſt mir deſto lieber ſein!

Er fällt ihr um den Hals:

Ach Phönizia, die allerliebſte mein,
Nun ſey Gott gelobt und geehrt,
Der mir dich auch hat wieder beſchert.
Du biſt mein Aufenthalt und Freud.

Gerando fällt vor Phönizia auf die Knie, ſie hebt ihn wieder auf und er ſagt:

Ach, ich beging ein böſes Stück
An euch, zart ſchöne Jungfrau ſchon.
Aber die große Lieb hat es thon,
Die ich in meinem Herzen hett.
Euch zu erwerben ich hoffen thet:
So hat es Gott nicht haben wöllen.
Euch thu ich mich zu eygen ſtellen
Wie ihr mich ſtrafft, ſo will ichs leyden.

Phönizia.

Es iſt ſchon hin! Auff allen Seiten
Iſt es, Gott lob, wol gangen ab.

Lionito nimbt Bellaflura bei der Hand führt ſie zu Gerando und ſagt:

Allda ich noch ein Tochter hab,
Iſt Phönizien nicht ungleich,

Digitized by Google

Die will ich verehelichen euch,
Daß ihr eurs Hertzleidts werd ersetzt,
Euch an ihr stadt mit der ergötzt.
Weil ihr euch mir so thet ergeben,
Als mein Sohn nach meim Will zu leben,
So verheurat ich euch zu ihr.
Hoff, ihr beede solt folgen mir,
Und es werd euch beede nicht reuen.

(Gibt ihnen die Hände zusammen.)

Damit wir uns allsampt erfreuen,
Und also werd ein Ganzes gemacht.

Gerando.

Ach Herr, dahin hab ich nicht dacht,
Daß ich solt die groß Gnad erwerben.
Ich dacht im Hertzenleid zu sterben
So hat Gott als zu Freud verkehrt.

Bellafluva und Veracundia, die Mutter, sprechen nun auch noch ihre Freude und ihren Dank aus; der Vater ordnet die Hochzeit auf den andern Tag an, und das Ganze schließt mit einem Ermahnungsliede an die Jungfrauen.

Das ist also Phönizia, Spiegel der Zucht und Ehre von Jacob Ayrer. Wir wollen nun sehen, was Shakespeare aus diesem Gegenstande gemacht hat.

II.

Die Bekehrung eines Widerspenstigen gegen Liebe und Ehe, die reuige Rückkehr des schändlich Getäuschten zur verlassenen, todtgeglaubten Geliebten — das ist der Inhalt der Phönizia Ayrers, welcher ernste Inhalt nur wenig durch die lustigen Begebenheiten mit dem geprellten Jahn unterbrochen wird. Shakespeare aber hat zu dem ernsten Schauspiele ein vollständiges, in sich abgerundetes Lustspiel ge-

Digitized by Google

fügt, eine Nebenpartie, die so sehr zur Hauptpartie geworden ist, daß in der ersten Zeit des Stückes es seinen Namen von den Hauptpersonen des Lustspieles trug; es hieß: Benedict und Beatrice. Es sollen auch diese beiden Personen gewesen sein, welche das Theater zur Zeit Shakespeare's stets bis zum Erdrücken füllten, und die heute noch Lieblinge des englischen Volkes geblieben sind. Nämlich nicht der eigentliche Haupthelb des Stückes, welcher statt Tymborius bei Ayrer hier Claudio heißt, ist es, der aus einem Verächter der Lieb und Ehe zu einem liebenden Ehemann umgewandelt werden soll und muß — denn er ist zwar bisher auch noch mehr mit Ruhm- und Kriegs-Gedanken erfüllt gewesen, aber in unserm Stücke selbst tritt er sogleich als Verliebter auf — sondern statt des Einen gibt uns Shakespeare zwei Widerspenstige, einen Ritter und ein Fräulein, und zwar von so eigenthümlicher, absonderlicher Art, daß ich nicht anders kann, als ihnen die erste Szene fast unverkürzt mitzutheilen, um Sie mit diesen vielbewunderten Personen bekannt zu machen.

Leonato, der Ritter in Messina, welchen wir schon aus Ayrer kennen, nur daß er hier reich ist und den Prinzen von Spanien beherbergt, erhält durch einen Boten die Nachricht, daß der Prinz Pedro von Arragonien mit seinem Gefolge nach glücklich errungenem Siege alsbald eintreffen werde, wobei der Bote bemerkt, daß ein junger Florentiner, Namens Claudio, sich besonders ausgezeichnet habe und beim Prinzen deshalb in großer Gunst stehe. Es kündigt sich damit das künftige Geschick der Tochter Leonato's, der sinnigen braunlockigen Hero, Ayrers Phönizia, an, deren Herz schon hier einigermassen ergriffen werden mußte, wenn sie hört, wie der Onkel des Claudio in Messina Thränen der Freude über den Ruhm seines Neffen weinte. Neben der braunen Tochter Leonato's steht aber bei diesen Nachrichten des Boten auch die dunkelgelockte Nichte Beatrice, die einen bereits Bekannten im Felde hatte und von dem sie auch alsbald die Neugierde treibt, Etwas zu wissen.

Beatrice. Sagt mir doch (spricht sie zum Boten) ist Signor Schlachtschwerdt aus dem Feldzuge wieder heimgekommen? oder noch nicht?

Digitized by Google

Bote. Ich kenne keinen unter diesen Namen, mein Fräulein. Es wird keiner von den Offizieren so genannt.

Leonato. Nach wem fragt ihr, Nichte?

Hero. Meine Muhme meint den Signor Benedikt von Padua.

Bote. O, der ist zurück und immer noch so aufgeräumt als jemals.

Beatrice. Er schlug seinen Zettel hier in Messina an und forderte den Cupido auf den befiederten Pfeil heraus; und meines Oheims Narr, als er die Aufforderung gelesen, unterschrieb in Cupido's Namen und forderte ihn auf stumpfen Bolzen. Sagt mir doch, wie viel hat er in diesem Feldzug umgebracht und aufgefressen? Oder lieber, wie viel hat er umgebracht? denn ich versprach ihm alle aufzuessen, die er umbringen würde.

Leonato. Im Ernste, Nichte, ihr seid unbarmherzig gegen den Signor Benedict. Aber ihr werdet euren Mann an ihm finden, das glaubt mir nur.

Bote. Er hat in diesem Feldzuge gute Dienste gethan, mein Fräulein.

Beatrice. Ihr hattet wohl verdorbenen Proviant und er half ihn verzehren, nicht wahr? Er ist ein tapferer Tellerheld und hat einen unvergleichlichen Appetit.

Bote. Dagegen, Fräulein, ist er auch ein guter Soldat.

Beatrice. Gegen Fräulein ja, da ist er ein guter Soldat; aber was ist er gegen Cavaliere?

Bote. Ein Cavalier gegen einen Cavalier, ein Mann gegen einen Mann. Er ist mit allen ehrenwerthen guten Eigenschaften ausstaffirt.

Beatrice. Ausstaffirt! O, ja! Aber die Staffage ist auch darnach. — Nun, wir sind Alle sterblich.

Leonato. Ihr müßt meine Nichte nicht mißverstehen, lieber Herr. Es ist eine Art von scherzhaften Krieg zwischen ihr und Signor Benedict. Sie kommen nie zusammen ohne ein Scharmützel von sinnreichen Einfällen.

Beatrice. Leider gewinnt er niemals dabei. In unsrer letz-

Digitized by Google

ten Affaire gingen ihm vier von seinen fünf Sinnen als Krüppel davon und seine ganze Person muß sich seitdem mit Einem behelfen. Wenn er noch Sinn und Witz genug auftreiben kann, um sich warm zu halten, so müßt ihr ihm das als den einzigen Vorzug anrechnen, den er vor seinem Pferde voraus hat, denn Alles, was er vorweisen kann, reicht kaum hin, ihn für eine vernünftige Creatur passiren zu lassen. Wer ist denn jetzt sein Unzertrennlicher? Denn alle vier Wochen hat er einen neuen Busenfreund.

Bote. Ists möglich?

Beatrice. Sehr leicht möglich, denn er hält es mit seiner Treue, wie mit der Form seines Hutes, die immer mit jeder Woche wechselt.

Bote. Wie ich sehe, Fräulein, steht dieser Cavalier nicht sonderlich bei euch angeschrieben.

Beatrice. Nein bei Gott, sonst würd ich all mein Geschreibsel ins Feuer werfen. Aber sagt mir doch, wer ist jetzt sein Camerad? Gibts keinen jungen Raufer, der Lust hat, in seiner Gesellschaft eine Reise zum Teufel zu machen?

Bote. Man sieht ihn am meisten mit dem edlen Claudio.

Beatrice. O Himmel, dem wird er sich anhängen, wie eine Krankheit. Man holt ihn sich schneller als die Pest und wen er angesteckt hat, der wird augenblicklich verrückt. Tröste Gott den edlen Claudio, wenn er sich den Benedict zuziehen, wird er nicht unter 1000 Pfund von ihm geheilt.

Bote. Ich wünschte Freundschaft mit euch zu halten, Fräulein.

Beatrice. Thut das, mein Freund!

Leonato. Ihr werdet niemals verrückt werden, Nichte.

Beatrice. Nicht, ehe ein heißer Januar kommt.

Bote. Don Pedro nähert sich eben. (Geht ab.)

Don Pedro, sein Diener Balthasar, sein Bruder Don Juan, der uns bereits angemeldete Claudio und Benedict kommen nun heran und nach einigen gewechselten Artigkeiten sagt der Prinz Don Pedro zu Leonato:

Das ist eure Tochter, wie ich vermuthe?

Digitized by Google

Leonato. Das hat mir ihre Mutter oft gesagt.

Benedict. Zweifeltet ihr daran, Signor, daß ihr sie fragtet?

Leonato. O nicht doch, Signor Benedict, ihr ward ein Kind zu jener Zeit.

Pedro. Da habt ihr's, Benedict, wir sehn daraus, was ihr jetzt als Mann sein müßt. In der That sie kündigt selber ihren Vater an. — Ich wünsche euch Glück, mein Fräulein, ihr gleicht einem ehrenwerthen Vater.

Benedict. Wenn auch Signor Leonato ihr Vater ist, sie würde nicht um ganz Messina seinen Kopf auf ihren Schultern tragen wollen, wie sehr sie ihm auch gleicht.

Kaum hat Benedict diese Witzworte geredet, so beginnt der Angriff von Seite der Beatrice und eine eigenthümliche Art von Complimenten folgt Schlag auf Schlag.

Beatrice. Mich wundert, daß ihr immer etwas sein wollt, Signor Benedict; kein Mensch achtet auf euch.

Benedict. Wie, mein liebes Fräulein Verachtung, lebt ihr auch noch?

Beatrice. Wie sollte wohl Verachtung sterben, wenn sie solche Nahrung vor sich hat, wie Signor Benedict? Die Höflichkeit selbst wird zur Verachtung werden, wenn ihr euch vor ihr sehen laßt.

Benedict. Dann ist die Höflichkeit ein Ueberläufer; aber so viel ist gewiß, alle Damen sind in mich verliebt, ihr allein ausgenommen; und ich wollte, mein Herz sagte mir, ich hätte kein so hartes Herz; denn wahrhaftig, ich liebe keine.

Beatrice. Ein wahres Glück für die Frauen; ihr wäret ihnen ein gefährlicher Bewerber geworden. Ich danke Gott und meinem kalten Herzen, daß ich hierin mit euch Eines Sinnes bin. Lieber wollt ich meinen Hund eine Krähe anbellen hören, als einen Mann schwören, er liebe mich.

Benedict. Gott erhalte mein gnädiges Fräulein immer in dieser Gesinnung. So wird doch ein oder der andre ehrliche Mann dem Schicksal eines zerkratzten Gesichts entgehn.

Digitized by Google

Beatrice. Kratzen würde es nicht schlimmer machen, wenn es ein Gesicht wäre, wie eures.

Benedict. Ihr solltet Papageien reden lehren.

Beatrice. Ein Vogel von meiner Abrichtung wäre immer noch besser, als ein Vieh von der euren.

Benedict. Ich wollte nur mein Pferd wäre so schnell als eure Zunge und mit solcher Ausdauer. Doch nun geht und der Himmel sei mit euch, denn ich bin fertig.

Beatrice. Ihr müßt immer mit lahmen Pferdegeschichten aufhören, ich kenne euch von alten Zeiten.

Durch die Ankunft des Prinzen mit den andern Herren, die mit Leonato in sein Haus gehen, wird der Kampf unterbrochen; aber es scheint, daß er viel dazu beigetragen hat, den Ritter Benedict in die Verwünschungen ausbrechen zu machen, welche uns die nächste Szene bringt, und die ihm nothwendig zum Gegenstand alles Strebens hinstellen müssen, ihm eine glänzende Niederlage zu bereiten. Im Garten des Leonato kommt er mit Claudio zusammen, der in seiner Liebe zu Hero bereits soweit gekommen ist, daß er sie sogar dem Spötter Benedict gesteht.

„Benedict, sagt er, hast du Leonato's Tochter wohl ins Auge gefaßt?"

Benedict. Ins Auge habe ich sie nicht gefaßt, aber angesehen habe ich sie.

Claudio. Ist sie nicht ein sittsames junges Fräulein.

Benedict. Nun denn, auf meine Ehre: mich dünkt, sie ist zu niedrig für ein hohes Lob, zu braun für ein helles Lob, zu klein für ein großes Lob. Alles, was ich zu ihrer Empfehlung sagen kann ist: Wäre sie anders als sie ist, so wäre sie nicht hübsch, und weil sie nicht anders ist, als sie ist, so gefällt sie mir nicht.

Claudio. Du glaubst, ich treibe Scherz: nein, sage mir ehrlich, wie sie dir gefällt.

Benedict. Wollt ihr sie kaufen, weil ihr euch so genau erkundigt?

Claudio, Kann auch die ganze Welt solch Kleinod kaufen?

Digitized by Google

Benedict. Ja wohl, und ein Futteral dazu. Aber sprecht ihr dieß in vollem Ernst, oder agirt ihr den lustigen Rath und erzählt uns, Amor sei ein geübter Hasenjäger und Vulkan ein trefflicher Zimmermann? Sagt doch, welchen Notenschlüssel muß man haben, um den rechten Ton eures Gesanges zu treffen?

Claudio. In meinem Auge ist sie das holdeste Fräulein, das ich je erblickt.

Benedict. Ich kann noch ohne Brille sehn und ich sehe doch von dem Allen nichts. Da ist ihre Muhme, wenn die nicht von einer Furie besessen wäre, sie würde Hero an Schönheit so weit übertreffen, als der erste Mai den letzten Dezember. Ich hoffe ihr denkt nicht daran, ein Ehemann zu werden; oder habt ihr solche Gedanken?

Claudio. Und hätt' ich schon das Gegentheil beschworen, ich traute meinem Eide kaum, wenn Hero meine Gattin werden wollte.

Benedict. Nun wahrhaftig, steht es so mit euch? Hat die Welt auch nicht einen einzigen Mann mehr, der seine Kappe ohne Verdacht tragen will? Soll ich keinen Junggesellen von 60 Jahren mehr sehn? Nun, nur zu, wenn du denn durchaus deinen Hals unters Joch zwängen willst, so trage den Druck davon und verseufze deinen Sonntag! Sieh, da kommt Don Pedro und sucht dich.

Dem Prinzen verräth nun Benedict, daß Claudio die Hero liebe und dieser gesteht es auch ein.

Claudio. Daß ich sie liebe, fühl ich.

Pedro. Daß sie es werth, weiß ich.

Benedict. Und daß ich weder fühle, wie man sie lieben kann, noch weiß, wie sie dessen würdig sei, das ist eine Ueberzeugung, welche kein Feuer aus mir herausschmelzen soll; darauf will ich mich spießen lassen.

Pedro. Du warst von jeher ein verstockter Ketzer in Verachtung der Schönheit.

Claudio. Und der seine Rolle nie anders durchzuführen wußte, als indem er sich selbst Gewalt anthat.

Pedro. Ich erlebe es noch, dich einmal ganz blaß vor Liebe zu sehen.

Digitized by Google

Benedict. Vor Krankheit, vor Hunger, vor Zorn, mein Fürst, aber nicht vor Liebe. Beweist mir, daß ich jemals aus Liebe mehr Blut verliere, als ich durch eine Flasche Wein wieder ersetzen kann, so stecht mir die Augen aus mit eines Balladenschreibers Feder, hängt mich auf über der Thür eines schlechten Hauses und schreibt darunter: „Zum blinden Cupido."

Pedro. Nun ja, wenn du je von diesem Glauben abfällst, so mach dir keine Rechnung auf unsre Barmherzigkeit.

Benedict. Wenn ich das thue, so hängt mich in einem Faß auf, wie eine Katze und schießt nach mir, und wer mich trifft, dem klopft auf die Schulter und nennt ihn: „Meister Adam."

Pedro. Nun wohl die Zeit wird kommen,
„Wo sich der wilde Stier dem Joche fügt."

Benedict. Das mag der wilde Stier; wenn aber der vernünftige Benedict sich ihm fügt, so reißt dem Stier seine Hörner aus und setzt sie an meine Stirn und laßt mich von einem Anstreicher abmalen und mit so großen Buchstaben, wie man zu schreiben pflegt: „Hier sind gute Pferde zu vermiethen" setzt unter mein Bildniß: „Hier ist zu sehen Benedict, der Ehemann."

Pedro. Nun, wenn nicht Kupido seinen ganzen Köcher in Venedig verschossen hat, so wirst du in Kurzem für deinen Hochmuth beben müssen.

Benedict. Dazu müßt noch ein Erdbeben kommen.

Pedro. Nun, kommt Zeit, kommt Rath. Ihr werdet's auch erfahren. Inzwischen, lieber Signor Benedict, geht zu Leonato empfehlt mich und sagt, ich werde beim Abendessen nicht ausbleiben.

Nach Entfernung Benedicts wendet sich Claudio mit seinem Anliegen an Don Pedro.

Claudio.
Euer Hoheit könnte jetzt mich sehr verpflichten.

Pedro.
Sprich, meine Lieb ist dein; belehre sie
Und du sollst sehn, wie leicht sie fassen wird
Die schwerste Lehre, die dir nützlich ist.

Digitized by Google

Claudio.

Hat Leonato einen Sohn, mein Fürst?

Pedro.

Kein Kind, als Hero, sie ist einz'ge Erbin.
Denkst du an sie mein Claudio?

Claudio.

O mein Fürst.

Pedro.

Ich will bei ihr und ihrem Vater werben.
Du sollst sie haben.
Heut Abend, hör ich, ist ein Maskenball.
Verkleidet spiel ich deine Rolle dann,
Der schönen Hero sag ich, ich sei Claudio,
Mein Herz schütt ich in ihren Busen aus
Und nehm ihr Ohr gefangen mit dem Sturm
Und mächtgen Angriff meiner Liebeswerbung.
Sogleich nachher sprech' ich den Vater an,
Und dieses Liedes End ist, sie wird dein.
Nun komm und laß sogleich ans Werk uns gehn.

Dieses Werk geht aber nicht so leicht. Ein Diener hat Pedro und Claudio belauscht und bringt nun die mißverstandene Nachricht dem Leonato, Pedro wolle in der Maske des Claudio für sich um Hero werben, während andre Bediente oder eigentlich Begleiter des Don Juan, Borachio und Conrad, diesem die Nachricht mittheilen, daß Pedro um Hero für Claudio werben werde, wodurch dieser neidische, trübsinnige, schadenfrohe, boshafte Bastardbruder des Pedro alsbald zu schwarzen Gedanken angeregt wird.

Don Juan (zu Borachio). Komm, komm, laß uns hinüber; das kann meinem Grimm Nahrung werden. Dieser junge Emporschößling hat den ganzen Ruhm meiner Niederlage; kann ich den nur auf Einem Wege kreuzen, so will ich mich glücklich schätzen. Ihr seid beide zuverlässig und steht mir bei?

Digitized by Google

Conrad. Bis in den Tod, gnädiger Herr.

Don Juan. Gehn wir zu dem großen Gastmahl. Ihr Wohlleben ist desto größer, weil ich zu Grunde gerichtet bin. Ich wollte der Koch dächte wie ich. Wollen wir gehn und sehn, was zu thun ist.

Borachio. Wir sind zu eurem Befehl gnädiger Herr.

In Leonato's Haus ist vor dem kommenden Maskenball eine Berathung zwischen ihm, seinem Bruder Antonio, Hero und Beatrice. Es dreht sich zuerst das Gespräch um Claudio, dessen melancholische Gemüthsart der Beatrice nicht gefallen will, während sie seine Gestalt und sein Vermögen annehmbar findet. Sie meint, ein Mann, der zwischen Claudio und Benedict die Mitte hielt, der möchte etwa liebenswürdig sein, und auf die Bemerkung Leonato's, sie werde um ihrer bösen Zunge willen in ihrem Leben keinen Mann bekommen, weist sie jeden Gedanken daran ebenso entschieden ab wie Benedict.

„Wer einen Bart hat, sagt sie, ist mehr als ein Jüngling, und wer keinen hat, weniger als ein Mann. Wer mehr als Jüngling, taugt nicht für mich; wer weniger als ein Mann, für den tauge ich nicht. Deshalb will ich lieber sechs Batzen Handgeld vom Bärenführer als Lohn nehmen und seine Affen zur Hölle führen."

Leonato. Gut gehe also zur Hölle.

Beatrice. Nein, nur an die Pforte. Da wird mir der Teufel entgegen kommen mit Hörnern auf dem Kopf wie ein alter Hahnrei und sagen: Mach dich fort und geh zum Himmel, Beatrice, geh zum Himmel! Hier ist kein Platz für euch Mädchen. Darauf liefre ich denn meine Affen ab und flugs hinauf zu St. Peter am Himmelsthor, der zeigt mir, wo die Junggesellen sitzen und da leben wir so lustig, als der Tag lang ist.

Antonio zu Hero. Nun, liebe Nichte, ich hoffe doch, ihr werdet von eurem Vater euch regieren lassen.

Beatrice. Ei das versteht sich. Es ist meiner Muhme Schuldigkeit einen Knix zu machen und zu sagen: Wie es euch gefällt, mein Vater. Aber mit alledem liebes Mühmchen, muß es ein hübscher

Digitized by Google

junger Mensch sein, sonst mach einen zweiten Knix und sage: Wie es mir gefällt, mein Vater.

Leonato. Nun, Nichte, ich hoffe noch den Tag zu erleben, wo du mit einem Manne versehen bist.

Beatrice. Nicht eher bis der liebe Gott die Männer aus einem andern Stoff macht als aus Erde.

Leonato. Tochter, denk an das, was ich dir sagte. Wenn der Prinz auf eine solche Art um dich wirbt, so weißt du deine Antwort.

Leonato hat also vorsorglich seine Tochter davon in Kenntniß gesetzt, daß der Prinz in Gestalt des Claudio um sie werben werde, damit sie im Reden sich in Acht nehme. Alsbald kommen nun Masken herzu. Zuerst Don Pedro, der die Hero zu einem Gange einlädt.

Gefällt es euch, mein Fräulein, mit eurem Freunde einherzugehen?

Hero. Wenn ihr langsam geht und freundlich aussieht und nichts sagt, so will ich euch das Gehn zusagen; auf jeden Fall, wenn ich davon gehe.

Don Pedro. Mit mir, in meiner Gesellschaft?

Hero. Das kann ich sagen, wenn mirs gefällt.

Don Pedro. Und wann gefällt euch, das zu sagen.

Hero. Wenn ich euer Gesicht werde leiden mögen; denn es wäre ein Leiden, wenn die Laute dem Futteral gliche.

Don Pedro. Meine Maske ist wie Philemons Dach, drinnen in der Hütte ist Jupiter.

Hero. Dann müßte eure Maske mit Stroh gedeckt sein.

Wir sehen, die bisher so stille Hero, ist auf einmal gesprächig und witzig geworden, und der Prinz muß sich erkannt meinen.

Nach diesem Paare wandern noch andere über die Bühne, Margaretha, Hero's Kammerfräulein, mit Balthasar, Don Pedro's Diener, der ebenfalls abgefertigt wird; Ursula, Kammerfräulein, mit Antonio, dem Onkel, der durch seinen wackelnden Kopf sich verräth; endlich Beatrice mit Benedict, welche ihm folgende Schmeicheleien in

Digitized by Google

der Gestalt eines andern sagt: „Nun, er ist des Prinzen Hofnarr, ein sehr schaler Spaßmacher, der nur das Talent hat, unmögliche Lästerungen zu ersinnen. Niemand findet Gefallen an ihm als Wüstlinge, und was ihn diesen empfielt, ist nicht sein Witz, sondern seine Feigheit, denn er unterhält sie und ärgert sie zugleich, und dann lachen sie einmal über ihn und ein andermal schlagen sie ihn. Ich weiß gewiß, er ist hier in diesem Geschwader, und ich wollte, unsre Fahrzeuge begegneten sich."

Nachdem die Masken vorüber, kommen Don Juan, Borachio und Claudio, als Benedict gekleidet, den aber Borachio sogleich als Claudio erkennt. Deßhalb wendet sich Don Juan, der wirklich glaubt, daß Pedro um Hero werbe, an Claudio, um ihn mit der Nachricht zu quälen, daß der Prinz Hero heirathen werde, eine Nachricht, die Borachio bestätigt, und überläßt ihn dann seinem Aerger, den Claudio etwas gar zu ruhig also ausspricht:

Ich gab ihm Antwort wohl als Benedict,
Doch Claudio's Ohr vernahm die schlimme Zeitung.
Es ist gewiß, der Prinz warb für sich selbst;
Freundschaft hält Stand in allen Dingen,
Nur in der Liebe Dienst und Werbung nicht.
Drum brauch ein Liebender die eigne Zunge,
Es rede jeglich Auge für sich selbst,
Und keiner trau dem Anwalt: Schönheit weiß
Durch Zauberkünste Treu in Blut zu wandeln.
Das ist ein Fall, der stündlich zu erproben
Und dem ich doch vertraut: Hero, fahr hin!

Da kommt auch noch Benedict, der ihn auffordert, mit zum Weidenbaum zu gehen. Warum? Um einen Kranz zu flechten, denn Pedro habe Hero weggefangen.

Claudio. Viel Glück mit ihr.

Ueber solche unglaubliche Fassung sagt Benedict:

Nun, das nenne ich gesprochen, wie ein ehrlicher Viehhändler; so endigt man einen Ochsenhandel. Aber hättet ihr wohl gedacht, daß der Prinz euch einen solchen Streich spielen würde?

Digitized by Google

Claudio. Ich bitte euch, laßt mich.

Benedict. Oho, ihr seid ja wie der blinde Mann. Der Junge stahl euch euer Essen und ihr schlagt den Pfeiler.

Claudio. Wenn ihr denn nicht wollt, so gehe ich.

Claudio geht und dafür kommen Don Pedro, Hero und Leonato. Pedro versichert den über Claudio fortspottenden Benedict, daß er wirklich nicht für sich, sondern für Claudio geworben habe; daß aber Beatrice durch ihren Tänzer erfahren, wie Benedict sehr übel von ihr gesprochen habe, wogegen Benedict erzählt, wie sie mit ihm umgegangen. „Sie spricht, sagt er, lauter Dolche und jedes Wort durchbohrt; wenn ihr Athem so fürchterlich wäre, als ihre Ausdrücke, so könnte Niemand in ihrer Nähe leben, sie würde Alles bis an den Nordpol vergiften. Ich möchte sie nicht heirathen, und bekäme sie Alles zur Mitgift, was Adam vor dem Sündenfall zu Lehn besaß. Sie hätte Herkules gezwungen ihr den Braten zu wenden und seine Keule zu spalten, um das Feuer anzumachen ꝛc.“

Diese noch länger fortdauernde Herzenserleichterung des Benedict unterbricht die Ankunft der Beatrice mit dem gebeugten Claudio und vor ihr nimmt Benedict die Flucht. Pedro erklärt nun dem Claudio, der nicht einmal traurig zu sein vorgibt, und weßhalb Beatrice ihn sehr höflich nennt, daß er für ihn um Hero geworben und sie gewonnen habe; er dürfe nur den Tag der Hochzeit bestimmen. Leonato stimmt bei, aber stumm bleibt der Graf, bis Beatrice sagt: Redet doch Graf. Da endlich sagt er: „Schweigen ist der beste Herold der Freude. Ich wäre nur wenig glücklich, wenn ich sagen könnte, wie sehr. Fräulein, wie ihr die Meine seid, bin ich nun der Eure; ich gebe mich selbst für euch hin und schmachte nach der Auswechselung.“

Stumm, wie erst Claudio, ist auch Hero, und Beatrice fordert sie darum auf, wenigstens den Claudio zu küssen. Der Fürst belobt sie über ihre Fröhlichkeit, und als sie weggegangen, meint er, die wäre eine Frau für Benedict. Leonato aber meint: Behüte Gott, wenn die eine Woche verheirathet wären, sie hätten einander toll geschwatzt. Das hindert jedoch den Fürsten nicht, den Vorsatz zu fassen, die Beiden miteinander zu vereinen. Ich will, sagt er, während der Zwi-

Digitized by Google

schenzeit, wo die Vorbereitungen gemacht werden zur Hochzeit Claudio's, eine von Herkules Arbeiten vollbringen, und zwar die, den Signor Benedict und das Fräulein Beatrice sterblich in einander verliebt zu machen. Er fordert aber von Leonato, Claudio und Hero, daß sie ihm beistehen. Er will sie lehren, was sie zu thun haben, und „wenn wir das zu Stande bringen, sagt er, so ist Kupido kein Bogenschütze mehr; sein Ruhm wird uns zu Theil werden, denn dann sind wir die einzigen wahren Liebesgötter. Kommt mit mir herein, ich will euch meinen Plan sagen."

Also nicht, wie bei Ayrer, Venus selbst mit ihrem Sohne führt das Werk der Bekehrung aus, sondern Don Pedro, und gegen welche Personen! Sollte man auch nur den Gedanken daran für möglich halten? so groß allerdings der Reiz sein mußte, dergleichen Verwünschungen, wie wir sie bisher gehört, dergleichen Verspottungen zu Schanden zu machen!

Die Möglichkeit einer solchen Umänderung und ihre, wie wir sehen werden, außerordentlich schnelle Verwirklichung zu erklären, nehmen alle Ausleger Shakespeare's an, daß trotz aller äußern Redefeindschaft doch von Anfang an im Innern der beiden Witzbolde eine gegenseitige Neigung keime, und wir müssen dem wohl beistimmen. Schon daß Beatrice gleich im Anfang so eifrig nach Benedict fragt; daß die Beiden einen Genuß darin finden, sich mit Worten herunterzumachen, bis es dem Benedict doch fast zu arg wird; daß auch die andern Mithandelnden immer den Gedanken aussprechen, es sei den Spöttern nicht ernst, und sie würden sich noch bekehren; daß Benedict dem Eindruck der Schönheit Beatricen's sich nicht entwinden kann — das Alles erlaubt, an einen stillen Keim der Liebe zu glauben; aber die angeborne Fähigkeit des Witzes und Spottes, die Eitelkeit auf diese Gabe, das Wohlgefühl des Muthwillens und Uebermuthes, die Absicht sogar vielleicht, durch das Witzgefecht die innere Neigung zu verdecken, steigert das Witzspiel zwischen Beiden, ja sogar die Aeußerungen übereinander bei Andern zu einer Höhe, die, wie wir werden nicht läugnen können, die Grenze des Schönen, die längst bekannten Neckereien der Liebe überspringt und zu dem wird, was wir mit einem

Digitized by Google

guten deutschen Worte etwa Katzbalgereien nennen könnten, weil da auch die Liebe mit Kratzen verbunden erscheint. Eine Hauptsache aber, die wir nicht übersehen dürfen, wenn uns die schnelle Bekehrung nicht unglaublich erscheinen soll, dünkt mir, ist: daß beide durch die fortwährend gesteigerte gegenseitige Verhöhnung endlich wirklich zu dem Glauben gekommen sind, diese Dinge seien ernstlich gemeint, und daß deßhalb Keines daran denkt, das Andere könne Liebe zu ihm fühlen. Der Ansatz zur Liebe ist in Jedem, aber es glaubt nicht an die Möglichkeit bei dem Andern, und deßhalb ist denn die Wirkung der Mittel des feinangelegten Planes Don Pedro's zur Bekehrung eine so gewaltige und eine so sichere, wie wir alsbald vor uns sehen werden. Zuvor werden wir aber noch mit dem Plane der Bosheit bekannt gemacht, der von dem schurkischen Don Juan und seinem erfinderischen Diener Borachio ausgeht. Für Tausend Ducaten übernimmt dieser es, durch seine Vertrautheit mit Margarethen es dahin zu bringen, daß diese aus dem Kammerfenster der Hero zu bestimmter Stunde das Fräulein spiele, und Don Juan solle nur dafür sorgen, den Fürsten und Claudio zuerst mit Mißtrauen zu erfüllen und dann den Beweis der Untreue Hero's durch Augenschein zu führen. Don Juan freut sich solchen Planes und Alles will er dran setzen, nur um sie zu ärgern.

Anderseits spricht Benedict, kurz bevor die Versuchung ihm selbst naht, noch seine Verwunderung über Claudio aus, daß derselbe, der sieht, wie Andere zu Narren werden, wenn sie sich verlieben, doch sich zum Gegenstand seiner eignen Verachtung macht, indem er sich selbst verliebt. So Etwas könne ihm, er schwört darauf, nicht geschehen, es sei denn, daß die Liebe ihn zu einer Auster mache. „Dieses Mädchen, prahlt er, ist schön, das thut mir nichts; ein andres hat Verstand, das thut mir auch nichts; eine dritte ist tugendhaft, das thut mir immer noch nichts: und bis nicht alle Vorzüge sich in einem Mädchen vereinigen, soll keines bei mir einen Vorzug haben. Reich muß sie sein, das ist ausgemacht; verständig, oder ich mag sie nicht; tugendhaft, oder ich biete gar nicht auf sie; schön, oder ich sehe sie nicht an; sanft oder sie soll mir nicht nahe kommen; edel, oder ich

Digitized by Google

nehme sie nicht und gäbe man mir einen Engel noch zu; angenehm in der Unterhaltung, vollkommen in der Musik und wenn sie das Alles ist, so mag ihr Haar eine Farbe haben, wie es Gott gefällt. Ach! da kommen der Prinz und unser Amoroso. Ich will mich in die Laube verstecken."

Unter gewissen Bedingungen, sehen wir, ist unser Junggesellenheld doch schon geneigt zu kapituliren. Es scheint, er hat schon vergessen, was er geschworen. Aber schwerlich denkt er daran, was ihm in der Laube widerfahren soll. Pedro, Leonato und Claudio kommen mit Musik, und sehr erwünscht sehen sie den Benedict in die Laube schlüpfen. Ihr Plan ist fertig. Sie wollen Benedict und dann Beatrice zu dem Glauben bringen, sie seien beide sterblich in einander verliebt, wollten es aber nur nicht merken lassen. Das Mittel ist sicher, weil erkannte Liebe leicht Gegenliebe weckt, und weil, wie wir schon früher bemerkt, bereits der Keim der Liebe da ist, der aber nicht sich entwickeln kann, weil man an eine Liebe des Andern nicht glaubt. Wird dieser Zweifel gehoben, so muß der Funke schnell zur Flamme werden, noch dazu, da auch die Eitelkeit und das Selbstgefühl des eigenen Werthes mit ins Spiel kommt, und das freudige Erstaunen, von einem solchen Wesen geliebt zu sein.

Während also Benedict verborgen, wie er glaubt, in der Laube sitzt, beginnen die Herren draußen das Fanggespräch, nachdem die Musik verabschiedet.

Don Pedro. Leonato, was erzähltet ihr mir doch vorhin? daß eure Nichte Beatrice in Benedict verliebt sei?

Claudio (beiseit.) Nur zu, der Vogel sitzt. (laut) Ich hätte nie geglaubt, daß das Fräulein einen Mann lieben könne.

Leonato. Ich ebenso wenig. Aber das ist eben das Wunderbarste, daß sie gerade für den Benedict schwärmt, der sie dem äußern Schein nach bisher verabscheute.

Benedict (beiseite.) Ists möglich? bläst der Wind aus der Ecke?

Leonato. Auf mein Wort, gnädiger Herr, ich weiß nicht,

Digitized by Google

was ich davon denken soll; aber sie liebt ihn mit einer rasenden Leidenschaft, es geht über alle Grenzen der Vorstellung.

Don Pedro. Vielleicht ists nur Verstellung.

Claudio. Das möcht ich euch glauben.

Leonato. O Gott, Verstellung. Dann ist wohl noch nie eine verstellte Leidenschaft der lebendigen so nahe gekommen, als sichs an ihr äußert.

Don Pedro. Nun und welche Symptome der Leidenschaft zeigt sie denn?

Leonato. Welche Symptome, Gnädiger Herr? Sie sitzt euch da ... nun meine Tochter sagte euch ja, wie.

Claudio. Ja das that sie.

Don Pedro. Wie denn? Wie? Ihr setzt mich in Erstaunen. Ich hätte immer gedacht, ihr Herz sei ganz unempfindlich gegen alle Angriffe der Liebe.

Leonato. Darauf hätte ich geschworen, mein Fürst, und besonders gegen Benedict.

Benedict (beiseite.) Ich hielte es für Prellerei, wenn's der weißbärtige Kerl nicht sagte. Spitzbüberei, meiner Seele, kann sich doch nicht hinter solcher Ehrwürdigkeit verbergen.

Don Pedro. Hat sie Benedict ihre Neigung zu erkennen gegeben?

Leonato. Nein, sie schwört auch, dieß nie zu thun: das ist eben ihre Qual.

Es würde zu lange währen, wollte ich dieses ganze meisterhafte Spitzbubengespräch Ihnen wörtlich mittheilen. Als Ausfagen der unverdächtigen Hero beschreibt Leonato weiter, wie Beatrice immer an Benedict schreiben wolle, und dann die Briefe wieder zerreiße, weil sie ja doch nur als Antwort Verhöhnung fürchten müsse; wie sie weint, seufzt, das Haar rauft, betet, flucht, so daß man fürchten muß sie thue sich ein Leid. Pedro meint, man müsse es Benedict mittheilen; sie sei ja ein vortreffliches Fräulein, er ein stattlicher trefflicher Mann, ja sogar gottesfürchtig; aber Claudio widerräth, Beatrice werde schon wieder vernünftig werden. Endlich gehen sie fort, um mit Hero wei-

Digitized by Google

ter zu berathen, und Claudio sagt beiseit: Wenn er sich hierauf nicht sterblich in sie verliebt, so will ich nie wieder einer Wahrscheinlichkeit trauen.

Pedro. Man muß jetzt dasselbige Netz für Beatrice aufstellen und das laßt eurer Tochter und ihrer Kammerfrau übernehmen. (ab.)

Benedict kommt nun aus seiner Laube hervor und hält sich folgende Predigt: „Das kann keine Schelmerei sein; das Gespräch war zu ernsthaft. Sie haben die Gewißheit der Sache von Hero; sie scheinen das Fräulein zu bedauern; es scheint ihre Leidenschaft hat die höchste Spannung erreicht. In mich verliebt? O das muß erwiedert werden! Ich höre, wie man mich tadelt: sie sagen, ich werde mich stolz geberden, wenn ich merke, wie sie mich liebt. Sie sagen ferner, sie werde eher sterben, als irgend ein Zeichen ihrer Liebe zu geben. Ich dachte nie zu heirathen; aber man soll mich nicht für stolz halten. Glücklich sind, die erfahren, was man an ihnen aussetzt, und sich darnach bessern. Sie sagen, das Fräulein sei schön; ja das ist wahr, und tugendhaft ꝛc." Kurz er widerlegt sich alle Einwendungen, und als Beatrice kommt, sagt er: „Beim Sonnenlicht, sie ist schön! Ich erspähe schon einige Zeichen der Liebe an ihr."

Beatrice kommt, um ihn zu Tische zu laden. Er dankt der schönen Beatrice für ihre Mühe, aber sie, die noch nicht bethört ist, behandelt ihn so schnöd wie früher, aber er weiß doch Zeichen der Liebe zu finden und sagt zu sich: „Wenn ich nicht Mitleid für sie fühle, so bin ich ein Schurke; wenn ich sie nicht liebe, bin ich ein Jude. Ich will gleich gehn und mir ihr Bildniß verschaffen."

Der eine Widerspenstige wäre also gezähmt; jetzt kommt Beatrice dran und sie muß die sonst so unschuldige Hero fangen. Diese ist mit Margaretha und Ursula, ihren Kammerfräulein, im Garten und schickt die Margaretha an Beatrice ab, um ihr gleichsam zu verrathen, daß Hero und Ursula über sie ein merkwürdiges Gespräch führen. Sie solle hinunter und in der Laube es belauschen. Das thut auch Beatrice, und kaum ist sie drinnen, so sagt beiseite Ursula zu Hero:

Die Lust beim Angeln ist, sehn, wie der Fisch
Den Silberstrom mit goldnen Rudern theilt,

Digitized by Google

Den tück'schen Hacken gierig zu verschlingen.
So angeln wir nach jener, die sich eben
Geduckt dort in die Geisblatthütte birgt.
Sorgt nicht um meinen Antheil am Gespräch.

Hero.

Komm näher nun, daß nichts ihr Ohr verliere
Vom süßen Köder, den wir trüglich legen.

(Sie nähern sich der Laube.)

(Laut.) Nein wahrlich Ursula, sie ist zu stolz.
Ich kenn ihr Herz, es ist so spröd und wild,
Wie ungezähmte Falken.

Ursula.

Ists denn wahr?
Liebt Benedict so einzig Beatricen?

Hero.

So sagt der Prinz und auch mein Bräutigam.

Ursula.

Und trugen sie euch auf, es ihr zu sagen?

Hero.

Sie baten mich, ich mög es ihr entdecken.
Ich sprach: da Benedict ihr Freund, sie möchten
Ihm rathen, diese Neigung zu besiegen,
Daß Beatrice nie davon erfahre.

Ursula.

Warum mein Fräulein? Sagt, verdienet er
So reiche vollbeglückte Ehe nicht,
Als Beatrice je gewähren kann?

Hero.

Beim Liebesgott, ich weiß es, er verdient
So viel als man dem Manne nur vergönnt.

Digitized by Google

Doch schuf Natur noch nie ein weiblich Herz
Von sprödrem Stoff als das der Beatrice.
Hohn und Verachtung sprüht ihr funkelnd Aug
Und schmäht, worauf sie blickt; so hoch im Preise
Stellt sie den eignen Witz, daß alles Andre
Ihr nur gering erscheint: sie kann nicht lieben,
Noch Bild und Form der Neigung in sich prägen,
So ist sie in sich selbst vergafft.

Ursula.

Gewiß,
Und darum wär's nicht gut, erführe sie's,
Wie er sie liebt; sie würde ihn nur verspotten.

Es wird das genügen, um zu zeigen, wie dem Zweck angemessen auch hier die Reden sogar von Hero erschelmet werden, denn von einer Braut zu hören: Beatrice kann nicht lieben, das mußte durchgreifen, wenn auch die weiterfolgenden Lobeserhebungen über Benedict weggeblieben wären. Ihr von der Liebe Benedicts zu sagen, hält man wieder für nicht gerathen, denn sie würde nur Alles mit ihrem Witz erdrücken. Ursula findet es freilich unmöglich, einen solchen Kavalier zurückzuweisen. Und nun noch die Erinnerung an die Hochzeit Hero's und den Brautstaat!

Ursula.

Wann macht ihr Hochzeit, Fräulein?

Hero.

Nun aller nächstens; morgen wohl. Jetzt komm,
Ich will dir Kleider zeigen, rathe mir,
Was morgen mich am besten schmücken wird.

Ursula.

Die klebt am Leim: Ihr singt sie, dafür steh ich.
So bringt ein Zufall Amor'n oft Gelingen.
Den trifft sein Pfeil, den fängt er sich mit Schlingen.

Digitized by Google

Beatrice (kommt aus der Laube.)

Welch Feuer durchſtrömt mein Ohr! Iſt's wirklich wahr?
Soll mir mein Spott ſo ſcharfe Rüge tragen?
Leb wohl denn, Mädchenſtolz, auf immerdar,
Uns blüht kein Ruhm, als wenn wir dir entſagen.
Und, Benedict, lieb immer, ſo gewöhn ich
Mein wildes Herz an deine theure Hand.
Sei treu, und Liebſter, deine Treue krön ich
Und unſre Herzen bind ein heilges Band.
Man ſagt, du biſt es werth, und ich kann ſchwören,
Ich wußt es ſchon, und beſſer als vom Hören.

Die Bekehrung bei Beiden iſt alſo glücklich gelungen. Der Unglaube an mögliche Liebe gehoben und dafür der Glaube eingetreten. Deßhalb erſcheint denn auch Benedict plötzlich im Aeußern verändert und wird auf manchfache Weiſe von den Freunden gehänſelt, indem der Eine behauptet, er ſei verliebt, der Andere, das ſei nicht wahr, bis endlich Benedict dem Leonato ſagt: „Alter Herr, kommt mit mir ein wenig auf die Seite; ich habe acht oder neun vernünftige Worte ausſtudirt, die ich euch ſagen möchte und die dieſe Steckenpferde nicht zu hören brauchen."

Don Pedro. Ich wette mein Leben, er hält bei ihm um Beatricen an.

Leonato und Benedict entfernen ſich und als ſie fort ſind, kommt der Verkläger Don Juan und beginnt ſeine Verläumdung der Hero, und da Claudio und Pedro nicht glauben wollen, ſo fordert er ſie auf, dieſe Nacht ſich ſelbſt zu überzeugen, das iſt die Nacht vor der Hochzeit. Und ſchon jetzt ſpricht Claudio den entſetzlichen Gedanken aus: Sehe ich dieſe Nacht irgend Etwas, weshalb ich ſie morgen nicht heirathen könnte, ſo will ich ſie vor der ganzen Verſammlung, wo ſie getraut werden ſollte, beſchimpfen. — Da war doch unſer Tymborius ein edlerer Ritter als dieſer Claudio, der ja auch früher ſo leicht gefaßt gerufen hatte: „Hero, fahre hin. Viel Glück mit ihr!" Und auch Don Petro will mithelfen zur Beſchimpfung!

In der verhängnißvollen Nacht erſcheint nun die wohllöbliche

Digitized by Google

Polizei in der Gestalt von zwei hochweisen Gerichtsdienern, Holzapfel und Schlehwein und einigen Mann Wache, um die Rolle zu spielen, die bei Ayrer Jahn übernehmen mußte, nämlich Spaß zu machen und den Betrug zu enthüllen. Ihr Spaßmachen besteht hauptsächlich, wir wir das auch aus der Oper „Don Juan" kennen, in der Verstümmelung der Worte, besonders der fremden und in Verkehrung der Begriffe, kurz in einer sich weise und klug dünkenden unglaublichen Einfalt. Nur Einiges davon als Beispiel, weil das Ganze zu lang wäre.

Holzapfel. Seid ihr fromme, ehrliche Leute und getreu?

Schlehwein. Ja; sonst wär's Schade drum, wenn sie nicht die ewige Seligkeit litten an Leib und Seele.

Holzapfel. Nein, das wäre zu wenig Strafe für sie, wenn sie nur irgend eine Legitimität an sich hätten, da sie ja doch zu des Prinzen Wache inkommodirt sind.

Schlehwein. Richtig. Theilt ihnen jetzt ihr Commando aus.

Holzapfel. Erstens also, wer meint ihr, der die meiste Uncapacität hätte, Constabler zu sein.

Erste Wache. Veit Haberkuchen, Herr, oder Görge Steinkohle, denn sie können lesen und schreiben.

Holzapfel. Kommt her, Nachbar Steinkohle. Gott hat euch mit einem guten Namen gesegnet. Ein Mann von guter Physiognomik sein, ist ein Geschenk des Glücks; aber die Schreibe und Lesekunst kommt von der Natur. — So lautet eure Vorschrift: ihr sollt alle Fragebunten irritiren; ihr seid dazu da, daß ihr Allen und Jeden zuruft: „Halt, in des Prinzen Namen."

Zweite Wache. Aber wenn Einer nicht halten will?

Holzapfel. Nun seht ihr, da kümmert euch nicht um ihn, laßt ihn laufen. — Dann sollt ihr auch keinen Lärm auf der Straße machen, denn daß eine Wache auf dem Posten Toleranz und Spektakel treibt, kann gar nicht geduldet werden.

Zweite Wache. Wir wollen lieber schlafen als schwatzen. Wir wissen schon, was für eine Wache gehört u. s. w.

Trotz dieser Schlauheit sind sie doch das Mittel, wodurch der

Digitized by Google

schändliche Betrug entdeckt wird. Borachio und Conrad kommen daher, unterhalten sich, wobei Borachio die Mode einen mißgestalteten Schelm nennt, und Borachio erzählt dann, wie er diese Nacht mit Margarethen, Hero's Kammermädchen, unter Hero's Namen ein Liebesgespräch geführt; daß sie sich aus ihres Fräuleins Fenster heruntergeneigt und Tausendmal gute Nacht gewünscht habe; daß der Prinz Don Juan und Claudio von weitem im Garten diese zärtliche Zusammenkunft mit angesehen hätten; und daß er von seinem Herrn Don Juan 1000 Ducaten dafür erhalten; daß Claudio wüthend davon gegangen und morgen in der Kirche die Hero beschimpfen wolle. Diese Herren also arretirt die Wache, weil sie von einem Herrn Mißgestalt gehört haben will, der ein bekannter Strolch sei.

Es folgt eine Szene am Morgen des Hochzeittages, wo sich Hero unter Sticheleien des Kammermädchens und unter Klagen Beatricens über Unwohlsein schmücken läßt. Gegen das Unwohlsein der Beatrice, meint Margaretha, wäre wohl am besten, Cardobenedictenkraut aufs Herz zu legen.

Als der Hochzeitszug in die Kirche will, kommt die Wache, um die zwei „perspectivischen" Kerl, welche sie „irritirt" hat, zum Verhör anzumelden. Unglücklicherweise sagt Leonato: „Uebernehmt dieses Verhör selbst und bringt mir das Protokoll. Ich bin jetzt sehr eilig, wie ihr wohl seht." So wird die Entdeckung verspätet und der Hochzeitzug verfügt sich in die Kirche.

Hier finden sich alle Hauptpersonen versammelt nebst einem Pater, der trauen soll, und die Trauung beginnt.

Leonato. Wohlan, Pater Franziskus, machts kurz; nichts als was zur eigentlichen Trauung gehört.

Pater zu Claudio. Ihr seid hier gnädiger Herr, um euch diesem Fräulein zu vermählen?

Claudio. Nein.

Leonato. Um mit ihr vermählt zu werden, Pater; ihr seid hier, um sie zu vermählen.

Pater. Fräulein, seid ihr hier, um mit diesem Grafen vermählt zu werden?

Digitized by Google

Hero. Ja.

Pater. Wofern Eines von Euch ein inneres Hinderniß weiß, weshalb ihr nicht verbunden werden dürftet, so beschwöre ich euch bei dem Heil eurer Seelen es zu entdecken.

Claudio. Wißt ihr eines Hero?

Hero. Keines, Herr.

Pater. Wißt ihr eines, Graf?

Claudio. Pater, mach Platz! (zu Leonato.) Erlaubt ein Wort mein Vater:

Gabt ihr aus freier Wahl mir, ohne Zwang
Dieß Mädchen, eure Tochter?

Leonato.

So frei, mein Sohn, als Gott sie mir gegeben.

Claudio.

Und was geb ich zurück euch, dessen Werth,
So reichem, köstlichem Geschenk entspräche?

Don Pedro.

Nichts, wenn ihr nicht zurück sie selbst erstattet.

Claudio.

Ihr lehrt mich edle Dankbarkeit, mein Prinz.
Gebt eurem Freunde nicht die faule Frucht,
Sie ist nur Schein und Maske ihrer Ehre. —
Seht nur, wie mädchenhaft sie jetzt erröthet.
O wie vermag in Würd und Glanz der Tugend
Verworfne Sünde listig sich zu kleiden.

Leonato.

Was meint ihr, Herr?

Claudio.

Sie nicht zu nehmen, mein ich,
Mein Herz an keine Buhlerin zu knüpfen.

Digitized by Google

Leonato meint nun, es beziehe sich dieß auf eine schwache Stunde mit Claudio selbst, aber Claudio erklärt, das sei nicht der Fall. Nur wie ein Bruder seiner Schwester sei er ihr begegnet.

Hero.

Und hab' ich jemals anders euch geschienen?

Claudio.

Euch deinem Schein. Du schienst,
Wie eine Knospe, die noch nicht erblüht.
Doch du bist ungezähmt in deiner Lust,
Wie Venus, oder jene üpp'gen Thiere,
Die sich in wildem Sinnentaumel wälzen.

Hero.

Ist meinem Herrn nicht wohl, daß er so spricht?

Claudio (zu Leonato.)

Erlaubt mir eine Frag an eure Tochter:
Beim Recht, das euch Natur und Blut gegeben
Auf euer Kind, heißt sie die Wahrheit reden.

Leonato.

Thu's, ich befehl es dir, wenn du mein Kind.

Hero.

O Gott, beschütze mich! Wie man mich drängt.
Wie nennt ihr diese Weise des Verhörs?

Claudio.

Antwortet jetzt, nennt wahrhaft euern Namen.

Hero.

Ist es nicht Hero? Wer schmäht diesen Namen
Mit irgend wahrem Vorwurf?

Digitized by Google

Claudio.

Das thut Hero.
Ja, Hero selbst kann Hero's Tugend schmähn.
Wer ist der Mann, den gestern Nacht ihr spracht
Aus eurem Fenster zwischen Zwölf und Eins?
Wenn ihr unschuldig seid, antwortet mir.

Hero.

Ich sprach mit keinem Mann zu dieser Stunde.

Don Pedro.

Nun wohl, so seid ihr schuldig. Leonato,
Mich schmerzt, daß ihr dieß hört, bei meiner Ehre!
Ich selber, mein Bruder, der gekränkte Graf
Sah'n sie und hörten sie zu jener Stunde
An ihrem Fenster mit 'nem Wüstling reden,
Der, wie ein frecher Schuft auch eingestand
Die tausend schändlichen Zusammenkünfte,
So heimlich stattgehabt.

Wir wollen diese Marterszene abkürzen, Nach Pedro fallen noch der Schuft Don Juan, der recht wohl die Wahrheit kennt, und Claudio mit giftigen Reden über das arme Schlachtopfer her, und da ist es wohl kein Wunder, wenn sie auch, wie Phönizia, in Ohnmacht sinkt, worauf Don Juan sagt zu den beiden Betrognen:

Kommt, gehen wir. Diese Schmach ans Licht gebracht
Löscht ihre Lebensgeister.

Als Hero wieder Lebenszeichen gibt, sagt der Vater:

Zieh, Schicksal, nicht die schwere Hand zurück!
Tod ist die schönste Hülle solcher Schmach
Und einzig zu erflehn,

und als der Pater solchen Wunsch tadelt und nicht weiß, warum sie nicht wieder erwachen solle, strömt Leonato aus in die Verzweiflungsrede:

Digitized by Google

Warum? ha! ruft nicht jede Kreatur
Schmach über sie? vermochte sie es wohl
Die in ihr Blut geprägte Schuld zu leugnen?
Du sollst nicht leben! Schließ dein Aug auf ewig!
Denn glaubt ich nicht, daß du alsbald hier stürbest,
Daß deine Kraft die Schande überlebte,
Ich würde selbst als Schlußwort meiner Flüche
Dein Herz durchbohren.

Benedict.

Herr, seid geduldig;
Ich wahrlich bin vor Staunen so betrübt,
Daß mir die Worte fehlen.

Beatrice.

Bei meinem Leben, man verläumd't die Muhme.

Benedict.

Fräulein, schlieft ihr zu Nacht in ihrem Zimmer?

Beatrice.

Nein, dieß Mal nicht, doch bis zur letzten Nacht
Schlief ich das ganze Jahr in ihrer Kammer.

Leonato.

Bestätigt! Ha, bestätigt! Noch verstärkt,
Was schon verschlossen war mit Eisenbanden!
Wie könnten beide Prinzen, Claudio lügen?
Fort, laßt sie sterben.

Nun tritt der Vater auf als Vertheidiger; er bezeugt, daß, was er an Hero bemerkt, ihm gewiß mache, sie sei unschuldig, und als der Vater dennoch nicht glauben will, fragt er jetzt die Hero: Fräulein, wer ist's mit dem man euch verklagt?

Digitized by Google

Hero.

Die mich verklagten, wissens, ich weiß keinen.
Weiß ich von irgend einem Mann, der lebt,
Mehr, als der Jungfrau Sittsamkeit erlaubt,
Sei keine Sünde mir vergeben. — Vater,
Beweist, daß irgend wer mit mir gesprochen
Um Mitternacht und daß ich gestern Abend
Mit irgend einem Wesen Wort gewechselt,
Verstoßt mich, haßt mich, martert mich zu Tode!

Vater.

Ein seltsam Irren muß die Prinzen täuschen.

Benedict.

Gewiß sind zwei von ihnen Ehrenmänner,
Und ward ihr bessres Urtheil fehl geleitet.
Schreibt sich die Bosheit wohl vom Bastard her,
Deß Geist und Sinn nur lebt von Trug und Tücke?

Leonato.

Ich weiß nicht. Sprechen wahr sie, so zerreiß
Dich diese Hand; ist falsch sie angeklagt,
So soll der Stolzeste wohl davon hören.

Vater.

Haltet ein,
Laßt meinen Rath in diesem Fall euch leiten.

Er räth nun, die Tochter eine zeitlang zu verbergen, sie als todt zu behandeln, Beerdigung und Trauer zu halten. Das werde zunächst Mitleid erwecken, bei Claudio Reue erzeugen und die Unschuld zu erweisen möglich machen!

Leonato willigt ein.

In dieser Art des Grams
Mögt ihr mich lenken an dem schwächsten Faden.

Digitized by Google

Pater.

So sei denn, wenn euch Fassung nicht verläßt,
Seltsame Heilung seltnem Schmerz beschieden.
Ihr Fräulein stirbt zum Schein. Eur Hochzeitfest
Ward, hoff ich, nur verlegt: drum harrt in Frieden.

Alle gehen ab bis auf Benedict und Beatrice, denen der Vorgang Gelegenheit gibt, sich näher zu treten.

Benedict. Fräulein Beatrice, habt ihr die ganze Zeit geweint?

Beatrice. Ja, und ich werde wohl noch viel länger weinen.

Benedict. Das will ich nicht wünschen.

Beatrice. Dessen bedarfs auch nicht, ich thu es freiwillig.

Benedict. Gewiß, ich denke eurer schönen Base ist Unrecht geschehen.

Beatrice. Ach wie hoch würde der Mann sich um mich verdient machen, der ihr Recht widerfahren ließe.

Benedict. Gibt es irgend einen Weg, solche Freundschaft zu zeigen?

Beatrice. Einen sehr ebenen Weg, aber keinen solchen Freund.

Benedict. Kann es ein Mann vollbringen?

Beatrice. Es ist eines Mannes Amt, aber nicht das eure.

Benedict. Ich liebe nichts in der Welt so sehr, als euch, ist das nicht seltsam?

Beatrice. So seltsam, als etwas, von dem ich nichts weiß. Es wäre ebenso möglich, zu sagen, ich liebte nichts in der Welt so sehr als euch; aber glaubt mir's nicht und doch lüg ich nicht; ich bekenne nichts und leugne nichts. Mich jammert meine Muhme.

Benedict. Bei meinem Degen, Beatrice, Du liebst mich. Ich betheuere, daß ich dich liebe.

Beatrice. Nun denn, Gott verzeihe mir.

Benedict. Was für eine Sünde, liebste Beatrice?

Digitized by Google

Beatrice. Ihr unterbracht mich eben zu guter Stunde; ich war im Begriff zu betheuern, ich liebte euch.

Das Geständniß ist also geschehen; aber Beatrice fordert auch Beweise der Liebe, nämlich Rache für Hero. „Ermorde Claudio", sagt sie dem Geliebten und als dieser zögert: „O Gott, daß ich ein Mann wäre, ich wollte sein Herz auf offenem Markt verzehren. Die süße Hero, sie ist gekränkt, sie ist verleumdet, sie ist vernichtet. Prinzen und Grafen! Wahrhaftig, ein recht prinzliches Zeugniß. Ein honigsüßes Grafenstückchen! Ein lieber Bräutigam. O, daß ich ein Mann wäre, um seinetwillen, oder daß ich einen Freund hätte, der um meinetwillen ein Mann sein wollte. Ich kann kein Mann werden, so will ich denn als ein Weib mich grämen und sterben." — Das wirkt endlich. „Seid ihr in eurem Gewissen überzeugt, daß Graf Claudio Hero belogen?" fragt Benedict. Und als ihm das bestätigt wird, so verspricht er, Claudio zu fordern.

Während der schauerlichen Szene in der Kirche geht eine andere lächerliche nnd zugleich ernste im Gerichtszimmer vor. Unsere bereits bekannten schlauen Diener des Gerichts halten Verhör mit Conrad und Borachio, wobei ein Schreiber das Protokoll führt.

Holzapfel. Sind alle Verschworenen unseres Trübenaals beisammen?

Schreiber. Welches sind die Maleficanten?

Holzapfel. Zum Henker, der bin ich und mein Gevatter.

Schlehwein. Das versteht sich, wir haben die Introduction sie zu examiniren.

Gerne würde ich Ihnen diese kostbare Examination ganz mittheilen, aber sie ist zu lang und ihr Schluß ist, daß der Betrug protokollarisch niedergeschrieben wird, und die beiden Gefangenen gebunden werden, um fortgeführt zu werden, wobei Conrad den Holzapfel einen Esel schimpft. Der Schreiber ist schon fort, drum jammert Holzapfel: „Wär er doch noch hier, daß er es aufschreiben könnte, daß ich ein Esel bin. Aber, ihr Leute, vergeßt mir's nicht, daß ich ein Esel bin; wenn es auch nicht hingeschrieben ward, erinnerts euch ja, daß ich ein Esel bin."

Digitized by Google

Bevor jedoch die Gefangenen vor Leonato als Richter gebracht werden, treffen dieser und Antonio auf Don Pedro und Claudio, und gerathen mit diesen in heftigen Wortwechsel, ja sogar zur Ausforderung; so daß sie in heftiger Aufregung auseinander gehen, worauf Benedict zu Pedro und Claudio kommt. Dieser will seinen Witz an Benedict üben; aber Benedict schilt ihm in's Ohr einen Nichtswürdigen und fordert ihn zum Kampf. Darauf wird er von Claudio und dem Prinzen noch auf höchst bittere Weise verhöhnt, bis die Gerichtsdiener die beiden Gefangenen, Borachio und Conrad, des Prinzen Don Juan Diener, daher bringen. Don Pedro fragt erstaunt, was sie gethan und Holzapfel gibt Auskunft. „Zum Henker, gnädiger Herr, falschen Rapport haben sie begangen; überdem sind Unwahrheiten vorgekommen, anderntheils haben sie Colonien gesagt; sechstens und letztens haben sie ein Fräulein belogen; drittens haben sie Unwahrheiten verifizirt und schließlich sind sie lügenhafte Spitzbuben.“ — Endlich fragt Pedro die Gefangenen selbst und Borachio gesteht reuig die ganze Schandthat, die er auf Anstiften des Don Juan begangen, und wofür er nun den Lohn eines Böswichts begehrt.

Don Pedro (zu Claudio).

Nennt nicht dieß Wort wie Eisen durch dein Blut?

Claudio.

Ich habe Gift getrunken, als er sprach.

Don Pedro (zu Borachio).

Und hat mein Bruder hiezu dich verleitet?

Borachio.

Ja, und mich reichlich für die That belohnt.

Don Pedro.

Er ist Verrath und Tücke ganz und gar,
Und nun entfloh er auf dieß Bubenstück.

Digitized by Google

Polizei in der Gestalt von zwei hochweisen Gerichtsdienern, Holzapfel und Schlehwein und einigen Mann Wache, um die Rolle zu spielen, die bei Ayrer Jahn übernehmen mußte, nämlich Spaß zu machen und den Betrug zu enthüllen. Ihr Spaßmachen besteht hauptsächlich, wir wir das auch aus der Oper „Don Juan" kennen, in der Verstümmelung der Worte, besonders der fremden und in Verkehrung der Begriffe, kurz in einer sich weise und klug dünkenden unglaublichen Einfalt. Nur Einiges davon als Beispiel, weil das Ganze zu lang wäre.

Holzapfel. Seid ihr fromme, ehrliche Leute und getreu?

Schlehwein. Ja; sonst wär's Schade drum, wenn sie nicht die ewige Seligkeit litten an Leib und Seele.

Holzapfel. Nein, das wäre zu wenig Strafe für sie, wenn sie nur irgend eine Legitimität an sich hätten, da sie ja doch zu des Prinzen Wache inkommodirt sind.

Schlehwein. Richtig. Theilt ihnen jetzt ihr Commando aus.

Holzapfel. Erstens also, wer meint ihr, der die meiste Uncapacität hätte, Constabler zu sein.

Erste Wache. Veit Haberkuchen, Herr, oder Görge Steinkohle, denn sie können lesen und schreiben.

Holzapfel. Kommt her, Nachbar Steinkohle. Gott hat euch mit einem guten Namen gesegnet. Ein Mann von guter Physiognomik sein, ist ein Geschenk des Glücks; aber die Schreibe und Lesekunst kommt von der Natur. — So lautet eure Vorschrift: ihr sollt alle Fragebunten irritiren; ihr seid dazu da, daß ihr Allen und Jeden zuruft: „Halt, in des Prinzen Namen."

Zweite Wache. Aber wenn Einer nicht halten will?

Holzapfel. Nun seht ihr, da kümmert euch nicht um ihn, laßt ihn laufen. — Dann sollt ihr auch keinen Lärm auf der Straße machen, denn daß eine Wache auf dem Posten Toleranz und Spektakel treibt, kann gar nicht geduldet werden.

Zweite Wache. Wir wollen lieber schlafen als schwatzen. Wir wissen schon, was für eine Wache gehört u. s. w.

Trotz dieser Schlauheit sind sie doch das Mittel, wodurch der

Digitized by Google

schändliche Betrug entdeckt wird. Borachio und Conrad kommen daher, unterhalten sich, wobei Borachio die Mode einen mißgestalteten Schelm nennt, und Borachio erzählt dann, wie er diese Nacht mit Margarethen, Hero's Kammermädchen, unter Hero's Namen ein Liebesgespräch geführt; daß sie sich aus ihres Fräuleins Fenster heruntergeneigt und Tausendmal gute Nacht gewünscht habe; daß der Prinz Don Juan und Claudio von weitem im Garten diese zärtliche Zusammenkunft mit angesehen hätten; und daß er von seinem Herrn Don Juan 1000 Ducaten dafür erhalten; daß Claudio wüthend davon gegangen und morgen in der Kirche die Hero beschimpfen wolle. Diese Herren also arretirt die Wache, weil sie von einem Herrn Mißgestalt gehört haben will, der ein bekannter Strolch sei.

Es folgt eine Szene am Morgen des Hochzeittages, wo sich Hero unter Sticheleien des Kammermädchens und unter Klagen Beatricens über Unwohlsein schmücken läßt. Gegen das Unwohlsein der Beatrice, meint Margaretha, wäre wohl am besten, Cardobenedictenkraut aufs Herz zu legen.

Als der Hochzeitszug in die Kirche will, kommt die Wache, um die zwei „perspectivischen" Kerl, welche sie „irritirt" hat, zum Verhör anzumelden. Unglücklicherweise sagt Leonato: „Uebernehmt dieses Verhör selbst und bringt mir das Protokoll. Ich bin jetzt sehr eilig, wie ihr wohl seht." So wird die Entdeckung verspätet und der Hochzeitzug verfügt sich in die Kirche.

Hier finden sich alle Hauptpersonen versammelt nebst einem Pater, der trauen soll, und die Trauung beginnt.

Leonato. Wohlan, Pater Franziskus, machts kurz; nichts als was zur eigentlichen Trauung gehört.

Pater zu Claudio. Ihr seid hier gnädiger Herr, um euch diesem Fräulein zu vermählen?

Claudio. Nein.

Leonato. Um mit ihr vermählt zu werden, Pater; ihr seid hier, um sie zu vermählen.

Pater. Fräulein, seid ihr hier, um mit diesem Grafen vermählt zu werden?

Digitized by Google

Hero. Ja.

Pater. Wofern Eines von Euch ein inneres Hinderniß weiß, weshalb ihr nicht verbunden werden dürftet, so beschwöre ich euch bei dem Heil eurer Seelen es zu entdecken.

Claudio. Wißt ihr eines Hero?

Hero. Keines, Herr.

Pater. Wißt ihr eines, Graf?

Claudio. Pater, mach Platz! (zu Leonato.) Erlaubt ein Wort mein Vater:

Gabt ihr aus freier Wahl mir, ohne Zwang
Dieß Mädchen, eure Tochter?

Leonato.

So frei, mein Sohn, als Gott sie mir gegeben.

Claudio.

Und was geb ich zurück euch, dessen Werth,
So reichem, köstlichem Geschenk entspräche?

Don Pedro.

Nichts, wenn ihr nicht zurück sie selbst erstattet.

Claudio.

Ihr lehrt mich edle Dankbarkeit, mein Prinz.
Gebt eurem Freunde nicht die faule Frucht,
Sie ist nur Schein und Maske ihrer Ehre. —
Seht nur, wie mädchenhaft sie jetzt erröthet.
O wie vermag in Würd und Glanz der Tugend
Verworfne Sünde listig sich zu kleiden.

Leonato.

Was meint ihr, Herr?

Claudio.

Sie nicht zu nehmen, mein ich,
Mein Herz an keine Buhlerin zu knüpfen.

Digitized by Google

Leonato meint nun, es beziehe sich dieß auf eine schwache Stunde mit Claudio selbst; aber Claudio erklärt, das sei nicht der Fall. Nur wie ein Bruder seiner Schwester sei er ihr begegnet.

Hero.

Und hab' ich jemals anders euch geschienen?

Claudio.

Euch deinem Schein. Du schienst,
Wie eine Knospe, die noch nicht erblüht.
Doch du bist ungezähmt in deiner Lust,
Wie Venus, oder jene üpp'gen Thiere,
Die sich in wildem Sinnentaumel wälzen.

Hero.

Ist meinem Herrn nicht wohl, daß er so spricht?

Claudio (zu Leonato.)

Erlaubt mir eine Frag an eure Tochter:
Beim Recht, das euch Natur und Blut gegeben
Auf euer Kind, heißt sie die Wahrheit reden.

Leonato.

Thu's ich, befehl es dir, wenn du mein Kind.

Hero.

O Gott, beschütze mich! Wie man mich drängt.
Wie nennt ihr diese Weise des Verhörs?

Claudio.

Antwortet jetzt, nennt wahrhaft euern Namen.

Hero.

Ist er nicht Hero? Wer schmäht diesen Namen
Mit irgend wahrem Vorwurf?

Digitized by Google

Claudio.

Das thut Hero.
Ja, Hero selbst kann Hero's Tugend schmähn.
Wer ist der Mann, den gestern Nacht ihr spracht
Aus eurem Fenster zwischen Zwölf und Eins?
Wenn ihr unschuldig seid, antwortet mir.

Hero.

Ich sprach mit keinem Mann zu dieser Stunde.

Don Pedro.

Nun wohl, so seid ihr schuldig. Leonato,
Mich schmerzt, daß ihr dieß hört, bei meiner Ehre!
Ich selber, mein Bruder, der gekränkte Graf
Sah'n sie und hörten sie zu jener Stunde
An ihrem Fenster mit 'nem Wüstling reden,
Der, wie ein frecher Schuft auch eingestand
Die tausend schändlichen Zusammenkünfte,
So heimlich stattgehabt.

Wir wollen diese Marterszene abkürzen, Nach Pedro fallen noch der Schuft Don Juan, der recht wohl die Wahrheit kennt, und Claudio mit giftigen Reden über das arme Schlachtopfer her, und da ist es wohl kein Wunder, wenn sie auch, wie Phönizia, in Ohnmacht sinkt, worauf Don Juan sagt zu den beiden Betrognen:

Kommt, gehen wir. Diese Schmach ans Licht gebracht
Löscht ihre Lebensgeister.

Als Hero wieder Lebenszeichen gibt, sagt der Vater:

Zieh, Schicksal, nicht die schwere Hand zurück!
Tod ist die schönste Hülle solcher Schmach
Und einzig zu erflehn,

und als der Pater solchen Wunsch tadelt und nicht weiß, warum sie nicht wieder erwachen solle, strömt Leonato aus in die Verzweiflungsrede:

Digitized by Google

Warum? ha! ruft nicht jede Kreatur
Schmach über sie? vermochte sie es wohl
Die in ihr Blut geprägte Schuld zu leugnen?
Du sollst nicht leben! Schließ dein Aug auf ewig!
Denn glaubt ich nicht, daß du alsbald hier stürbest,
Daß deine Kraft die Schande überlebte,
Ich würde selbst als Schlußwort meiner Flüche
Dein Herz durchbohren.

Benedict.

Herr, seid geduldig;
Ich wahrlich bin vor Staunen so betrübt,
Daß mir die Worte fehlen.

Beatrice.

Bei meinem Leben, man verläumd't die Muhme.

Benedict.

Fräulein, schliefst ihr zu Nacht in ihrem Zimmer?

Beatrice.

Nein, dieß Mal nicht, doch bis zur letzten Nacht
Schlief ich das ganze Jahr in ihrer Kammer.

Leonato.

Bestätigt! Ha, bestätigt! Noch verstärkt,
Was schon verschlossen war mit Eisenbanden!
Wie könnten beide Prinzen, Claudio lügen?
Fort, laßt sie sterben.

Nun tritt der Pater auf als Vertheidiger; er bezeugt, daß, was er an Hero bemerkt, ihm gewiß mache, sie sei unschuldig, und als der Vater dennoch nicht glauben will, fragt er jetzt die Hero: Fräulein, wer ist's mit dem man euch verklagt?

Digitized by Google

Hero.

Die mich verklagten, wissens, ich weiß keinen.
Weiß ich von irgend einem Mann, der lebt,
Mehr, als der Jungfrau Sittsamkeit erlaubt,
Sei keine Sünde mir vergeben. — Vater,
Beweist, daß irgend wer mit mir gesprochen
Um Mitternacht und daß ich gestern Abend
Mit irgend einem Wesen Wort gewechselt,
Verstoßt mich, haßt mich, martert mich zu Tode!

Vater.

Ein seltsam Irren muß die Prinzen täuschen.

Benedict.

Gewiß sind zwei von ihnen Ehrenmänner,
Und ward ihr bessres Urtheil fehl geleitet.
Schreibt sich die Bosheit wohl vom Bastard her,
Deß Geist und Sinn nur lebt von Trug und Tücke?

Leonato.

Ich weiß nicht. Sprechen wahr sie, so zerreiß
Dich diese Hand; ist falsch sie angeklagt,
So soll der Stolzeste wohl davon hören.

Vater.

Haltet ein,
Laßt meinen Rath in diesem Fall euch leiten.

Er räth nun, die Tochter eine zeitlang zu verbergen, sie als todt zu behandeln, Beerdigung und Trauer zu halten. Das werde zunächst Mitleid erwecken, bei Claudio Reue erzeugen und die Unschuld zu erweisen möglich machen!

Leonato willigt ein.

In dieser Zeit des Grams
Mögt ihr mich lenken an dem schwächsten Faden.

Digitized by Google

Vater.

So sei denn, wenn euch Fassung nicht verläßt,
Seltsame Heilung seltnem Schmerz beschieden.
Ihr Fräulein stirbt zum Schein. Eur Hochzeitfest
Ward, hoff ich, nur verlegt: drum harrt in Frieden.

Alle gehen ab bis auf Benedict und Beatrice, denen der Vorgang Gelegenheit gibt, sich näher zu treten.

Benedict. Fräulein Beatrice, habt ihr die ganze Zeit geweint?

Beatrice. Ja, und ich werde wohl noch viel länger weinen.

Benedict. Das will ich nicht wünschen.

Beatrice. Dessen bedarfs auch nicht, ich thu es freiwillig.

Benedict. Gewiß, ich denke eurer schönen Base ist Unrecht geschehen.

Beatrice. Ach wie hoch würde der Mann sich um mich verdient machen, der ihr Recht widerfahren ließe.

Benedict. Gibt es irgend einen Weg, solche Freundschaft zu zeigen?

Beatrice. Einen sehr ebenen Weg, aber keinen solchen Freund.

Benedict. Kann es ein Mann vollbringen?

Beatrice. Es ist eines Mannes Amt, aber nicht das eure.

Benedict. Ich liebe nichts in der Welt so sehr, als euch, ist das nicht seltsam?

Beatrice. So seltsam, als etwas, von dem ich nichts weiß. Es wäre ebenso möglich, zu sagen, ich liebte nichts in der Welt so sehr als euch; aber glaubt mir's nicht und doch lüg ich nicht; ich bekenne nichts und leugne nichts. Mich jammert meine Muhme.

Benedict. Bei meinem Degen, Beatrice, Du liebst mich. Ich betheuere, daß ich dich liebe.

Beatrice. Nun denn, Gott verzeihe mir.

Benedict. Was für eine Sünde, liebste Beatrice?

Digitized by Google

Beatrice. Ihr unterbracht mich eben zu guter Stunde; ich war im Begriff zu betheuern, ich liebte euch.

Das Geständniß ist also geschehen; aber Beatrice fordert auch Beweise der Liebe, nämlich Rache für Hero. „Ermorde Claudio", sagt sie dem Geliebten und als dieser zögert: „O Gott, daß ich ein Mann wäre, ich wollte sein Herz auf offenem Markt verzehren. Die süße Hero, sie ist gekränkt, sie ist verleumdet, sie ist vernichtet. Prinzen und Grafen! Wahrhaftig, ein recht prinzliches Zeugniß. Ein honigsüßes Grafenstückchen! Ein lieber Bräutigam. O, daß ich ein Mann wäre, um seinetwillen, oder daß ich einen Freund hätte, der um meinetwillen ein Mann sein wollte. Ich kann kein Mann werden, so will ich denn als ein Weib mich grämen und sterben." — Das wirkt endlich. „Seid ihr in eurem Gewissen überzeugt, daß Graf Claudio Hero belogen?" fragt Benedict. Und als ihm das bestätigt wird, so verspricht er, Claudio zu fordern.

Während der schauerlichen Szene in der Kirche geht eine andere lächerliche nnd zugleich ernste im Gerichtszimmer vor. Unsere bereits bekannten schlauen Diener des Gerichts halten Verhör mit Conrad und Borachio, wobei ein Schreiber das Protokoll führt.

Holzapfel. Sind alle Verschworenen unseres Trübenaals beisammen?

Schreiber. Welches sind die Maleficanten?

Holzapfel. Zum Henker, der bin ich und mein Gevatter.

Schlehwein. Das versteht sich, wir haben die Introduction sie zu examiniren.

Gerne würde ich Ihnen diese kostbare Examination ganz mittheilen, aber sie ist zu lang und ihr Schluß ist, daß der Betrug protokollarisch niedergeschrieben wird, und die beiden Gefangenen gebunden werden, um fortgeführt zu werden, wobei Conrad den Holzapfel einen Esel schimpft. Der Schreiber ist schon fort, drum jammert Holzapfel: „Wär er doch noch hier, daß er es aufschreiben könnte, daß ich ein Esel bin. Aber, ihr Leute, vergeßt mir's nicht, daß ich ein Esel bin; wenn es auch nicht hingeschrieben ward, erinnerts euch ja, daß ich ein Esel bin."

Digitized by Google

Bevor jedoch die Gefangenen vor Leonato als Richter gebracht werden, treffen dieser und Antonio auf Don Pedro und Claudio, und gerathen mit diesen in heftigen Wortwechsel, ja sogar zur Ausforderung; so daß sie in heftiger Aufregung auseinander gehen, worauf Benedict zu Pedro und Claudio kommt. Dieser will seinen Witz an Benedict üben, aber Benedict schilt ihm in's Ohr einen Nichtswürdigen und fordert ihn zum Kampf. Darauf wird er von Claudio und dem Prinzen noch auf höchst bittere Weise verhöhnt, bis die Gerichtsdiener die beiden Gefangenen, Borachio und Conrad, des Prinzen Don Juan Diener, daher bringen. Don Pedro fragt erstaunt, was sie gethan und Holzapfel gibt Auskunft. „Zum Henker, gnädiger Herr, falschen Rapport haben sie begangen; überdem sind Unwahrheiten vorgekommen, anderntheils haben sie Colonien gesagt; sechstens und letztens haben sie ein Fräulein belogen; drittens haben sie Unwahrheiten verifizirt und schließlich sind sie lügenhafte Spitzbuben." — Endlich fragt Pedro die Gefangenen selbst und Borachio gesteht reuig die ganze Schandthat, die er auf Anstiften des Don Juan begangen, und wofür er nun den Lohn eines Bösewichts begehrt.

Don Pedro (zu Claudio).

Nennt nicht dieß Wort wie Eisen durch dein Blut?

Claudio.

Ich habe Gift getrunken, als er sprach.

Don Pedro (zu Borachio).

Und hat mein Bruder hiezu dich verleitet?

Borachio.

Ja, und mich reichlich für die That belohnt.

Don Pedro.

Er ist Verrath und Tükke ganz und gar,
Und nun entfloh er auf dieß Bubenstück.

Digitized by Google

Claudio.

O süße Hero! Jetzt strahlt mir dein Bild
Im reinen Glanz, wie ich zuerst es liebte.

Zu dieser Enthüllung des Bubenstücks kommen nun noch Leonato, Antonio und der Schreiber, welcher bereits den Vater davon in Kenntniß gesetzt hat. Er beginnt daher:

Wo ist der Bube? Laßt mich sehn sein Antlitz,
Daß wenn ein Mensch mir vorkommt, der ihm gleicht,
Ich ihn vermeiden kann. Wer ist's von diesen?

Borachio.

Wollt ihr den seh'n, der euch gekränkt? Ich bins.

Leonato.

Bist du der Sklav, deß Hauch getödtet hat
Mein armes Kind?

Borachio.

Derselbe, ich allein.

Leonato.

Nein, nicht so Bube, du belügst dich selbst.
Hier steht ein Paar von ehrenwerthen Männern,
Ein Dritter floh, deß Hand im Spiele war.

Pedro und Claudio ergeben sich nun ebenfalls zur Buße in Leonato's Dienst, der von ihnen fordert: Der Stadt Messina zu verkünden, wie schuldlos Hero gestorben sei, an ihrer Gruft ein Epitaphium aufzuhängen, diese Nacht den Trauergesang zu singen, und dann morgen früh zu ihm zu kommen. Claudio soll, weil er nicht Eidam werden kann, sein Neffe werden. Sein Bruder hat eine Tochter, Hero gleich und jetzt Erbin beider:

Der schenkt (sagt Leonato zu Claudio) was ihre Muhm erhalten sollte,
Und so stirbt meine Rache.

Digitized by Google

Claudio.

Edler Männ,
So übergroße Güt entlockt mir Thränen.
Mit Rührung nehm' ich's an: verfügt nun künftig
Nach Willkür mit dem armen Claudio.

Borachio erklärt zum Schluß noch die Margaretha als unschuldig. Sie habe im Nichtwissen gehandelt. Aehnlich wie Jahn.

In der Nacht ziehn Don Pedro und Claudio mit Musik und Fackeln an das Grab der Hero, und Claudio liest von einer Rolle:

Schmähsucht brach der Hero Herz,
Hier schläft sie im Jungfernkranz.
Für der Erde kurzen Schmerz
Schmückt sie Tod mit Himmelglanz,
Leben mußt in Schmach ersterben,
Tod ihr ew'gen Ruhm erwerben.
(Hängt die Rolle auf).
Häng an ihres Grabmals Steinen,
Wenn ich todt, sie zu beweinen.

Zur Musik: Nun stimmet an und singt die Todeshymne:

Gnad uns, Königin der Nacht,
Die dein Mägdlein umgebracht.
Trauernd und mit Angstgestöhn
Um ihr Grab wir reuig geh'n.
Mitternacht, steh' uns bei!
Mehre unser Klaggeschrei.
Feierlich, feierlich!
Gräber gähnet weit empor!
Steige auf, o Geisterchor,
Feierlich, feierlich.

Claudio.

Nun ruh in Frieden dein Gebein.
Dies Fest soll jährlich sich erneu'n.

Digitized by Google

Don Pedro.

Kommt, laßt zum neuen Feste jetzt uns schmücken,
Und dann zu Leonato folgt uns nach.

Claudio.

Und Hymen mög uns dießmal mehr beglücken,
Als an dem heut gesühnten Trauertag.

Ayrer läßt wohl passender zwischen der Sühne am Grabe und der neuen Verheirathung eine geraume Zeit vorübergehen; hier folgt eines unmittelbar auf das Andere, allerdings für die, welche wissen, daß Hero lebt, nicht schwer, aber für Claudio sollte man meinen, ein bischen zu eilig.

Bei Leonato also ist die Gesellschaft versammelt, auch der Pater und Hero; Leonato sendet die Frauen in's nächste Zimmer, und wenn er sie ruft, sollen sie in Masken kommen. Antonio soll den Vater der Hero spielen und sie Claudio vermählen. Aber das Merkwürdigste dabei ist, daß Benedict auch verlangt von dem Pater, daß er ihn mit Beatrice traue, wozu Leonato gerne sein Jawort gibt.

Nachdem Don Pedro und Claudio erschienen sind und dieser erklärt hat, die ihm bestimmte Braut nehmen zu wollen und wäre sie eine Mohrin, geht Antonio, um sie zu holen und Pedro sagt zu Benedict:

Ei, guten Morgen, Benedict, wie geht's?
Wie kommt euch solch ein Februarsgesicht,
So voller Frost und Sturm und Wolkenschatten?

Claudio.

Ich denk', er denkt wohl an den wilden Stier.
Nur still! Dein Horn schmück ich mit goldnem Knopf,
Und ganz Europa soll dir Bravo rufen,
Wie einst Europa sich am Zeus erfreute,
Da er als edles Vieh trug Liebesbeute.

Digitized by Google

Benedict.

Zeus brüllt als Stier ein sehr verführend Muh,
Und solch ein Gast kirrt' eures Vaters Kuh,
Und ließ ein Kalb zurück dem edlen Thier,
Ganz so von Ansehn und Geblöck wie ihr.
(Antonio und die Frauen kommen).

Claudio.

Das zahl ich euch, doch jetzt kommt andere Rechnung.
An welche Dame darf ich mich hier wenden?

Antonio.

Hier diese ist's, nehmt sie von meiner Hand.

Claudio.

So ist sie mein? Zeigt euer Antlitz, Holde!

Leonato.

Nicht so, bevor du ihre Hand erfaßt
Vor diesem Priester und ihr Treu gelobt.

Claudio.

Gebt mir die Hand vor diesem würd'gen Mönch,
Wenn ihr mich wollt, so bin ich euer Gatte.

Hero.

Als ich gelebt, war ich eur erstes Weib;
Als ihr geliebt, war't ihr mein erster Gatte.
(Nimmt die Maske ab).

Claudio.

Die zweite Hero!

Hero.

Geschmäht starb eine Hero; doch ich lebe,
Und ich bin rein von Schuld, so wahr ich lebe.

Digitized by Google

Don Pedro.

Die vorige Hero? Hero, die gestorben?

Leonato.

Sie lebte auf, sobald Verleumdung starb.

Der Mönch verspricht nun, sobald die heilgen Bräuche vollbracht seien, das Wunder zu erklären und will fort zur Kapelle. Benedict hält ihn auf und fragt: Welche von den Frauen Beatrice sei?

Beatrice.

Ich bin statt ihrer da. Was wollt ihr mir?

Benedict.

Liebt ihr mich nicht?

Beatrice.

Nein, weiter nicht, als billig.

Benedict.

So sind eur Oheim und der Prinz und Claudio
Gar sehr getäuscht; sie schwuren doch: ihr liebtet.

Beatrice.

Liebt ihr mich nicht?

Benedict.

Nein, weiter nicht, als billig.

Beatrice.

So sind mein Mühmchen, Ursula und Gretchen
Gar sehr getäuscht; sie schwuren doch: ihr liebtet.

Benedict:

Sie schwuren ja: ihr seid fast krank um mich?

Digitized by Google

Beatrice.

Sie schwuren ja: ihr seid halbtod aus Liebe?

Benedict.

Ei, nichts davon: ihr liebt mich also nicht?

Beatrice.

Nein, wahrlich, nichts als freundliches Erwiedern.

Leonato.

Kommt, Nichte, glaubt mir's nur, ihr liebt den Herrn?

Claudio.

Und ich versichr' es euch, er liebt auch sie:
Seht nur dieß Blatt von seiner Hand geschrieben,
Ein lahm Sonnet aus eignem leeren Hirn
Zu Beatricens Preis.

Hero.

Und hier ein zweites
Von ihrer Schrift, aus ihrer Tasch' entwandt,
Verräth, wie sie für Benedict erglüht.

Benedict. O Wunder! Hier zeugen unsre Hände gegen unsre Herzen. Komm, ich will dich nehmen, aber bei diesem Sonnenlicht, ich nehme dich nur aus Mitleid.

Beatrice. Ich will euch nicht geradezu abweisen; aber bei diesem Tagesglanz, ich folge nur dem dringenden Zureden meiner Freundin, und zum Theil, um euer Leben zu retten, denn man sagt mir, ihr hättet die Auszehrung.

Benedict. Still, ich stopfe dir den Mund. (Küßt sie).

Don Pedro. Wie geht's nun, Benedict, du Ehemann?

Benedict. Ich will dir etwas sagen, Prinz: eine ganze hohe Schule von Witzknackern soll mich jetzt nicht aus meinem Humor sticheln. Meinst du, ich frage etwas nach einer Satire oder einen

Digitized by Google

pigramm? Und darum macht nur keine Gloſſen wegen deſſen, was ich ehemals geſagt habe, denn der Menſch iſt ein ſchwindliches Geſchöpf und damit iſt's gut. Was dich betrifft, Claudio, ſo dachte ich dir eins zu verſetzen; aber da es den Anſchein hat, als ſollten wir jetzt Vettern werden, ſo lebe fort in heiler Haut, und liebe meine Muhme.

Claudio. Ich hatte ſchon gehofft, du würdeſt Beatricen einen Korb geben, damit ich dich aus deinem Sonderſtande hätte herausklopfen können und dich zu einem Dualiſten machen, und ein ſolcher wirſt du auch werden, wenn meine Muhme dir nicht gewaltig auf die Finger ſieht.

Benedict. Still doch, wir ſind Freunde. Laßt uns vor der Hochzeit einen Tanz machen, das ſchafft uns leichtere Herzen und unſeren Frauen leichtere Füße.

Leonato. Den Tanz wollen wir hernach haben.

Benedict. Nein, lieber vorher; ſpielt nur ihr Muſikanten. Prinz, du biſt ſo nachdenklich, nimm dir eine Frau! nimm dir eine Frau! Es gibt keinen ehrwürdigeren Stab, als der mit Horn beſchlagen iſt.

Das alſo iſt Shakespeares „Viel Lärmen um Nichts." Ich bin weit entfernt, nun eine Prüfung anſtellen zu wollen, wer der größere Dichter ſei. Darüber hat ja die Welt längſt entſchieden. Aber das glaube ich ausſprechen zu dürfen, daß auch neben Shakespeare wir immerhin uns an Ayrer ergötzen können, und daß Ayrer die Phönizia nicht nach Shakespeare gedichtet hat.

Digitized by Google

Die Gesetze der mittelhochdeutschen Metrik.

Von

Wilhelm Rohmeder.

Zweimal hat die deutsche Muse ihr Panier entfaltet, zweimal mit rauschendem Flügelschlage die Welt erobert und die Bewunderung der Mit- und Nachlebenden herausgefordert; zweimal ist es uns vergönnt gewesen, auf der Zeiten Höhe zu stehen und den reichen Inhalt unserer nationalen Lebenskräfte in gleich edlen und reinen, einfachen und naturgemäßen, großartigen und vollendeten Formen dichterischer Kunstwerke zu ergießen; zweimal hat das deutsche Volk seine Litteratur zur höchsten Blüte der Kunstvollendung emporwachsen, zweimal im Glanze einer heitern, frischen, kräftigen Jugend strahlen sehen — mit einem Wort: die deutsche Litteratur hat nicht wie die Litteratur der übrigen Nationen nur eine, sie hat zwei classische Perioden gehabt. Vor wenig Decennien hat sich die zweite litterarische Glanzepoche unseres Deutschtums geschloßen; die erste suchen und finden wir um Jarhunderte hinter uns, in scheinbar weit entlegenen, vielfach unbekannten und vermeintlich öden Regionen, in denen man, unbekannt mit deren poetisch reichem Lebensgehalt, ihrer reizvollen harmonischen Mannigfaltigkeit, früher gar häufig nichts als „mittelalterliche Barbarei" finden zu können glaubte: in den sangesfreudigen Jarhunderten der Hohenstaufen. Sie feßelt für das Folgende unseren Blick. Aber nicht die Betrachtung des unerschöpflichen,

Digitized by Google

aus dem Leben gequollenen, lebensfrischen und erfrischenden Inhaltes der großartigen Erzeugnisse dieser ersten Glanzperiode unserer Litteratur ist es, welcher ich Ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden beabsichtige, sondern die der mannigfaltigen Formen, in welchen sich jener jugendlich kräftige Inhalt unseres Volkstums ergoß, der Gesetze, nach welchen diese Formen sich construierten.

Der mittelhochdeutsche Versbau gehört in metrischer Beziehung zu dem Schönsten, Formvollendetsten, was die Litteraturen aller Zeiten und Völker aufzuweisen haben; er ist classisch. Dazu kommt, daß wir ihn unser ureigenstes Eigentum nennen können, schon im Princip völlig verschieden von dem Versbau der Griechen (dem einzigen, der an Großartigkeit und Formvollendung den deutschen überragt), wie jeder bekannten Art des Versbaues überhaupt. Gegründet auf die Eigentümlichkeiten unserer Sprache, wie sie in früheren Epochen ihres Lebens war, ist er mit der Veränderung der Sprache für alle Zeiten unmöglich geworden. Es ist so unmöglich, echt mittelhochdeutsche Verse in neuhochdeutscher Sprache zu machen, als es untunlich ist, Erzeugnisse der altdeutschen Muse ins Neuhochdeutsche transferieren zu wollen. Mittelhochdeutsche ins Neuhochdeutsche übertragene Gedichte gleichen Blumen, die zwar ihre formlichen Umriße im Allgemeinen behalten, aber durch eine unbedachtsame Verpflanzung von ihrem heimischen Boden ihren natürlichen Duft und zarten Farbenschmelz verloren haben. Der Genuß einer mittelhochdeutschen Dichtung setzt Bekanntschaft mit der mittelhochdeutschen Verskunst voraus. Mittelhochdeutsche Verse richtig zu lesen ist zwar nicht ganz so schwer, als man es von Seite einzelner absolutistischer Zunftgelehrten darzustellen versucht hat, solcher, die es nicht lieben, daß man ihre Schulgeheimnisse ausplaudere, die jeden Versuch, einen größeren Leserkreis an den Resultaten gelehrter Forschungen Teil nehmen zu laßen und auf diese Weise für die alte Dichtkunst zu begeistern, für einen Verrat an der Wißenschaft zu erklären und darum niederzuhalten bestrebt sind; es ist aber auch nicht so leicht, als man vielleicht zu glauben geneigt sein könnte und muß eben wie Alles gelernt sein. Hiezu bedarf es neben der unentbehrlichen Uebung einer wenigstens teilweisen Kenntnis der für die mittelhochdeutsche Verskunst geltenden Regeln und Gesetze.

Digitized by Google

Nicht der Gegensatz von langen und kurzen Silben, nicht das Gesetz der Quantität, das die antike Verskunst beherscht, ist es, was den altdeutschen Versbau schuf, sondern der Gegensatz des Accentes, der Gegensatz der grammatischen Betonung, der Gegensatz zwischen betonten und unbetonten Silben, d. h. der deutsche Vers besteht aus einer Anzal betonter Silben, denen in der Regel minder betonte zu folgen pflegen; jene sind das Maß des Verses, die nicht betonten zälen gar nicht mit. Ein solche betonte Silbe heißt, sofern sie als metrisches Element des Verses betrachtet wird, Hebung, die nicht betonte Silbe heißt, wenn sie nach der Hebung steht, Senkung, wenn vor der ersten Hebung: Auftact. Ob lang oder kurz, darauf kommt es nicht an, indem die Hebung eine kurze, die Senkung eine lange Silbe eben so gut sein kann, als umgekehrt; nur das ist notwendig, daß die Hebung von einer betonten Silbe getragen werde und zwar von einer höher betonten als die darauffolgende Senkung. Wenn z. B. Walther zum Lobe der deutschen Frauen singt:

„Ich han lande vil gesehen
unde nam der besten gerne war.
übel mueze mir geschehen,
kunde ich ie min herze bringen dar,
daz im wol gevallen
wolte fremeder site
nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
tiuschiu zuht gât vor in allen."

(Brockhaus'sche Ausgabe 39, 17—24.) —:

so sind hier die kurzsilbigen Wörter: vil, nam, war, mir, wol u. s. w. als Hebungen, dagegen die langsilbigen: hân, ich, mîn, gât, u. s. w. als Senkungen verwendet, aber jene sind stark betont. Länge und Kürze der Silben sind also im mittelhochdeutschen Verse wesentlich gleichgültig.

Digitized by Google

Anderseits unterscheidet sich aber der mittelhochdeutsche Vers eben so bestimmt vom neuhochdeutschen, als vom antiken; denn auch nicht die Betonungslänge bei fest bestimmter Silbenzal des Verses und genau bemeßenem Rhythmus derselben ist Princip des mittelhochdeutschen Verses, sondern einzig und allein die grammatische Betonung, das größere oder geringere Tongewicht seiner Silben; die Anzal der Silben eines Verses, sohin auch sein Rhythmus sind innerhalb ziemlich weiter Grenzen beliebig, nur die Hebungen, die betonten Silben werden gezält, während vor und zwischen diesen die Senkungen ganz oder teilweise auch fehlen können. Die mittelhochdeutsche Verskunst weiß demnoch nichts von Trochäen, Jamben, Daktylen, Anapästen und dergl.; denn diese Bezeichnungen der Versfüße beruhen ja auf der Prosodie, auf dem Gegensatz von lang und kurz, unterliegen dem Gesetz der Quantität und sind nur in übertragenem Sinne in die accentuierende deutsche Dichtung zur Bezeichnung neuhochdeutscher Rhythmen herübergenommen worden; sie weiß natürlich auch nichts von „stampfenden Herametern", in denen „steigt des Springquells flüßige Säule, die im „„Pentameter"" drauf fällt dann melodisch herab", sie kennt nicht das durch die Schlesier todt getriebene, von Rückert und Freiligrath mit nicht geringen Prätensionen wieder aufgejochte, kreuzlahme „Wüstenroß von Alexandrien" und dergl. aus der Fremde ins eigene Haus herübergetragene Dinge, sie kennt nicht Verse von bestimmter Silbenzal, sie kennt nur Verse von so und so viel Hebungen, d. h. betonten Silben. So haben Verse wie:

min sun Sifrit (Nibelungen-Not)

mit 4 Silben, oder:

Dankwart und Volker (Nibel. 211, 2)

mit 5 Silben, oder:

ich waene, friund Hartmann (Iwein 7027),

Sigmunt und Sigelint (Nibel. 29, 2)

mit 6 Silben genau dasselbe metrische Maß, wie

Digitized by Google

bí dem brunnen stuónt ein boum (Walther 4, 10),

im rieten sine mâge (Nibel. 48, 1)

mit 7 Silben, oder:

do gedâht' úf hôhe minne (Nibel. 47, 1),

ob ich mich selber rüemen sol (Walther 36, 1)

mit 8 Silben, oder:

die lâze auch got mit fröuden leben (Tristan 3, 14)

mit 10 Silben, oder:

ir enmuget die stade mit fride behaben

mit 13 Silben. Sie sind alle metrisch völlig gleich, da sie alle eine gleiche Zal (4) Hebungen haben. Doch ist zu bemerken, daß in der mittelhochdeutschen Lyrik schon frühzeitig eine Neigung zur Silbenzälung, zum regelmäßigen Wechsel zwischen Hebung und Senkung zu bemerken ist, die später durchbricht und zur vollen Herschaft gelangt, ein Hang, von dem selbst die besten Dichter, sogar ein Walther, Hartmann ꝛc. nicht ganz frei waren und der zuweilen zu ganz widernatürlicher Betonung führt. Beispiele aus Walther:

und wil ich zé herbérge várn (77, 32),

vor dér barmúnge úrspringe (Leich 160).

Auf den ersten Blick scheint also der mittelhochdeutsche Vers abschreckend viel Willkürliches zu haben und durchaus nicht nach festen Regeln gebaut zu sein; wie streng aber im Gegenteil die Gesetzgebung der altdeutschen Metrik ist, wird das Folgende genüglich zeigen.

Betrachten wir zuerst die Hebung etwas genauer. Hebungsfähig ist jede betonte Silbe, also jeder Hochton und Tiefton, also auch jedes einsilbige Wort mit vollem Wortton oder vollem Vocale, ja unter gewissen Umständen, die weiter unten an geeigneter Stelle berührt werden sollen, kann sogar eine tonlose Silbe als Hebung verwendet werden. Hinsichtlich der Betonung gilt nun als Hauptgesetz,

Digitized by Google

daß die erste Silbe eines Wortes den Hochton habe; dieses Gesetz erleidet allerdings vielfache Ausnahmen, die teils durch die Form der Sprachbestandteile selbst, teils durch die Metrik bestimmt sind, in letzter Beziehung besonders zu Anfang des Verses und in der der ersten Hebung vorausgehenden Senkung, dem sogenannten Auftact, dem überhaupt in der lyrischen, wie epischen Dichtung eine größere Freiheit der Bewegung gestattet ist; allein sie interessieren mehr den Grammatiker, als den Leser altdeutscher Dichtungen.

Als weiteres Gesetz für die Hebung erweist sich das der Einsilbigkeit. Aus der stricten Durchführung dieser Regel entspringt eine Reihe von Erscheinungen, welche die gebundene Rede von der ungebundenen unterscheiden und dem heutigen Leser mittelhochdeutscher poetischer Kunstproducte die meisten Schwierigkeiten bereiten, nämlich Elisionen, Verschleifungen, Wortverkürzungen u. s. w. Alle Ausnahmen, in denen die Hebung 2silbig zu sein scheint, sind blos scheinbare. Einige Beispiele.

Eine scharfe Beobachtung hat für die mittelhochdeutsche Sprache als Gesetz herausgefunden, daß die „e“ der grammatischen Bildungsendungen nicht sämmtlich von gleicher Flüchtigkeit des Lautes sind; ihr Klanggewicht ist, so leicht es auch immerhin erscheint, doch einer 2fachen Abstufung fähig, und zwar hängt die größere oder geringere Flüchtigkeit ab von der Beschoffenheit der vorhergehenden Silbe. Ist diese nämlich lang, von Natur oder durch Position, so erreicht die Verflüchtigung dieses „e“ der grammatischen Bildungssilbe einen geringeren Grad, als wenn sie kurz ist, von einem kurzen Vokal mit darrauffolgendem einfachen Konsonanten gebildet wird. Das flüchtigste „e“ nach kurzer Stammsilbe heißt stumm, das weniger flüchtige nach langer Stammsilbe tonlos. In der Metrik nun werden von den Bildungssilben nur solche mit tonlosem „e“ für volle Silben gezält, das stumme „e“ dagegen bildet keine Silbe für sich, sondern in diesem Falle werden die beiden Silben, die kurze Stamm- und die darauffolgende Bildungssilbe mit dem stummen „e“ in eine Silbe verschleift, d. h. innerhalb des Verses dürfen sie, und am Vers-

Digitized by Google

schluß oder im Reime müßen sie stets als nur eine Silbe gezält werden. So ist z. B. in dem Vers:

dô hiez man Waten den alden zuo der meide gân (Kudrun 340, 1)

die 2. Hebung (Waten) lautlich und graphisch 2silbig, aber metrisch gilt sie als nur 1silbig, da die auf die kurze Stammsilbe (Wat) folgende Flexionssilbe (en) stummes „e" enthält und also beide Silben bloß für eine Silbe gezält und gelesen werden, als ob Watn geschrieben stünde, so daß also zwischen der 2. Hebung (Wate) und der 3. (ald) doch nur die 1silbige Senkung den steht. Oder wenn Walther in seiner Beschwerde über die Sprödigkeit seiner Geliebten vor dem Throne der Frau Minne Klage führt und anhebt:

Ich hân ir sô wol gesprochen,
daz sie maneger in der werlte lobet (Walter 26, 1 u. 2),

so ist die 2. Hebung des 2. Verses (mane) zwar scheinbar 2silbig, in der Tat aber aus dem angeführten Grunde doch nur metrisch 1silbig; ebenso ist die letzte (5.) Hebung des 2. Verses (lobet) nur eine metrische Silbe, wie dieß die korrespondierenden Verse in den andern Strophen desselben Gedichtes beweisen, z. B. in der 3., in welcher der liebewunde Dichter an die Frau Minne die Bitte richtet, gerecht zu richten und seine Spröde mit denselben Pfeilen zu treffen, womit sie ihn verwundet, oder auch seine Liebeswunden zu heilen:

Frouwe, lât mich des geniezen,
ich weiz wol, ir habt noch strâle mê:
muget ir s' in ir herze schiezen,
daz ir werde mir geliehe wê? u. s. w.

Die Silben mê und wê entsprechen der oben citierten, scheinbar 2silbigen Hebung: lobet, und zwar gilt für den Reim, also für die Schlußhebung des Verses das Gesetz, daß etwa hier stehende kurzsilbige Worte mit folgendem stummen „e" verschleift werden müßen,

Digitized by Google

stets nur als 1silbig gelten können, während sie innerhalb des Verses auch 2silbig gebraucht, d. h. als Hebung und Senkung gezält werden mögen. Wenn z. B. Walther von dem Manne, der stets das rechte Maß, die richtige Grenze zu finden und zu halten weiß, sagt, er dürfe sich

weder ze hove schamen noch an der strâze (Walter 25, 5),

so enthält die die 2. Hebung bildende Silbe „hov" zwar einen kurzen Vocal mit einfachem Consonanten und könnte also der Regel nach an anderer Stelle mit dem Wort endenden „e" zusammen bloß eine metrische Silbe bilden; hier jedoch wird zur Herstellung der Senkung sowol „hov" als „e" für eine volle Silbe gezält, während bei den in seiner unmittelbaren Nachbarschaft stehenden, lautlich ganz gleich gebauten Wörtchen weder (1. Hebung) und schamen (3. Hebung) das oben erwähnte Gesetz zur Geltung kommt, so daß sie, graphisch 2silbig, metrisch doch nur für je 1silbig gelten.

Es ist vorhin gesagt worden, daß jede betonte Silbe hebungsfähig sei, daß aber auch selbst tonlose Silben als Hebungen verwendet werden könnten; in einer Art der mittelhochdeutschen Dichtung an gewisser Stelle ist dieß sogar Regel, nämlich in der epischen Volksdichtung, z. B. der Nibelungen- und Kudrunstrophe, und zwar als letzte Hebung des ersten der beiden Halbverse, aus denen die epische Langzeile besteht. So beginnt z. B. der Nibelungen Not:

uns ist in alten maeren (Nibel. 1, 1);

auf das Wort maeren sind zwei Hebungen zu lesen; eine auf die Stammsilbe „maer", die andere auf die Bildungsendung „en" mit dem tonlosen „e". Oder:

sîn muoter, diu hiez Uote (Kudrun 1, 3);

auf das Wort Uote ebenfalls 2 Hebungen, und so in unzäligen Fällen. Diese auf den ersten Blick auffällige Erscheinung erklärt sich einfach aus dem Umstande, daß die Strophe der volkstümlichen Epik sich aus der uralt deutschen allitterierenden epischen Langzeile mit 4 Hebungen herausgebildet hat und die ältere deutsche Sprache auch in den Schlußsilben der Worte volle Vocale hatte. Diese Verse mit der

Digitized by Google

fälschlich so genannten schwachen Schlußhebung sind also Versen, wie

Gêrnôt und Gîselhêr (Nibel. 890, 1), oder
silber gâp man unde wât (Nibel. 1001, 3), oder
geheizen was er Sigebânt (Kudrun 1, 2)

mit betonter Schlußhebung völlig gleich, denn sonst könnten sie nicht mit Versen wie die zuletzt angezogenen beliebig abwechseln. In solchem Falle kommen natürlich immer 2 Hebungen unmittelbar aufeinander. Aber auch am Schluß der 2., drei Hebungen zälenden Vershälfte der epischen Langzeile kann eine unbetonte Silbe als Hebung stehen, doch hier seltener als in der ersten Hälfte, hier nicht als Regel, sondern als Ausnahme. Ja nicht nur am Versschlusse, sogar innerhalb des Verses kann in gewissen Fällen eine tonlose Silbe hebungsfähig werden; doch sollen Sie mit der Auseinandersetzung dieser Möglichkeiten nicht gelangweilt werden.

Wenden wir unsere Aufmerksamkeit der Senkung zu; die Silbe nach der Hebung, falls sie nicht selbst Hebung und von leichterem Gewicht ist als die Hebung, bildet die Senkung. Die Senkungen bilden kein wesentliches Element des Verses; sie können teilweise, ja sogar ganz fehlen. In dem oben angerufenen Verse:

mîn sun sîfrît

stehen die 4 Hebungen neben einander ohne eingeschobene Senkungen oder unbetonte Silben; und so in vielen andern Fällen:

mies lockehte (Eneit 85, 2),
lanc, scharpf, grôz, breit (Iwein 459),
valschiu friundschaft (Freidank 45, 8),
dô sprach Sîfrît (Nibel. 313, 4).

Teilweises Fehlen der Senkung:

Jnner zwelf jâren diu hêrliche meit
wart unmâzen schoene. (Kudrun, 199, 1. 2).

Digitized by Google

Das Fehlen der Senkung ist jedoch an ein bestimmtes Gesetz gebunden, welches verlangt, daß von 2 unmittelbar einander folgenden gehobenen Silben die erste eine entweder durch Vocal, oder durch Position lange sei; Contravenienzen sind fehlerhaft. Es läßt sich nicht leugnen, daß das Weglaßen der Senkung, mäßig und am rechten Orte, in der Hand eines mit künstlerischem Sinne begabten Dichters eines der wirksamsten Mittel ist, der Dichtung Kraft und Nachdruck, Wolklang und Abwechselung zu schaffen. Dennoch ist die Senkung ein unentbehrliches Element des altdeutschen Verses, ohne welches er einem schwerfälligen und ermüdenden Einerlei verfallen würde.

Die Senkung muß stets, wie die Hebung, einsilbig sein und zwar, mit ein Paar bestimmten Ausnahmen, nicht nur lautlich, sondern auch graphisch; gleichwol sind die Stellen mit scheinbar zweisilbiger Senkung sehr zalreich; allein die mittelhochdeutsche Sprache und Metrik besitzen hinlänglich Mittel zur Beseitigung dieser scheinbaren Zweisilbigkeit, und unter den vielen Fällen ist nicht einer, der sich nicht als metrisch einsilbig nachweisen oder als einsilbig lesen ließe. Fälle wie:

ir tuot als ein wol redender man (Walther 16, 11).

oder: er minnete Kriemhilden (Nibel. 1960, 3)

gelten uns ohnedieß nicht mehr als Ausnahmen, da ja stummes „e“ nach kurzer Silbe mit dieser nur eine metrische Silbe bildet.

Andere Mittel zur Herstellung der Einsilbigkeit in der Senkung sind: Verschleifung zweier Silben mit „e“, die zwei Wörtern angehören und eine Senkung zu bilden scheinen, in ein Wort:

dô sprach der gast ze dem (lies: zem) künege (Nibel. 105, 4),

nû krümbe daz (lies: krümbe'z) bein, rît selbe dar

(Walther 126, II, 13);

Elision eines anslautenden „e“:

min frouw' ist ein ungenaedic wip (Walther 46, 1),

dâ ein lûter brunn(e) enspranc (Walther 4, 7);

Digitized by Google

Verschleifung der aus- und anlautenden Vocale:

ein lieht bat si ir bringen (Nibel. 346, 3),
die mâge und alle ir man (Nibel. 1382, 3),
eines friundes minne
diu ist niht, da ensî ein ander bî (Walther 13, 27);

Wortverkürzung, besonders der kurzsilbigen Wörter aber und oder zu ab und od:

ir ist sanfte, ich bin ab ungesunt (Walther, 26, 16);

kurz unter den zalreichen Beispielen scheinbar zweisilbiger Senkung ist kaum ein einziges, das sich nicht auf leichte Weise zur Einsilbigkeit zurückführen ließe, oder kritischer Hilfe bedürfte.

Wenden wir, nachdem wir die beiden Hauptelemente des Verses, Hebung (Arsis) und Senkung (Thesis) beleuchtet, nun in der Kürze unsere Aufmerksamkeit einigen weniger wichtigen, aber durchaus nicht unwichtigen Momenten der altdeutschen Dichtung zu: dem Auftact und dem Reim.

Der Rhythmus der deutschen Sprache ist ein fallender, absteigender; so auch der der altdeutschen Dichtung, weil er eben durch die Gesetze der absteigenden Sprache bedingt ist. Auf die Hebung folgt die Senkung, wenn sie überhaupt vorhanden ist, sie ist durch die vorausgehende Hebung bedingt und hat an ihr allein ihr Maß. Dessenungeachtet braucht der Vers nicht mit der Hebung zu beginnen; er kann durch minder schwere Worte oder Silben eingeleitet werden, die eigentlich außerhalb des Verses stehen und daher auch weniger festen Regeln gehorchen als Hebung und Senkung. Diese der ersten Hebung vorausgehenden nicht gehobenen Silben heißen Auftact (Anakrusis). Wir finden ihn gewissermaßen in der Sprache selbst vorgebildet durch Silben, die der Wurzelsilbe vortreten können: be, er, ver, zer u. s. w, durch den Artikel und andere nicht hebungsfähige Elemente der Sprache. Es ergibt sich demnach ein:

Digitized by Google

ver/lógenen múnt und twérhez séhen (Walther 59, 28),
er/dríngest dû dâ dîne stát (Walther 27, 23),
der / éine ist árm, der ánder rích (Walther 19, 7),
ze / Wórmze bí dem Ríné (Nibel. 6, 1),
es / wúohs in Búrgóndén (Nibel. 2, 1),
der / Kúnic begúnde téilén (Kudrun 229, 1)

von selbst. Durch die Sprache gegeben, ohne großen Zwang in der deutschen Dichtung nicht zu vermeiden, ist der Auftact von der Senkung völlig verschieden, gehorcht nicht den Gesetzen, denen Hebung und Senkung unterworfen sind, ist an kein bestimmtes Maß gebunden, kann ganz fehlen, kann zum Umfang von zwei, ja sogar drei Silben anwachsen, durch lange und kurze Silben gebildet werden. Beispiele von fehlendem Auftact:

Ích gesprách nie wól von gúoten wíben
wás mir léit, ich wúrde frô (Walther 45, 1. 2);
Sífrit wás geheízén (Nibel. 20, 1);
Rítter únde fróuwén man bí einánder vánd (Kudrun 47, 1);
húote íst verlórn an wíbe (Tristan).

Beispiele einsilbigen Auftacts bieten die oben citirten Verse; in diesem Falle hat der Vers jambischen Tonfall, bei fehlendem Auftact ist er trochäisch, wenn ich die in der neudeutschen Verslehre gebräuchlichen Benennungen gebrauchen darf.

Beispiele zweisilbigen Auftacts finden sich sehr häufig in der Nibelungendichtung, in der Kudrun:

nu wer / wás der ûfem schílde / vor dem / Wásgensteíne sáz?
(Nibel. 2281. 1, 2);
wol er/kánde ich Áldríânén (Nibel. 1796, 1);
do er/stúonden ín vil schíere (Kudrun 466, 3);
sprach der / dégen írólt (Kudrun 582, 3)

Digitized by Google

Auch in der Lyrik, sowol dem gesungenen Liede als dem Spruch, ist zweisilbiger Auftact gestattet, jedoch nur dann, wenn die beiden Silben auf irgend eine Weise verschmolzen werden können; z. B.

weder / ist es übel od ist es guot (Walther 51, 1),
so ist / auch mîn frouwe wandelbaere (Walther 40, 11),
do ver suochten in die juden ie (Walther 133, 2).

Dreisilbiger Auftact findet sich zwar weder in der lyrischen, noch in der volkstümlich epischen Poesie; aber die ungesungene höfische oder Kunstepik hat sich diese Freiheit des öftern erlaubt; z. B.

er waere / biderbe, hövesch unde wîse (Iwein 3752);
daz ich dar/abe nie so vil gesprach (Tristan).

Noch ist zu bemerken, daß in der erzälenden Dichtung vollständige Freiheit, in Bezug auf Fehlen und Vorkommen des Auftacts herrscht, so daß also Verse mit und ohne Auftact beliebig mit einander abwechseln können; in der Lyrik gilt jedoch das Gesetz, daß in den correspondierenden Versen der Stollen und des Abgesangs und zwar durch alle Strophen des Liedes in Bezug auf jambischen und trochäischen Versanfang, oder was dasselbe ist in Bezug auf Vorhandensein und Fehlen des Auftacts vollkommene Uebereinstimmung herrsche. Z. B. singt Walther zu Ehren seiner Herrin, deren Liebe ihn in einen Freudentaumel und deren Anblick ihn im kalten Winter mitten in den Mai versetze:

Disen wünneclîchen sanc
han ich gesungen mîner frouwen z'êren.
des sol si mir wizzen danc:
durch sie sô wil ich iemer freude mêren.
wol mac si mîn herze sêren:
was danne, ob si mir leide tuot? sie mac es wol verkêren
(Walther 23, 3).

Digitized by Google

Und so zieht sich durch alle Strophen des Liedes der regelmäßige Wechsel zwischen trochäischem und jambischem Versanfang.

Uebergehen wir die Freiheiten, die dem mittelhochdeutschen Dichter am Versanfang in der Entwickelung des Versmaßes durch Umstellung des Auftactes gestattet sind — Freiheiten, die sich auch in unsere neuhochdeutsche Dichtung herübergetragen haben und von denen die besten Dichter unserer zweiten classischen Litteraturperioden häufigen Gebrauch machen *) —, übergehen wir die feinen und strengen Gesetze, die den Versschluß beherrschen — sie interessieren mehr den Dichter und den Textbearbeiter, als den Leser —, wir haben an dem bisherigen schon zur Genüge gefunden, daß der mittelhochdeutsche Vers nach „einer feinen Art und strengen Regel" gebildet ist, daß die mittelhochdeutsche Verskunst — und wir haben nicht alle Mittel der Abwechslung im Versbau erwähnt — überaus reiche Mittel besaß, „um einer gegebenen metrischen Einheit, d. h. einer bestimmten Anzal von Hebungen die reichste Mannigfaltigkeit zu verleihen."

Der Endreim — etwas der deutschen Dichtkunst ursprünglich nicht Angehöriges und erst durch fremde Einflüße in dieselbe Herübergekommenes — ist entweder stumpf oder klingend. Bis in die erste Hälfte des 12. Jarhunderts kennt die deutsche Dichtung nur den stumpfen Reim, so noch in den Liedern des Kürenbergers und im Spervogel; die Ausnahmen sind bloß scheinbar, und in den Nibelungen kommt der klingende (zweisilbige) Reim nur hie und da als Binnenreim vor, so z. B. gleich in der ersten Strophe:

Uns ist in álten máeren ....
von hélden lóbebáeren.

Der stumpfe Reim ist einsilbig, gebildet durch eine Silbe mit betontem Vocal (frô - alsô, muot - tuot, wîp - lîp, vil - wil), oder

*) Die jambischen Verse: Mitten in Frankreich, wo er sein bedarf ꝛc. / Keines ernsthaftern Ausgangs wert ꝛc. / Der die Unglückliche gezeugt ꝛc. } Johanna von Orleans.
zeigen z. B. vollkommen unjambische Versanfänge.

Digitized by Google

durch zwei verſchlungene Silben, deren erſte kurzen Vocal mit einfachem Conſonanten hat (jehen-ſehen, ſagen-ſlagen), die ja metriſch betrachtet auch nur eine Silbe bilden. Wenn z. B. Walther in ſeiner Klage über die zweifache Hut, in die ſeine Geliebte eingeſchloßen iſt, einleitungsweiſe ſagt:

Waz hât diu werlt ze gebenne liebers danne ein wîp,
daz ein senede herze baz gefreuwen müge?
waz stiuret baz ze lebenne danne ir werder lîp?
ich enweiz niht daz ze freuden höher tüge u. ſ. w. (30, 1)

und dann in der zweiten Strophe:

Mîn frouwe ist zwir beslozzen, der ich liebe trage:
dort verklûset, hie verhêret dâ ich bin.
des einen hât verdrozzen mich nû manege tage,
sô gît mir daz ander senelichen sin u. s w.:

ſo entſprechen hier die Reime müge-tüge in der erſten Strophe denen der zweiten: bin-sin, und umgekehrt die der zweiten: trage-tage, denen der erſten: wip-lîp, und in der dritten Strophe:

Wie waenet hüote scheiden, von der lieben mich,
diech mit staeten triuwen her gemeinet hân?
sô grôze liebe leiden, des verzihe sich:
ich dien' iemer ûf den minneclichen wân —

ſind die entſprechenden Reime ſämmtlich durch die auch graphiſch einſilbigen Wörter: mich-sich, hân-wân gebildet.

Die klingenden Reime beſtehen in der Regel aus 2 Silben, deren erſte durch Vocal oder Poſition lang iſt; z. B.

maeren-lobehaeren,
siden-liden,
siugen-swingen;

hin und wieder ſehen wir auch dreiſilbige Wörter als klingende Reime verwendet, wenn die erſte Silbe betont und kurz zugleich iſt, die zweite

Digitized by Google

dann natürlich ein stummes und die dritte ein schwach betontes „e“ enthält, wie

lebende—gebende.

Merkwürdig und bewundernswert ist der vollkommene Gleichlaut der Reimsilben in der besten Zeit der mittelhochdeutschen Dichtung.

Bartsch weist nach, daß durch ein volles Jarhundert hindurch, von den achtziger Jaren des 12. Jarhunderts bis auf Konrad von Würzburg († 1287) das Gesetz der Reinheit des Reimes von allen Dichtern so streng beobachtet worden sei, daß die Ausnahmen (in Walthers sämtlichen Gedichten bloß drei —) eine kaum nennenswerte Anzal bilden. Die Dichter unserer 2. classischen Periode dachten bekanntlich in diesem Puncte weniger gewißenhaft und schloßen sich grösstenteils der Meinung Göthes an:

Ein reiner Reim wird wol begehrt,
Doch den Gedanken rein zu haben,
Die edelste von allen Gaben,
Das ist mir alle Reime wert.

Beispiele von unreinen Reimen, wie z. B. bei Schiller sie sich unzälige Male finden:

„Da zeigte mir Gott, zu dem ich rief
Aus der Tiefe nagend ein Felsenriff'.“
„Er schlachte der Opfer zweie
Und glaube an Liebe und Treue.“
„Reißt sich blutend los —
Schwingt sich auf sein Roß“,

gehören bei den guten Dichtern des Mittelalters zu den allerseltensten Ausnahmen.

Wir haben so den mhd. Vers bis ans Ende verfolgt und denselben durchweg als Product der Sprache gefunden. Gleich weit entfernt von althochdeutscher Vollwuchtigkeit, wie neuhochdeutschen Monotonie war die mittelhochdeutsche Sprache für die Zwecke der Dichtkunst vorzüglich geeignet, und sie bedingt durch ihre Art nicht nur die Natur des Verses, sondern gestattet in gleicher Weise dem Verse, auf die Sprache zurückzuwirken. Durch ihre Biegsamkeit und Geschmeidigkeit,

Digitized by Google

durch die Möglichkeit der Verschmelzung von Worten und Wörtchen mit und ohne Consonanten, durch die Möglichkeit des Lautaustausches gewährt sie dem Dichter freie Wahl zwischen mehreren Möglichkeiten in Silbenzal und quantitativen Verhältnissen überhaupt, bei denselben gegebenen Worten. Die behandelten Elemente des Verses sind die metrischen Bausteine, aus welchen die altdeutsche Muse ein Gebäude voll Erhabenheit und Lieblichkeit aufführte; ein Gebäude, in welchem der Stil des strengsten Ernstes mit den Gebilden heiterster Fröhlichlichkeit, die naivste Naturanschauung mit den Schöpfungen der vollendetsten Kunst, die einfachste Darstellung der nüchternen Wirklichkeit mit den Producten der genialsten Phantasien in harmonischen Gruppen anmutig abwechselt, ein Gebäude, welches sich wahrhaftig und naturgetreu in den gleich bewundernswerten Bauwerken verkörpert darstellt, welche, dem gleichen schaffenden Volksgeiste entwachsen, teils zu gleicher Zeit mit unsern Dichterwerken, teils wenig später entstanden. Die aufgestellten Gesetze gaben das Maß für die Erzeugnisse unserer epischen Volksdichtung: sie sind gewissermaßen das Bette, in welchem diese tiefen und gewaltigen Ströme majestätisch dahinrauschen durch die Jarhunderte, ja durch die Jartausende, und die die nie versiegende Erquickung und der Stolz sind des Volkes, dem sie angehören: der eine dieser Ströme, der Nibelungen Not, „durch Felsen hinbrausend, schäumend und tosend in gewaltigen Strudeln und tiefen Abstürzen", der andere, das Lied von Kudrun, „in klarer Tiefe und ruhiger Milde, aber doch mit starker Flut einherströmend durch heitere Gefilde"; diesen Gesetzen fügten sich die sinnenden und sinnigen Kunst-Dichter der adeligen Kreise, die an den Höfen der Fürsten in den glänzenden Versammlungen stattlicher Ritter, holder Frauen und liebreizender Jungfrauen in ausgesuchter, geschmückter und zierlicher Darstellung ihre Cither erklingen ließen, indem sie teils das heitere, fröhliche Ritterleben damaliger Zeit in kunstreichen Erzälungen mit lebhaften, ja oft glühenden Farben ausmalten, teils in feurigen, zarten und gemütsreichen Minneliedern die Verwickelungen der Liebe, des eigenen Herzens Liebesfreuden und Liebesleiden sangen. Mit Stolz blicken wir zurück auf diese Glanzperiode unseres Volkstums, und mit Ehrerbietung danken wir den

Digitized by Google

Männern, die uns diese lange verstopft gewesene Quelle verjüngenden Lebenswaßers wieder fließen gemacht haben. Niemand wird die Mühe bereuen, sich mit den Erzeugnissen der mittelhochdeutschen Dichtkunst bekannt gemacht zu haben; der Genuß des lebenskräftigen Inhaltes, sowie der Formschönheit älterer Dichtung wird mit der Freude darüber, daß unsere Ahnen, unser Volk solche Kunstwerke zu schaffen vermochte, für etwa gehabte Mühe reichlich entschädigen.

Digitized by Google

Reisebilder aus Jucatan.

Sisal, Merida und Campeche.

Tagebuchblätter

von

Friedrich Knapp.

I.

Wenn ich heute auf einige Zeit die Aufmerksamkeit des Lesers beanspruche, so gibt mir das vorliegende Thema den Muth dazu. Dieses bilden Aufzeichnungen von Selbsterlebten während einer Reise durch Jucatan, eines der wenigen Länder, die noch nicht der Tummelplatz von Touristen mit rotheingebundenen Reisehandbüchern geworden sind, sich jedoch auch stiefmütterlich auf den Blättern der Reise- und Erdbeschreibungen behandelt sehen. Eine rühmliche Ausnahme macht des Professor Dr. Heller's Buch über Mexiko, welches die mexikanische Halbinsel und dessen Aufenthalt dortselbst äußerst eingehend, lichtvoll und wahrheitsgetreu schildert. Dr. Heller bereiste von 1845—48 beide Länder und stellte nach seiner glücklichen Zurückkunft nach Deutschland außer seinen eigenen werthvollen Erfahrungen die von früheren in jenen Gegenden Reisenden so übersichtlich geordnet zusammen, daß er sich das doppelte Verdienst erwarb, zu neuer Erforschtem auch älteres gediegenes Material zur Kenntniß eines größeren Publikums gebracht zu haben. — Und somit hebe ich denn aus einem ausführlichen Reisebericht, den ich für Freunde in der Habana in Spanisch verfaßte, das Hauptsächlichste heraus, was etwa allgemeines Interesse wecken könnte. Die Zeit, als ich Jucatan bereiste, war nicht günstig; seit Kurzem entflammte nämlich an der Nordküste und gegen Osten ein förmlicher Kastenkrieg zwischen den aufständischen Indios bravos und den Mexikanern. Die halbe Armee der Letzteren, unter der Führung des Di-

Digitized by Google

visionsgenerals Romulo Diaz de la Vega*), der in Merida sein Hauptquartier aufgeschlagen, lag gegen die, amerikanischem Golde nicht unzugänglichen Rebellen zu Felde und schon der bloße Verdacht, ein Britte oder Yankee sein zu können, bei einem in der Geographie nicht auffallend sattelfesten Volke, welches Aleman, Ruso, Ingles und Americano im Sammelnamen Gente del Norte (Nordländer) begreift, für einen einzelnen Deutschen nicht besonders ersprießlich, konnte Hemmnisse aufthürmen, von denen der sel. Bädecker sich nichts träumen ließ. Sah ich mich also lediglich auf meine im Paß vorgezeichnete Route beschränkt, so suchte ich um so eifriger das Wenige sich Darbietende zu notiren.

Jucatan im N. O. und W. von Meer umflossen, im S. durch den Usumasinta-Fluß von Tabasco getrennt und von der englischen Colonie Belise begränzt, dehnt sich zwischen dem 87° und 92° W. L. von Greenwich und zwischen dem $17^{0}{}_{48}$ und $21^{0}{}_{35}$ N. Br. mit 8225 □ Leguas als eine flache vulkanisch entstandene Halbinsel ohne eigentliche Höhenzüge aus, welche hinsichtlich ihrer Lage, wie auch des aus Korallen und Kalk bestehenden steinigten Bodens sehr heiß und trocken ist. Nur stellenweise erhebt sich im Tekax-Distrikt das Hügelland bis 300' über den Meeresspiegel. Die Flüsse vertritt der 15 Leguas lange Champoton, der einigen Sümpfen entspringt, auch befindet sich nur ein nennenswerther See, der 4 Leguas lange Chichankanab in demselben Distrikt, dessen Fluthen bittersalzig und dessen Ufer aller Vegetation baar sind. Die einzige Laguna de Terminos umspült die Insel Carmen und wird vom mexikanischen Golf und mehreren Flüssen von Guatemala und Chiapas gespeiset. Wegen des fast gänzlichen Mangels an Flüssen und Süßwasserbecken im Binnenlande ist Jucatan ein ziemlich unfruchtbares Land, nur die Regenzeit bringt das ersehnte Element, weite Flächen werden überfluthet und der Rest dringt durch den zerklüfteten Boden und sammelt sich in den häufigen Zenotes, unterirdischen Grotten von oft beträchtlicher Weite und Tiefe, Riesenbrunnen, nach deren Sohle Sproßenleitern führen, welche die Eingeborenen mit Fackeln und Krügen unter Entfaltung großer Ge-

*) Im vorigen Jahre als Anhänger des unglücklichen Kaisers Max von den Juaristen erschossen.

Digitized by Google

wandtheit befahren. Die Zenotes von Bolonchon ticul und die von Copoma sind die bedeutendsten. Ueber das Land verbreitet leben an 100,000 Weiße, Mestizen und Neger und viermal soviel reine zum Stamme der Mayas gehörende, eine unvermischte Sprache sprechende Indianer, unstreitig directe Abkömmlinge der uralten Tulteken, welche Jucatan bevölkert haben sollen. Man unterscheidet Mayas bravos und mansos, halbwilde und zahme, letztere etwas von der Cultur beleckt, aber auch physisch schwächer als ihre kriegerischen Brüder. Sie sprechen nur im Umkreis der Städte spanisch und nähren sich theils vom Fischfang an den Küsten, theils als Taglöhner auf den Pflanzungen, ein kleiner Theil nur bebaut sein Eigenthum mit Mais, Reis und Tabak und lebt in Dörfern unter geistlicher Leitung des allmächtigen Padre Cura, der seine Gläubigen vor allen, zum Denken und zur Unbotmäßigkeit führenden Kenntnissen zu bewahren weiß.

Das Clima ist ein unter 16 bis 31° Reaum. bedeutend trockenes und allgemein gesundes, an den Küsten nur tritt das gelbe Fieberauf und während der Regenzeit im Binnenlande auch biliöse und Wechselfieber.

Jucatan steht zu Mexico im Föderativ-Verbande, erfreut sich jedoch größerer Freiheiten und Hafenprivilegien und ist auch nicht mit dem Tabakmonopol belastet, das im Mutterstaate so drückend ist. Die Halbinsel hält sich bei allen, was Mexico angeht, möglichst neutral; nachdem es kleinere Fehden, auch Indier-Aufstände abgerechnet, mehrere Jahre Ruhe genoß und es Santana*) vermöge der Constitution von 1821 gegen Nordamerika aufbot, erklärte es sich hauptsächlich in Campeche am 25. October 1846 gegen dieß Verlangen und fordert die Constitution von 1841, welche ihm Neutralitätsrecht zusichert. —

Nach diesen vorläufig mir nicht unwichtig erscheinenden Daten beginne ich mit den versprochenen Tagebuchskizzen.

In den ersten Tagen des Märzmonds 1855 begab ich mich an Bord der spanischen Brigg Jucateco, Capitän Viademonte, welche nach Sisal klarirt hatte, um mit ihr zum ersten Mal das amerikanische

*) Nach neuesten Berichten als Prätendent auf eigene Faust ebenfalls von den Juaristen erschossen, ein Loos, das dieser alte Fuchs mehr als jeder seiner Schicksalsgenossen reichlich verdient hat.

Digitized by Google

Festland zu besuchen. Der Morgen war schön, das Wetter günstig, nach und nach fanden sich die Passagiere ein, meist Jucateken, welche Geschäfte nach Habana geführt und die nun mit ihren Einkäufen nach Sisal, Merida, Valladolid und Campeche zurückkehrten, ein lustiger Schiffskapitän außer Dienst, ein Paar Reiseagenten und endlich ein Kaufherr aus dem Innern der mexikanischen Halbinsel, der vergeblich auf Cuba seine Heilung suchte und halb lahm nach seiner Heimath zurückkehrte. Bald waren die Anker gelichtet, das Schiff fertig, ein Segel nach dem Andern aufgesetzt und langsam zogen wir aus dem Hafen. Die Metropole selbst mit ihrem bunten Chaos von Ajoteen, Thürmen und Palmen, dann ein guter Theil der Küste entfaltete sich im schönsten Panoroma. Die reizende Bucht des Almendares-Flusses, Marlel, Cabañas, die schwächeren Contouren der Küste von Bahiahonda spiegelten sich der Reihe nach im heiteren Tageslicht, während am Abend des zweiten Tages die Spitze der Cordilleras de los Organos im Nebelflor verschwammen. Und nun wurde der Seespiegel bewegter, unruhiger, die Wellen höher, krauser und die Farbe des Meeres tiefer und ernster. Wir näherten uns dem Canal von Jucatan, der eine majestätische Strasse zwischen dem Cap San Antonio und dem Cap Catoche bildet. In mir drängten sich eine Menge Fragen auf, wie denn eigentlich Jucatan beschaffen sei, wo ich den amerikanischen Continent betreten sollte; zufällig beschäftigte ich mich in meinen geographischen Mußestunden mit jedem andern Theil der Welt mehr als mit Jucatan und kannte ich auch dessen Geschichte, so fand ich in den vorhandenen Büchern weniger über dieser nicht sehr bekannten Halbinsel Wesen, ihre Bewohner, Sitten und Lokalgeographie, denn in den meisten Erdbeschreibungen nimmt das Portrait Jucatans einen sehr bescheidenen Kreis ein und doch finden sich auf seinem Gebiete zahlreiche Ruinen des Alterthums, Denkmäler der Ureinwohner sowohl als der spanischen Entdecker von 1530, nicht unbedeutende nomadisirende Indianerstämme hausen in seinen Wäldern bis an den Meeresstrand und selbst die bekehrten Eingeborenen (indigenas reducidos nach altem spanischen Missionsausdruck) besitzen ihre eigenthümliche Lebensweise. So beschloß ich denn mit meinem Tagebuch in der Hand

Digitized by Google

wachsamen Auges in das neue Land einzuziehen, die wackere Brigg strebte jedoch unterdessen im munteren Fluge der Halbinsel und ihren Geheimnissen zu.

Am 6. März um 6 Uhr Abends bekamen wir Sisal in Sicht, doch hielten wir von der Küste ab, da der Capitän, welcher noch nie vor diesen Küsten gesteuert, nicht vorsichtig genug sein zu können glaubte, zumal an trüglichen Sandbänken auf jener Rhede kein Mangel war und wir stets mit der Sonde kreuzten. Und so bot sich unsern Fernröhren im halben Mondlicht das niedere, sandige, dürftig bebuschte Gestade von Jucatan, eines afrikanischen Strandbildes würdig. — Als der Morgen dämmerte, näherten wir uns vorsichtig der Rhede, die wir in voriger Nacht verlassen; um 6 Uhr nahmen wir eine ausgedehnte, weißliche Küste wahr, von der grünen, schweigsamen See umgeben. Später begegneten wir einigen Canoas, mit ungeheuerem Segel und 3 bis 4 Mayaindianern bemannt. Diese wechselten mit unseren Matrosen unverständliche Worte, deren Tonähnlichkeit mit germanischen Sprachlauten mir auffiel. — Etwa anderthalb englische Meilen von der Küste rasselten zwei Anker auf den Grund und vor unsern Blicken entfaltete Sisal seine 20 Häuser, 100 Ruinen, das Fort mit Batterie, Palmgruppen, Canoas und eine Art Pfahldamm, der hundert Schritte in die See hinauslief. Große Sopilotes, die Aasgeier Mexikas irrten in kurzen Flügen über die einsamen Küstenränder, einzelne Feuerstellen sandten dünne Rauchwolken nach dem bleichen Firmament und auf dem Rücken der Brandung tanzte ein Dutzend Canoas, während eben so viele abgetackelt am Strande lagen.

Nach den nöthigen Besuchen des unvermeidlichen Sanitäts- und Douanebootes kam endlich zu aller Freude auch das Boot Nr. 24, lud die Bagage und 22 Mann ein, entfaltete sein gewaltiges Segel und durchkreuzte bei günstiger Brise den Raum, der uns von unserm Ziel trennte; glücklich schoß es durch die hier ungewöhnlich starke Brandung und trug uns an die Landungsbrücke, wo vielfarbiges Menschengewühle uns empfing.

Sisal besteht aus einer Haupt- und drei Quergassen, die wenige einstöckige Häuser, viele verfallene Hütten mit Bäumen und Strauch-

Digitized by Google

werk bedeckt bilden; zur Rechten erhebt sich ein altspanisches Castell mit Laternenthurm und eine Schanze mit sechs alten bemoosten friedlichen Feuerschlünden, die den Wasserspiegel bestreichen sollen, nun aber einer Art schmutzig grüner, Finger langer Eidechsen zum Asyle dienen, welche gemüthlich durch die ausgebrannten Zündlöcher schlüpften.

Gegenüber dem Werft, den das Zollgebäude mit hölzernem Thoreingang schließt, liegen 4 große Hanfmagazine, am Strand hin dehnen sich Sumpflöcher und wenige Palmgruppen aus, die vom niederen Cap No te perderás (Du wirst Dich nicht verlieren) hinlaufen; dieß ist Sisal, welches jedoch noch eine alterthümliche Merkwürdigkeit besitzt. Auf dem flachen Dache eines ziemlich massiven Hauses sieht man eine verwitterte steinerne Bildsäule, einen Keulenträger vorstellend. Ich hörte, daß Hernan Cortez, als er das unbekannte Land mit seinen Abentheurern durchzog, jenes Idol fand, ein roher Skulpturversuch der Jucateken aus primitiver Zeit, und es für den Kriegsgott derselben hielt, sowie auch Befehl gab, es für seinen König und Herrn aufzubewahren. Vielleicht mochten wichtigere Funde in Mexiko das steinerne Götzenbild vergessen machen, goldene Idole entschädigten den Eroberer reichlich und so mochten nach vielen Jahrzehnten andere Entdecker der Marsstatue ihren jetzigen Platz einräumen. — Während der Zollprozedur ward viel Zeit verschwendet, denn die Offizialen begnügten sich nicht mit dem harmlosen Auseinanderwerfen sorgfältig geglätteter Hemden und Fräcke, sondern unterhielten sich auch in gemüthlicher Bilderschau verschiedener Familiendaguerrotypen aus jucatekischen Reisesäcken und schöpften daraus trotz unserer Ungeduld, Müdigkeit und Hunger Stoff zu lehrreichen Betrachtungen über allenfallsige Aehnlichkeiten. Endlich wurden wir entlassen und gefolgt von einem Schwarm Knaben, Kindern, Greisen, Indiern, Mestitzen und Weißen, die sich mit unsern Säcken, Kisten und Kasten belasteten, hielten wir unsern Einzug ins einzige Wirthshaus von Jucatans drittgrößter Hafenstadt. — Und welch ein interessantes Bild bot sich uns dort und auf dem Weg dahin: Gewühle von Mauleselkarren, die Landestracht oder besser Nichttracht der durch alle Tinten hin farbigen Einwohner, malerische Profile, Hängmatten, eigenthümlich geformte Thongefäße,

Digitized by Google

Indolenz, Neugierde und Geschwätzigkeit der Menschen überhaupt und ihre Folgen, Staub, Moskiten, hungerige Hunde, kreischende Papagayen, alles drehte sich wie in einem Kaleidoskop durcheinander. Nach der oberflächlichsten Erfrischung und Rast und um nicht länger in diesem reizenden Hafenorte liegen bleiben zu müssen, entschlossen wir uns mit der nächsten von Merida eintreffenden Diligenzia nach der Hauptstadt zu eilen. Gesagt, gethan, wir zogen mit Sack und Pack, welche zwei Mayas uns nachschleppten, zu Sechst eine Viertelstunde vor Sisal hinaus auf die Hochstrasse, wo wir unweit dreier niederer an die Cholerawuth des verflossenen Jahres und die Reste einer Indianer-Familie erinnernder Kreuze Halt und Rast machten. Vor uns lag Sisal in Sumpf und Sand und drüber hinaus die mexikanische See, bläulich überflammt von spärlichem Mondlicht, das ferne Dröhnen der Brandung allein unterbrach die tiefe Stille. Wenige Minuten vor Mitternacht brauste die Meridadiligenzia heran, im Nu hatten wir sie gleich Wegelagerern umrungen, wir ließen schöne Worte und noch schönere Pesos Duros klingen und letztere drangen bei dem ermüdeten Conducteur durch. Der Zagal, ein nach spanischem Vorbild die Postfuhrwerke begleitender Junge, eilte nach der nächsten Weide und kehrte mit vier Mulas zurück; die Diligenzia, welche leer und ohne Correspondenz von der Hauptstadt kam und ihre sechs Plätze doppelt bezahlt sah, ward herumgeworfen und nachdem die frischen Vierfüßler eingespannt waren, rissen diese mit unerhörter Heftigkeit an und die Post flog mit uns und unsern beweglichen Gütern Merida zu, gehüllt in eine Wolke von Staub, Peitschenhieben, Geschrei und lustigem Gelächter! —

Nun veränderte sich die Physionomie der Landschaft; die sandige Strandfläche blieb zurück und es ging einer bewaldeten Gegend zu. In einförmiger Linie dehnte sich ein graues Niederholz aus, das dicht wie eine Mauer aneinanderschloß und drüber hin wob das Mondlicht seine geheimnißvollen Schleier. Von Zeit zu Zeit erhob sich schwerfällig ein wilder Pfau, der dort häufig vorkommt und seines köstlichen Fleisches halber beliebt ist. Vorbei ging es an verlassenen Hütten (Ranchos) und öden Höfen, denn das asiatische Ungethüm hatte vor wenig Monden mit vernichtendem Schritt das Land durchzogen und

Digitized by Google

oft ganze Dörfer mit seinem vergifteten Hauche entvölkert. Wilde Hunde feierten dort ihre düsteren Mahlzeiten um ein gefallenes Maulthier und meldeten sich mit kurzem heiseren Bellen an. Dreimal wechselten unsere Mulas in größeren Dörfern und eben so viele Male hörten wir das willkommene Geräusch des Chokoladequirls, der uns eine gute Jicara (Kürbisschale) voll dampfenden Trankes bereitete. Wir benützten die so nöthige Rast, doch kaum renkten wir uns in der klassischen Hängmatte die Glieder etwas aus, so scholl das „Listo!“ (fertig!) des Condukteurs Peitschenhiebe fielen, die Mulas zogen an und mit Blitzesschnelle flogen wir durch Waldeinsamkeit, Dörfer und über Wiesflächen. Sechs Stunden dauerte die Marter eines ungehemmten Fortpolterns auf sehr unebener Strasse, während welchem man keinen zusammenhängenden Satz aussprechen konnte und die Kutscher nicht aufhörten, aus voller Lunge zu schreien.

Schon tagte es ins Land herein, als wir die ersten Alvaradas (Umfriedigungen) von Merida passirten; bald sahen wir uns in einem Irrgehäge von Bäumen, Gärten und Hütten; Hähne und Hunde begrüßten uns mit morgendlichen Lauten. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte ich nun dem Wechsel von niederen Steinmauern, weiten Plätzen mit alten Kirchen und verfallenen Gebäuden besetzt; wir flogen mit entsetzlichem Gerassel über Pflaster, bogen in eine lange scheinbar mit Palästen geschmückten Strasse ein, passirten eine Barrière, ein Thor und einen weiteren Platz mit zwei Kirchen und stattlichen Gebäuden und hielten vor dem Posthause der Hauptstadt von Jucatan.

Merida, wohl schon seit den urältesten Zeiten Hauptniederlassung der Eingeborenen, ist eine Stadt mit 20,000 Einwohner, die den vorhandenen Gebäuden zufolge die doppelte Anzahl fassen könnte. Sie wurde 1541 neu gegründet, hat mehrere schöne Kirchen und andere öffentliche Gebäude, Schulen und Spitäler und ist der Sitz des zeitweiligen Gouverneurs. Die Strassen sind breit, rechtwinkelig, mit gutem Trottoir versehen; aber die Häuser sind geschlossen, Wege und Plätze verödet; die Hauptstadt gleicht, und mit Recht, einer Stätte, welche Krankheit und Bürgerkrieg mit tödtlichem Knoten umschlingt; der Zauber gebildeter Gesellschaft schwindet, der Umlauf des Geldes,

Digitized by Google

Handels und der Gewerbe stockt, die soziale und politische Gleichgültigkeit regiert und hier wie in der ganzen Provinz bezeichnen zahlreiche Ruinen den wüsten Weg, welchen seit dreißig Jahren Bürger- und Kastenkrieg, Pest und Hunger breit getreten. Ein nur flüchtiges Durchblättern von Cogolludos Geschichte dieses unglücklichen Landes flößt Jedem für dasselbe tiefes Mitleiden ein, aber auch Haß und Verachtung gegen die jeweiligen Gewalthaber, die auch anderswo aus Paradiesen Einöden geschaffen. So traf ich Merida 1855 und nach den neuesten Briefen von dort, hat sich dessen Lage nicht wesentlich geändert. Nachdem ich mich nach der Calle de Cascarilla (zu Deutsch: Gepulverten Eierschalenstraße) durchgefragt, quartierte ich mich im Monte Cristo ein, der besten Fonda der Stadt, weil die Einzige; ich war seit 5 Monaten der erste Uebernachtende, während ich die Gasttafel mit einem Oberst außer Dienst, einem Stempelpapierverwalter, einem Lieutenant von den Dragonern Nr. 3 und vier Handelsfaktoren theilte. Doch nicht lange sollte ich dort weilen; ein Oberst Gimenes, intimer Freund meines Onkels, erfuhr meine Hieherkunft, suchte mich sofort auf und ließ mir während meines dortigen Aufenthalts die liebenswürdigste Gastfreundschaft angedeihen. Sein Haus, sein Tisch, seine Calesa gehörten mir zur ausschließlichen Benützung und es fehlte nicht viel, er hätte sich bei mir bedankt, daß ich ihn mit wohnen, essen und spazieren fahren ließ. Der Oberst war Andalusier, aber seit 15 Jahren in mexikanischen Diensten; ein origineller Charakter, besaß er neben einigen soldatischen Schwächen die besten Eigenschaften, seine reiche Unterhaltung berührte eine Fülle interessanter Episoden und Persönlichkeiten; seine Vergangenheit bot eine Reihe nicht gewöhnlicher Erlebnisse; seine Verbindungen mit hervorragenden Mexikanern und Spaniern sammelten ihm einen Schatz historischer Anecdoten; ein gründlicher Kenner der Geschichte Mexikos und seiner Provinzen, — so lernte ich diesen unvergleichlichen Gastfreund während seiner eifrigen Bemühungen, mein Cicerone zu sein, kennen. — Scheint Merida des Morgens verödet, so beleben sich des Abends von 4 Uhr an seine Paseos und Alamedas mit Calesas, Reitern und Fußgängern, wozu die starke Garnison und das Hauptquartier der gegen die wilden

Digitized by Google

Indier zu Felde gezogenen mexikanischen Armee und ihres Chefs, des Don Romulo Diaz de la Vega ihr Contingent stellte. Und so hielt jeden Abend auch vor unserer Wohnung die Calesa, das in Mexiko und Jucatan einheimische Fuhrwerk sui generis, einer Sänfte auf hohen Rädern gleichend; Calesero, Pferd und Geschirr sind die auf Cuba gebräuchlichen, aber die Calesa ist von der Habaneser Volante himmelweit unterschieden, zwar aus schönem Leder gefertigt und mit Silberzierrathen geschmückt, aber Werktags mit grauem Segeltuchüberzuge versehen, was durchaus nicht die Reize des Anblicks erhöht.

Die Alameda schmücken nicht die Zauber des Paseo de Tacon, noch die des Prado von Habana, das Grün ist kärglich und anstatt frischer, üppiger Gräser betritt der Fuß ziegelmehlstaubendes Backsteinpflaster. Verschiedene Statuen und Säulen, nicht im besten Geschmacke gemeißelt und inmitten ein großer Springbrunnen ohne Wasser mit umherlaufenden Bänken sind der einzige Schmuck und vor allem vermißt man Werktags die wahrhaft reizenden Spaziergängerinnen, die sich während der Woche im Innern ihrer 4 Pfähle oder irgend einer Kirche zu verbergen pflegen, nur des Sonntags sieht man sie wie ächte Sonnentöchter dort lustwandeln. Die Allee selbst ist auf der einen Seite von Kasernen, auf der andern vom großen, aber halb zerstörten und verwitterten Kastell begränzt, an das sich das Marsfeld anschließt. Der Hügel, welcher das Schloß trägt, war früher mit Götzentempeln besetzt; diese Gräuelbauten zerstörte der Eifer der ersten spanischen Missionäre und auf ihrer Stelle erhoben sich die Klöster, die ihrerseits zu kriegerischen Zwecken umgewandelt wurden. Der Exerzierplatz war stets mit Indiern und Soldaten belebt; wilde, aber malerische Gestalten, hochgewachsen und muskelkräftig, schwere Ketten nach sich schleppend und von starken Detachements mexikanischer Soldaten begleitet; aber welche Soldaten! die bei ihrer Bekleidung angewendete Sparsamkeit war bewunderungswürdig, Jacke und Beinkleid von schlechtem, ungebleichtem Zeug; ein Hanfsack mit dem Unentbehrlichsten war der Tornister, ein ditto Beutel, die Patrontasche und die furchtbare Waffe ein uraltes Steinschloßgewehr. Einige trugen Strohhüte, andere schlangen baumwollenkarrirte Tücher um den braunen

Digitized by Google

Schädel; freilich! sie kehrten eben aus einem strengen und undankbaren Feldzug gegen ihre fanatischen wilden Brüder heim und die merikanischen Garnisonstruppen glänzten stattlich in neuen Kollettern, — aber weder die Bewaffnung jener Wäldermiliz, noch ihr zerlumpter Zustand nebst dem Hunger, der aus ihren abgemagerten Gesichtern sprach, waren geeignet, Zutrauen einzuflößen. Wie viel hatten sie nicht auf ihren Eilmärschen durch Wald und ungebahntes Land vom Hinterhalt und Blei unsichtbarer Feinde zu dulden; ohne Sold, Bekleidung und oft ohne Lebensmittel, sahen sich doch Viele gezwungen, ihre Munition den bekehrten Indianern gegen Mundvorrath auszutauschen, wobei anzunehmen ist, daß diese Reducidos das eingehandelte Pulver und Blei sammelten und damit die Indios bravos unterstützten.

Unvorhergesehene Geschäfte riefen mich bald weiter und zwar sollte Campeche das diesmalige Reiseziel sein. Der dortige Postmeister Torre hatte vor Kurzem die wegen Mangel an Reisenden bisher ruhende Diligencialinie wieder in Gang gesetzt und zur gegebenen Zeit richtete ich mich in dem betreffenden Postkasten ein, der die prunkvolle Benennung Coche de Etiqueta (Galawagen) trug und in der That sein altmodisches Aeußeres mit verblichenen Goldverzierungen bedeckt und im Innern kunstreich verschlungene seidene Knoten und Franzen aufzuweisen hatte, die ich gern mit ein paar Patentfedern über den Achsen vertauscht haben würde. Zwei junge Regimentsmusiker aus Honbolo waren meine quecksilbernen Genossen und mit dem Schlag 4 Uhr Abends mit dem „Listo!“ des Condukteurs zogen die 4 Mulas gewaltig los, daß unser Staatswagen erbebte und sich in Bewegung setzte. Der Weg selbst bot nicht viel Interessantes dar; an dessen beiden Seiten häufte sich Buschwerk an, sproßten hohe Rispengräser, deren Monotonie ein Dörflein bekehrter Indier unterbrach oder seltsam gestaltete Holzkreuze auf Steinhaufen, die als Meilenzeiger figurirten. Auf der dritten Station, Jolchó wenn ich nicht irre, stiegen wir vor der Post, d. h. einem erdlochähnlichen Hüttenbau ab, wo Chokolade, Maiszelten und ein zaundürres Hühnchen unsern Abendimbiß ausmachten. Doch bald ging es wieder fort, um Mitternacht fuhren wir klirrend in Jequelchacan, einem größeren Marktflecken

Digitized by Google

ein, wo wir 4 Stunden in warmer Hängematte die fühlbar frostige Nacht, den ohrenbetäubenden Lärm und die sich einstellende Müdigkeit vergessen konnten. Nur zu bald weckte der Conducteur, gleichzeitig weckte mich das ominöse Quirlen der Chokoladetöpfe, deren Inhalt nebst kalten Maistörtchen und Cognak ein köstliches Frühstück lieferte. Jetzt erst nahm ich wahr, daß ich den ziemlich großen Saal (vulgo Tennen), mit etwa dreißig Indiern theilte, die sich allmählig schweigsam aus den Hamacas herausfallen ließen und geräuschlos ins Freie schritten. Ich folgte ihnen und befand mich in einem mit weißen Mauern umgebenen Hofraum, der außer verkümmerten Zwergpalmen und niederen Karren nichts Bemerkenswerthes enthielt, es sei denn der Brunnen, der sich mit seiner Randeinfassung genau wie ein umgestürzter weißer Filzhut präsentirte; drüber hinaus ragte ein Gebälk mit Hanfseilen und wasserdichtgeflochtenen Hanfkübeln. Die Natur schien hier lediglich aus weißen Kalkwänden und blaßgrauem Himmel zu bestehen und ich war froh, als die raschbespannte Diligenzia mit uns aus Jequelchacan grünbuschigen Weideplätzen und dunkeln Wäldern zueilte, über denen die bereits heraufflammenden Sonnenstrahlen zitterten. Meist Niederholz boten jene dem Auge wenig landschaftlichen Reize, während die Wiesen stellenweise mit Herden wandernder Pferde und Rinder belebt waren. Des Weges zogen schweigsame Mayas in ihre weißen Baumwolldecken gehüllt, um Landesprodukten nach dem nächsten Ort zu bringen; größtentheils Frauen, eilten sie im Gänsemarsch wie eine Reihe Schatten am Waldessaum dahin. Ueber Tompoton und Santana, wo sich mir ein nach Jalapa berufener Missionspriester, früher ehrsamer Schuster in Santiago de Cuba als interessanter Gefährte bis Campeche beigesellte, kamen wir nach Chulu, 6 Meilen vor der Hauptstadt, und zwar zur unrechten Zeit mit Hunger und Durst, denn der Frau Posthalterinn Küche war buchstäblich eingefallen, nämlich das baufällige Gemäuer, welches diese vorstellte. Das einfache Mahl aus verschimmelten Bohnen, kalten steinharten Speckstücken und zweifelhaft frischem Schweinefleisch (ob mit oder ohne Trichinam spiralem lasse ich dahingestellt), vertilgte der gute Fray Anacleto mit patriarchalischer Eßlust; ich begnügte mich mit sauerem San Vincente,

Digitized by Google

in dem einige niedliche Effigälchen ihre Lebensfähigkeit kokett zur Schau trugen. — Nach einstündiger Fahrt gelangten wir an eine gegen Westen offene Lichtung, in der uns frische Seeluft anwehte, nach des Conducteurs Aussage waren wir 2 Meilen von der Küste entfernt. Und weiter gings, es war 7 Uhr Abends, als wir Humula, die letzte Station vor Campeche, erreichten. Merkwürdig ähnlich war bisher ein Dorf dem andern, umsomehr da die mehr als dürftige Vegetation durchaus nicht zur Abwechslung beitrug. Mochte ich von Cubas üppigem Pflanzenwuchs verwöhnt, diese Baumkrüppel und winzigen Cactusbüsche geringachten, genug! ich hatte gern immer diese weiten mit Ruinen oder Missionskirchen besetzten Marktplätze und sterestypen Grohütten hinter mir. — In Humula wurde den Maultieren ein schönes Schellenband angeschnallt, um nach mexikanischer Sitte den Einzug in die Hauptstadt so harmonisch, d. h. so geräuschvoll als möglich zu machen; gleich darauf fuhren wir im Sturm davon in die Nacht hinein, welche allmälig ein bleicher dunstiger Mond erhellte. Nun senkte sich der Weg beträchtlich, ein durchdringender Strandgeruch verkündete uns die Nähe der See, deren Spiegel wir endlich uns zur Seite schimmern sahen. An Landhäusern, zerfallenem Gemäuer vorüber ging es nun über weite Plätze, einen engen, holperig gepflasterten Damm, zwischen mit Gebüsch umsäumten Teichen durch ein mit Soldaten gespicktes Thor an langen Bastionen vorbei, über einen weiteren Platz, auf welchem eine Reihe offener Feuer brannte und sich eine bunte Menge umhertrieb. Und als nun von der vor uns auftauchenden Cathedrale das Abendgeläute ertönte, begleitet vom lauten Beten der auf der Straße Befindlichen, hielt unser Prachtstück von einem Postwehikel vor der Casa de Postas in Campeche.

Das von mir in dem einzigen Gasthof bezogene Zimmer ging auf die See hinaus, welche nur vom Zollgebäude und einem alten Castell im Vordergrunde abgegrenzt, einen unbeschränkten Ausblick bot. Weit draußen in den grünlichen Wellen des mexikanischen Golfes schaukelten eine Brigg und sechs kleinere Fahrzeuge, denn wie in Sisak, können nur flache Boote dicht ans Land kommen; am niedern Hafenthor langerten Strohcigarren rauchende Soldaten umher. So befand

Digitized by Google

ich mich nun am Ziel meiner Reise und hatte Muse genug, die neuen fremden Eindrücke in mich aufzunehmen und, zwar geleitet von der zufällig aufgefundenen Historia de Jucatan von Cogolludo. Campeche, in alten Zeiten Pechecan genannt, von Pech (Zecke) und Can (König) — nach Andern von Kim (Schlange) und Pech (Zecke), woraus das indianische Wort Cimpech, ist die zweitgrößte Stadt Jucatans; sie liegt im strengsten Sinn des Worts hart am Meer, dessen Wellen die Ringmauern seines Forts bespühlen und hat regelmäßige, jedoch öde Strassen, die auf Korallenfelsen stehen. Die 11,000 Einwohner (vor der Cholera 17,000, einst 23,000) sind gebildet, höflich und betriebsam. Campeche's zwei bedeutendste Kirchen sind um 1540 erbaut, die Pfarrkirche zu Ehren der unbefleckten Empfängniß Maria's und die Franziskanerkirche mit daran gebautem Kloster der Padres Comanches, deren Gastfreundschaft bis zu seiner Weiterreise Don Anacleto genoß. — An ferneren gemeinnützigen Anstalten besitzt die Stadt ein Colleg für juridische und philosophische Studien von San Carlos, ein Seminar, die Marineschule und ein großes Spital. Der einzige Unterhaltungsplatz ist die von angesehenen Kaufleuten gegründete Lonja (Börse) mit Lese-, Spiel- und Billardzimmern. Mehrere dieser Kaufherren erleichterten mir durch freundliches Entgegenkommen und Ueberlassen der einschlägigen Statistiken meine Bekanntschaft mit Jucatans Handel und Produktenwesen, dessen ich hier im Verhältniß zum gebotenen Raum erwähnen will.

Jucatans Handelsprodukte sind Ochsen- und Hirschhäute, Hanfprodukte, Tabak, Blauholz und Blauholzextrakt, von ersterem, welches die unermeßlichen Wälder im Süden und Osten des Landes liefern, verschifft allein Campeche jährlich über eine halbe Million Centner im Werth von 290,000 Dollars; Kopalgummi; schwarze und rothe Bohnen, nebst Mais und Reis die beliebtesten Hülsenfrüchte und Seefahrern unentbehrlich; Tasajo, getrocknetes Fleisch; Salz; geprägtes Silber, an welchem im Lande im schroffen Gegensatz zu Cuba, wo der Mangel an Scheidemünze groß ist, Ueberfluß herrscht; und schließlich in neuerer Zeit unter der Firma von freien Arbeitern auch viele verschacherte Maja-Indianer mit verklausulirten Contrakten, welche gleich

Digitized by Google

Wechseln an Andere (natürlich statt Käufer, Patrone genannt) endossirt werden können und als solche alle Gültigkeit haben. — Zusammen verlassen alljährlich zwischen 7 — 800 Schiffe mit 60,000 Tonnengehalt die 4 Häfen von Campeche, Sisal, Bacalar und (Champoton) die Insel Carmen, während die Einfuhr etwa anderthalb Millionen Dollars beträgt. — Die Einkünfte sind 400,000 fl. zu den Ausgaben von über 600,000 fl., was für den Staat ein die Hälfte der Einnahmen übersteigendes Defizit ergibt. — Auf die Industrie übergehend, baut man im Binnenlande Mais, Reis, Cokospalmen, Citronen und andere Südfrüchte, Tabak von gutem Geruch und Geschmack, Heniquenhanf, woraus treffliches Tauwerk, vorzügliche Matten und gefällige Hüte geflochten werden, man zieht Vieh, dessen Häute in Massen nach Cuba gehen, Honig und Wachs, und getrocknete Fische für den Küstenbedarf. Die Fischerei wird fleißig geübt und beschäftigt sich neben anderem auch mit den Haifischen, die in der Blüthe ihrer Jahre unter dem Namen Cazon vielfach zubereitet und gegessen werden. Der Heniquenhanf ist das Produkt einer Agavenart (Furcroya), die wild und angebaut im Lande vorkommt; die unter dem Namen Sisalhanf bekannten Fäden werden von Indianern aus den noch frischen Blättern der Pflanze mittelst eines gezähnten Holzes ausgerissen, gereinigt, in Ballen gepreßt oder als in freier Hand gedrehten Stricken versendet. Wegen seiner großen Zähigkeit und Stärke ziehen ihn nordamerikanische Schiffsseilereien jedem anderen Hanf vor. Seit Kurzen wurde in Merida eine Hanfbrechmaschine aufgestellt, welche bei Ersparung vieler Hände sehr vortheilhaft arbeitet und gleichmäßige Waaren liefert. Außerdem sind hier noch die hübschen zierlichen Goldarbeiten zu erwähnen, welche Campeche selbst für den Export liefert.

Den Boletin de la Aduana von Campeche entnahm ich nach folgende Daten des Gesammtstaates von Jucotan: In den 5 Distrikten des Landes, nämlich Merida, Izamal, Tekax, Valladolid und Campeche befinden sich 5 Städte, 7 Märkte, 233 Dörfer, 1388 Pflanzungen (haciendas) und 2044 (Ranchos) Niederlassungen. Für das geistliche Wohl sorgen 91 Pfarrer, für das geistige (nicht geistige) von

Digitized by Google

5300 Schülern 81 Schulen. An Mais werden 3,800,000 Mecaten Landes (die Mecate zu 200 □ V. gerechnet) bebaut.

II.

Man zeihe mich nicht der Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß von 1842 an das unglückliche Yucatan zu leben aufhörte und fortan nur noch, wie ein electrisirter Leichnam, von Zeit zu Zeit durch Bürgerkriege entflammt, aufzuckte. — Die damalige Geschichte ist von dem volksthümlichen gefeierten Peralta geschrieben, den ich auch kennen lernte. Sie ist verfaßt unter dem Schwindel der Revolution und eines blutigen Widerstandes gegen das verhaßte Fremdenthum (estrangerismo) und liefert äußerst genaue Beschreibungen der entsetzlichen Episoden, eines in seiner ganzen Ausdehnung fanatischen Krieges.

Mein Gastwirth war ein dicker, gutmüthiger und außerordentlich bequemer Patron; seine schon bejahrte Gemahlin war ihm ähnlich und gegen mich äußerst liebenswürdig; die Tochter des Hauses, ein vierzehnjähriges recht hübsches Mädchen zeigte mir ihre Stickereien und Zeichnungen mit einer von Coquetterie freien Zutraulichkeit; und der Sohn, ein hübscher 19jähriger Junge, Student im Campechecollegium, war stets bereit, mich zum Vertrauten seiner unschuldigen Zwiste mit dem Rector, der schwebenden Fragen mit seinem Herrn Papa, wie er stets sagte und selbst seiner philosophischen Studien zu machen; — aus allem zeigte es sich, daß es eine gute Familie war, die wenig gewöhnt, viele Gäste zu haben und deshalb etwas stark aufdringlich war, ohne vielleicht selbstsüchtige Zwecke dabei zu verfolgen. Im besten Sinne des Worts betrachteten eben die guten Leutchen den Aermsten, welcher in ihren Gasthof, freilich den Einzigen in der Stadt, sich verirrte, als Strandgut und mußte sich dieser seinem Schicksal und ihrer Zuthunlichkeit ergeben. Freilich, das Uebermaß bringt Langweile und Verdrießlichkeit hervor und so sah ich mich stets von allen Seiten verfolgt, sei es von der Politik des Papa, der zum Ueberfluß trotz seiner Corpulenz und Trägheit ein standhafter Anhänger der erloschenen Revolution von 1829 war, sei es von den Freundschaftsversicherungen des

Digitized by Google

Sohnes, mit dessen unreifen Ansichten ich nicht recht sympathisiren konnte; doch man gewöhnt sich an Alles und somit fühlte ich mich auch später recht behaglich unter den verschiedenen Elementen der Familie.

Das Factotum, die Perle, der Schatz des Gasthofs war jedoch die Person des Mulatten Joseph, des originellsten, seltsamsten Menschen, der mir je zu Gesicht kam. Don José war Havanese, jedoch unter O'Donells Regierung nach Campeche geflüchtet; er war in allen Theilen der bekannten Welt, war Laquai der Fanny Elsler in Paris und Kammerdiener von Santana in Mexiko; er sprach englisch, französisch und überdieß die indische Majasprache; behende wie ein Eichhorn, ein guter Koch, ein noch besserer Lohndedienter, bei alledem aber der vollendetste Gauner und Spitzbube, welcher je Gäste betrogen. — Seine Unterhaltung war lebendig und abwechselnd, ja interessant, jedoch bewegte sie sich ausschließlich um 2 magnetische Sonnen, um die Königin der Tänzerinnen und um Mexiko's Dictator mit seinem hölzernen Bein. Hundert Anecdoten flossen von seinen beredten Lippen, die entweder aus Palastplaudereien in Mexiko oder aus den Coulissen der Opéra comique in Paris kamen und seine Mimik beim Vortrag derselben war höchst ergötzlich. — Wie man sich denken kann, rühmte sich José nicht in bescheidenster Weise seiner Talente und schnitt auf trotz Münchhausens und allen Jägerlateins; auch vergrub er sein Pfund Spitzbüberei nicht, sondern ließ es zu seinen Besten wuchern; er bot mir Hanfhängematten zu 8 Thaler an, welche mir die zu Markte kommenden Indianerinnen zu 2½ Thlr. aufs Zimmer brachten; auch seine Anworten waren meinen Fragen angemessen, er war ein echtes Echo, ein Fuchsschwänzer ohnes Gleichen. Man konnte ihm ruhig, ohne Prophet zu sein, seinen eigenen Galgen prophezeien; doch dieß Alles hinderte ihn nicht, das Factotum meines gutmüthigen Wirthes zu sein, der ihm Alles anvertraute.

Es un muchacho muy divertido y no tiene padres! (Er ist ein sehr unterhaltender Junge und hat keine Eltern mehr), sagte entschuldigend Don Hilario, wenn ich ihn warnte. In der That konnte sich der 43jährige Junge schon ohne Eltern und auch ohne meinen

Digitized by Google

Gastwirth durch die Welt helfen. Drei Tage nach meiner Ankunft, verschwand der Kostbare mit mehreren Effecten nach Emittirung einiger Gasthofregus im Betrag von wenigen 20 Thlr., zum großen Kummer meines Don Hilario, dem nun sein Dollmetscher, seine Chronik von Campeche, sein Magnet und Figaro fehlte; trotzdem fuhr sein Gasthof fort, die abonnirten Mahlzeiten den Garçons aus der Garnison und des Handels auszutheilen und bald ward Don José, des saubern Hechtes Namen, den schweigsamen Wellen des Vergessens preisgegeben.

Die Pflichten des Vertrauenspostens, welchen ich in Jucatan bekleidete, waren merkantiler Art und beschäftigten mich von 10 Uhr Morgens bis 5 Uhr Nachmittag; die mir bleibende, noch immer ansehnliche Freizeit benützte ich mit der Ausbeutung der reellen und ideellen Stadt Campeche nebst Vorstädten, mit Lectüre, Muschelsuchen, Spaziergängen und süßem Nichtsthun, was man in jenen heißen Ländern aus dem Fundament lernt. — Maisstrohcigärrchen von Joloche schmauchend, in der baumwollenen Meple-hamaca schaukelnd, las ich entweder im Almanach für Mexikanerinnen von 1816 oder in den Wundern des Jahrhunderts vom gewandten und eleganten Aguyals de Izco, oder in den märchenhaften Blättern Montecristos, des Unbesiegbaren; so verbrachte ich manche heiße Stunde, so lenge die Sonne über die starre Gegend brütete, blieb ich hartnäckig daheim, aber wenn die Nacht mit ihren wunderbar glänzenden Sternbildern heraufzog, eilte ich hinaus und betrachtete mir beim Mondscheine, was mir der Sonnenpfeil wehrte. Hauptsächlich durchstrich ich dann die Indiervorstadt und die Alameda. Auch Früh Morgens wanderte ich gern nach diesem gepflasterten, etwa 900 Schritt langen, winkligen, hübschen Spaziergang, welchen zwei Reihen köstlich duftender Mandel-Orangen- und Jasminbäume einfaßten. Auf beiden Seiten sind Steinsitze und inmitten eine Art Glorieta angebracht, welche eine 20 Schuh hohe Säule schmückte. Zwei große und vier kleine Portale führen den Besucher ein; am östlichen Thor aber schräg und unsymetrisch wölbt sich eine kleine marmorne Brücke über einen wasserlosen Canal, deren vier Pfeiler mit dem eben so vielen gut gemeißelten Bulldoggs geziert sind. Schöpfer dieses seltsamen Baudenkmals war ein origi-

Digitized by Google

neller Engländer, der sich von Meriko nach Campeche zurückzog und dort privatisirte. Uebrigens trägt auch eine ziemlich malerische Umgebung bei, die Reize der erwähnten Allee zu erhöhen. Ewig schade, daß die Campechaner, oder besser die wirklich schönen Campechanerinnen, welche amerikanerischen Ruf haben, so wenig daselbst zu sehen sind; fast immer traf ich den Paseo einsam und dann war es ein eigener Eindruck von beschauerlicher Ruhe, der mich überkam und dem ich gerne nachhing. Selten traf ich Offiziere von der Garnison oder Matrosen und ich pries es als ein Wunder, hie und da eine der niedlichen Mädchen zu begegnen, von denen die dortigen Familen wimmeln. — Rechts von der Brücke befindet sich ein schöner und sorgsam gepflegter Garten, dessen Eigenthümer Mac Ellen beabsichtigen soll, ihn dem Publikum zugänglich zu machen, um nach so vielen vergeblichen Versuchen, der Campechaner Geselligkeit zu wecken, das letzte Experiment zu machen. Leider kann man annehmen, daß auch dieses nicht fruchtet und so blüht jahraus jahrein der wundervolle, von einem geschickten englischen Gärtner gepflegte Park mit seinen Riesenalleen, den reichen botanischen Schätzen, Teichen, Canälen, Fontainen und namentlich der außerordentlich interessanten Aloe- und Magueysammlung mit Versuchen zur Gewinnung des Pulque und der Cochenille, fast ungesehen, da Mac Ellen jahrelang in Schottland lebt. Auf der linken Seite der Brücke schlängelt sich ein Fußpfad zwischen indianischen Hütten, langen Steinmauern (alvaradas) und Buschwerk nach der Indiervorstadt hin, wo die bekehrten Kinder der Wildniß in ihren Ranchos wohnen und unter der Botmäßigkeit ihrer allgewaltigen Herren Seelsorger mit harter Arbeit ihr genügsames Leben fristen. — Einen Anblick anderer Art bietet ein Gang nach dem Hafen, dessen solid gebauter Damm dem Douanethor gegenüber liegt, geschützt von einem starken hölzernem Dach, unter welchen bei Regentagen die Segel und Taue der Fischerboote geborgen werden. Zu beiden Seiten des Dammes, welcher 200 Fuß in die See hineinläuft und an seinem Ende eine hohe Laterne trägt, schaukeln ein Dutzend Barken und leichte indianische Fahrzeuge aus einem Baumstamm gehöhlt und mit schwerem Mattensegel versehen. Hier ist die See ein silbernes Band blendenden

Digitized by Google

Schaumes um den niederen sandigen Strand, verfallene Bastionen schieben sich von der Stadtseite aus trotzig in die See hinaus; grüne Wellen zerstäuben in ewiger Wiederkehr an ungefügen Klippen. Drüber hinaus flimmert die ungastliche Vorpostenkette der Brandung; große Haifische, die unerbittlichen Hafenkapitäne Campeches verbieten das Baden an und für sich. — Ein schwermüthiger Character liegt auf dieser Küstenstrecke, welche Freibeuter aller Jahrhunderte und Bürgerkriege jeder Art mit Brand, Blut und Fluch entweihten und nie fühlte ich mich verlassener, als ich eines Morgens allein am Laternenpflock lehnte und trüben Gedanken voll in die unruhige See hinausstarrte, die in ihrer schwülen Beweglichkeit massige Wellen zusammenschob und durch einander wühlte. Zwischen dem Damm und dem Zollthor befindet sich die berüchtigte casita, scheinbar ein harmloses Gasthaus, in Wirklichkeit aber eine verrufene Spielerhöhle; hier klingen beständig die Thaler, welche auf den Montetischen aufgehäuft sind, hier gingen mehr als sieben Achtel der Unglücklichen zu Grunde, welche in leichtfertiger Weise oder in dumpfer Verzweiflung die Schwelle überschritten, um dem Hasardspiele zu fröhnen; ja der dritte Theil Elendes und Jammers der Entvölkerung und Armuth die gegenwärtig innerhalb der Mauern, der einst reichen blühenden Stadt sich lagern, stammt von jenen verderblichen Zeitvertreiben, mit denen die Casita und ihre Eigenthümer von jeher verschwenderisch waren. Die Regierung duldet es, sie zieht ja hohen Pacht davon! — Wie manche düstere Scenen gingen in dem Raume dieser Hölle vor; wie viele Verbrechen züngelten aus den Haufen Silbers und Goldes, wie Natternköpfe hervor! Hier wurde von je geraubt, geopfert und vergeudet. Vor nicht gar langer Zeit stellte man Spieltische an den öffentlichen Plätzen auf und unter dem leidenschaftlichen Haufen der Spieler ragten als die Verwegensten, der Herr Stadtpfarrer und der Civilgouverneur (Platzkommandant) hervor, ein trauriges Beispiel, das die ersten Obrigkeiten ihrer Gemeinde und Bürgerschaft gab. Nicht selten mischte sich dann der Dolch oder der Revolver unter den Wortwechsel der Betrüger und der Betrogenen und oft stürzten die Partheien die Tische um, das Silber rollte umher, von Menschenblut befleckt und der wüste

Digitized by Google

Lärm hallte in den Kirchen wieder, in denen Litaneien angestimmt wurden. Viele finstere Thaten wurden mir von glaubwürdigen Personen erzählt und mit Abscheu fing ich die infernalische Casita zu betrachten an, hinter deren grünen Cortinas man das Geräusch des Brett- und Würfelspieles und die häßlichen Blasphemien der Spieler vernehmen konnte.

Erwähnenswerth wegen ihrer hübschen Häuser ist die Tierra-straße, welche vom Hafenthor nach der Alameda führt; an derselben liegen ein paar äußerst bescheidene Kirchen, oder mehr Capellen, alle wie aus einem Guß, nämlich der alten spanischen Missionskirchen; ferner das Posthaus, welches geräumiger als das Habaneser ist und ebenfalls unabgegebene Briefe in langer Liste ausgestellt hat; außerdem weist sie noch eine Anzahl freundlicher Wohnungen auf und ist die einzige Straße in Campeche, welche nicht Spuren der Verwüstung und complete Ruinen enthält. Das Puertathor, welches von zwei kleinen Bastionen flankirt wird und nach der Alameda führt, bietet nichts von Interesse. Der südliche Stadttheil, der St. Rochus-District ist der volkreichste, erlitt jedoch während der jüngsten Cholera große Verluste und ich sah in ihm völlig öde und ausgestorbene Gassen; er beherbergt den ärmeren und arbeitenden Theil der Bevölkerung.

Eines Tages befand ich mich in einer langen Straße, deren Einsamkeit und Stille mich wunderte, denn ich zählte an 40 nicht gar kleine Häuser, welche unheimlich still und menschenleer dastanden, fast eben so viele Ruinen. Starke Bäume hatten mit ihren Aesten schon hie und da das Gesims verschoben und säuselten im Abendwind durch Thurm und Fenster; feierliches Schweigen herrschte in dieser Region, das mein Herz mit traurigen Betrachtungen erfüllte. Wie vieler angstvoller Stunden während der Bürgerkriege, Belagerungen, Brände, Cholera und gezwungener Auswanderung bedurfte es wohl, um jene Säle und Zimmer zu entvölkern, deren Trümmer noch von einer friedlicheren Zeit und reicheren Generation sprechen; wie vieler Stunden, um die Höfe und Hallen zu veröden, wo während jener glücklichen Epoche in Campeche 25,000 Einwohner lebten und unter

Digitized by Google

ihnen wohlhabende und angesehene Familien! — Hier forderte die Pest, hier das Schaffot, dort die feindliche Kugel ihre Opfer; Pest, Schaffot und Kugel dezimirten die unglücklichen Bewohner und massenhafte, gebotene Emigration vollendete Campeches Jammer und Erniedrigung, wovon es sich bis jetzt noch nicht sichtbar erheben konnte.

Ich trat in eines der leeren Häuser ein und gelangte in weitläufige Höfe, bedeckt mit 2 Ellen hohen wuchernden Gesträuchen; grüne Eidechsen von beträchtlicher Länge und die wohlbekannten Cucarachos bedeckten die moosigfeuchten Wände; rings um eine trockene Brunnenschale saßen sehr große bräunliche Kröten und zwischen den Schindeln des Daches glitt eine dünne, kleine, schwefelgelbe Schlange herab, welche nach der Aeußerung kundiger Freunde sehr giftig sein soll. Ich betrachtete diese gemeinschädliche Creatur in respectabler Entfernung und verfolgte in großer Spannung die Raschheit ihrer Bewegungen, die Lebendigkeit ihrer schwarzen Aeuglein und der Zunge, welche eher einen rothen Seidenfaden schien. Zur Vervollständigung der seltsamen Scene fehlten nicht einige Sopilotes (Aura tiñosa yucateca), welche in düsterem Schweigen ihr struppichtes Gefieder in der Sonne bräunen ließen. Plötzlich raschelt es hinter mir im Gang, ich wandte mich um und sah in der Hausthüre einen Schatten, den ich rasch verfolgend als einen kleinen braunen Burschen erkannte, der spornstreichs die Straße hinablief; außer mir das einzige menschliche Wesen. Da überkam es mich plötzlich und ich eilte was ich konnte, um unter Menschen zu kommen. Als ich später erfuhr, daß es in der Stadt ganze Straßen gäbe, die öde und verlassen sind, verlor ich den Geschmack an meinen Entdeckungsreisen in ihr und beschränkte meine Ausflüge auf Orte, die der menschlichen Gesellschaft näher lagen.

Gleich am ersten Tag meiner Ankunft hörte ich von nichts Kleinerem, als einer schaudervollen Invasion reden: einige erwarteten mit Zagen eine ganze Flotte von amerikanischen Freibeutern, während andere diese als Erretter vom Joche Santanas ersehnten. Man kann sich denken, daß beide Partheien nach Gefallen die numerischen Daten mehrten und minderten; selbst die Regierung erhielt Depeschen, welche

Digitized by Google

ernstlich davon sprachen, daß 400 Freibeuter auf den Arenasinseln ein Centraldepôt für Seeräuberei und Invasion jeder Art errichteten. Aller Arten Vorsichtsmaßregeln vermehrten die kriegerischen Gerüchte; das Hafenthor wurde durch einen alten 12 Pfünder vertheidigt und die Wache verstärkt. Die campechanische Flotille, welche auf der Rhede ankerte, d. h. 5 Canoes, 2 Goeletten und eine Brigg befand sich in der größten Aufregung; die Capitäne versammelten sich häufig zum Kriegsrath, und man hört von Ferne murmeln, daß man lieber die an sich harmlosen Fahrzeuge versenken und in die Luft sprengen wollte, als daß sie den blutgierigen Händen der amerikanischen Bukaniers des 19. Jahrhunderts anheimfielen. Später allerdings klärte sich die Gerüchtlawine auf und siehe da! ein Dutzend Guanogräber, welche auf den Arenasinseln nach dem kostbaren Dünger schürften, konnten sich rühmen, den guten Campechanern mit einem „ante portas“ großen Schrecken eingejagt zu haben.

Indem ich mich dem Gebiete der Gastronomie, der Küche und Tafel Campeche's zuwende, salutire ich in stummer Bewunderung vor den köstlichen Ojaldras (ein Schmalzgebäck), welche täglich und getreulich mit Morgen-, Mittag- und Abendchocolade begleiteten. Unsere Damen in der Habana übertrieben nicht, wenn sie dieselben das Ambrosia von Campeche nannten. Obgleich ich von einer derselben beauftragt war das Recept dazu nach Cuba zu bringen und Alles aufbot, um meinen Gastfreunden dasselbe in günstiger Stunde abzulocken (es scheint unglaublich, ist aber buchstäblich wahr), konnte ich es doch nicht erhalten. Fast schien es mir, als wäre den Campechanern bei Todesstrafe verboten, dieß Recept der Souzeraine alles Backwerks der Welt, andern Menschenkindern mitzutheilen. Weniger gut war die Chokolade, weil man dortzuland den Cacao mit gerösteten Maismehl mischt, ein frevelhaftes Verfahren im Bereich der Cacao-Heimath; auch bekommt man besagtes Getränk bald dünn, wie Hühner-Fleischbrühe, bald dick, wie Maisbrei. Der Table d'hote des Herrn Majarrez fehlte nur gute Zubereitung und Reinlichkeit und alle Gerichte waren kalt, sogar die Suppe erfreute sich einer gewissen Kühlung. Schöne Fische aller Gattungen von der kleinen Sprotte bis zum Cazon (Art Haifisch),

Digitized by Google

auch für den verwöhnteſten Gaumen einladend, vermehrten die Anzahl der kalten Schüſſeln. — Ein anderes Ding war es mit den Früchten des Landes; nie aß ich köſtlichere Zapotes (Breiäpfel) und ſüßere Bananen und ohne gegen die cubaniſche Pomona ungerecht zu ſein, behaupte ich, daß Jucatan hierin mit ihr wetteifern kann, die Ananas ausgenommen. Am ſchlechteſten war der Wein, ich weiß nicht, was in einer Flaſche zu ½ Peſo vorherrſchte, Campecheblauholz oder Fuſel. Das Ciſternwaſſer ſelbſt war zudem hart und brackig.

III.

Häufig nahm ich an benachbarten Tertulias (Abendgeſellſchaften) Theil, die ſich vor dem Wirthshaus inmitten der kalkſtaubigen Straße verſammelten. Wirth, Gaſt und Freunde von Beiden bildeten mit Seſſeln, Stühlen, Hockerlein und Armſitzen eine Art Amphitheater, wobei ſtets Einer allein das Wort führte (eine empfehlenswerthe, aber ſehr langweilige Sitte Campeches) und ſeine oder ſeiner Mitchriſten Lebensgeſchichte zum Beſten gab und zwar mit leiſer, geheimnißvoller Stimme. Wahrhaftig, ſo habe ich noch nie liſpeln hören, wie in dieſem geſegneten Lande der Sonne, ich kam mir oft vor, als ſäße ich unter einer verruchten Bande von Vaterlandsverräthern und Despotenmeuchlern. — Unter dieſen anmuthigen Geſellſchaftern war nun ein alter Campechaner Lootſe auf Halbſold und in illo tempore auch Zollkarabiner, Vaterlandsvertheidiger, furchtbarer Gegner, ja Todfeind vom Präſidenten Santana, nebenbei auch etwas Schmuggler und mehr. Der Kerle hatte eine wahre Galgenphyſiognomie. Man war ſtillſchweigend übereingekommen, ihn als Häuptling der Wortführer anzuerkennen, und in der That raſpelte dieſer ſtruppichte Seerabe mit vieler Kaltblütigkeit und gedämpftem Organ ſein Garn ab und vertrieb uns (wenn auch oft nicht ergötzlich) die ſprüchwörtlich gewordene campechaniſche Langweile. Er berichtete uns den ſchauerlichen Mord, der in Mexiko an dem Licenciaten Cañedo begangen worden war, damals und dort eine ſo berühmte Geſchichte, wie der jüngſte Mord in unſerer intelligenteſten Metropole, — und ergieng dabei mit ſoviel Pünktlich-

Digitized by Google

keit und Liebe zu Werk, daß er weder die Anzahl und Tiefe der Dolchstiche, noch die Größe der Blutstropfen und die Lage des im Saale aufgefundenen Leichnams aufzuführen vergaß; auch ergötzte er uns mit den Nebenumständen der letzten Strafe, die an dem Verbrecher vor des auf so gesundheitsschädliche Art Behandelten Hause vollzogen ward. — Ein Anderer Don Anacleto Chiparriparru, ein etwas herabgekommener Doctor beider Rechte, Armenadvokat und Professor der Musik, wie er sich bescheidentlich vorstellte, wisperte mit vieler Salbung und noch mehr sittlichem Schauder von der Tragödie und dem Morde des Erzbischofs von Sevilla zur Zeit der Inquisition (welche Gottverwirre! wie er stets entrüstet hinzufügte;) und sprach begeistert von der eben so tapferen als unglücklichen Jungfrau Doña Cornelia, welche den scheinheiligen Bischof, ihren Verfolger, im Gefängniß mit einer silbernen Gabel, einem vermuthlichen Pathengeschenk, erstochen. — Verschiedene andere Sprecher zergliederten den Schiffbruch einer franz. Barke auf den Scorpionriffen, der 8 Tage vorher stattfand, und auch den jüngsten in Campeche begangenen Meuchelmord, dessen Opfer ein Habaneser Handelsmann, dessen Ursache Othellofieber und dessen Held ein Mestize von Tampico war. — Doch genug dieses Unterhaltungsstoffes, welcher genießbar zu finden man jeder Zoll ein Campechaner sein muß. —

Ich komme nun auf die Gachupines zu sprechen, wie häufig die hier nicht beliebten Enkel des Cid genannt werden Gachupin ist ein Schimpfname, den die Jukateken den sie gegenwärtig durch Santana beherrschenden Spaniern mit großer Freigebigkeit widmen. Oft rollte dieß Wort wie ein Mysterium in unserm Gesprächestoff, namentlich bei liebevoller Erwähnung spanischer Nachbarn umher; oft ertönte dieser Ruf aus dem Gewühl des Fischmarkts mir ans Ohr, auch in feineren Cirkeln, unter jukatekischen Kaufherren erklang hie und da ein Gachupin, mit einem verächtlichen Achselzucken begleitet, wenn spanischer Schleuderconcurrenz gedacht wurde. — Niemals konnte ich den eigentlichen Sinn dieses stacheligten Begriffes ergründen, doch nach der Erklärung eingefleischter mexikanischer Halbinsulaner bedeutet Gachupin außer Spanier noch einen elenden Feigling, einen gewissen-

Digitized by Google

losen Menschen, ein grausames Ungeheuer, betrügerischen Trödler, feilen Knecht, armen Teufel und dergleichen mehr, was Alles in ein Wort gepreßt, mir für die Landsleute der heiligen Jungfrau Maria nicht besonders schmeichelhaft dünkte. Ich weiß nicht, was der gelehrte Aleman in seiner berühmten Geschichte von Meriko darüber sagt, jedoch täusche ich mich nicht, so gibt es höflichere Uebersetzungen hievon. Thatsache ist es übrigens, daß die Spanier (größtentheils aus den unteren Schichten der Gesellschaft) bald nach ihrer Acclimatisation im Lande ihren guten Ruf bei der gewinnsüchtigen Art, Reichthümer zu sammeln, verlieren, einer Sammlung, bei welcher es ihnen wenig darauf ankommt, ob rechtlich oder unrechtlich, ehrenvoll oder schimpflich zu Werk gegangen wird. — Es fehlt zum Ueberflusse nicht an Beispielen, welche den Begriff Gachupin drastisch illustriren. — Kurz vor meiner Dorthinkunft kam ein catalonischer Schuhmacher mit dem Salzboot von der Punta del Sal nach Campeche und suchte in der Werkstatt eines wohlhabenden Mulatten Arbeit; dieser wünschte sich in der sich ziemlich empfehlenden Persönlichkeit des Catalanen nicht nur einen tüchtigen Gesellen, sondern auch das Ideal seiner Träume, einen weißen Gemahl für seine unliebliche, windschiefe und betagte Tochter. Anfangs schlägt er dem Gachupin dieselbe, eine kaffebraune, krauswolligte, lippenwulstige und bolzäugige Lea anstatt des Salairs vor. Der Catalan weist dieß Anerbieten mit tödtlicher Entrüstung zurück. Der politische Vater fügt 400 blanke Säulenpiaster bei, — und der Geselle überlegt: Gebt 500 und ich nehme Eure Tochter und gesagt, gethan! — Um das Widrige des Spaniers Handlungsweise beurtheilen zu können, muß man wissen, wie sehr verachtet jene weißen Galane sind, die sich um Negerinnen und Mulattinnen bewerben, oder solche gar heirathen. — Gachupines gibt aber leider auch bei uns in Deutschland! —

Einen angenehmen Eindruck machten auf mich jene wohlgestalteten muskulösen Indier, die das Gewerbe der Wasserträger ausüben. Ihre Behendigkeit und Kraft, sowie ihre ausdrucksvolle Gesichtsbildung fielen mir auf und die Ungezwungenheit ihrer Bewegungen entbehrte nicht einer gewissen Anmuth. Diese ächten Söhne der Natur waren

Digitized by Google

oft der Gegenstand meiner Beobachtungen und die Laute ihrer Sprache erinnerten unwillkührlich an unser geliebtes Deutsch. Originell war das Treiben der Hängemattenverkäufer, Kalenderhändler und Fischer, die fast alle etwas spanisch sprachen und verstunden; die verschiedengestalteten, vielfarbigen Fische und Muscheln, die in Bastkörben zu beiden Seiten des Dammes am Zollthor zum Verkauf ausgestellt waren, luden zur Schau ein und um 6 Uhr Morgens wallten dorthin Frauen und Mädchen in allen Hautfarben, um zu kaufen, zu plaudern und die wenige frische Luft zu genießen, welche die Lagunen mit ihrem durchdringendem Brodem den Einwohnern lassen.

Höchst unterhaltend waren immer die originellen Trachten und Physionomien, die Munterkeit ihrer Bewegungen, die farbigen Moccasins und bunten Sayas, sowie die weißen Sábanas, welche an den Burnuß der Kabylen erinnerten; auch schöne, feurige Augen, tadellose Gestalten und liebliche Mienen waren keine Seltenheiten, denn mit Recht rühmen die meerumfahrenden Fremdlinge die Schönheit der Campechaner Frauen und Mädchen und preisen ihre Anmuth.

Gleich in den ersten Tagen hatte ich Gelegenheit mehrere Offiziere der dortigen Besatzung kennen zu lernen, meist Spanier, Söhne sehr guter Familien, aber erstaunlich leichtsinnige Brüder und Besitzer eines Eldorado von Schulden aller Art. Im Ganzen herrschte ein anständig-zutraulicher Ton unter ihnen; sie sprachen eben nicht außerordentlich ehrerbietig von der pünktlichen Auszahlung ihres Soldes und versicherten mich unaufgefordert, daß sie noch keinen Kameraden gehabt, noch auch voraussichtlich je haben würden, der nicht Alles schuldig war, was er das vorhergehende Jahr aß, trank oder verspielte. Anfangs wunderte ich mich, daß sie noch Jemand fanden, der ihnen gutmüthig und verwegen zu gleicher Zeit einen Borg eröffnete, doch später erklärten die 150 Prozent viel Unglaubliches. Die dortigen Offiziere leben auf großem Fuße, haben Zutritt zu den ersten Familien der Stadt, wo sie wohl empfangen und gelitten sind und da sie sich stets wie ächte Caballeros betragen, hört man auch selten über eine Undelikatesse klagen, dagegen gab es auch manche hübsche Soldatenbraut

Digitized by Google

und hörte man manche sehnsüchtige Seufzer um glückliche Beendigung des damaligen Kastenkrieges.

Meine Geschäfte in Campeche giengen zu Ende und ich bereitete mich vor, diese Stadt zu verlassen, nachdem ich verschiedene erbeutete Merkwürdigkeiten nach Merida vorausgesandt hatte. Die letzten Tage giengen mit Abschiedsbesuchen und weiteren Ausflügen an der Küste hin, indem ich mir die Lage und den Charakter Campeches noch recht tief einprägen wollte. Der schlechten Küche auf dem Herweg schaudernd eingedenk packte ich ein Paar Wildtauben, Eier, eine halbe gebratene Schildkröte, Cognak und Maisbrod in einen Bastsack, berichtigte die wirklich billige Rechnung meines dicken Wirthes, welcher vergebliche Versuche machte, mich weinend zu umarmen. Ein Indio trug mir das Gepäck nach dem Posthof an der Plaza mayor, wo schon die widerspenstigen Maulthiere vor den vergoldeten Rumpelkasten gespannt wurden; und einige Minuten später rasselte dieser mit mir und noch 3 Leidensgenossen über die malerischen Brücken der Lagunenvorstadt aus den canonengepflasterten Thoren Campeches.

Nach Merida.

Weit hinter uns lag die pittoreske Franziskobucht und auf den nämlichen holperichten Wegen gieng es niedern Waldlehnen entlang, welche nur selten mit Erdhütten und Ranchos besetzte Lichtungen unterbrachen, oder der bleifarbene Streifen der mexikanischen See, auf der hin ein einsamer Schooner zog. An meinen vielleicht sehr ehrenwerthen Reisegenossen, Rancheros oder Viehhältern aus der Nachbarschaft, war nicht eine interessante Seite zu entdecken. In Rede und Unterhaltung ermangelten sie indessen nicht, mir hie und da Aufmerksamkeiten zu erweisen, die ich zwar in ihrem vollen Umfang würdigte, deren ceremoniösen Erwiederungen jedoch so ermüdeten, daß ein strategischer Rückzug in die Ecke der Diligenzia meinerseits ebenso, wie mein schließliches Verschwinden zwischen 2 dortbefindlichen Hanfballen aus mehr als einem Gesichtspunkt zu rechtfertigen war.

Gegen Abends fuhren wir in Hamboso auf dem von Kalkmauern umschlossenen ungeheueren Platze an und rasteten in der Woh-

Digitized by Google

nung des gastfreien Pfarrers eine Stunde lang; etwas Chokolade und ein Schluck Cognak richtete die gesunkenen Lebensgeister wieder auf, auch erheiterten die ergötzlichen Schnurren einiger Jäger vom 2. Regimente, die hier auf Piquet standen. Von dem Cabo (einen, durch Corporal nicht wohl hinlänglich übersetzten, ja etwa gar nicht gut zu classifizirenden militärischen Würdenträger) erfuhr ich, daß am andern Tage in den Dörfern der Linie eine Aushebung vorgenommen und der betreffende Bando (das Gesetz) öffentlich vorgelesen werde, ein Schauspiel auf das ich seiner Eigenthümlichkeit halber begierig war. Einige Realen, den ebenso wackern als zerlumpten Vaterlandsvertheidigern gespendet, machte diese redseliger und sie behaupteten, von mir schon aus Campeche gehört zu haben; man glaube allgemein, ich sei aus guter Familie (eine Ehre, auf die jedoch jeder Weiße dort Anspruch zu machen nie den geringsten Anstand nimmt) und würde beim Hauptquartier in Merida als Adjudant angestellt werden. Ich aber gab mich hinwiederum als Naturforscher aus, worauf mir unterschiedliche Hölzer und Früchte zum Verkauf angeboten wurden, die ich aber ihres Umfangs halber zurückweisen mußte. Unter freundlichem Abschiedsgruß trennten wir uns von Hambolo's harmloser Besatzung, die sich ungesäumt wieder dem unterbrochenen Kartenspiel hingab.

Der Abend dunkelte rasch, und bei Einbruch der Nacht als alle Gegenstände schon phantastisch vor den Augen hergaukelten, ging es ins Waldesdickicht hinein. Hie und da huschte ein Schatten über den Weg, es mag aufgescheuchtes Wild, oder weidendes Vieh gewesen sein, welches sich vor dem gespenstigen Einherrasseln des Wagens flüchtete. In Gedanken war ich wieder drüben überm Ocean, meine Gefährten schnarchten, da erschütterte ein gewaltiger Stoß unsere Karosse, ein lautes schmerzliches Brüllen erscholl und ein schwarzer Stier flog mit ein paar Sätzen ins Dickicht. Derselbe hatte sich mitten auf der durch Postenlärm wenig gestörten Heerstraße niedergelassen, um ein Schläfchen zu machen, und war, obgleich die vorsichtigen Mulas ausweichen wollten, vom Hinterrad des Wagens getroffen, wie am andern Morgen ergiebige Blutspuren an den Speichen auswiesen. Bald darauf schlief ich ein, um wie auf der Hinreise frierend und

Digitized by Google

mit Kopfweh in Jequelchacan zu erwachen, worauf ich mich sogleich ins Posthaus und eine warme Hängematte flüchtete und dort ein paar Stunden erquickenden Schlummers genoß. Als ich erwachte war die Chocolade schon bereit und die Freude, die Hälfte meines Leidenweges hinter mir zu haben, veranlaßte mich eine halbe Flasche sauren San Vincente zu verlangen; und wieder giengs fort, wie in der Lenore von Bürger, durch die verschiednen Stationen, woselbst richtig großer Zusammenlauf, Massen von Indiern, ein Bataillon Soldaten in Parade, schlechte Musik und eine unvermeidliche, langgefrackte Regierungscommission waren, welche die in gutes Maya übersetzten Regierungsbefehle vorlas, worauf viele arme Teufel aus der Bevölkerung widerstandslos ausgehoben wurden, um halbverhungert zur halbverhungerten Armee im Norden zu stoßen und dort ihren meutrischen Kastengenossen als Scheiben zu dienen. — In einem Städtchen, dessen Namen mir entschwand, machten wir Mittag, als eben unter den Klängen von Trommeln und Pfeifen eine Abtheilung Rekruten nach Valladolid bestens vorbeimarschirten; es waren etwa 200 von Linienoffizieren commandirt und einem Generalstabsoffizieren begleitet, welchen ich später kennen lernte und dem ich viele interessante Mittheilungen über den Kastenkrieg verdanke. — Da zogen sie dahin die Unglücklichen, verachtet von ihren weißen Bedrückern zum Schutze ebenderselben von ihren wilderen, kriegerischen Genossen; mit der Fuchtel in den Kampf geführt, schlecht genährt und noch schlechter gekleidet, fallen sie dem Klima, der Kugel zur Beute und sehen die Ihrigen selten wieder. Unwillkührlich mußte ich an die Aushebungen bei den ägyptischen Fellahs denken, welche für ähnliche Zwecke gleichfalls unter dem Deckmantel der Civilisation zur Schlachtbank getrieben werden. Und Mexiko war damals eine Republick!

Um 6 Uhr Abends kamen wir endlich, gerädert und zerschlagen in Merida an, und zwar mit Verlust meiner Feldküche, welche schon auf der ersten Station aus der Imperiale der Diligencia wahrscheinlich vom Condukteur selbst entwendet worden war; trotz meiner spätern Nachsuchungen erlangte ich die Herausgabe meiner sorgfältig gepackten Bastkorbes nicht mehr, was ich um ein paar gesiegelter Gläser

Digitized by Google

willen bedauerte, welche giftige Reptile enthielten, und die ich mir später vergeblich zu verschaffen suchte.

Im Posthause selbst erwartete mich Oberst Gimenez und hieß mich herzlich willkommen; ich selbst konnte mich eines wohlthuenden Gefühles erfreuen, als ich mich wieder in Merida befand, gleich als ob ich aus Wüsteneien zurückgekehrt wäre. —

IV.

Daß ich in meiner ersten Muſestunde fleißig die Geschichte des Landes, indem ich mich befand, studirte, bedarf wohl keiner Erwähnung und will ich die Grundlinien derselben in den folgenden Zeilen niederlegen. — Jucatan ward von Cuba aus entdeckt und erobert. Ende 1516 kamen nämlich viele Abenteurer von Darien nach der Insel Cuba, wo ihnen der erste Gouverneur Diego Velasquez Land zur Colonie anwies; an das einförmige Ansiedlerleben konnten sich jedoch die kühnen Söhne des Glücks nicht gewöhnen und theils um diese unruhigen Gäste aus seinem eben mit Mühe beruhigten Gebiet zu entfernen, als auch um die ergiebigen Kräfte derselben zu benützen, schlug ihnen Velasquez vor, ihm für die großen unbebauten und schon sehr entvölkerten Strecken Indier zu bringen, und zu diesem Behufe nach dem Westen hin nach Entdeckungen auszugehen. Mit drei Fahrzeugen und einigen neunzig Mann, verließ ihr Führer, der thatendurstige Franz Hernandez von Cordova, am 28. Febr. 1717 Habana, welches damals noch an der Südküste Cubas lag, und entdeckte nach 21tägiger Fahrt das Cap Catoche im Gebiete Jucatans. Anfangs bezeugten die dortigen Einwohner, ein schöner und kräftiger Menschenschlag, den gelandeten Spaniern große Ehren, doch sollte das gute Einverständniß nicht lange dauern, indem eine nach dem Binnenlande abgehende Streifpartie, von den ringsum heraneilenden Indiern mit einem Hagel von Lanzen und Pfeilen angegriffen und dieselbe genöthigt wurde, sich nach ihren Schiffen zurückzuziehen. Obgleich die Spanier 17 Indier tödteten und dreimal so viel verwundeten, beklagten sie doch den schweren Verlust von 15 Mann, welche für den Augenblick kampfunfähig wurden, und nur 2 indische Krieger

Digitized by Google

konnten sie gefangen nehmen. Von Catoche an umsegelten die Abenteurer mit großer Vorsicht 15 Tage lang die Küstenränder des neuen Landes, bis sie in der Tiefe einer großen Bay eine bedeutende Stadt entdeckten, welche die Indier Quimpeche oder Campeche nannten. Sei es nun, daß Kriegsboten von Catoche aus die Einwohner vor den weißen bärtigen Fremdlingen gewarnt, — genug! Die Boote, welche frischen Wasservorrath an der Küste einnehmen wollten, wurden von Horden bewaffneter Männer an der Landung verhindert und mußten ohne dasselbe zu ihren Schiffen zurückkehren; 6 Tage später zwang sie ein heftiger Sturm an einem andern Punkt derselben Küste vor Anker zu gehen, und zwar an der Mündung eines Flusses. Unweit eines stattlichen Fleckens, welchen die mitgebrachten Gefangenen Potonchan nannten, fanden endlich die halbverdurstenden Schiffer einige Süßwasserquellen und nahmen ihren Wasservorrath ein, ohne gestört zu werden. Statt jedoch zu ihren Schiffen zurückzukehren, übernachteten sie unvorsichtiger Weise am Land in mehreren aus Kalksteinen solid erbauten Häusern, welche sie bei der Landung leer fanden und deren kunstfertige Bauart auf indischem Boden sie in großes Erstaunen setzte. Bei Tagesanbruch wurden sie von großen kriegsmäßig formirten Reihen wohlbewaffneter Indier auf's heftigste angegriffen und es begann die blutigste und seltsamste Schlacht, welche bis dorthin die Eroberer der neuen Welt zu bestehen hatten. Viele Stunden kämpften die überraschten Spanier, ihren todtesmuthigen Führer an der Spitze, im Verhältniß von Einem zu 300, und erst nach unerhörten Anstrengungen gelang es ihnen sich zur Küste durchzuschlagen; 50 Todte ließen sie auf dem Schlachtfeld und mit Ausnahme eines Einzigen trugen Alle viele und schwere Wunden davon. Cordova selbst empfing 12 gefährliche Verletzungen und hatte trotzdem noch die Kraft, seine Leute nach den größten Mühsalen in halbzertrümmerten Fahrzeugen nach dem Carenashafen, dem heutigen Habana, zurückzuführen. Von dort aus sandte er dem Gouverneur einen ausführlichen Bericht seiner unheilvollen Entdeckungsreise und starb Tags darauf an seinen Wunden. Diese unselige Expedition, welche 56 Spaniern das Leben kostete, hatte jedoch unermeßliche Folgen. Die Erscheinung der beiden

Digitized by Google

Kriegsgefangenen, welche größer und mannhafter als Cubas Ureinwohner und mit Röcken und Decken bekleidet waren, während die Cubaner fast nackt umhergingen, machte einen tiefen Eindruck auf die Europäer, ihre goldnen Spangen und Diademe jedoch flößte ihnen eine brennende Begier ein, ein Land aufzusuchen, welches Kostbarkeiten und Schlachten in Hülle versprach. Mehr als jeder Andere fühlte sich der Gouverneur von schrankenloser Ehrbegierde erfaßt, als ihm die Gewißheit wurde, daß ein vielleicht unermeßliches Festland wenige Tagreisen von seinem Gebiet entfernt lag; er sah sich schon im Geiste Herrscher über gewaltige neuentdeckte Ländereien. Nicht geringer war die Aufregung am Hofe Carl des Fünften, als die Kunde der Entdeckung von Jucatan dahin gelangte; man sagt, der flandrische Admiral, Günstling des großen Monarchen, habe gebeten, das Land von seinen Flammändern anbauen lassen zu dürfen, ein Plan, der sich jedoch bald zerschlug. Velasquez war jetzt einzig darauf bedacht, die von Cordova eingeschlagene Bahn mit Macht zu verfolgen und am 8. April 1518 verließ ein neues wohlausgerüstetes Geschwader von 4 größeren Schiffen mit 250 erprobten Kriegern, unter ihnen die tapfern Hauptleute Alonso Davila, Franz Montejo und Pedro de Alvarado den Hafen von Santiago de Cuba. Den Oberbefehl führte der noch jugendliche Edle Juan de Grijalva, welchen unparteiische Zeitgenossen als einen eben so tapfern als umsichtigen Mann bezeichnen. Anton Alaminos, ein erfahrener Seemann und erster Steuermann bei Cordovas Expedition, begleitete in gleicher Eigenschaft den neuen Zug. Nach langer Fahrt entdeckte das Geschwader erst die Insel Cozumel und später waren die Gestade Jucatans in Sicht, welche die Abenteurer, an der Küste mit großer Vorsicht hinsegelnd, oftmals betraten, ohne daß die zahlreich herbeikommenden Eingebornen sich feindselig gegen sie bewiesen, wozu freilich der Spanier leutseliges Betragen und die europäischen Flitter und Glasperlen beitrugen, gegen welch letztere die betrogenen Indier gern die so nöthigen Nahrungsmittel und im Ueberfluß edle Metalle, namentlich Gold austauschten. Auch hier gab es stattliche Gebäude mit blendenden hohen Kalkwänden, überhaupt Spuren einer bisher von den weißen Eroberern bei den in-

Digitized by Google

dianischen Stämmen nicht gekannten Civilisation, zu bewundern; die kriegerische Haltung und das furchtlose feste Benehmen der Jukateken flößten ihnen unwillkührliche Achtung ein. So gelangten sie zum gefürchteten Landungsplatze und Dorfe Potonchan, welches dem tollkühnen Cordova und den Seinen so verderblich ward, und in der That erschien er von zahlreichen Schaaren Bewaffneter eben so sehr besetzt, als diese noch siegestrunken vom früheren Triumpfe über die Spanier waren, und sich deren Landung entschieden widersetzten. Diese erzwangen sich jedoch racheschnaubend den Pfad bis zum Dorfe, und brachten den Indianern eine bedeutende Niederlage und großen Verlust an Todten bei, obgleich sie selbst 3 Todte und 60 Verwundete, worunter Grijalva selbst, zu beklagen hatten. Ja sie wagten nicht länger den Landplatz zu behaupten und setzten ihre Entdeckungsreise im merikanischen Golfe fort. Von dort an blieben Jukatan und seine Bewohner über das goldreichere Meriko lange vergessen, oder doch übersehen, bis es in nähere Beziehungen zu diesem Staate trat.

V.

Den Sonnenaufgang genoß ich stets vom platten Dache, welches nicht nur unser Haus, sondern auch die der Nachbarn im ganzen Straßenviereck überlief. Von da aus übersah man ganz Merida mit seinen Thürmen, Häusern und die benachbarten Gärten mit Palmen und andern malerischen Bäumen, drüber hinaus jedoch begann die monotone Ebene, welche Jucatans Hauptstadt einschließt. Ringsum war noch alles still, hie und da ein ferner Trommelwirbel oder Trompetensignale, über mir ein glanzloser Himmel, welcher gleichsam durstig auf durstige Flächen herabsah, — so stand ich oft und sah hinaus ins Land, oder hinein in mein Herz, in welchem sich etwas wie Heimweh regte. — Im Uebrigen war ich sehr entdeckungslustig und als ich eines Morgens in einem verborgenen Mauerwinkel nach Hinwegräumen von dort aufgeschlichteten Steinen auf einen etwa 5 Zoll breiten ausgehauenen Canal stieß, welcher mit Kalktrümmern ausgefüllt war, überkam es mich wie eine Schatzgräberlust, ich dachte an die Revolution von 1842—43, verborgne Schätze, und fing allen

Digitized by Google

Ernstes an den geheimnißvollen Canal zu untersuchen. Nachdem ich etwa 2 Schuh tief in die Röhre eingedrungen, überkam mich ein Schauder, ich zog den Arm heraus, und beobachtete die Mündung von Ferne, aus der ich nach einer kleinen Pause einen wurmartigen Gegenstand hervorkrümmen und dann wieder verschwinden sah. Seitdem ließ ich das Schatzgraben und vermuthe, der geheimnißvolle Schlauch war ein in der Mauer gelassener Wasserabzug, welcher mit der Zeit sich verstopfte und etlichen Schlangen oder anderem Gewürm als Asyl gedient haben mag.

Oberst Gimenes Kreuz- und Querzüge nach Sonora, Arispe und den hohen Norden Mexiko's gestatteten ihm viel Romantisches zu erzählen und zu erfinden, und wenn er auch öfter aufschnitt, so that er es auf spannende und anmuthige Weise. Wahr aber ist, daß er ein braver Soldat und in den Parteikriegen ergraut war; sein Körper war von tiefen Narben bedeckt, welche bald durch indische Pfeile, bald durch französische Hirschfänger und Dragonersäbel seiner eigenen Landsleute verursacht waren. Seine Mittheilung über jene reichen Länder, sowie die lebendigen Schilderungen aus ihrer Thier- und Pflanzenwelt und ihrer Sitten und Bräuche bewiesen, daß er viel geforscht und gedacht habe. So kam oft unter Erzählungen über Mexiko's zahme und wilde Thiere, das Treiben der Tieger an der Küste von Vera-Cruz, über Stiere und Stiergefechte, Fasanenjagden u. a. m., die Mitternacht heran, ja oft läutete das traurige heisere Glöckchen des nahen Augustinerklosters zur Mette, als wir unser Lager aufsuchten, das wir der Schwüle halber auf dem Corridor aufschlagen ließen. Daß dabei mein eifrig geführtes Tagebuch nicht zu kurz kam, läßt sich denken, und ich kann nicht umhin ein paar Proben unseres Unterhaltungsstoffes anzuführen. — Unter den unendlich reichen Gewächsen Mexiko's ist es der Maguey, eine Agaven-Art, welche wegen ihrer Nützlichkeit und segenbringenden Eigenschaften mit Recht gerühmt wird. Es bilden nicht nur ihre in scharfe Lanzen auslaufenden breiten Schildblätter selbst für Büffel und Tieger undurchdringliche Schutzhecken, sondern seine Fibern liefern Hanf und Papier, die Dornen dienen als Nägel, Stecknadeln, Pfeil- und Speerspitzen oder unschäd-

Digitized by Google

lichere Zahnstocher; der Stamm jedoch enthält den Lieblingstrank der Eingebornen, das Pulque de Maguey, einen Anfangs widerlich schmeckenden Saft, welcher gegohren ein köstliches Mittel gegen verdorrbenen oder schwachen Magen liefert und im Lande wie bei uns der Branntwein ausgeschenkt wird. Gimenez erzählte mir Wunderkuren, welche damit bei den hartnäckigsten Magenübeln vollzogen wurden. Im Süden Mexiko's wachsen eine Menge interessanter Pflanzen, Sträucher und Bäume, von welchen mir der Gastfreund zu erzählen wußte, weil er sich dort mehrere Jahre aufgehalten hat; und kam er auf diesen Gegenstand zu sprechen, so schien sein Kopf ein geistiges Herbarium, aus welchem der freundliche Cicerone mit beredter Zunge Exemplar um Exemplar hervorholte, um es mir zu erklären. Die Fächer-Miraguana- und Pumaspalmen; die weiße Oreodoxa, die sammtartige Tournefortia, die Rispensebeste, der Flaschenkürbisbaum, des kugelförmige Amaranth, der mexikanische Podopterus, die Galanes de dia y noche von der Habana, der Heuschreckenbaum, der occidentalische Salbei — jedes dieser zahlreichen Geschlechter bot unerschöpflichen Stoff für Kopf und Tagebuch. Viel Spaß machte uns die jukatekische Tunika, gewiß die Antipode der griechischen, was ihren Faltenwurf betrifft, indem die Frauen sie beim Ausgehen mit beiden Händen fest zusammenziehen und vorn in einen ungeheuern Knäul befestigen, was gerade nicht sehr vortheilhaft kleidet; freilich findet man diese Sitte blos bei den geringeren Klassen und auch dann nur an Werktagen, während Sonntags, als ob der Festtagsstab weniger beschmutze, die eifrigen und frommen Kirchengängerinnen mit wallenden Gewändern zur Kathedrale eilen, meist niedliche ausdrucksvolle Gesichter, bewegliche Mienen und hübsche Gestalten, welche die Werktagstunika ebenso entstellt, wie meine Landsmänninnen die geschmacklose Altenburger oder Dachauer Tracht. — Gimenez, ein eifriger Jäger in früheren Tagen, erzählte mir auch das merkwürdige Jagen des hier häufig vorkommenden wilden Pfaues (pavo silvestre), der einen sehr guten Braten liefert, aber an Argwohn und Vorsicht selbst den Auer- und Birkhahn übertrifft und deßhalb nur Nachts bei Mondschein, in dem er gern schläft, überrascht wird. Da der Pfau die Ausdünstung seines Ver-

Digitized by Google

folgers schon in weiter Ferne wittert, ist der Jäger zu Pferde und sucht diesem hindernden Umstand durch die stärkere Ausdünstung seines Rosses entgegenzukommen. — Drei Besuche glaube ich noch schildern zu müssen, ehe ich Merida für immer verlasse; nämlich bei dem Schuster Pedro Menendez, beim hochwürdigsten Bischof Jose de la Guerra und dem Vicekönig und Generalkapitän von Jukatan, Romulo Diaz de la Vega, und zwar in chronologischer Ordnung. Zum Fußbekleidungskünstler trieb mich außer nöthigem Schuhwerk der Ruf der Schönheit und Lieblichkeit seines Töchterchens Guadelupe, der in Merida ziemlich verbreitet war. Don Pedro empfing mich ehrerbietigst, er hielt mich für einen Piloten der Marine der Republik, und ich muß gestehen, daß ich mich über die Gewandtheit des Jukateken wunderte, Einem so speciellen Titel zu geben; im Uebrigen heimelte mich der Wohlstand in der Hauseinrichtung an und als ich mich als Habanesen zu erkennen gab und noch dazu setzte ich sei ein Aleman, bot mich der Gute ihm etwas zu erzählen, und ich hielt es nicht für überflüssig, als er eilte sein Töchterchen zu holen, um an der seltsamen Mähr, welche ich abzuspinnen begann, Theil zu nehmen. Wirklich war ich überrascht, als ich die schlanke zierliche Gestalt, das kleine Füßchen, die blendende Haut, das prachtvolle dunkle Haar und die glänzenden Augen der Kleinen zum ersten Male sah. Sie begrüßte mich unbefangen, überhäufte mich mit tausenderlei Fragen, welche ich alle zu beantworten oft Anstand nahm, bis ich mich erinnerte, daß Guadalupe Menendez, wenn gleich noch nicht 14 Jahre alt, doch analog eines 20jährigen deutschen Mädchens urtheilen mußte; sie war in Mousseline gekleidet, und trug goldene Spangen um die runden Knöchel, an die sich ein schöner Arm anschloß. Ohne sich viel nöthigen zu lassen, öffnete sie ein hübsches Piano und spielte einige italienische Stücklein mit vieler Fertigkeit und schließlich schied ich von Vater und Tochter; Ersterem meine Kundschaft versprechend. — In schwarzer Galla ging ich eines schönen Morgens mit Gimenez, der seine sämmtlichen Orden angeheftet, nach dem Palast des Gouverneurs, einem am Hauptplatz gelegenen weitläufigen, einstöckigem Hause, mit breiten Gängen, Höfen und Sälen. An der unters Gewehr getretenen Wache vorbei, führte

Digitized by Google

uns ein Ordonanzoffizier durch einen kleinen mit Schreibern angefüllten Vorsaal in die Frühstückshalle, woselbst uns der General, ein hoher stattlicher Offizier, inmitten seiner Adjudanten empfing. Er überhäufte mich mit Artigkeiten, stellte mir seinen Wagen zur Verfügung und lud mich zum Kaffe, welcher so eben auf einem 3 Ellen im Durchschnitt messenden Caobatische, dessen Platte aus einer einzigen, 4 Zoll dicken Scheibe bestand, ein. Nie habe ich ein so frageluſtiges Völkchen gesehen, als diese artigen, meistens sehr jungen Offiziere, denen ich viel von Deutschland und der deutschen Armee erzählen mußte. Der Gouverneur schien gern zu hören, daß ich ihn statt Excellenz, einfach „mi general“ ansprach, überhaupt seine militärischen Eigenschaften vorspielen ließ. Einige Winke von Gimenez ermuthigten mich mehr und mehr und als mir der General durch seine Ordonnanz die Kohle präsentiren ließ und eigenhändig ein Kistchen voll köstlicher Puros hinschob, fühlte ich mich so behaglich, als hätte ich mich Monate lang in seinem Palaste befunden. Nach einer sehr lebendigen und freimüthigen Unterhaltung zog er sich zurück und ließ mich nach einer Weile durch einen Kammerdiener in sein Zimmer bitten, woselbst er mir einige delikate Fragen hinsichtlich der Stimmung Campeches und meiner auf der Reise gemachten Beobachtungen that, welche ich eben so entschieden als artig ablehnend im harmlosesten Sinne beantwortete. Arme Campechaner! Eure Ruhe, eure Gemüthlichkeit lag in den mehr oder minder gefährlichen Andeutungen eines so wenig beachteten, und so viel in seinem Tagebuch notirenden Fremdlings. Ein prachtvolles Schachbrett, und die Frage, ob ich dieß Spiel liebe, gab Veranlassung, daß Diaz de la Vega mit mir eine Parthie machte, und da er wirklich ausgezeichnet spielte, gab ich mir alle Mühe diesem Gegner Ehre zu machen, bis ich mich endlich matt sah, was meinen Gegner sehr gut launte, und ihn bestimmte mir die ihm von Merida dargebrachten Geschenke zu zeigen, die in einer goldgewirkten Schärpe, und einer reich ciselirten silbernen Gluthpfanne bestand, welche eine Tiegerjagd vorstellte. Als ich mich endlich verabschiedete, schüttelte er mir tüchtig die Hand und sagte, er freue sich den Sohn eines der deutschen Offiziere kennen gelernt zu haben, von denen er sich recht

Digitized by Google

ehrenwerthe Begriffe zu machen oft Gelegenheit hatte. So blieb er mir stets freundlich so oft ich ihn traf und auch diese Erinnerung gehört zu meinen angenehmen. — Beim Bischof sollte es noch gemüthlicher werden; ich fand ihn in seinem Studierzimmer, nachdem uns ein paar Capellane angemeldet hatten, einen gutmüthigen Dickwanst im violetten Habit. Mühsam watschelte er hin und her, ließ sich vieles erzählen, und schien eine Passion zu haben, die jeweilige Temperatur kennen zu lernen, denn an den Wänden seines Zimmers hingen Thermometer und Barometer zu Dutzenden, welche sein Geheimschreiber alle Tage mit ihm vergleichen und ein genaues Register darüber halten mußte. Von sehr gewöhnlicher Beschaffenheit und wenig patriarchalischer Würde, hatte seine Hochwürden doch die Gefälligkeit, uns seine Parade-, Schlaf- und Arbeitszimmer zu zeigen, welch Letzteres von Napoleonsbildern und Statuetten aller Größen förmlich tapeziert war. Mehr zog mich ein schönes Muschelkabinet an, welches er besaß. Beim Abschied ertheilte er uns seinen Segen mit vieler Salbung und lud mich ein, ihn hie und da zu besuchen.

Einmal ließ er mich zur Tafel bitten, in Verlauf welcher ich Gelegenheit hatte zu bemerken, daß der Bischof von Merida eine ausgezeichnete Küche und treffliche Köche besitzt. Er thut bei seiner großen Einnahme verhältnißmäßig viel für Arme, ist aber von einem gewissen Bekehrungseifer nicht frei, welcher die Indios nolens volens zu Hunderten zur Taufe schickt. — Unsere einleitenden Geschäfte in Merida waren beendet und so fuhren wir eines Abends in 2 Calesen durch die Thore Meridas, berührten in ziemlich rascher Fahrt die schon angeführten Stationen, und als wir Nachts 11 Uhr auf der Höhe der hacienda pozo de toros die Mulas verschnaufen ließen, führte uns der Seewind im durchdringenden Muschelgeruch die Wahrnehmung zu, daß Sisal nicht mehr weit entfernt sei und um 12 Uhr sahen wir im bleichen Mondschimmer die merikanische See vor uns liegen.

Von der Küste.

Viel Mühe kostete es uns, die schlafenden Wirthe in der Posada aufzupochen und uns nebst unserm Gepäck in den mit Hitze, Staub

Digitized by Google

und summenden Stechfliegen angefüllten Kammern unterzubringen und doch waren wir so müde, daß wir in unsern Hängematten bald einschliefen. Schon um 3 Uhr litt es mich vor Hitze und Moskiten nicht mehr in der hamaca; Hände und Gesicht mit Blut und zerquetschten Quälgeistern bedeckt, eilte ich an den Strand, legte mich in ein angeschlossenes Canoe und vollendete geschaukelt von lautlos heranrollenden Wellen meinen unterbrochenen Schlummer. Bei Sonnenaufgang erwachte ich und begann nach erquickendem Seebade eine reichlich ausfallende Muschelleſe am Strande, welchen ich auf ½ Stunde langen Strecke durchforschte. Ein ziemlich großer Bastkorb voll der schönsten Conchilien ward mir zur willkommenen Beute. — Der Wind ging hohl und unbeständig, und an ein baldig günstiges Umspringen war nicht zu denken, jedoch beschlossen wir uns Vormittag auf dem ferne auf seinen Ankern wiegenden Jukateko einzuschiffen, da um 12 Uhr die ziemlich starke Brandung an Heftigkeit zunimmt und eine Stunde lange Strecke im Kahne zurückzulegen ist.

Nachdem ich von Sisal und seinen Bewohnern (auf Nimmerwiedersehen) Abschied genommen, ließ der Hafen-Capitän das 8rudrige Sanitätsboot bemannen, Gimenez, der Pilot und ich schifften uns nebst unserem Gepäck und einem zitternden Schooshündchen ein und schieden unter lautem Zuruf der sisaleniſchen Bevölkerung beim heftigsten Wellenschlage, welcher alle Planken des Bootes erzittern machte. Bald flog dieses auf dem Kamm einer Woge, bald flog es 10 Fuß hinab in die geheimnißvolle Fluth, während die erprobten Matrosen mit sicherem Ruderschlag sie durchschnitten. Nun kamen wir auf die Höhe der Brandung und nach dem Commando des Steurers kämpfte das gebrechliche Fahrzeug gegen den sich aufthürmenden Wall mit Macht an, die Brandung rollte heran, hob uns 20 Fuß hoch und schleuderte uns in schräger Linie über ihren Kamm hinweg in die ruhigere See. Alle athmeten wir freier auf. Eine Viertelstunde später waren wir glücklich an Bord des Jukateko, dessen Matrosen uns freudig empfingen, und richteten uns bestmöglichst in der Kajüte ein.

Digitized by Google

Wanderung durch das Oetzthal nach dem Schnalserthal.

Von

K. Hofmann.

Mit zwei Gefährten, auf einer früheren Reise wohlbewährt, zog ich aus; als fernsten Punkt hatten wir Botzen bestimmt. Dieser Ort mit italienischem Gepräge sollte von uns nicht auf dem geraden Wege über den Brenner erreicht werden, sondern nach mühevoller Wanderung durch das rauhe, eisumgürtete Oetzthal. Auf der Tour dahin berührten wir München, erreichten von dort per Bahn Miesbach, von wo wir, uns den eigenen Füßen anvertrauend, Schliersee, Tegernsee, Bad Kreuth, den Achensee mit seiner reizenden Pertisau und Innsbruck besuchten, welch letzteres einen vollen Tag unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Wir kamen gerade zum Geburtstag des Kaisers und sahen die prachtvoll gelegene Stadt im Festschmucke. Wäre sie das Ziel unserer Reise gewesen, so hätten wir vielleicht einige Tage zugegeben und auch die entferntere Umgebung besucht, während uns diesmal blos die nächste Partie der Stadt und diese selbst beschäftigten; schon der anbrechende nächste Morgen fand uns in einem Omnibus den Inn aufwärts gegen Imst fahrend. In Haiming verließen wir den Wagen und bogen von der Hauptstraße links ab, um in das Oetzthal zu gelangen. Dieses mündet nicht als Thal in das weitere Innthal, sondern die Oetzthaler Ache hat den Weg zu ihrem Hauptfluß sich selbst erschwert, indem sie einen Wall von Gerölle angeschwemmt hat, durch den sie in schauerlicher Schlucht

Digitized by Google

bricht. Düstere Wälder halten den Wall besetzt, und der Besucher des Oetzthals hat bei seinem Eintritt in dasselbe keine Ahnung von der Großartigkeit der Bilder, die ihm nach einigen Stunden schon vor die Augen treten. Aus dem Walde heraustretend, sahen wir vor uns liegend den ersten unteren Thalboden des Oetzthales, das derselben 5 besitzt, die durch Thalengen von einander geschieden sind. In diesem untersten Kessel liegt Oetz mit mildem Klima und üppiger Vegetation. Der bei dem Eintritt in's Thal drohende, ja sogar starke Tropfen spendende Himmel hatte sich aufgeklärt, und mit Wohlgefallen ruhte das Auge auf dem von Obstbäumen beschatteten und mit reizenden Geländen umgebenen Orte, der in ziemlicher Ausdehnung vor uns lag. Im stärksten Contraste zur glücklichen Gegend fanden wir die Bewohner, die nichts von der gewohnten Heiterkeit z. B. der Innthalbewohner zeigten. Kaum wird von ihnen der Gruß erwidert, während im Innthal draußen dem Fremden schon von Weitem der Gruß entgegengebracht wird, und kein freudiger Ruf vom Berge überschallt das wilde Rauschen der Oetzthaler Ache. Besonders stechen die Oetzthaler ab gegen die lebenslustigen Prättigauer in der Schweiz, denen wir im Jahr vorher einen Besuch abstatteten. Den Grund von dem die Gemüther überlagernden düsteren Ernste sollten wir auf unserer weiteren Wanderung erfahren.

Südlich von Oetz scheint das Thal geschlossen zu sein, ein Wall lagert sich über dasselbe, dessen Baumaterial aus gewaltigen Felsblöcken besteht, die einem Bergsturz ihre Verlegung in's Thal verdanken. Es ist das Gsteig, mit Tannen bewachsen, wo nicht Felsen die Oberfläche des Walles überragen, das, um in's Oetzthal weiter vorzudringen, erstiegen und durchdrungen werden muß. Der Weg, der bisher erträglich zum Befahren war, wird hier schon schlechter und gefährlicher; oft muß er sich eines kolossalen Felsblockes wegen zu einer jähen Wendung bequemen, und nicht selten führt er so dicht an den drohenden Abgrund, in dessen Tiefe die Ache braußt, daß den Nichtgebirgler im Wagen kalter Schauer überrieseln möchte. Ein Blick in die Tiefe zu dem über die Verengung seines Bettes grollenden und an den seinen Lauf hemmenden Felsblöcken wild aufschäumenden Fluß hat zu

Digitized by Google

dem Schauerlichen des Anblicks dieser Art noch das, daß die tosenden Wasser nicht die klaren Fluthen sind, die im Gebirge erfreuen, zu denen der durstige Wanderer so gern seine Zuflucht nimmt, falls ein Quell etwas lange auf sich warten läßt, sondern die Farbe sehr verdünnten Senfes hat der rasende Geselle. Schon in dieser ersten Enge, schon beim ersten Uebergang von einer Thalmulde zur andern finden sich der Gedenktafeln an Unglücksfälle, die man im bayr. Gebirg mit Marterln bezeichnet, so viele, als man sie in andern Gebirgsgegenden, in denen ähnlicher Brauch statt hat, auf tagelangen Wanderungen nicht findet. Felsstürze und Wildwasser sind des Todes eifrige Boten.

Die Enge war glücklich hinter uns, und wir befanden uns in der zweiten Thalmulde, dem geräumigsten Becken des ganzen Thales, das auch von dem größten Orte besetzt ist, von Umhausen. Während Oetz in seiner Umgebung noch Gelände aufzuweisen hat, wie die Voralpen, während dort von den Kämmen des Thalrandes Wohnsitze der Menschen freundlich niederblicken, ragen hier in Umhausen schon kahle Felsen als Begrenzung der Aussicht der Höhe. Von allen Seiten her rauscht es, die ringsum fallenden Stuiben oder Staubbäche sind es, die während der wärmeren Zeit des Jahres ununterbrochen sich vernehmen lassen. Obgleich schon etwas müde vom Schauen und Gehen, konnten wir uns doch nicht versagen, den Abend noch zu einem Gang nach dem großen Stuiben zu verwenden, besonders da man uns den Weg als einen nicht mühevollen bezeichnete. Ueber lustige, klare Gebirgswässerlein hin, die ich bedauerte, daß sie ihr Ende in den trüben Fluthen der Ache finden sollten, ohne im Stande zu sein, auch nur die geringste merkliche Klärung zu bewirken, steuerten wir, geführt von einem Knaben, einer Schlucht zu, in deren Hintergrund wir den Fall vermutheten, weil starkes Tosen daraus hervordrang. Aber nicht im Winkel der Schlucht stürzen die Wasser hernieder, sondern seitwärts, quer in die dunkle Tiefe rauscht der Fall. Hoch oben kommt er unter einer natürlichen Felsenbrücke hervor, macht dann einen gewaltigen, stäubenden Sprung, sammelt sich in einem Kessel, eilt dann wieder einem engen, aber kurzen Felsenbette

Digitized by Google

zu einem zweiten Sturze, wo sein Fall über ein weit vorspringendes gewölbtes Felsendach in großem Bogen schäumt. Besonders anziehend ist der unterste Kessel, in welchem sich der Bach zum Abfluß sammelt. Hier wallt und sprudelt es, daß dich der Schwindel erfaßt. Betäubt von dem Getöse, tiefergriffen von dem Eindruck der Großartigkeit, und etwas angefeuchtet von dem gleich Nebel die Schlucht füllenden Staubwasser, suchten wir auf dem steilen und schlüpfrigen Weg unser Quartier zu erreichen, nicht umhin könnend, dabei links und rechts ein lockendes Erdbeerlein zu erhaschen oder ein Blümlein der reichen Flora zu einem Strauß mitzunehmen.

Das Gasthaus zu Umhausen befriedigte unsere bescheidenen Ansprüche sowohl in Hinsicht auf Speisen und Getränke, als auf Betten. Bei unserer Ermüdung hätten weniger gute Schlafstätten hingereicht, uns ein angenehmer Aufenthalt zu sein. Der frühe Morgen fand uns auf dem Wege thalaufwärts. Die Steigung war eine ziemlich bedeutende, und der Behäbigste unter uns zog es vor, ein sog. Berner Wägelein zu benützen und soweit zu fahren, als eben ein fahrbarer Weg war. Eine Straße ist es nicht zu nennen; ich erinnere mich nicht, in unserer Gegend, die doch gewiß auch elende Fahrwege aufzuweisen vermag, einen ähnlichen gesehen zu haben. Wir hatten die Maurach, die längste Thalenge zum dritten Thalkessel zu passiren. „Die Ache treibt ihre schmutzigen Wogen schäumend und stäubend durch die fortwährend zusammenschurrenden Berge; weiß steigen die beiderseitigen Schurrwände über lockerem Geröll empor zu den noch stehenden, aber geborstenen und den Einsturz drohenden Massen; nur mühsam windet sich die Straße über den treulosen Boden, der mit den eisigen Wogen der Ache kämpft, und überspringt dieselbe in mehreren Brücken.“ Oft lehnt sie sich an die überhangenden Felswände, deren zerklüftetes Gestein von der Kraft des eingedrungenen gefrierenden Wassers herausgetrieben wird und im Frühling in Partien verderbenbringend auf den Weg niederschmettert. Wer im thauenden Frühling hier wandert, schwebt in beständiger Todesgefahr, und die Gedenktafeln in großer Anzahl sind die Zeugen vielfacher Unglücke. Mit Grauen schauten wir auf zu der unheimlichen Nachbarschaft.

Digitized by Google

Am Ende der Maurach breitet sich grün und sonnig die weite Thalebene von Lengenfeld aus, schon 3800′ über dem Meere gelegen und mit 9 Dörfern besetzt, die sich freilich, gleich den meisten Gebirgsdörfern, bedeutend von den Orten unserer Umgegend unterscheiden, da die einzelnen Häuser zerstreut umherliegen und kaum Einer Ortschaft anzugehören scheinen. Schon von Umhausen an bekamen wir eine Unannehmlichkeit von der eigenthümlichen Fruchtbarkeit des Oetzthales zu empfinden. Zu rauh schon, um Roggen und Waizen noch zur Reife zu bringen, ist das Klima, unterstützt von der Güte des Bodens, ganz geeignet, den Flachsbau zu fördern, und dieser ist neben Viehzucht die Erwerbsquelle der Thalbewohner. Der zu bedeutender Länge gewachsene Flachs wird in Gruben gelegt, in die man von dem hier reichlich fließenden Wasser leitet, und wird hier gelassen, bis das die nützliche Faser umlagernde Gewebe der Fäulniß verfallen ist. Wir waren gerade recht zur allenthalben in's Werk gesetzten Oeffnung und Leerung der Gruben, sowie zur Ausbreitung des fauligen Flachses gekommen, und die Luft war mit dem üblen Geruche vollkommen gesättigt. Gegen ihn erzeugte die niedrigste Sorte österreichischer Cigarren, die wir uns in einer privilegirten Tabakniederlage erworben, einen Götterduft. Noch des andern Tages war es kaum der reinen Luft des obern Oetzthales gelungen, die Spuren der famosen Atmosphäre aus unsern Kleidern zu tilgen.

Hinter Huben, das am obern Ende des Lengenfelder Thalabschnittes liegt, scheint sich das Thal abermals zu schließen. Ein großer, bewaldeter Bergrücken schiebt sich vor; aber zur Linken öffnet sich eine Schlucht, durch die die Ache braust, an der hin wir nach der Thalstufe von Sölden gelangten. Hier mußten wir Mittag machen und überzeugten uns sowohl an den ärmlichen Räumlichkeiten des einzigen Gasthauses im Orte, als auch an der geringen Kochkunst und der Unbeholfenheit der Wirthin, daß wir die große Straße der Reisenden verlassen hatten. Doch fanden wir ein interessantes Fremdenbuch vor, bei dessen Durchblättern wir Kunde von einem Ereigniß erhielten, das unsere Theilnahme in doppeltem Maße in Anspruch nahm. War es doch angethan, jedes fühlende Herz zu bewegen,

Digitized by Google

und speciell ging es uns nah, denn es trug sich beim Uebergang über einen Gletscher zu, und einen solchen hatten wir am Ende des eisumlagerten Oetzthales zu überschreiten.

Zwei Engländer, intime Freunde, die schon manche Gegend Europas gemeinschaftlich gesehen hatten, wollten von Innsbruck aus durch das Stubaythal in das Oetzthal vordringen, ein Versuch, der schon öfters gelungen war. Allein während gewöhnlich dabei mindestens 2 Führer genommen wurden, da die Gletscher wegen der häufig vorkommenden Spalten zu den gefährlichsten zählen, ließ man die beiden Freunde mit einem ziehen. Zwar nahm ihr indolenter, von der Obrigkeit autorisirter Führer nach Vorschrift das Seil mit, an das bei Gletscherbesteigungen die einzelnen Theilnehmer gebunden werden; allein davon that er den sich ihm anvertrauenden, mit Gletscherwanderungen nicht bewanderten Fremdlingen nichts kund und ließ es in seinem Säckchen auf dem Rücken beim Proviant liegen, den er rechtzeitig herauszunehmen sicher nicht vergaß. Er unterließ diese Vorsichtsmaßregel, trotzdem Schnee das Gletschereis bedeckte und also nicht darauf zu rechnen war, die allenfalls, ja bei dem zu übersteigenden Gletscher sicher vorkommenden Spalten zu sehen. Sogar die allgemeinst angewandte Vorsicht schärfte er seinen Begleitern nicht ein, die nämlich, hintereinander zu gehen und in des Vorgängers Fußstapfen zu treten. Gemüthlich plaudernd schritt der eine Engländer neben ihm her, als er plötzlich verschwand und an seiner Stelle den Betroffenen eine kleine Oeffnung sichtbar ward. Nur ein Schrei noch war dem Unglücklichen möglich gewesen, als ihn die Tiefe verschlang; Todesstille herrschte auf dem Eisfeld. Jetzt zog der Führer das Seil hervor, das man in die Tiefe hinabließ, und wobei man dem Entschwundenen zurief, sich dieses Rettungsmittels zu bedienen; allein keine Stimme kam von unten, keine Hand griff nach dem rettenden Seil. Entsetzlich war der Jammer des alleinstehenden Freundes, und kein Zureden des Führers konnte ihn bewegen, die Stätte des Unglücks zu verlassen. Der Führer eilte nach Sölden, um Hilfe zu bringen; allein dort war lange Niemand zu bewegen, in den Schlund sich hinabzulassen, bis endlich der Wirth den Muth dazu faßte, und der gehört dazu in eine

Digitized by Google

eisige Grabestiefe vorzubringen. Bange Stunden des Harrens waren dem Einsamen auf dem Eisfelde vergangen, eisige Kälte in den Gefilden des Todes in der traurigsten Einsamkeit und zuletzt die Angst, von dem leichtfertigen Führer treulos verlassen und dem gewissen Tode preisgegeben zu sein, sowie unbeschreiblicher Schmerz über den verlorenen Freund hatten Körper und Geist gemartert, als endlich die Hilfe erschien. An mehreren an einander geknüpften Seilen und mit Licht versehen ließ sich der aufopfernde Wirth in die schauerliche Tiefe hinab, wo er den Verunglückten in Eis eingeklemmt bereits todt fand und nach großer Anstrengung zu Tage förderte. Auf dem Friedhofe zu Sölden ruht der Verunglückte, vom Freunde auch im Grabe nicht verlassen, bis die trauernde Familie, die telegraphisch von dem Vorfall unterrichtet worden war, die letzte Ruhestätte ihres Hauptes besucht und mit ihren Thränen benetzt hatte. Rührend ist der Schmerz des Freundes, der sich in dem Artikel des Fremdenbuches ausspricht.

Sölden liegt freundlich auf grünen Matten, gleichsam bewacht von seiner hochliegenden Kirche. Nur noch Gerste kommt in dem kurzen Sommer zur Reife.

Nun aber, beim Uebergang von der 4. zur 5. Thalabtheilung, mußten wir den schauerlichsten Durchbruch der Ache passiren. Nicht neben ihr kann sich der Weg hinziehen, der jetzt aufgehört hat, ein fahrbarer zu sein, sondern allmählich stiegen wir, nachdem wir das rechte Ufer verlassen hatten, auf dem linken aufwärts, den Fluß verlassend, so daß uns sein Rinnsal vollkommen aus den Augen verschwand. Haben uns im Anfang der Wanderung im Thal die hie und da, wenn auch nur auf kurze Zeit erscheinenden Gletscher daran erinnert, daß trotz des freundlichen Grüns der nächsten Umgebung wir doch im Hochgebirge uns befanden, so sollten uns von jetzt an Einblicke in die großartigsten Bilder desselben gegönnt sein. Allmählich waren wir in bedeutende Höhe gestiegen, von der aus wir in ein wildes Thal, das vor uns lag, die Aussicht hatten, in dessen Hintergrund der Röderkogel sich erhob. Der sich wieder senkende Weg brachte uns zur Ache, und hier wurden wir erst inne, wie hoch wir gestiegen waren, da wir in den nächtlichen Abgrund blickten, in dem

Digitized by Google

die Ache braust. Zu beiden Seiten derselben reicht Nadelwald bis an den schäumenden Fluß, der mit seinem Schaum einiges Licht in die Tiefe bringt. So tief der Abgrund so weit steigen die Wände nach oben hinauf. Man staunt über den Muth des Menschen, der es gewagt hat, hier seinen Weg an die Tiefe zu hängen, der sich in so geringer Breite an dem Abgrund hinzieht, daß sich ein großer Theil der Wanderer ängstlich an die Wand drängt, um dem grausigen Einblick in die Tiefe zu entgehen. Hie und da ist der Weg sogar unterbrochen und muß durch Brücken ersetzt werden. Aber was für Bauwerke sind das! Schwanke Gipfel der Lärchen von Fels zu Fels über den Riß gelegt und mit etwas Geflecht verbunden ist das ganze Kunstwerk. Anton v. Ruthner erzählt, daß ein Fremder, als er, auf dieser Stelle angelangt, in die Schlucht hinabblickte, erklärt hat, um keinen Schritt weiter in das Oetzthal vordringen zu wollen, daß, wenn hier schon so wild, es tiefer drinnen ganz entsetzlich sein müsse.

Uns gelüstete zu schauen, was das Thal noch weiter berge, und wir kamen im Walde hinwandernd zur Seite der in der Tiefe grollenden Ache nach Zwieselstein, einem kleinen, armen Ort, der, wie es scheint, im hintersten Winkel der Erde liegt. Hier verzweigt sich das Thal, resp. die zwei Thäler von Gurgl und Fend vereinigen sich hier, und doch ist die Lage des Ortes als in einer Schlucht zu bezeichnen. Etwas mehr Einsicht ist in das von Süden sich herziehende Thal von Gurgl, das wir nicht besuchten; in das Fender Thal führt bloß eine Schlucht, so eng, daß nur die Fender Ache Raum zwischen den Felswänden hat. Zwieselstein war von seinen Bewohnern fast vollständig verlassen, sie waren mit der Heuernte beschäftigt und dabei, wie es im Gebirge gewöhnlich der Fall ist, bei der Länge und Beschwerlichkeit des Weges tage-, ja wochenlang von der Hütte entfernt. Wehe dem Wanderer, der hier Labung sucht! Der Himmel war trübe über uns geworden, wir hatten es nicht gemerkt, da unsere Aufmerksamkeit zu sehr von der Tiefe in Anspruch genommen wurde. Regen strömte nieder, verdeckte aber nicht wie gewöhnlich die Aussicht auf die Berge, sondern verdunkelte sie nur; man konnte noch gut die Berggipfel erkennen. Dadurch wurde der Hintergrund von dem felsumlagerten

Digitized by Google

Zwieselstein ein dunkler, daß der Ort mit seinen grauen, niederen Holzhütten und dem Holzkirchlein, so freundlich er im lichten Sonnenschein sich präsentiren mag, einen düstern Eindruck machte, der uns nicht lange zu fesseln vermochte. Wir wandten uns rechts, um über einen schwankenden Steg die Ache zu überschreiten, die kurz vorher aus der Gurgler und Fender Ache zusammenfließt.

Wir hatten große Regentoilette gemacht, darin bestehend, daß wir uns in unsere Plaids bis an die Fersen hüllten und die Regenschirme aufspannten. Steil erhob sich der Pfad, theilweise entfernt von der Schlucht, durch welche das Fender Wasser seinen Weg sich erzwingt, und 2 Stunden waren nöthig, um die kurze aber beschwerliche Strecke Wegs von Zwieselstein nach h. Kreuz zurückzulegen. Der Weg war von dem heftig strömenden Regen schlüpfrig, die Steine desselben waren glatt, und die in allen Rinnen von den Bergen strömenden Wasser wollten übersprungen sein, sollten die Stiefel nicht bald das Wasser eindringen lassen. Wider Erwarten war es schwül in solcher Höhe, wo es fast seltener zum Regnen als zum Schneien kommt, und unser Führer verhieß uns auf den folgenden Tag schlecht Wetter. Das konnten wir zum Gletscherübergang nicht brauchen, weshalb wir darauf verzichteten, heute noch den letzten wirthlichen Ort im Fender Thal zu erreichen, sondern uns anschickten, uns in h. Kreuz für die Nacht einzuquartieren. Kurz vor dem mit den schönsten grünen Hängen umgebenen Ort war uns ein Ausblick auf die von der Sonne beschienenen, gegen Innsbruck zu gelegenen Gletscher des Stubaythales gegönnt, ein Vorglanz dessen, was sich uns am andern Tage vor Augen stellen sollte. In h. Kreuz kehrten wir im Widum ein, so wird der, die Pflege der Fremden übernehmende Pfarrhof genannt. Wir fanden ein vollständig als Wirthszimmer eingerichtetes Wohnzimmer und einen freundlichen pfarrherrlichen Wirth. Der Wein war nicht zu verachten, und wir hatten bald für uns Nachtquartier bestellt, falls nicht bis 5 Uhr das Wetter sich bessere. Nachdem ich die Bildungsfrage in diesen Gegenden zur Besprechung gebracht hatte, erzählte uns unser Wirth, daß die Schulstelle in h. Kreuz 40 fl. ertrage, und daß man für solche Besoldung keinen Lehrer erhalten könne. Nun

Digitized by Google

wäre ihm zu seinem Seel- und Leibsorgerberuf noch der Unterricht zugefallen, eine zu große Last. Deshalb habe er sich entschlossen, eine Haushälterin anzustellen, welche das Examen als Lehrerin gemacht habe, und in ihren Händen liege nun die Bildung des Volkes. Ich habe sie deshalb mit einer Art Ehrfurcht betrachtet. Dieselbe praktische Einrichtung wie hier fanden wir auch in Fend und sie wird wohl in den Gebirgsthälern noch öfters zu finden sein.

Die Fenster bethauten sich, in der Atmosphäre mußte ein Umschlag stattgehabt haben, und wirklich war der Himmel unerwartet schnell von der schönsten Bläue. Kein Dampf stieg von den Bergwäldern auf, also war auf schön Wetter zu hoffen. Wir rüsteten zum Abzug und konnten dem Herrn Curat gar deutlich anmerken, daß ihm heute Regen lieber gewesen wäre als Sonnenschein.

Etwas länger als von Zwieselstein bis h. Kreuz ist der Weg von hier nach Fend, dem Ziel unserer heutigen Wanderung. Trefflich beschreibt ihn Dr. Anton von Ruthner, der vielfache Besucher des Oetzthales, folgendermaßen:

„Welch ein Weg ist dieß! Mag die hohe Brücke zwischen Heiligenkreuz und Winterstall (zwischen H. und F. gelegen) und die dunkle Häusergruppe von Winterstall an sich malerisch sein, die Landschaft im Ganzen wird besonders von Winterstall an furchtbar. Das Oetzthal hat hier seine ärgste Wildheit erlangt, allein nicht eine großartige, wie sie die Enge zwischen Zwieselstein und Sölden zeigt, sondern eine schauerliche. Bald findet man sich zwischen steilen Bergwänden eingezwängt, überall sind in sie kleine Schluchten eingeschnitten, in denen die Reste alter Lawinen: Schnee, Holzstämme und Steinblöcke in arger Verwirrung übereinander liegen. Daneben stürzt ein Bach lärmend aus der Höhe in die zur Linken donnernde bleigraue Ache. Abenteuerlich gestaltete Felstrümmer liegen rings am Wege, aber noch größer ist die Zahl der Riesenblöcke im Flußbette der Ache, und sicher für immer ungelöst wird die Frage bleiben, welche von ihnen von den Bergwänden herabgerollt, und welche bei den Ausbrüchen des berühmten Hochvernagt-Ferners durch die Gewalt der Fluthen aus dem Hintergrunde des Rofner Thales bis hieher mitgerissen und hier

Digitized by Google

abgelagert worden sind. Der Weg von Heiligenkreuz nach Fend charakterisirt ganz gut das in Fend gangbare Sprichwort, daß auf ihm nur 3 Stellen sind, auf denen ein Träger im Frühjahr geschützt vor Lawinensturz stehen bleiben kann."

Die Oase in der Wüste kann der Karawane nicht willkommener sein, als uns Fend war, das so freundlich vor uns lag, umgeben vom saftigsten Grün, das man bei der hohen Lage des Ortes, 6048' ü. M., nicht schöner erwarten kann. Es ist klein, nur 8 Häuser außer der Kirche bilden es, darunter das stattliche Widum, dem wir zusteuerten, und wo wir freundliche Aufnahme fanden. Es beherbergte einen wichtigen Gast, einen Gast, der von den Wirthen besonders verehrt, aber auch gefürchtet wird: Bädecker war es. Schon weiter abwärts im Thale wußten die Wirthe und Führer, daß er zum Besuche ins Thal käme, und diese Nachricht erzeugte keine geringe Aufregung, bringt ja doch eine Empfehlung von ihm der Gäste eine große Zahl. Aeußerst freundlich wurden wir von dem Herrn Curat empfangen, und bis Bädecker sich umgekleidet hatte, war er voll Aufmerksamkeit für uns. Kaum hatte aber der gewichtige Gast, ein stattlicher junger Mann, das Zimmer betreten und nicht bei uns, sondern an einem besonderen Tisch Platz genommen, als unser Pfarrherr uns als nicht vorhanden betrachtete. Bädeckern waren Auge und Ohr allein gewidmet. Wir hätten gerne den Mann der rothen Bücher in unsere Conversation hereingezogen; allein er war verschlossen. In unserer freudigen Erwartung, mit dem Vielgereisten einen genußreichen Abend zu verleben, getäuscht, wurden wir von unserem Führer noch mit der Nachricht überrascht, daß der Herr Curat ihm nicht erlaube, bevor er am nächsten Tage, einem Sonntag, den Gottesdienst besucht habe, mit uns nach den Gletschern zu gehen, daß er aber die Predigt so viel als möglich kurz zu machen gedenke. Auf diese Weise glaubte er seine Herrschaft über die ihm anvertrauten Seelen gewahrt zu haben und doch seinen Gästen gefällig zu sein.

Das Quartier war sehr gut. Als wir am andern Morgen die dichtschweißigen Fenster abgewischt hatten, lachte der hellste Himmel herein, und wir bedauerten lebhaft, am Aufbruch gehindert zu sein.

Digitized by Google

Wir waren Zeugen, wie die Fender sich erst bei ihrem Herrn Curat mit geistigen Getränken labten, und nachdem sie sich gehörig vorbereitet wähnten, folgten sie dem Ruf der Glocke, um sich von demselben Herrn auch Labung für ihre Seelen zu verschaffen. Um 8 Uhr schon begann der Gottesdienst, aber auf dem Friedhof vorerst, und bis der Umzug um die Kirche vollendet war, verging eine volle Stunde. Jetzt nahten auch wir dem Gotteshause, unsern Wirth durch Anwohnung seiner Predigt zu ehren und die versammelte Gemeinde zu sehen. Wir befanden uns in der höchstgelegenen Kirche Europas, einem freundlichen Gotteshause, wie wir es nicht geahnt hatten. Kein Orgelton leitete den Gottesdienst ein, sondern ein Duett aus ein paar kräftigen Kehlen der Damen des Gebirgs. Während des Gesangs bestieg der Geistliche die Kanzel. Gerade 10 Minuten währte sein Vortrag, ich muß gestehen, zu unserer Befriedigung, denn es zog uns hin zu den Fernen, die uns im klarsten Sonnenschein von dem südlichsten Ende des Thales entgegenleuchteten. Noch $\frac{3}{4}$ Stunden mußten wir uns gedulden: so lange währte die Messe, die dem Gottesdienste folgte.

Auffallend war uns die Kopfbedeckung der Gebirgsdamen, der Form nach einem Filtritsack ähnlich, $1\frac{1}{2}$ hoch und so dickwandig, daß die tieferliegenden Partien des Kopfes so wohl geschützt sind, wie von einer Hutkrempe.

Endlich war der Aufbruch da, mit Wein und Braten war des Führers Sack nach unserer Meinung wohl versehen, und wir überschritten die Wiesen südlich von Fend, um nach einer halben Stunde die letzte Wohnstätte der Menschen im Oetzthale, den aus 3 Höfen bestehenden Weiler Rofen, zu erreichen. Hier hat Herzog Friedrich mit der leeren Tasche nach seiner Flucht aus Konstanz ein Asyl gefunden, wohl verborgen. Hinter Rofen wurde das Thal enger, und wir überstiegen die Ache, um an ihrem rechten Ufer steil empor zu steigen. Bald kamen wir an eine für das Oetzthal verhängnißvolle Stelle. Uns gegenüber auf dem linken Ufer reichte das Ende des Vernagtgletschers eine Strecke in die von uns aus sichtbare Schlucht herein, und bald standen wir auf trügerischem Boden; denn derselbe, festscheinend, wich unter den Füßen, stellenweise sanken wir knietief ein, bis wir die Eis-

Digitized by Google

unterlage erreicht hatten. Wir standen auf einem ehemaligen Theile des Vernagtgletschers. Dieser, gegenwärtig von verkommenem Aussehen, ist derjenige Gletscher, der, urkundlich erwiesen, bereits 4mal nach Zwischenräumen von beiläufig 80 Jahren in der kurzen Frist von 2—4 Jahren um 1580 Meter aus der uns gegenüberliegenden Schlucht in das Rofener Thal herabwuchs und, sich an die gegenüberliegende Thalwand anlehnend, den Abfluß der höher gelegenen Gletscher zu einem großen und tiefen See aufstaute. Die letzte Wachsperiode fiel in die Jahre 1842—45. Das Jahr 1846 war ein Schreckensjahr für das Oetzthal. Schon im Frühjahre begann das den Damm des Sees bildende Eis des Vernagtgletschers mürbe zu werden, und ein Durchbruch der gewaltigen Wassermasse erfolgte, die natürlich die Thalmulden überschwemmte und bei der starken Neigung des Bodens mit furchtbarer Gewalt dem Inn zuströmte, Häuser mitnehmend, Matten mit Gerölle bedeckend und die fruchtbaren Felder des untern Thales verwüstend.

Nach kurzer Rast begann ein noch bedeutenderes Steigen als bisher; doch hatten wir, Dank der Thätigkeit des Fender Curats, einen wohlgebahnten Weg, der freilich in Folge des gestrigen Regens und des noch immer abstürzenden Wildwassers oft unterbrochen wurde und uns nöthigte, bei ihrer Ueberschreitung auf die in den trüben Fluthen liegenden Steine zu reflectiren. Allein diese waren zum Theile glatt und zum Theil von den Wassern unterwühlt, so daß bald alle Theilnehmer an der Partie Wasser in den Stiefeln hatten. Mich und meine zwei Freunde — da sich uns zwei Norddeutsche angeschlossen hatten, und Herr Bädecker von dem überaus freundlichen Curat und einem Führer begleitet, nachgekommen war, bestand die Gesellschaft aus 8 Personen — ärgerte weniger das gewonnene Wasser, als der verlorene Wein. Bei einem Sprung des Führers zerschellte die große Flasche, und ihr Inhalt befeuchtete ihm, gleichsam um ihn für die aufgebürdete Last zu stärken, den mit einigen Reisetaschen beschwerten Rücken. Doch Gewinn und Verlust waren bald vergessen über dem Erscheinen der Gletscherfelder vor uns, zur Rechten und zur Linken, und der bis zur Spitze hinauf beeisten Bergriesen. An

Digitized by Google

beiden ist die Gebirgsgruppe, die man als Oetzthaler bezeichnet, reich. In 309 Thälern finden sich Gletscher, welche einen Flächenraum von 10½ □ Meilen bedecken, einen Raum, den die vormalige Landgrafschaft Hessen-Homburg nur zur Hälfte einnahm. Von den Bergen ragen 15 11—12000, 70 10—11000 und circa 150 9—10000 Fuß empor, natürlich alle mit ewigem Schnee bedeckt. Gegen 2 Uhr langten wir an dem Gletscher an, der das Joch bedeckt, das die Verbindung zwischen dem Oetzthal und Schnalserthal vermittelt, und wir hielten erst eine Weile Rast, um uns zu laben. Aber leider fehlten uns dazu die Mittel. Ein kleines Fläschchen Wein nur nannten wir unser, die gewichtige Flasche war ja zertrümmert. Doch für den Durst wäre hinreichend Gletscherwasser vorhanden gewesen, das uns unser Führer sehr empfahl; aber auch der Braten war unzureichend, zwar gewichtig und groß, aber nur in Folge von Ueberschuß an Knochen. Diesem Mangel abzuhelfen, wußte unser Führer Platter keinen Rath.

Um 2 Uhr betraten wir den Gletscher, der in mächtiger Wölbung vor uns lag. Wäre sein Eis glatt gewesen, so möchte uns bei dem Mangel an Steigeisen das Steigen beschwerlich, vielleicht unmöglich gewesen sein. Aber das Eis dieses nördlichen Abhangs glich mit seinen unzähligen Löchern einem Badeschwamm und gestattet ein rüstiges Vorwärtsschreiten. Unten war es noch von vollkommener Härte, noch nicht erweicht von der Wärme des Sommertags. Weiter oben kamen uns in den Rinnen unzählige Bächlein Gletscherwasser entgegen, deren Lauf verfolgend wir bald im Gletscher eine trichterförmige Oeffnung fanden in die sich das Wasser rauschend hinabstürzt. Wir hatten einen Gletscherschlund vor uns von vielleicht 2½′ Durchmesser. Oben waren seine Wände milchweiß, gingen der Tiefe zu in blauweiß über, in blau und tiefblau, bis in der Tiefe die schwarze Färbung den Lichtmangel bekundete. Aus dem eigenthümlich gurgelnden Tone konnten wir entnehmen, daß das Wasser in eine ziemliche Tiefe dringen mußte, um den Grund zu erreichen, auf dem das Eis ruhte. Bis zur Nähe der Kammhöhe lag das Gletschereis nackt vor uns, und die geringen Spalten lagen so zu Tage, daß keine der bei Glet-

Digitized by Google

scherbesteigungen nöthige Vorsichtsmaßregel angewandt werden mußte. Aber noch bevor wir den höchsten Punkt erreicht hatten, begann leichter Schnee das Gletschereis zu decken, und auf Commando des Führers ordneten wir uns zum Gänsemarsch. Aus einigem Zickzack schlossen wir, daß der Untergrund nicht geheuer sein müsse; doch hatten wir keinen Unfall. Nun machte sich auch die nachtheilige Wirkung des blendenden Schnee's auf unsere Augen bemerklich; wir ertrugen's geduldig, war doch Sonnenschein besser als Nebel, und der gestrige Regen hatte uns reine Aussicht verschafft. Aber wohin ging diese? Auf der Jochhöhe stehend waren wir in Mitte einer Eiswelt, wie sie nur die Montblancpartie noch zu bieten vermag. Eisfelder, soweit das Auge reicht, und obgleich 9300′ über dem Meere stehend doch keine sonst gewünschte Fernsicht, da die eisbedeckten Bergriesen dieselbe hindern. Nur die Stubeygletscher leuchten durch den Einschnitt des Rosenthals herüber. Auf der Südseite des Gletschers, dem Abhang desselben nach dem Schnalserthal, ward der Schnee immer tiefer und so weich, daß er unten von Wasser durchdrungen war, bei jedem Tritt hinein schnalzend auseinander wich und das Gehen in Folge der dadurch erzeugten Schlüpfrigkeit erschwerte. Außer einigen Niederlagen, die bloß naß abliefen, kamen wir ungefährdet an das Gletscherende, das aber noch einige Schwierigkeit bot. Es bestand aus einem schmalen Schneefelde, das sich steil in das oberste Ende des Schnalserthales hinabzog in eine Schlucht, deren grausige Tiefe wir nicht zu ergründen vermochten. Quer hinüber sollten wir schreiten, um den Weg zu erreichen, der aus dem Schnalserthal heraufführt. Ein Fehltritt in den durch den Führer getretenen Stapfen, ein Weichen des Schnee's, das zum Falle gebracht hätte, würde einen Sturz in die Tiefe zur Folge gehabt haben. Es war für einen nicht schwindelfreien Kopf eine schwere Aufgabe, und sie mußte gelöst werden, da der Gletscher auf keinem anderen Punkt verlassen werden kann. Es gelang uns, wenn auch einem unserer Gesellschaft nur unter Beihilfe von zwei der Gefährten und dem Führer. Von den ersten ging einer voraus und reichte dem Schwindelnden die Hand, der andere hielt dessen Rockflügel auch unter dem Risiko eines Risses, und der Führer ging auf

Digitized by Google

der Seite des gähnenden Schlundes, um einen Ausblick dahin möglichst zu verhindern. — Zwei Stunden waren vergangen, bis wir den Gletscher überschritten hatten. Wir beeilten uns, auf dem steilen und steinigen Weg den obersten Boden des vor uns liegenden, hier sterilen Schnalserthals zu erreichen, und obgleich die Füße unangenehm von dem Druck der Steine, der bei der Weichheit des Leders um so fühlbarer war, berührt wurden, so gewannen sie doch einigermaßen ihre Wärme wieder. In keinem Winter noch hatten sie so von der Kälte gelitten. Bald war das erste Haus des Schnalserthals, Kurzraus, zum Glück ein Wirthshaus, erreicht und wenn auch damit nicht die heutige, so doch die zu beschreiben vorgenommene Wanderung vollendet.

Digitized by Google

Wanderbilder aus Oberfranken

von

Georg Kretter.

An demselben Tage, an welchem der vielbesungene Wächter auf hoher Zinne, der Lorenzer „Gieker", sich dem Phönix gleich aus dem vernichtenden Feuerbrande in neuem Glanze zu seiner alten hohen Stellung emporschwang,*) an demselben Tage enteilte ich der mit Staub und Ruß erfüllten Atmosphäre Nürnbergs, um auf einige Tage in des Fichtelgebirgs schattigen Waldrevieren Schutz zu suchen vor der tropischen Gluth, welche unsere nächste Umgebung, die romantischen Fluren des Knoblauchlandes, zum traurigen Conterfei einer verbrannten Prairie gemacht hatte. Wie der verschmachtende Wanderer in der Sahara nach der rettenden Oase sich sehnt, so flog mein Sehnen den Gefilden des oft verläumdeten Holzschlegellandes entgegen. Ich hoffte, wenn auch keine Phönixmetamorphose zu erleben, so doch körperliche und geistige Erfrischung und Stärkung zu finden. Ich müßte nun, wollte ich als gründlicher Reisebeschreiber zu Werke gehen, erzählen, wie ich mit dem Dampfrosse die fruchtbaren Fluren der bescheidenen Regnitz und des Schiffe und Flöße tragenden Maines durchflog; ich müßte mit lebhaften Farben malen, wie lang und breit und wie intensiv der

---

*) 12. August 1865.

Digitized by Google

Resler sich gestaltete, welchen die ewig schönen Landschaftsbilder, das altehrwürdige Forchheim, das reichbethürmte, von Rebenhügeln bekrönte Bamberg, das farbenfrische, strahlende Banz, das unwiderstehlich fesselnde Kulmbach auf den empfänglichen Grund eines nach Naturgenüssen schmachtenden Gemüths nothwendig werfen mußten. Allein meine Feder fliegt mit leichtem Schwunge über alles hinweg, was den Wanderer nicht besonders fesselte, und verweilt nur da auf Augenblicke, wo sich irgend etwas bot, das den Touristen selbst zu längerem oder kürzerem Bleiben veranlassen konnte. Unser Blick schweift daher in raschem Fluge über die vielgesehenen und vielgepriesenen Herrlichkeiten dahin und geruht mit Wohlgefallen zu verweilen auf der unscheinbaren Scene, die sich in einem eben so unscheinbaren Hause entwickelt, welches nichts desto weniger eine der Residenzen des mächtigen, unsterblichen Königs Gambrinus ist. Wir sind in Kulmbach, woselbst der genannte Fürst mit einem höchst segensreichen Absolutismus regiert, mit einem Absolutismus, der mit dem gerühmten Konstitutionalismus unserer modernen Staaten im grellsten Widerspruche steht. Wie müßten sich unsere von Freiheit und Volksherrschaft schwindelnden politischen Doktrinäre schämen, kämen sie nach Kulmbach und sähen sie, mit welcher unerschütterlichen Treue, mit welcher aufopfernden Liebe die guten Unterthanen des erhabenen Gambrinus ihrem absolutistischem Herrscher zugethan sind.

In des Hauses traute Hallen,
Wo der milde Fürst gebeut,
Sieht man früh und späte wallen
Seine Diener hocherfreut.

Alte, Junge, Große, Kleine,
Drängen eifrig sich herbei;
Jeder thut mit Lust das Seine
Ohne Zwang und Heuchelei.

Keiner zeigt sich eigennützig,
Hoffet je auf Lohn und Dank;
Mancher mühte sich so hitzig,
Bis er matt zur Erde sank.

Digitized by Google

Man leert Gläser, Humpen, Fässer,
Ohne Rast so Nacht wie Tag,
Jeder strebt, wie täglich besser
Seinem Herrn er dienen mag.

Wie geschäftig alle Hände,
Wie der Mund begeistert spricht,
Bis zur Dithyramb' am Ende
Es der Zung' an Kraft gebricht!

Alles Denken, Thun und Dichten
Sich so um den Herrscher dreht,
Daß der Herrndienst manchen Wichten
Ueber Gottesdienst noch geht.

Alle lieben Dich, Du reicher
Biedrer König-Ehrenmann!
Welcher Fürst ist, der sich gleicher
Lieb' und Treue rühmen kann?

Betrachtet sie nur, die allergetreusten Unterthanen des glücklichen Königs Gambrinus! Das volle strahlende Gesicht, die das Maß der Antike kühn überschreitende und von Wohlstand und Bürgerglück zeugende Kugelgestalt des Bäuchleins beweisen sie nicht auf's deutlichste, daß auf treuen Diensten sichtbarlich der Segen von oben ruht? Den Fremdling beschleicht hier alsbald das Gefühl des Heimischseins, es drängt ihn zu sprechen: „Hier ist's gut sein, hier lasset uns Hütten bauen!" Dieses behagliche Gefühl wird uns nicht eher verlassen, als bis wir die schöne Lindenallee entlang zur steilen Höhe der alten Plassenburg hinangestiegen sind. Wohl dir, empfindsamer Reisender, wenn du dich begnügst, hier oben von der Bastei aus die prachtvolle Aussicht zu genießen und wenn du nimmer begehrest zu schauen, was die mächtigen Mauern der alten Veste, wohlthätig deinen Augen entziehen! Ach, die stolze Residenz, wo die lebenslustigen Markgrafen von Brandenburg-Kulmbach ihren glänzenden Hof hielten, die trotzige Festung, die unter dem tapfern Muffel dem allgewaltigen Wallenstein kühn die Thore verschloß, ist seit Jahren zu einer Stätte geworden,

Digitized by Google

wo menschliches Elend und Unglück eine unheimliche Schaar unfreiwilliger Gäste zusammengeführt hat. Das Fürstenschloß ist zum Zuchthaus geworden. Schüttle den Staub von deinen Füßen, o Wanderer, und ziehe mit mir hinaus die freundliche Landstrasse, welche uns durch liebliche Fluren in das zwei Stunden entfernte Thurnau führt. Nach einstündiger Wanderung auf der alten Hauptstrasse, auf welcher einst die von Leipzig und Hof kommenden Kaufmannsgüter ihren Weg über Bamberg nach dem Süden nahmen, erreichen wir an einer Waldspitze das nun vereinsamte Wirthshaus „zur krummen Fohre." Hier mag noch einmal dein Blick auf der schönen Kulmbacher Landschaft weilen und noch einmal sei es dir vergönnt, einen Humpen trefflichen Kulmbachers zu schwingen und der alten Gambrinusstadt auf würdige Weise Lebewohl zu sagen.

Wir durchschreiten dann das Dörfchen Döllnitz, lassen uns aber durch den winkenden Wirthshausschild um keinen Preis zur Einkehr verlocken, mag auch das Urtheil, welches vor vielen Jahrzehnten der Volksmund über die Döllnitzer Wirthschaft gefällt hat, auf das jetzige Dorfhotel vielleicht nicht mehr passen. Dieser Urtheilsspruch lautete:

Der Döllzer, dös is a Wirth,
Ach daß sich Gott erbarm.
Denn wenn der Döllzer Bach nit wär,
Wär er scho lang verdarb'n."

„Wie kommt es, daß uns hier zu Lande alle Leute grüßen und überhaupt ganz im Gegensatz zu unserer Landbevölkerung so ausserordentlich höflich und gesprächig sind?" So fragte mich in der Nähe von Thurnau mein Nürnberger Reisebegleiter, den ich, weil er durchaus das strengste Incognito bewahren will, meinen Lesern nicht nennen darf. Ich öffne den Schatz meiner Beobachtungen und Erfahrungen und theile meinem wißbegierigen Pylades folgende ethnographische Raritäten mit:

Die Oberfranken sind im allgemeinen ein leutseliges offenherziges Völkchen und wissen das Leben von der gemüthlichen Seite zu nehmen. Ohne viele Umstände ziehen sie auch den landfremdesten

Digitized by Google

Menschen in das Bereich ihres Lebenskreises, ja sie betrachten den Fremdling, wenn er halbwegs zugänglich ist, schon nach kurzer Zeit als zu ihnen gehörig. Daher begrüßt sich auch alle Welt, gleichviel ob man sich kennt oder nicht, und aus der Art und Weise, wie Bekannte sich begrüßen, kann man alsbald die größere oder geringere Freundschaftlichkeit der gegenseitigen Beziehungen mit Sicherheit erkennen. Begegnen sich Freunde und Freundinnen, so reiht sich stets an den Gruß ein längeres Gespräch, mögen beide Theile auch noch so große Eile haben. Bleiben die sich Begegnenden nur sehr kurze Zeit plaudernd bei einander stehen, so sind sie gute Bekannte, die jedoch Verwandtschaft oder Beruf nicht gerade eng mit einander verbindet. Geht einer, ohne Halt zu machen, am andern vorüber und wirft ihm außer dem Gruße noch ein paar, gewöhnlich auf die Beschäftigung sich beziehende Worte zu, die immerhin eine gewisse Theilnahme für den Begrüßten verrathen, so steht man sich völlig fern, kennt sich vielleicht gar nicht. Bringen es dagegen zwei sich Begegnende über den gewöhnlichen Gruß nicht hinaus, so ist das kein gutes Zeichen. Es besteht zwischen ihnen eine bedenkliche Spannung, die vielleicht über kurz oder lang zum offenen Bruche führt. Bei ausgesprochener Feindschaft, aber nur so lange die Gemüther im Zustande der größten Erbitterung sich befinden, sucht man jede Begegnung zu vermeiden, um nicht in die einem oberfränkischen Herzen schier unerträgliche Nothwendigkeit versetzt zu sein, stumm an einander vorüber gehen zu müssen.

Sieh da, Thurnau! mit diesem Ausrufe unterbreche ich die Charakteristik meiner oberfränkischen Landsleute. Vor uns liegt der freundliche Marktflecken in höchst malerischer Umgebung. Wir wenden uns gleich dem interessantesten Theile, dem gräflich Giech'schen Schlosse zu. Das weitläufige Gebäude mit seinen vielen Höfen und Thürmen hat im Laufe der Jahrhunderte durch verschiedene Anbauten eine sehr bedeutende Ausdehnung gewonnen. Ein langer Flügel enthält ausser einer ansehnlichen Bibliothek eine nicht unbeträchtliche Sammlung von alterthümlichen Kunstgegenständen, Jagd- und Kriegsgeräthen. Allenthalben waltet eine wohlthuende Sauberkeit und Ordnung, die auf

Digitized by Google

sorgfältige liebevolle Pflege schließen läßt. Vom Schlosse gelangen wir in den reizend gelegenen großen englischen Garten, dessen schönste Zierde eine majestätische Lindenallee ist. Wir erfreuen uns an der seltenen Schönheit des Gartens nicht minder als am Anblick der vor uns ausgebreiteten anmuthigen Landschaft. Die Hitze des Tages führt uns in eine Bierkneipe, wo wir eine ziemlich buntgemischte Gesellschaft antreffen und den landläufigen Dialekt in allen seinen Nuancirungen zu hören bekommen. „Gerg, ich mächt' a Wuhrscht", saggt der Bauersmann in langem blauen Rock zum Wirth. Gleich segt ein mit Mörtel bespritzter Bauarbeiter: „Könnst m'r a a Wärschtla mietbrenga!" Ein ältlicher Burgersmann nimmt seine lange Pfeife einen Augenblick aus dem Munde und sogt: „A Warscht könnt' m'r grad a nix schoden", und fast gleichzeitig sagt ein gebildetes Schreiberlein im reinsten Thurnauer Hochdeutsch: „Für mich auch a Wurschst!" Meinen Begleiter gaudirte das: saggt, segt, sogt, sagt nicht minder als die Wurstvariation: Wuhrscht, Wärschtla, Warschst, Wurschst und er bestellte alsbald die noch fehlende „Wurst." Nach deren Vertilgung bemerkte ich ihm, daß wir nun so ziemlich alles kennen gelernt hätten, was uns Thurnau an geistigen und materiellen Genüssen zu bieten vermöge, und eine Viertelstunde später waren wir auf dem Wege nach dem zwei Stunden entfernten ehemals markgräflichen Lustschlosse Sanspareil.

„Babettchen, lassen Sie uns doch auch mit!" So rief ich wenige Schritte ausserhalb Thurnau's einer vor uns hinwandelnden ländlichen Schönen zu. Ein frisches, heiteres Gesichtchen kehrte sich uns zu. „Ei der tausend, sicht mer Sa a amol widder, Herr Kretter? Genga Sa ebber gar mit auf Samparell?" Auf meine bejahende Antwort und nachdem ich meinen Reisegefährten vorgestellt hatte, fuhr Babettchen, die freundliche und gesprächige Hebe des Sanspareiler Gasthauses fröhlich fort: „Dös is aber g'scheit! Nix Zuwiderers wie dös Allansgeh'n! Itzt könn' mer doch orndlich mit ananner plaudern." Und nun entspann sich ein zwei Stunden langer Gesprächsfaden, der auch nicht ein einziges Mal abriß. Bald hatte Babettchen über Nürnberg, woselbst sie einmal auf Besuch gewesen

Digitized by Google

war, etwas zu fragen; bald mußte sie meinem Begleiter, der sich sehr lobend über die Nettigkeit und Kleidsamkeit ihres Anzugs aussprach, Aufklärungen geben. „Ja, es is a rechts Gethu ba uns mit der Modi. Mir ham ka Modischurnal und doch banah alla Jahr a anara Tracht. Mir wern immer städtischer und die alt' Bauerntracht ham nit amol mehr die alten Weiber. A flott's Madla muß alla Aug'nblick wos on ihr'n Onzug ännern loßen. Sie könnt' vor Schand und Sput nit bleib'n, wenn sa mit an Onzug, wu vor zwa Jahrn Modi war, auf a Kerwa oder auf an Tanzploz kumnet. Es kost a Heidengeld, aber wos hilft's? Die Welt werd allawell stölzer." — So gings in einem Zuge fort, bis wir an den wunderschönen Buchenhain gelangten, der uns die Nähe Sanspareils ankündigte. Die stille Pracht des Haines, die malerischen, grotesken Felsenpartien, die künstlichen Ruinen, die im Zopfstil erbauten Salons und Eremitenhäuschen, die verschlungenen, mit Epheu überwucherten Fußpfade nahmen jetzt unsere Aufmerksamkeit mehr in Anspruch, als das herzliche Geplauder unserer hübschen Begleiterin.

Am Ende des Haines präsentirt sich uns auf hohem Felsen die alte, weithin sichtbare Burg Zwernitz, zur Zeit ihres Glanzes von den französisch sprechenden Höflingen des Bayreuther Markgrafenhofes Sanspareil genannt. Auf die Erhaltung des Schlosses wird freilich jetzt nur so viel verweudet, als nöthig ist, um es vor gänzlichem Verfalle zu bewahren. Prächtig ist die Aussicht von dem hohen runden Thurm, der große Aehnlichkeit mit dem runden Thurm der Nürnberger Kaiserburg hat. Die Natur hat ausserordentlich viel gethan, um Sanspareil zu einem mit unvergänglichem Reiz geschmückten Plätzchen zu machen, und diese ungekünstelte Schönheit ist es, die den Wanderer ohne Wehmuth schauen läßt, wie das allmählich der verdienten Vernichtung anheimfällt, was ein prachtliebender frivoler Hof des 18. Jahrhunderts nach französischem Muster hier geschaffen hat.

Noch erfüllt von Gedanken über die Vergänglichkeit aller irdischen Herrlichkeit steigen wir vom Schlosse zum Gasthof nieder und werden an der Schwelle von unserer Reisegefährtin, die uns in der Mitte des Haines verlassen hatte und mit dem Versprechen, für ein

Digitized by Google

Gericht Kartoffelklöße zu sorgen, nach Hause geeilt war, empfangen. „Sie kumma grad recht, die Kartoffelklöß sin fertig." — Wer nicht in der Heimat der Kartoffelklöße aufgewachsen ist, kann sich schwerlich eine Vorstellung machen von den anmuthigen Gedanken, die mit dem Wort Kartoffelklöße unzertrennlich verbunden sind und nur ein oberfränkisches Ohr ist empfänglich für den Wohllaut, der in diesem Worte liegt. Da steht sie vor uns, die dampfende Schüssel mit dem kostbaren Erzeugniß oberländischer Kochkunst. Stehe stille, Wanderer, und laß der Muse den Vortritt, die begeistert in ihre Leier greift, um im schwungvollen Sonette würdig zu besingen, was in den nordfränkischen Gauen seit Jahrhunderten so viele Hände beschäftigt, so manches Gemüth bewegt hat:

Kartoffelkloß, lukullisches Gerichte,
Du Stolz der küchenkund'gen Frankenfrauen,
Wenn wir dich duftig-zart bei Tische schauen,
Verklärt sich schnell das finsterste Gesichte.

Du zierlich Bild des Erdballs, dem Gedichte
Laß mich dein Lob gebührend anvertrauen:
Wer dich nicht kennt und ehrt in Deutschlands Gauen,
Von dem schweigt billig ewig die Geschichte.

Wenn erst die Klöße den Gedanken wecken:
Dem Erdenkloß entstammt des Menschen Größe,
Wem wird dann das Gericht nicht doppelt schmecken?

Mein theures Nürnberg, sieh, nur eine Blöße
Muß ich, wie ungern ach, an dir entdecken!
Eins sind ich schlecht — es heißt: Kartoffelklöße.

Wenn meine Leser etwa glauben sollten, es sei blos die Vorliebe für ein bäuerliches Lieblingsgericht, was mich für die Kartoffelklöße schwärmen lasse, so befänden sie sich im Irrthum. Die Kartoffelklöße sind mit den socialen Verhältnissen der oberfränkischen Landbevölkerung viel zu eng verknüpft, als daß sie nicht um deswillen allein verdienten, in ihrem bedeutungsvollen Zusammenhang mit dem Volksleben aufgefaßt und vielleicht durch mich zum erstenmale in ihrer

Digitized by Google

ganzen Wichtigkeit betrachtet zu werden. In dem oberfränkischen Bauernhause, wo noch alte Solidität und Treue und Glauben herrscht und wo die nihilistische Strömung unserer Zeit noch keinen Stein des alten Baues gelockert hat, da erscheinen wöchentlich regelmäßig dreimal die gerühmten Kartoffelklöße auf dem Tisch. Der Sonntag, der Dienstag und der Donnerstag sind diese drei bevorzugten Wochentage. Wo in einer Familie diese alte geheiligte Ordnung nicht mehr respektirt wird, da ist etwas faul im Hause, da steht es entweder um die materiellen Verhältnisse mißlich, oder die sittlichen Grundfesten sind auf bedenkliche Weise erschüttert. Wenn der Dienstbote eines Hauses das fatale Wort ausspricht: „Bei uns treffen nicht einmal mehr die Klößtage ein," so hat er die gravirendste Beschuldigung auf seine Herrschaft geschleudert. Wollte aber ein Hausherr die Klöße ganz abschaffen, so würde ihm das Gesinde in den ersten acht Tagen davon laufen. Die Klöße geben somit einen untrüglichen Gradmesser ab, nach welchem sich der innere Gehalt eines Hauswesens mit Sicherheit bestimmen läßt. Darum Achtung vor den Kartoffelklößen! Honny soit qui mal y pense. —

Von Sanspareil, der vernachläßigten trauernden Schönheit, wenden wir uns ihrer glücklicheren Schwester, der Fantaisie zu, welche im Besitz des Herzogs Alexander von Würtemberg und von diesem Fürsten auf's sorgfältigste unterhalten, in der höchsten Fülle des Glanzes und der Schönheit prangt. Es ist die Fantaisie mit ihrer Umgebung eines der reizendsten Landschaftsbilder; es liegt über ihr eine Lieblichkeit ausgebreitet, die das verdüstertste Gemüth heiterer stimmen muß. Die ganz nahe liegende Kuranstalt für Geisteskranke zu St. Gilgenberg hätte wahrscheinlich weit und breit kein zweites, für ihren Zweck so geeignetes Plätzchen finden können als hier.

Nachdem wir der Fantaisie den schuldigen Tribut der Bewunderung dargebracht hatten, durchschritten wir die Schloßanlagen in östlicher Richtung. Nach kurzer Wanderung standen wir an der Grenze eines in mehrfacher Beziehung merkwürdigen Stück Landes, an der Grenze des Mistelgaues oder des „Hummellandes," wie es der Volksmund nennt. Die Bewohner des Mistelgaues rühmen sich rein

Digitized by Google

deutscher Abkunft zu sein und haben bis auf die meiste Zeit manches von ihrer Eigenartigkeit in Sitte und Tracht zu bewahren gewußt. Namentlich ist die Tracht der Männer originell. Der Mistelgauer erscheint in ledernen Kniehosen mit breitem, ledernen, bunt verziertem Hosenträger, in einem kurzen Zwillichrocke ohne Taille und Kragen. Im Rücken zeigt dieser Rock eine kleine Stickerei, das sogenannte Hummelnest. Das blonde Haar deckt der Dreispitz oder die mit Fischotterpelz verbrämte Sammtmütze. Eine schwarzseidne Binde, vorn in mächtige Maschen geschlungen, umgibt lose den Hals. Die Mistelgauerinnen scheinen weniger konservativ gesinnt zu sein, denn ihre Tracht unterscheidet sich zur Zeit nicht mehr viel von der der übrigen Landbevölkerung.

Die frühere strenge Abgeschlossenheit der Mistelgauer hat zu manchen Neckereien mit ihren Nachbarn geführt, und dem Namen „Hummeln," mit welchem sie von letzteren benannt zu werden pflegen, klebt, wenn auch nicht etwas Ehrenrühriges, so doch etwas Verletzendes an. Es wäre daher Niemand zu rathen, auf mistelgauischem Territorium sich dieses Spitznamens zu bedienen. Vor alten Zeiten, läßt man die Sage erzählen, setzte einmal ein anhaltendes Regenwetter die guten Mistelgauer in nicht geringe Besorgniß um ihre Ernte. Nachdem man lange berathen hatte, wie dem drohenden Unheil möchte zu steuern sein, warf einer der Klügsten die Frage auf, ob man nicht vielleicht in der Bayreuther Apotheke, wo ja Mittel gegen allerlei Uebel verkauft würden, für Geld und gute Worte schönes Wetter bekommen möchte. Die Mistelgauer griffen mit Freuden diesen Gedanken auf und nach kurzer Berathung ward einmüthig beschlossen, man wolle einen Boten nach Bayreuth schicken, ob er wohl allda in der Mohrenapotheke schön Wetter zu erlangen vermöge. Der Bote erschien vor dem Apotheker und richtete seine Sachen gar getreulich aus. Da sprach der Mohrenapotheker lächelnd: „Guter Freund, geht hinüber in die Schenke und thut Euch gütlich. Ich will sehen, ob ich in einer Stunde Eures Begehrens ein Genüge thun mag." Als der Bote nach einer Stunde wieder kam, sagte der Mohrenapotheker gar freundlich: „Massen Ihr durch den Regen schon so viel seid beschädiget

Digitized by Google

worden, habe ich Euch ohne Entgelt ein gut Stück schön Wetter zugerichtet und in diese Schachtel mit Fleiß verpitschiret. Traget es schnell nach Hause, aber hütet Euch, so lieb Euch das schöne Wetter ist, daß Ihr unterwegs das Schächtelein nicht aufmachet oder verlieret; denn zum andern Mal vermöchte ich Euch schwerlich zu helfen." — Der Bote nahm mit Freuden die Schachtel zwischen beide Hände und lief stracks auf Mistelgau zu. Nach einer guten Weile wollte es ihm bedünken, als ob schön Wetter in dem Schächtelein anfange ängstlich zu stöhnen und zu brummen, und er vermeinete nicht anders, als dasselbe laufe Gefahr zu ersticken. Derowegen besann er sich nicht lange, öffnete den Deckel ein klein weniges und wollte es dem schönen Wetter wohl gönnen, daß es sich ein wenig an der frischen Luft verschnaufe. Aber siehe da! plötzlich schwirrete mit erschrecklichem Gesumse eine große Hummel aus der Schachtel und vermaß sich alsbald wieder gegen Bayreuth zu fliegen. Darob erschrack der Mann sehr und hub an mit lauter Stimme ängstlich zu rufen: „Schön Wetter, nach Mistelgau zu! Schön Wetter, nach Mistelgau zu!" Es vermag aber nicht erwiesen zu werden, ob die Hummel der Stimme gehorsamet habe und an besagtem Orte angelanget sei. Seit diesem Tage heißen die Mistelgauer Hummeln und die Stickerei auf ihrem Gewande heißet Hummelnest. Und so jemand durch ein hummelländisch Dorf wandelt und sich vermisset zu summen, gleich als ob er eine Hummel wäre, so mag er sehr bald merken, daß die Mistelgauer Hummeln, wenn auch nicht stechen, so doch auf schlagende Weise darthun, daß keine Hummel ungestraft an sich reiben lasse.

Die Sonne neigt sich zum Untergange, da glänzen im Abendroth die Thürme des nahen Bayreuth. Hier wollen wir einige Tage rasten. Wir werden überall gut aufgehoben sein, ob wir die „goldne Sonne" über uns scheinen lassen, ob wir unter den Fittigen des „Reichsadler" eine Zuflucht suchen, oder ob wir unsere Hoffnung auf den „goldenen Anker" setzen., Lassen wir uns von letzterem festhalten.

Bayreuth ist unstreitig eine der freundlichsten Städte des Bayernlandes. Die breitangelegten lichten Strassen, die breiten Schlösser mit großen freien Plätzen und mit dem weiten schattigen Schloßgarten

Digitized by Google

das imposante, mit der reichsten Pracht des Rococostils ausgestattete Opernhaus, die stattlichen Lindenalleen an den aus der Stadt führenden größeren Straſſen verrathen dem Fremden sofort, daß er sich in einer Residenz befindet; zugleich sagen ihm jedoch die nasen- oder armlosen Götterbilder im Schloßgarten, die Spuren von Gras auf dem Schloßplatze, die meist geschlossenen Pforten des Musentempels, daß diese Residenz eine gewesene ist. Die beiden Schlösser selbst machen den Eindruck von Staatsgewändern aus dem 17. oder 18. Jahrhundert, die seit langem unbenützt im Schranke hängen und deren verschossene Farben und verblaßte Goldbordüren wehmüthig zu sagen scheinen: Nos tempa sont passés. Indeß ist Bayreuth durch den Verlust einer Hofhaltung nicht, wie manche andere ehemalige Residenz herunter gekommen. Die intelligente und thätige Bevölkerung hat sich, seitdem die Sonne des Hofes ihr untergegangen ist, ganz auf eigene Füße gestellt und mit günstigem Erfolg. Der blühende Stand der Gewerbe, des Handels und der Fabrikindustrie geben davon ein ehrendes Zeugniß. Es herrscht, wenn auch nicht gerade sehr bedeutender Reichthum, so doch durchgehends Wohlstand unter der Bürgerschaft. Diesem Wohlstand entspringt jedenfalls die gemüthliche Behäbigkeit der Bayreuther und ihr ausgesprochener Sinn für heitere Geselligkeit. Mein Urtheil gründet sich auf genaue Beobachtungen, welche wir in traulichen Asylen machten, wo dem von des Tages Last und Hitze Gequälten der braune Labetrank winkt. Ein unerwartet lang anhaltendes Regenwetter versetzte uns in die unfreiwillige, allein keineswegs unangenehme Nothwendigkeit, unseren Kulturstudien mit ungewöhnlicher Gründlichkeit obzuliegen. Am meisten profitirten wir in der wohlrenommirten Arnold'schen Bierhalle, die ich jedem Besucher Bayreuths nicht genug empfehlen kann. Was uns aber in Bayreuth am meisten überraschte, was insbesondere unsern Sinn für das Schöne angenehm berührte, das waren die Vollkommenheiten, deren sich die schönere Hälfte der Bayreuther Einwohnerschaft in hohem Grade rühmen kann. Wir sahen außerordentlich viele prächtige Gestalten und fast ausnahmslos sehr hübsche Gesichter, so daß wir endlich, um uns vor dem überwältigenden Eindruck so vieler Schönheit zu retten, zu

Digitized by Google

einem allopathischen Mittel unsere Zuflucht nahmen. „Schauen wir uns recht um, ob wir nicht wenigstens eine Häßliche finden," sagten wir zu einander. Wir schauten, der eine mit unbewaffnetem, der andere mit bewaffnetem Auge, wir schauten tagelang, wir reisten ab — eine häßliche Bayreutherin hatten wir nicht gesehen.

Natürlich besuchten wir auch die durch Jean Paul berühmt gewordene Rollwenzelei, eine kleine Gastwirthschaft, welche auf dem Wege zur Eremitage liegt. Dieser bei schönem Wetter vielbesuchte Luftort predigt jedem vergnügungssüchtigen Menschenkind recht eindringlich das Salomonische: „Es ist alles eitel unter der Sonne." Zwar was die Natur mit freigebigen Händen gespendet, glänzt in seiner alter Schönheit fort; der prachtvolle Park ist jedenfalls noch schöner geworden, als er zur Zeit der Glanzperiode des Markgrafenthums war. Die französische Schminke dagegen ist überall abgefallen. Die Stuckaturen und die kostbaren Tapeten im Schlosse und im sogenannten Sonnentempel sind defekt und verblichen, die Möbel staubig, die Gemälde voll Flecken. An den Stätten, wo früher glänzende Feste gefeiert wurden, wo die vornehme Liederlichkeit auf Kosten des mißhandelten Landvolks sich breit machte, herrscht jetzt unheimliche Stille und Modergeruch. Die Wasserleitung, welche die kunstvoll springenden Gewässer in mehreren Grotten und großen Bassins speist, wird zwar erhalten; allein die Wassergottheiten und Seeungeheuer sind übel zugerichtet, und es will einem schier das Herz erbarmen, wenn man die armen invaliden Geschöpfe genöthigt sieht, ihre wasserigen Funktionen zu erfüllen, während man es dem Neptun anmerkt, daß er lieber zum nächsten Dorfschmied ginge, um sich die abgebrochenen Zinken seines Dreizacks wieder anschweißen zu lassen, und während die bein- oder armlosen Tritonen und Nereiden, die kopf- oder schwanzlosen Delphine und Meerrosse kläglich unter den Besuchern umherzuspähen scheinen nach einem barmherzigen Steinmetzen, der mit kunstgeübter Hand den Manco ihrer Personagen zu ersetzen bereit sei.

Endlich hat sich der Himmel völlig aufgeheitert. Am frühen Morgen brachen wir auf und gegen 11 Uhr war Berneck erreicht. Es gibt nicht leicht ein lauschigeres, lieblicheres Versteck als diesen klei-

Digitized by Google

nen Kur- und Badeplatz. Das Städtchen liegt in einem von der forellenreichen Oelsnitz durchströmten Thale. Steil abfallende, mit freundlichem Waldesschmuck gezierte Berghöhen treten so nahe an dasselbe heran, daß man seiner nicht eher ansichtig wird, als bis man sich darin befindet. An der Wirthstafel trafen wir mehrere Nürnbergerinnen, die jedoch — zu unserer Schande muß ich es gestehen — unsere Aufmerksamkeit nicht in so hohem Grade auf sich zu ziehen vermochten, als eine große Schüssel mit blaugesottenen Forellen. Mögen meine schönen Leserinnen zwei hungrigen Fußgängern diese Geschmacksverirrung verzeihen!

Nach Tisch durchwanderten wir die reizenden Berghalden und erkletterten die Höhe, von welcher die malerische Burgruine Hohenberneck zum Thal hernieder blickt. Dem Zusammentreffen mit einer jugendlichen Chloe oder Daphne verdanken nachfolgende Verse ihre Entstehung:

Ich saß auf hohen Felskolossen
Und sah hinab auf Fluß und Thal.
Wie liegst du reizend ausgegossen,
Berneck, du Städtchen meiner Wahl!

Du lieblich Bild, trotz jedem andern,
Umrahmt von grüner Berge Kranz!
Der Fremdling denkt nicht mehr an's Wandern,
Gebannt von Deiner Schönheit Glanz.

Wie stolz blickt Burg und Thurm zum Grunde,
Sich spiegelnd in der klaren Fluth!
Wie flüstert's aus des Waldes Munde
Komm', flieh' der Sonne heiße Gluth!

Und hier in diesem Paradeise —
Still! Eben kommt ein blühend Kind,
Geschürzet nach antiker Weise,
Mit ihren Locken spielt der Wind.

Wie frisch die Wang' der braunen Schönen!
Die Lippen schwellend wie zum Kuß!

Digitized by Google

Wie muß aus solchem Munde tönen
Des Wortes lieber, süßer Gruß!

Ihr Rosenmündchen bricht das Schweigen —
Du Armer, um dich ist's geschehn!
Sie spricht mit Grazie sonder gleichen:
„Ham Sa vo' meiner Gas nir g'seh'n?"

An demselben Tage wallfahrteten wir auch nach dem benachbarten Himmelkron zum Grabe der weißen Frau. Wir holten aus der Wohnung des abwesenden Kantors den Kirchenschlüssel. Ein bejahrter Dörfler, der mit der Funktion eines Kindsmädchens betraut war, bot sich uns als Cicerone an. Wir besahen die theilweise noch erhaltenen Kreuzgänge des ehemaligen Klosters und dann die kleine interessante gothische Kirche, nebst der Gruft, in welcher mehrere Glieder des Bayreuth-Brandenburgischen Hauses ihre Ruhestätte gefunden haben.

„Do," spricht unser Führer und deutet auf ein altes Grabmal zur Linken des Altars, „do legn Sa dös Grob von der weißen Fraa. Sie war a Kumtessen von Orlamünde und hätt' gern den junga Burggrafen von Nernberg g'heiret. Sie wer'n von der G'schicht' wol schon wos g'hört hab'n. Der Burggraf hat aber nit recht onbeiß'n wöll'n und hat g'saggt: „Wenn halt vier Aag'n nit wär'n." Er hat seina Eltern gemant, die Kumtessen hat aber gedacht, er mant die zwa Kinner aus ihra ersten Eh'. Wos thut die Kanallia? Sie läßt auf der Plassenburg die arma Kinnerla umbringa. Itzt hat sa aber der Burggraf erst recht nit gemöcht. Auf amol is ihr Gewissen aufgewacht. Sie hat g'heult und g'schria und hat sich die Haar' ausgeraaft. Zur Buß is sa auf'n Knia von der Plassenburg bis Himmelkron gerutscht. Do, wu itzt ihr Grobstaa is, is sa tudt lieg'n geblieb'n. Zu ihr'n Ondenken is nachert *) dös Kloster g'stift wor'n. Im Grob hat sa aber noch ka Ruh g'hat; sie giht in all'n brannaburgischen Schlössern um als weiße Fraa, und in Bayreuth ...."

*) nachher.

Digitized by Google

„Lassen Sie Sich keinen Bären aufbinden, meine Herren! Es ist bekanntlich an der Geschichte kein wahres Wort"; sagte trocken ein bebrillter Herr, der inzwischen eingetreten war. „Hier liegt keine weiße Frau, liegt überhaupt keine Frau, sondern wie die alte, verwischte Inschrift noch entziffern läßt, ein Herr von — —" (der Name ist mir entfallen). Damit schritt der Fremde nach flüchtigem Gruße hinaus in den Kirchhof. — — „Wos saggt dös langbanet Brilleng'stell?" knirschte furchtbar zürnend unser Alter zwischen den Zähnen hervor. „Der mant g'wiß, wall er vier Aagn hat, sicht er besser wie wir? Do soll doch gleich der Dunner 'neinschlag'n!" Der Alte war über den Fremden wo möglich noch mehr aufgebrcht, als es die Schweizer über die Geschichtsforscher sind, die ihnen ihren Tell nehmen wollen.

Am andern Morgen verließen wir Berneck, verfolgten eine zeitlang das Thal des weißen Maines und gelangten über Goldmühl und Goldkronach nach Nemmersdorf. Hier besuchten wir das Kantorsehepaar Käppel und wurden von den lieben alten Bekannten mit Freuden begrüßt. Wir hatten uns 10 Jahre nicht mehr gesehen, und ein Stündchen war entschwunden, bevor nur das Allernothwendigste hin und wieder geplaudert werden konnte. Nachdem die Frau Kantorin in freundlicher Fürsorge einen tüchtigen Keil Schwarzbrod zu dem Ueberrest eines Gansschlegels in unsere Umhängtasche eingetrieben hatte, traten wir unter der Führung des Herrn Gemahls die eigentliche Gebirgstour an. Nach zweistündigem, allmählichem Aufsteigen hatten wir die erste Stufe des Gebirgsstockes, die Königshaide, erreicht. Nördlich, durch ein ziemlich breites Thal von uns getrennt, erhob sich der mächtige Ochsenkopf; nach Süden und Westen zu schweifte unser Blick weit hinaus ins Land bis an die nördlichen Ausläufer des Frankenjura. Lange standen wir hier, versunken in den ersten Genuß, den uns das Fichtelgebirg gewährte und achteten anfangs nicht darauf, daß unsere Füße auf einem prächtigen Teppich standen. Die von Bäumen ziemlich entblößte Höhe war dicht mit Preiselbeerensträuchern überwuchert, und jedes Sträuchlein über und über mit zahllosen rothen Beeren von der Größe der gewöhnlichen

Digitized by Google

Vogelkirsche bedeckt. Unser freundlicher Führer gab uns noch einige Anweisungen über die einzuschlagenden Wege und kehrte, nachdem wir ihm bestens gedankt, nach Hause zurück. Wir schritten nun muthig in die Waldwildniß hinein, uns auf gut Glück verlassend und auf ein Grieben'sches Reisehandbuch, das ich in Bayreuth für 15 Sgr. gekauft hatte und das uns in der Folge nicht sowohl durch die Genauigkeit seiner Angaben, als vielmehr durch seinen pathetischen Stil manchen heitern Augenblick verschaffte.

Je tiefer wir in das waldige Bergrevier eindrangen, desto mehr veränderte sich die uns umgebende Natur. Die anmuthige Freundlichkeit, die über der Bayreuther Landschaft ausgegossen liegt, verschwand mehr und mehr. Die dunkeln Fichtenwälder und die in denselben herrschende Stille und Einsamkeit drücken dem Fichtelgebirge ein ernstes, zuweilen an das Melancholische streifendes Gepräge auf. Einzelne am Fuß der Berge zerstreut umherliegende, mit Schindeln gedeckte Häuschen bringen fast auf die Vermuthung, als sei man in eine Einsiedlerkolonie gerathen. Nach etwa einer Stunde standen wir vor einem einsamen Forsthaus, genannt „Hirschhorn" oder „grasser Mann." In dem anstoßenden Häuschen eines Waldhüters erhielten wir von dem eben nach Hause zurückkehrenden gastfreundlichen Sohn der Wildniß ausgezeichnetes Quellwasser und sogar ein ganz passables Bier.

„Dürfen wir es wagen, den Berg ohne Führer zu besteigen?" fragten wir unsern Wirth.

„Möcht's Ihnen nicht rathen. Das Verirren wär' noch das Wenigste, aber Sie könnten leicht in eine Felsenkluft oder in ein Wasserloch fallen. Auf der neuen Straße, die Sie in die Nähe des Berges führt, werden Sie Wegarbeiter finden; um ein paar Groschen wird leicht einer zu bewegen sein, Ihnen den Weg zu zeigen." —

Nach kurzer Rast zogen wir weiter und fanden richtig die Wegmacher, aber unter ihnen keinen einzigen, der der Bergpfade kundig gewesen wäre. Was war zu thun? Wir besannen uns nicht lange. Im Vertrauen auf unsere Orientirungsgabe und spekulirend auf die Freundlichkeit der „Luftgeister," deren Wohnsitz unser allervortrefflichster Grieben auf der Höhe des Ochsenkopfes ausspionirt hat, wagten

Digitized by Google

wir das Abenteuer. Am Fuß des Berges entdeckten wir einen aufwärts führenden Durchhau, eine sogenannte „Schneise“ und schlugen die nämliche Richtung ein. Den Gipfel des Berges verbarg uns der ziemlich hohe Waldbestand. Je höher wir stiegen, desto wildromantischer wurde der Wald. Tischhohe Schwarzbeerstauden, untermischt mit dem niedrigeren Preiselbeerkraut, bedeckte den Boden, wo er nicht von hochgewachsenem, üppig schwellendem Moos überzogen war. Zahlreiche Wässerlein rieselten zwischen Gestein und Moos zur Tiefe nieder. Das abgestorbene Unterholz bildete allenthalben ein förmliches Wirrsal. Umgefallene und halb verfaulte Stämme waren oft mit dem lebendigen Grün verflochten. Gegenüber unserem magern, ausgekehrten Reichswald ist das Fichtelgebirg ein Urwald zu nennen, wenn es gleichwohl schwerlich mehr eine Stelle hat, die im strengen Sinn diesen Namen beanspruchen kann. Gut drei Viertelstunden mochten wir gestiegen sein, da erblickten wir zu unserer Freude den Gipfel des Berges vor uns. Derselbe besteht aus einer gewaltigen Anhäufung wirr durcheinander liegender Granitblöcke. Kühn sprangen wir von Stein zu Stein und achteten es nicht, wenn auch hie und da einer ausglitt und in eine von ellenhohem Schwarzbeerkraut verdeckte Vertiefung hineinplumpste. Jeder wollte zuerst oben sein. Es dauerte auch keine 10 Minuten, so saßen wir beide auf einem hohen Felsen, der, auf der Bergspitze sich erhebend, über die noch jungen Waldbäume hinausragte. Die Aussicht von dieser Stelle war weit großartiger, als wir es uns hätten träumen lassen. Doch wurde der Umblick dadurch beschränkt, daß am südwestlichen Himmel dunkle Wolkenmassen heranzogen, die uns nichts Gutes hoffen ließen. Sehnsüchtig spähten wir umher nach den Grieben'schen Luftgeistern, um nöthigenfalls ihre Intervention anzurufen. Da entdeckten wir zwischen den Baumgipfeln ein thurmartiges Gerüste, ähnlich der „Himmelsleiter“ auf dem Schmausenbuck. Schnell kletterten wir von unserem Sitze herab, eilten durch das Gebüsche und erblickten mit Freuden ein lebendes Wesen auf der Höhe des Thurmes. Rasch stiegen wir die morsche Leiter hinan und fanden zwar keinen schützenden Luftgeist, aber einen harmlosen österreichischen Soldaten mit einem

Digitized by Google

Teleskop und einem Kasten voll verschiedener Meßapparate. Er erzählte uns, daß er der Bediente eines österreichischen Ingenieur-Hauptmanns sei, welcher sämmtliche Fichtelgebirgshöhen aufzunehmen habe. „Schaun's da drüben" — dabei deutete er auf den gegenüberliegenden Zwillingsbruder des Ochsenkopfes, auf den Schneeberg — „schaun's dorten die Blöss'n am Berg. Dorthin muß gleich mein Herr kimma. Itzt muß i Obacht geb'n, wann er mir's Zeichen gibt. Die Blöss'n muß groad durch d'Mitt' von mein' Glas durchlaufen." — Wir vermochten aus dieser Erklärung nicht recht klug zu werden und guckten durch das an der hölzernen Brüstung festgeschraubte Fernglas. „Du lieber Himmel! Sie haben ja Ihr Glas viel zu hoch gerichtet;" riefen wir. „Nicht die Waldblöße und Ihr Hauptmann, nein, die Wolken ziehen davor vorüber." — „Dös san koane Wolken nit, dös is die Blöss'n," sagte er mitleidig lächelnd im sichern Bewußtsein des überlegenen Wissens. Wir schauten abermals, konnten aber wieder nichts erblicken als bedenklich ausschauende, mit zunehmender Schnelligkeit vorbeieilende Wolken. Es half nichts, daß wir den guten Mann über seinen Irrthum zu belehren suchten. Er blieb dabei: „Dös san koane Wolken nit, dös is die Blöss'n." — Wir merkten nunmehr wohl, daß manche Oesterreicher schwer zu bekehren sind, und wollten eben unsern hohen Standpunkt verlassen, als ein kurzer aber energischer Regenguß uns zwang, noch einige Zeit bei dem unverbesserlichen Sohn Oesterreichs auszuharren. Mit merklich verlängerten Gesichtern überschauten wir den nördlichen Bergabhang, den wir hinabsteigen mußten, um Bischofgrün zu erreichen. Unseren ursprünglichen Plan, die Mainquelle aufzusuchen und dann den Schneeberg zu besteigen, gaben wir sofort auf. Wir orientirten uns genau über die einzuhaltende Richtung und begannen dann das Hinabklettern. Aber o weh! bis über die Kniee wateten wir beständig durch das nasse Schwarzbeerkraut und die triefenden Büsche und Fichtenzweige sorgten dafür, daß auch der Oberkörper bei dieser gründlichen Waschung nicht zu kurz kam. Die Luftgeister verwünschend, daß sie uns so schmählich in die Gewalt der Wassergeister hatten gerathen lassen, patschten wir durch Dick und Dünn fort und kamen endlich

Digitized by Google

vor Bischofgrün an. Noch stand die Sonne am Himmel, daher beschlossen wir, trotz unserer durchnäßten Kleider noch nicht zu rasten, sondern erst in dem drei Stunden entfernten Weißenstadt ein gastliches Obdach zu suchen. Morgens 8 Uhr hatten wir unsere Tagreise angetreten, und als Abends zu derselben Stunde die Gebetglocke läutete, durchschritten wir das Weißenstädter Stadtthor. Im Welzel'schen Gasthofe fanden wir die beste Aufnahme, sehr gute Küche und ausgezeichnetes Bier. Lange saßen wir beim schäumenden Glase im Gastzimmer, woselbst uns ein joviales Weißenstädter Kind allerlei lustige Schnurren über seine Vaterstadt erzählte, nach denen zu schließen, die ehemaligen Weißenstädter den berühmten Schildbürgern eine starke Konkurrenz gemacht haben müssen. Ich theile nur ein Stücklein mit:

Es begab sich auf eine Zeit, daß das Zeislein des gestrengen Herrn Bürgermeisters einmal sein Bauer unverschlossen fand. Weil eben ein schöner Tag war, gedachte vermeldetes Zeislein sich ein wenig im Freien zu erlustiren, flog derohalben, ehe sich jemand dessen versah, durch das offene Fenster auf den Giebel des Rathhauses und besah sich mit sichtbarlichem Vergnügen die guten Weißenstädter aus der Vogelperspektive. Ob des Verlustes seines Zeisleins vermeinete der Bürgermeister schier ein Narr werden zu müssen. Eilig entbot er den Rathsdiener sammt dem Bettelvogt und befahl, es sollten auf der Stelle die Stadtthore geschlossen werden, damit besagtem Zeislein die Möglichkeit benommen sei, in's Freie zu entkommen. Zugleich ward bekannt gemacht, daß bei schwerer Strafe niemand ein Thor wieder öffnen dürfe, es sei denn, daß seine Gestrengen zuvor dero leichtsinniges Zeislein wiederum in sicheren Gewahrsam gebracht hätte. Es geschah aber, daß um dieselbige Stunde der Viehhirt tütete. Ein jeder Weißenstädter ließ eilends seine Rinder aus dem Stalle, auf daß sie mit dem Hirten hinaus auf die Weide gingen. Als nun der Gemeindestier, insgemein Bummel genannt, so voranging, an das verschlossene Thor gelangete, brummte er zorniglich und stieß mit den Hörnern freventlich dawider. Siehe da, das Schlupfpförtlein ging auf, aber es war zu klein, als daß die Rinder hindurch gekonnt hätten. Auch kamen der Rathsdiener und der Bettelvogt gegangen

Digitized by Google

und entsatzten sich, als sie sahen, welche Schandthat der Bummel verübet hatte. Mit Stockschlägen und Hellebardenstößen trieben sie den widerspenstigen Missethäter davon, schloßen das Thürlein allsofort wieder und vermeldeten Sr. Gestrengen, welche schnöde Verachtung der weisen Anordnungen des Stadtoberhauptes der Bummel an den Tag zu legen sich nicht entblödet habe. Zudem erschien der Thorwärtel und sagte aus, daß er mehrbesagtes Zeislein allbereits außerhalb der Stadtmauer gegen den Waldstein zu habe fliegen sehen. Darob erzürnete sich der Bürgermeister heftiglich und gebot dem Rathsschreiber, er solle alsbald ein Protocollum über sothanes crimen laesae majestatis aufsetzen. Des andern Morgens aber berief er eine Rathsversammlung, und nach gründlicher Berathung und geschehener Umfrage ward einhellig beschlossen: massen der Bummel in schnödem Frevelmuthe das Thürlein zu öffnen sich vermüßiget und somit dickbesagtem Zeislein verbotenen Ausschlupf verschaffet habe, so solle er männiglich zum abschreckenden Exempel verurtheilet und gehalten sein, das Gras wegzufressen, dessen der Kirchthurmkranz zu seiner Unzier nur allzuviel aufweise. Man wolle Deliquentem zum Aufsteigen einige Beihülfe mit Seilen oder Stricken nicht versagen; wofern es ihm aber arriviren sollte, daß er abstürze und Hals und Beine breche, so wolle man sich den Teufel darum scheren. Nun endet die Affaire wie die analoge Geschichte zu Schilda; die Weißenstädter aber werden, so man sie hänseln will, Bummelhenker genannt bis auf den heutigen Tag. —

Das jetzt lebende Weißenstädter Geschlecht erinnert indeß durch nichts an seine Ur-Urväter, denen jedenfalls lose Schälke die genialen Schildbürgertugenden angedichtet haben. Mancherlei Gewerbe und Hantierung vertritt selbst in weiter Ferne die Ehre des Weißenstädter Namens. Der in dem Ackermann'schen Etablissement behauene und geschliffene Granit und Marmor wandert nach allen Richtungen der Windrose, und der edle Weißenstädter Gerstensaft steht in aller Herren Ländern in wohlverdientem guten Renommee.

Nachdem wir einen langen Schlaf gethan, zogen wir den nächsten Morgen durch Wald und Moor nach Wunsiedel. Zur Rechten

Digitized by Google

schlossen der Schneeberg, der Rudolfstein und die Kösseine, zur Linken der Waldstein, der Epprechtstein und der große Koruberg die Fernsicht. In Wunsiedel besichtigten wir zunächst das hübsch gebaute Städtchen und die eherne Büste, welche die Bürgerschaft ihrem berühmten Landsmann Jean Paul Friedrich Richter gewidmet hat. Nach Tisch begaben wir uns in das am Fuß der Louisenburg gelegene Alexandersbad. Nachdem wir in den hübschen Anlagen Kaffee getrunken, das Mineralwasser aber blos betrachtet hatten, schickten wir uns an, die Louisenburg, die Perle des Fichtelgebirgs, zu durchstreifen. Unser fürtrefflicher Grieben ließ uns nichts Geringes erwarten, wenn er schreibt: „Einen der seltensten Hochgenüsse gewährt die Louisenburg ein Conglomerat phantastischer Felsen mit zackigen Spitzen, zerklüfteten Säulen und prächtigen Wänden, welche die Kronen stattlicher Bäume hoch überragen. Das Gefühl, das jedes Menschenherz beim Anschauen dieser erhabenen Felsentempel unwiderstehlich ergreift, ist mehr als Staunen, mehr als Bewunderung: es ist Ehrfurcht, ein heiliger Schauer“ ... Unsere Erwarterungen wurden in der That nicht getäuscht. Die großartigen Felsenpartien mit ihren Grotten, Schluchten, labyrinthartigen Gängen, umgeben von schönen Anlagen und mächtigen Baumgipfeln müssen auch den kältesten Beschauer erwärmen. Ich will es hier nicht unternehmen, die Herrlichkeiten einzeln zu schildern, man muß diesen in seiner Art einzigen Berg sehen. Keine Schilderung, und wäre sie auch mit Grieben'scher Emphase geschrieben, vermag eine Vorstellung zu erwecken, die der schönen Wirklichkeit annähernd entspricht. Nur Eins fand ich zu tadeln: gerade an den schönsten Punkten hat man gereimte und ungereimte Denksprüche in die Felsen eingehauen. Sind wir denn in unserem bürgerlichen und Berufsleben nicht bevormundet genug? Muß man das Gängeln so weit treiben, daß man selbst in Gottes freier Natur dem Denken und Fühlen des Einzelnen in pedantischer Weise eine mustergültige Form und Richtung vorschreiben will?

Von der Louisenburg, die der preußischen Louise zu Ehren diesen Namen trägt, früher dagegen nach einem nun in Trümmern liegenden Raubnest Luxburg hieß, stiegen wir über den Burgstein empor

Digitized by Google

zur Kösseine, dem „Tummelplatz der Luftgeister," wie Herr Grieben in Klammer zu bemerken nicht vergißt. Von dieser Bergspitze aus hat man eine Rundsicht, welche an Schönheit die des Ochsenkopfes übertrifft und mit welcher sich nur der Waldstein messen kann. Kommt und sehet! rufe ich statt jeglicher Beschreibung meinen Lesern zu.

Noch hatte am nächsten Morgen die rosenfingerige Eos den feurigen Rossen des Sonnengottes die goldenen Pforten nicht geöffnet — ich kann mir nicht helfen, die Grieben'schen Luftgeister müssen in meine Feder gefahren sein — da entreißen wir uns den weichlich bestrickenden Armen des Morpheus. Beflügelten Schrittes durchstürmen wir des Waldes hehres Dunkel, durchsäuseln der Auen lachend Grün, und bevor die Mahnerin an die Vergänglichkeit mit ehernem Munde im nahen Weißenstadt die neunte Morgenstunde verkündet: da umfangen uns ambrosische Waldesdüfte, und siehe, wir stehen auf dem romantischen Kapitol der sublimsten Luftgeister, auf der erhabenen Spitze des göttlichen Waldsteins, der mit der nicht minder göttlichen Louisenburg um den Erisapfel streitet. Doch ach! aus der erhabenen Höhe dichterischer Begeisterung muß ich in die nüchterne Prosa der gemeinen Wirklichkeit herabfallen! Wir haben Hunger wie die Wölfe, und bei leerem Magen ziehen die Menschenkinder — es ist traurig zu sagen! — oft eine saftige Schweinskeule einem ganzen Pegasus vor. Ehe wir daher in den Reizen des Waldsteines schwelgen, treten wir in die gastliche Wohnung eines alten, forstmännisch aussehenden Knasterbartes, verzehren ein tüchtiges Stück Schinken und vergessen nicht, daß sich auf Schinken sehr gut trinken reimt, zumal wenn man, wie wir, so ein köstliches Weißenstädter vor sich stehen hat. Dabei durchblättern wir das Fremdenbuch, und nachdem wir durch die Lektüre von einem Dutzend mehr oder minder abgeschmackten Gefühlsausbrüchen empfindsamer Touristen unsere Gefühle ganz auf das Niveau der Alltäglichkeit herabgestimmt haben, machen wir uns an die Besichtigung des letzten Berges, den wir für diesmal im Fichtelgebirg zu besteigen gesonnen waren. Allein wo soll bei so vieler Herrlichkeit das entzückte Auge zuerst hinschauen? Hochaufgethürmte Gesteinsmassen, steile Wände, tiefe Abgründe, enge Schluchten, freund-

Digitized by Google

liche Grasplätze um die Mauerreste der alten Ritterburg, das Ganze umwuchert von der großartigsten Waldvegetation — das Alles bildet ein Gemälde, daß man ein lebendig gewordenes Märchen vor sich zu sehen glaubt. Ersteigt man endlich auf schwindelndem Pfade, durch ein Eisengeländer vor dem Abstürzen geschützt, die die Burgruine um 150 Fuß überragende Felsennadel, so gelangt man auf einer nur wenige Quadratfuß haltenden Oberfläche in einen gußeisernen, mit Schießfenstern versehenen Pavillon. Die Rundschau, welche man hier halten kann, vereinigt mit außerordentlicher Ausdehnung die größte Mannigfaltigkeit. Nur mit Widerstreben verließen wir diesen herrlichen Punkt, nicht ohne den mächtigen Bergen, den stattlichen Wäldern einen dankbaren Scheidegruß zugerufen zu haben.

Während wir den Weg nach Münchberg einschlugen, von wo aus uns die Eisenbahn zunächst wieder nach Bayreuth zur eben beginnenden oberfränkischen Lehrerversammlung bringen sollte, belehrte uns unser schätzbarer Gribben, daß die Burg Waldstein, gleich den benachbarten Schlössern Rudolfstein, Epprechtstein und Lurburg, noch beim Beginn des 16. Jahrhunderts ein gefürchtetes Raubnest war. Die edlen Schnapphähne aus dem Geschlechte derer von Sparneck hatten einst auch zwei Nürnberger Kaufleute, die zur Leipziger Messe wollten, aufgehoben und auf ihre Burg geschleppt. Als eines Tages das adelige Raubgesindel ein scharfes Zechgelage hielt und Ritter und Knappe nach alter Väter Sitte sich kannibalisch besoffen, gelang es den Gefangenen mit Hülfe des schönen und gutherzigen Töchterleins des Kerkermeisters zu entkommen. Allein bald wurde die Flucht entdeckt und wie eine Windsbraut stob ein Schwarm von Verfolgern hinter den Flüchtlingen her. An ein Entkommen war nicht zu denken, auch ließ sich nirgends ein Versteck erblicken. Da krochen die armen Gehetzten in ihrer Angst unter ein armseliges Brücklein unweit Münchberg. Wenige Minuten später flog die Reiterschaar über ihren Häuptern hinweg. Nach längerem erfolglosen Suchen kehrten die räuberischen Strolche wieder heim. Die Nürnberger gelangten glücklich in ihre Heimath. Dort rüstete man sofort streitbare Mannschaft. Unvermuthet sahen sich die Räuber belagert und angegriffen. Die nürnber-

Digitized by Google

gischen Feldstücke eröffneten ein grausamliches Feuer gegen die Mauern und bald ward die Raubburg mit Sturm genommen. Den Burgmannen war es jedoch geglückt, im letzten Augenblick nach dem Epprechtstein zu entkommen, und — die Nürnberger hängen Keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Den Roman aber zwischen dem einen, natürlich noch jungen und unverheiratheten Nürnberger und seiner schönen Befreierin weiter fortzuspinnen, bleibe der Phantasie meiner geneigten Leserinnen überlassen.

Da unsere Rückreise, die mit der Eisenbahn über Bayreuth und Kulmbach erfolgte, zu besonderen Bemerkungen wenig Anlaß bietet, so breche ich hier den Reisebericht ab und erlaube mir dafür, noch ein paar Worte über die Bewohner des Fichtelgebirgs anzufügen.

Das Fichtelgebirg ist die Grenzscheide, an welcher sich in der auf die Völkerwanderung folgenden Periode thüringische, fränkische und wendische Elemente begegneten und allmählich mit einander verschmolzen. Selbst wenn dies nicht bekannt wäre, so müßte der Dialekt den Kundigen überzeugen, daß die Bevölkerung gemischten Ursprungs ist. Im Kampfe mit einer rauhen Natur ist der Sohn des Gebirges thätig und industriös geworden. Soweit es der Boden gestattet, wird der Ackerbau fleißig gepflegt; so produzirt man namentlich Haber, Kartoffeln und Flachs in bedeutender Quantität und ausgezeichneter Qualität. Auch Korn und Gerste wird erzeugt, dagegen ist der Weizen-, Obst- und Gemüsebau auf die geschützteren Lagen beschränkt. Mit der beträchtlichen Flachserzeugung ging von je die Weberei Hand in Hand. Dieselbe hat durch die in unserm Jahrhundert erst recht zur Blüthe gekommene Kattun- und Kunstweberei noch eine ansehnliche Ausdehnung erfahren. Im Schoße der Berge suchte und fand man frühzeitig allerlei schätzbares Material; zahlreiche Schmelzhütten und Eisenhämmer beschäftigen viele Hände. Das Glas, aus welchem der geneigte Leser sein Schöppleim oder seine „Halbe" trinkt, ist vielleicht in Bischofgrün geblasen worden; die Glasperlen von Warmensteinach stehen sogar bei dem Guinea-Neger und dem Südsee-Insulaner in nicht geringem Ansehen. Wie schon weiter oben erwähnt wurde wird das Fichtelgebirgsgestein, das sich zu baulichen und monumentalen

Digitized by Google

Zwecken vorzüglich eignet, fleißig verwerthet. Die kolossalen Säulen der Ruhmeshalle bei Kehlheim, das Piedestal des Schillermonuments in Frankfurt a. M. sind, wie zahlreiche andere derartige Arbeiten in Weißenstadt gefertigt worden. Dieses Städtchen, sowie Schwarzenbach an der Saale treiben starken Biererport. Im Fichtelgebirg selber wird der früher stark im Gebrauch gewesene Kartoffelschnaps immermehr von dem Gerstensafte verdrängt. Der außerordentliche Holzreichthum leistet so manchem Gewerbe und Handelszweig Vorschub. Sollte jedoch die Bezeichnung „Holzschlegelland" und der Name „Holzschlegler" von jemand gebraucht werden, um damit anzudeuten, daß Charakter und Eigenthümlichkeiten der Bewohner irgend etwas Verwandtschaftliches habe mit den Stöcken, Klötzen und Schlegeln, die man in den Fichtelgebirgswaldungen sehen kann, so ließe sich daraus nur schließen, daß der Calumniant entweder boshaft oder ein Ignorant ist, und in beiden Fällen wäre das „Winken mit dem Holzschlegel" vielleicht ganz am rechten Platze. Der Fichtelgebirgsbewohner hat nicht nur nichts Schwerfälliges und Unbeholfenes an sich, sondern er hat im Gegentheile gefällige Manieren und gewandte Umgangsformen. Er ist lebenslustig und empfänglich für Alles, was ihm als eine Verbesserung des bisher Bestehenden erscheint. Von der vielgerühmten Urwüchsigkeit und konservativen Grobheit des altbayerischen Gebirgssohnes findet sich keine Spur. Eine Eigenthümlichkeit muß ich vor allem noch hervorheben, die einen sehr wohlthuenden Eindruck macht; es ist der Sinn für Ordnung und Reinlichkeit. Jeden Sonnabend wird Stube und Flur sorfältig gefegt, und kommt man Sonntags in eine Bauernstube, so findet man Fußboden, Tisch und Bank so blank gescheuert wie in der reinlichsten Stadtwohnung. Hält man andere Landschaften dagegen, wo die Bauern mehr oder weniger dem Grundsatz huldigen: Je mehr D . . ck, desto mehr Geld, und wo dieselben jahraus jahrein förmlich vom Schmutz inkrustirt sind, so fällt ein Vergleich sehr zu Gunsten des Fichtelgebirgsbauern aus. Wenn endlich dem Fichtelgebirger, vielleicht nicht immer mit Unrecht, nachgesagt wird, daß bei seinem lebenslustigen Sinn das mühsam Erworbene öfters schneller flöten geht, als nöthig wäre, so daß er zuweilen ge-

Digitized by Google

zwungen ist, schlecht zu leben, so muß doch andererseits konstatirt werden, daß er stets auf Noblesse hält. Er wird es niemals tadelnswerth finden, was „der Florian“ in Auerbachs „Dorfgeschichten“ singt:

„Jetzt hab' ich noch drei Kreuzer,
Ist all' mein baares Geld;
Dafür laß ich mir waschen
Mein' Hosen und Gamaschen,
Kauf mir Wichs dazu,
Kauf mir Wichs dazu
Für mein' Stiefel und Schuh.“

So nehmen wir denn Abschied von Land und Leuten im Fichtelgebirg. Die Partie war lohnend in jeder Beziehung, und wir rufen beim Scheiden dem Holzschlegellande die variirte Weise eines andern bekannten Liedchens zu:

Zu dir bin ich gangen,
Bei dir hat's mich g'freut,
Zu dir geh' ich wieder,
Kein Weg ist mir z'weit.

Digitized by Google

Und als der Großvater die Großmutter nahm.

Zeitbild

von

P. C. Geißler.

Sie saßen um den runden Familientisch, in welchen heute Abend, wie an jedem Sonntage, ein Brett eingelegt war, wodurch derselbe eine vergrößerte, ovale Form annahm. Denn so war es im Hause Brauch: der Rathskonsulent Horst liebte es zu Winterszeit, nach dem Abendessen seine Kinder bei sich zu sehen, die aufgeweckte Frau Registratorin mit dem zehnjährigen Töchterchen, — den Sohn Karl, Kaufmann und Chef eines jungen aufblühenden Geschäfts nebst Gattin und hoffnungsvollem Sprößling, dem in der Lateinschule die verba anomala bedeutendes Kopfzerbrechen machten. — Da leuchtete die schöne Petroleumlampe magisch über den mit hellem Teppich bedeckten Tisch, während ihr mattgeschliffener Glassturz die Köpfe der Herumsitzenden in jenem angenehmen Helldunkel erscheinen ließ, welches, wenn die Hände der Damen mit Näh- oder Strickarbeit beschäftigt sind, genug Licht gibt, um in den Pausen dieser ruhenden Activität die Augen der Fleißigen zu erkennen, wenn sie entweder etwas Interessantes zu vernehmen oder selbst zu erzählen haben. Die Herren kommen zumeist etwas später; im Klub hörten sie manches,

Digitized by Google

was den Papa interessirt — der Alte ist der Welt und ihren Zeitläuften keineswegs abhold, obwohl er sich wenig mehr unter die Leute mischt — Mütterchen geht ab und zu, sieht nach dem Rechten, daß die Gläser nicht leer werden, hat auch wohl noch etwas Selbstgebacknes, was sie ganz überraschend zum Versuchen für die lieben Töchter und vor Allem, die Kinder, aufstellt, deren sehnsüchtige Blicke schon längst nach dem gewiß nicht Ausbleibenden geschielt hatten, während sie sich höchst wichtige Schulgeschichten die im Lauf der vergangenen Woche vorgefallen, mittheilten.

War aber der Tisch versorgt, war das Aussergewöhnliche besprochen, dann brachte Mama dem Papa die bereits vom Diener gestopfte Pfeife und den brennenden Fidibus zum Anzünden dazu — die jüngeren Herren rauchten Cigarren. Hierauf stellte sie ein zierlich gearbeitetes Kästchen auf, dessen klappernden Inhalt sie leerte, setzte sich dann neben den Gatten der den Augenblick jetzt selbstverständlich dazu gekommen erachtete, nahm das Strickzeug zur Hand und spielte mit ihm — Domino. Das ließ den beiden Zeit und Muße genug dem Gespräche der Anderen nach Belieben Aufmerksamkeit zu schenken, ja auch hie und da ein Wörtchen dazuzugeben, dabei aber auch war es Veranlassung, da nur um schweres Geld, nämlich um Pfennige gespielt wurde, der Mama eine artige Beute zu sichern, da sie stets im Vortheil, Papa aber in permanentem Pech saß und wohl oder übel ohne Gnade seinen Verlust auszahlen mußte, der in einer Sparbüchse sich ansammelte zur Verwendung für besondere Ausgaben, über welche sie sich selbst nur Rechenschaft gab.

Heute aber war, wie dies wohl manchmal der Fall, während des Spiels der Alten der Faden des Gesprächs abgerissen, so gemüthlich es sonst war. Die Herren griffen zum Glase, bliesen Rauchwölkchen in die Luft, man hörte das Klappern der Stricknadeln — Papa konnte die Zahl an dem schlau von der Mama ihm verrannten Paß zum Ansetzen nicht finden und mußte kaufen, den doppelten Sechser und den doppelten Fünfer in schöner Eintracht hinter einander, die Mama spannend auf den in Aussicht stehenden großen Gewinn da erschallte ein feines Kinderstimmchen:

Digitized by Google

„Großpapa, hast Du denn gleich mit der Großmama Domino gespielt als ihr noch jung waret und Euch geheirathet habt?“

Diese mit großer Wichtigkeit gestellte Frage aus dem Munde der kleinen Therese erregte allgemeine Heiterkeit, und diese steigerte sich noch mehr bei der eben so ernsten Erklärung des Angeredeten:

„Das wohl weniger, mein Kind; ich erinnere mich, daß wir damals Wichtigeres zu thun hatten!“ — Richtig!“ wendete er sich zur Mama — alles gekauft — ich geschlagener Mann, und noch dazu vom eignen angetrauten Eheweib — 70 Augen Verlust, thut 2 Neugroschen drei Pfennige — Für heute nicht mehr! Wie sie mir vor 40 Jahren das Herz gewonnen, so bringt sie mich heute an den Bettelstab — Da hast Du das Sündengeld, thue es zu dem anderen, von dem die Rechte nicht weiß, wo es die Linke hinbringt.“ Damit schob er dem Mütterchen mit komischen Ernst den Betrag zu, den sie sich triumphirend beeilte, als Errungenschaft in Sicherheit zu bringen.

Papa schaute ihr vergnügten Blicks nach. „Immer noch wie damals“ scherzte er. „Ja Kinder, Ihr hättet sie kennen sollen, wie sie dazumal war, als ich sie zum erstenmale sah, in der fröhlichen Studentenzeit, die beinahe ein trauriges Ende genommen hätte. —

„Wie wärs denn, Papachen, wenn Sie uns das erzählten — Mama hat gewiß nichts dagegen,“ so sprach die Schwiegertochter und Robert und Reschen jubelten und klatschten in die Hände: „ach ja, Großpapa, erzählen, erzählen!“ —

Die Thüre ging auf und herein trat die Frau Registratorin mit einem Präsentirteller, auf welchem eben so viele Gläser standen, als Personen im Zimmer wnren, gefolgt von der Magd mit der dampfenden Punschbowle. — Das war in der Stille so bewerkstelligt, ihre Abwesenheit kaum bemerkt worden. Mit einem Kuß aber für Vater und Mutter flüsterte sie: „Es ist ja heute Euer Hochzeittag — ich habe ihn mir wohl gemerkt!“ —

„Erzählen, Papa, erzählen!“ jubelten die Kinder in ihrer kecken Weise — „erzählen, wie der Großvater die Großmutter nahm!“

„Nun, wenn's nicht anders ist, warum denn nicht,“ sprach der Papa, den der fein bereitete Punsch der Frau Tochter, die ihn aus-

Digitized by Google

gezeichnet zu bereiten verstand, eine Röthe ins Gesicht getrieben, die ihn förmlich verjüngte, „Es ist eine gar schöne Geschichte, und könnt Ihr etwas daraus lernen!“ —

Ei du fröhliche, du lustige Studentenzeit! Ihr dürft nicht denken, daß der Alte mit der Amtsmiene und den Falten im Gesicht, die ihm manche Sorge eingeprägt, immer so ausgesehen wie heute. Damals — es war im Jahr 1819 — kochte überwallend das junge frische Leben im Herzen. Den klösterlichen Zwang der Fürstenschule in Meissen hinter mir, wanderte ich mit den anderen Abiturienten der Prima in der Universitätsstadt Leipzig ein — daß sie nebenbei etwas Handelsstadt und als solche vielleicht auch etwas Berühmtheit hat, kümmerte mich wenig. Endlich das sehnlichst erstrebte Ziel erreicht! Mit leichtem Ränzchen auf dem Rücken — fürwahr ein lustiges Häuflein diese Meißner! Zwei Tagereisen hatten wir zurückgelegt — jetzt bringt die Eisenbahn in drei Stunden hin nach dem Pleisse-Athen — den Weg uns mit fröhlichem Gesang von Studentenliedern verkürzend, die wir wohl im Kopfe hatten, hier aber zuerst durch unsere Kehlen in Gottes freier Luft so recht aus freier Brust zur Geltung bringen konnten. O dieses Wandern mit frohem Sinn, offnem Herzen, leichtem Geldbeutel und müden Füßen am Abend — mit dem prächtigen Schlaf nach Beschwichtigung des hungrigen Magens, wenns sein muß, auf Strohlager; den andern Tag wieder gestärkt durch das Bad am Röhrtrog im Hofe munter weiter mit den guten Gesellen — setzt ihm entgegen den bequemen Platz im Eisenbahnwaggon der Euch aller Mühseligkeiten überhebt, und Zeit erspart für wenig Geld! — Zeit damit gewonnen, aber den Genuß der Erinnerung für alle Zeit verloren — der Erinnerung an die Lichtblicke eures Lebens!

Am Grimma'schen Thore — damals gab es noch Thore in Leipzig, die eine neue Welt schon längst als überflüssiges Möbel abgeschafft, angelangt, gaben wir unsere Pässe ab und fragten den Thorschreiber, welcher dieselben mit wichtiger Miene prüfte, nach der „Burschenkneipe“, erhielten aber von ihm die mürrische Antwort, daß er

Digitized by Google

diesen Gasthof nicht kenne, was uns sehr verwunderlich vorkam. Glaubten wir doch, es müsse dies höchst wichtige Institut jedem Kinde auf der Gasse bekannt sein. Verächtlich die Achsel zuckend waten wir in die Stadt ein mit möglichst kräftigem Schritt und festem Aufschlagen der Stöcke auf das Pflaster in der festen Ueberzeugung, Leipzigs Gesammtbevölkerung werde in freudigem Erstaunen über seinen jugendlichen Zuwachs uns seine Sympathie bezeigen — aber nichts desgleichen erfolgte, indem wir an den an uns gleichgültig Vorübergehenden davon keine Spur bemerkten.

Desto eifriger stürzten wir einem die breiten Mittelsteine des Strassenpflasters entlang daher schlendernden Jünglinge entgegen, der in schwarzem, mit Sammt besetztem altdeutschen Rocke, das ausdrucksvolle Gesicht von langen blonden Locken umflattert, das schwarze Barret ohne Schirm kühn in den Nacken gedrückt, mit dem schwarzroth-goldnen Bande über der breiten gewölbten offenen Brust uns als Ideal unserer Comilitonen in spe erschien. Die Beine steckten in schwarzen Pantalons, in denen zur Noth noch ein Anderer mit den seinigen Platz gefunden hätte, sie waren mit breiter Goldborte und rothem Vorstoß besetzt, an den Stiefeln klirrten die Zoll-großen Räder sogenannter Pfundsporen. — Das war unser Mann, und an ihn richteten wir unsere Frage von wegen der Burschenkneipe.

Er maß uns mit längerem freundlichen Blicke. — „Woher kommt Ihr?“ — „Von Meissen!“ — „Traun, ein wackeres Häuflein, hübsche Kerle! — hätte Euch so gekeilt, (angeworben) wenn Ihr nicht von selbst gekommen wäret: Nun, Gott zum Gruß, ihr Kunden — dort um die Ecke rechts — doch besser, ich gehe gleich selbst mit —“

Den Comfort unserer Tage in den damaligen Gasthäusern, den man selbst in den geringsten Lokalen nicht vermißt, kannte man anno dazumal nicht. Im niederen, von Rauch und Tabaksdunst erfüllten Zimmer gings lustig her; 50 bis 60 junge Leute, die sich der Röcke, keineswegs aber der Mützen auf dem Haupte entledigt hatten, sangen und jubelten lustig durcheinander; am oberem Tische saßen unbeirrt von dem Getümmel, die älteren in ernster lebhafter Berathung bei

Digitized by Google

einander. — Unser neuer Freund und Protektor — würdet Ihr in ihm jetzt den alten Medizinalrath Heinisch erkennen, den ernsten Greis mit den Silberlocken, die noch heute, nur gebleicht, seinem Scheitel entwallen — stellte uns dem 1. Vorstande, dem Sprecher, vor. Ich sagte ihm in unsrer Aller Namen, daß es unser innigster Wunsch sei, in den Kreis der Burschenschafter aufgenommen zu werden.

„So Ihr unserer Verbindung würdig seid, und das werden wir erfahren und die Kugelung über Eure Aufnahme wirds zeigen, seid Ihr uns herzlich willkommen!“ sprach der Vorstand, schüttelte uns kräftig die Hände und führte uns von Tisch zu Tisch. Da wurden uns nun von allen Seiten die Krüge zum Willkommen gereicht; manch bekanntes Gesicht von denen, welche ein und mehrere Jahre früher unser Gymnasium absolvirt hatten und jetzt schon in das Zeitalter der jungen und alten Burschen getreten waren, lachte uns bekannt entgegen — alte Freundschaftsbande wurden wieder angeknüpft, neue geschlossen; — alles in Kürze, denn wir mußten fort, in die bereits für uns bestellten Quartiere, in denen wir unseren akademischen Lebenslauf beginnen wollten.

Mir ward das Loos beschieden, bei entfernten Verwandten von mütterlicher Seite Unterkunft zu finden, in einem Stübchen, welches ihnen entbehrlich war. Die Wohnung war in einem großen Hause der Petersstrasse „vier Treppen hoch im Hofe links.“ — Ach, es war nicht meine Wahl! Aber der gute Vetter, seines Zeichens ein Schneider, hatte das Zimmer von seinen außerdem sehr beschränkten Räumlichkeiten für eignen Gebrauch gegen den mäßigen Preis von 10 Thaler jährlich abgetrennt und mir zur Verfügung gestellt, die guten Eltern dies dankbar acceptirt. — „Kleene is es, Vetterchen, aber doch scheene, sähen Se nur den blauen Himmel, da han Se reene Luft, un wenn Se zum Fenster runter in den Hof guken, da kennen Se manchmal ooch Leite rumlofen sähn!“ — So hatte mir das freundliche bewegliche Männchen meinen Palast angepriesen. Unter anderen Verhältnissen hätte man wohl nicht mit Unrecht das Räumchen „Bodenkammer“ genannt, wenn es sich nicht durch seine schön

Digitized by Google

grün angestrichenen Wände und einen Ofen in der Ecke stolz gegen diese blasphemirende Bezeichnung verwahrt hätte. Diesen gegenüber fand ich mein frisch bezognes eignes Bett, welches mit meinen anderen Effekten schon vor mir eingetroffen war, eine Kommode, ein Stehpult am Fenster, ein Bücherrepositorium, Raum für den Koffer, zwei Stühle und sogar — ein Sopha, freilich nur mit Heu ausgepolstert, und deshalb sehr zusammengesessen. Daß die Tante schon mit einem „Täßchen Kaffee" auf mich gewartet hatte, in welchem Milch und Wasser und Rüben sehr stark, Zucker und die narkotische Bohne sehr schwach vertreten waren, verstand sich bei der guten Sächsin von selbst. —

Ich erwähne nur vorübergehend die Beschäftigungen der nächsten Tage. — Die Inscription als Universitätsbürger war erfolgt, eine stattliche Pfeife mit drei Schuh langem Rohr, mit Erlanger Kernspitze und schwarzrothgoldnen Troddeln, auf dem Pfeifenkopfe zwei gekreuzte Schläger mit den Burschenfarben und dem signum: G. E. F. V. und Tabak dazu war gekauft — die ersten Versuche in der Kunst des Rauchens mit ihren Beschwerden hatte ich schon in der Gymnasialzeit überstanden — ferner ein paar plattirte Sporen, das unerläßliche Attribut des angehenden Studenten an den Absatz der Stiefeln angeschraubt — so war denn an der äusserlichen Ausstattung des jungen Musensohns nichts auszusetzen, denn alles Uebrige, der schwarze altdeutsche Rock, die weiten Beinkleider von ungebleichtem Drell, das Barett mit den metallnen Eichenblättern an der Stirnseite, und vor allem die großen weißen von der kunstreichen Hand der Schwestern sorgfältig gestickten Krägen, welche von dem blosgetragenen Halse über Brust und Schultern herabfielen, so wie ein perlgestricktes dreifarbiges Burschenband, ein selbstgefertigtes Andenken Eurer Tante Riekchen — fand sich im Koffer bereits als mitgebrachtes Inventar vor. — Das Band — ja das durfte ich freilich erst dann tragen, wenn ich in meine Verbindung aufgenommen war; wie sehnlich erwartete ich diesen Tag! — Ein Student aus jener Zeit würde Euch in seiner Erscheinung wohl ein Lächeln abgewinnen und etwas abentheuerlich erscheinen; damals aber lag selbst der Anzug in der Richtung der Zeit, wie

Digitized by Google

sie sich im neuerwachten und angestrebten Universitätsleben entwickelte und dasselbe beeinflußte.

Die Collegien bei den Professoren hatte ich belegt, ich hatte mich bei einigen dieser Koryphäen der Wissenschaften selbst vorgestellt, der Freitisch im Convikt war mir in Aussicht, eben so ein paar kleine Stipendien, und so hatte ich denn vorerst den Ansprüchen an mein geistiges, wie das leibliche Selbst, Genüge geleistet. —

Indeß nahte der Tag der Aufnahme in die Burschenschaft. Meine Schulfreunde und ich waren bei der Kugelung durchgängig weiß aus der Urne hervorgegangen. Beim Fuchscommers sollten wir rezipirt werden; eingeweiht in die Mysterien des Burschenlebens mit ihren Bräuchen, Worten und Thaten. — Im stattlichen Zuge, die Vorstände zu Pferde an der Spitze oder als Adjutanten mit schwarzrothgoldner Schärpe angethan, die blanken Schläger in der Hand nebenherreitend und die Ordnung erhaltend, nach dem Takte der voranziehenden Janitscharmusik. — Die vermeintlichen Janitscharen waren freilich nur ehrsame sogenannte Stadtpfeifer, nach deren friedlichen Wohnungen noch heute ein Gäßchen Leipzigs seinen Namen führt, ihr Janitscharenthum bestand nur in rüstiger Handhabung der großen Trommel und eines ungeheuerlichen Halbmonds von Blech, an welchem unzählige Glöckchen hingen, welche Geräthe erst dem Forte in den Märschen den rechten Nachdruck gaben — so gings hinaus nach Stötteritz, einem benachbarten Dorfe, wo schon alles im anstoßenden Grasgarten des Wirthshauses zu unserer Aufnahme bereit wor. Der herrlichste Maitag begünstigte das Fest, brachte aber auch seine Qualen durch die Sonnenhitze, denn am Ziele des Ausmarsches angelangt, löste sich die Ordnung, und unter dem Rufe: „Bier her, Bier her, oder ich fall um und um," aus mehreren hundert vertrockneten durstigen Kehlen stürzte Alles auf die Plätze nach den roh gezimmerten Tischen und Bänken, welche nach den Riegen unter ihren Riegenmeistern, älteren Burschen, reservirt waren. — „Bier her!" — Großes Wort, und noch dazu Leipziger Bier, edler Rastrum, in einer Zeit, wo die Kenntniß des Bayrischen noch zu den unentdeckten Wissenschaften gehörte! — Und doch

Digitized by Google

wurde getrunken, in Strömen getrunken, unbekümmert um die Nachwehen in gastrischer Beziehung. — Welch Glück, daß dem Menschen nicht gegönnt ist in die Zukunft zu blicken und die Errungenschaften der späteren Zeit mit ihren Wundern vorauszuerkennen; man hat jetzt in Leipzig besseren Stoff als zu Zeiten in München!

Das lustige Getümmel schwieg, als die Riegemeister mit den blanken Schlägern auf die Tische klopften. Ein Redner trat auf, der mit feurigen Worten die Bedeutung des Tages schilderte, an welchem so viele junge anstrebende Kräfte in den Verein der Burschenschaft treten würden — zukünftige Träger der Intelligenz, aus welcher das Heil des geliebten deutschen Vaterlands erwachsen würde durch innige Verbrüderung aller deutschen Stämme. — Und als er geredet, da intonirte die Musik in den Chorgesang des „deutschen Vaterlands" von Arndt nach der älteren Reichardt'schen Melodie, die deutsche Fahne von kräftigen Armen geschwungen, flatterte am Tische des Präsidirenden lustig in den Lüften, die Schläger klirrten, Jubelrufe ertönten — die Stimmung zur Begeisterung war erreicht. —

„Landesvater — Schutz und Rather!" — wer kennt nicht das uralte Symbolum des Studentenlebens und denkt seiner noch in seliger Erinnerung nach langen Jahren selbst in der Verknöcherung des Philisterthums. —

„Ich durchbohr' den Hut und schwöre,
Fest zu halten stets auf Ehre,
Stets ein braver Bursch' zu sein!"

in die Hand des „bemoosten Hauptes" gelobt, der den Eid abnimmt und wohl 20 durchbohrte Barrets auf seinem Schläger stecken hat — und wie der Bärtige dem Neophyten den Kuß auf die Lippe drückt —

„So lange wir Dich kennen,
„Woll'n wir Dich Bruder nennen,
„Es leb' auch Bruder N. N. hoch!"

Da wäre ja einer von Stein gewesen, wenn die volle Bedeutung dieses Augenblicks nicht überwältigend auf ihn eingewirkt hätte.

Die gute Leipziger Bürgerschaft mit Frau und Kind hatte sich zahlreich eingefunden, manche Familie unter derselben rühmte sich eines

Digitized by Google

hoffnungsvollen Sohns in der munteren Schaar. — Als das Ceremonielle vorüber war, Gesang und zwanglose Unterhaltung stattfand, bildeten sich bald bunte Reihen; die Damen wurden in den Kreis gezogen und thaten nichts weniger als spröde und das Alter wurde durch den übersprudelnden Humor der Jugend, welchem heute alles zu Gute gehalten wurde was der Etiquette spottete, ohne die Grenzen der Sitte zu überschreiten, selbst wieder jung! —

„Den Kindern aber wird meine Erzählung langweilig, der Sandmann streut ihnen seine Körner in die Augen und zur Geschichte mit der Großmutter bin ich noch lange nicht — sieh da, Reschen schläft fast am Tische ein" —

„Das sagst Du, Väterchen, doch wohl nur im Scherz, sieh, wie ihre Augen glänzen!" entgegnete die Frau Registratorin. Robert protestirte eifrig gegen jeden Gedanken an Schlaf und die ganze Gesellschaft behauptete, daß es jetzt erst recht gemüthlich zu werden beginne.

„Nun dann in Gottes Namen fortfahren — nehmts aber mit in den Kauf, wenn ich nicht immer von mir, sondern auch von anderen Dingen rede, die nicht gerade zu meiner speziellen Geschichte gehören, aber doch das Universitätsleben von Anno 1819 kennzeichnen.

Die Burschenschaft hatte sich bald nach den Freiheitskriegen konstituirt. Junge begeisterte Kämpfer, welche die Universität verlassen um gegen den gemeinsamen Feind des Vaterlands auszuziehen, waren nach dem Frieden wieder dahin zurückgekehrt, um ihre unterbrochenen Studien zu vollenden. Aber einen anderen Geist brachten sie mit, den eines Körner, Schenkendorf, Arndt, Jahn, ein anderer Geist wehte in den Vorträgen eines Oken, Luden, Krug, Fries, Herrmann und vieler anderer Professoren — das deutsche Nationalgefühl war mit dem Niederschlagen des französischen Unterdrückers wieder zur Geltung gekommen, wie ein fliegendes Feuer zündeten die patriotischen Gedanken — den 18. Oktober 1817 vereinigte die Abgesandten von 19 deutschen Universitäten zu fester Gliederung

Digitized by Google

einer einzigen, einigen deutschen Burschenschaft. Der alte Kaiser im Kiffhäuser sollte durch Wort und That aus seinem vielhundertjährigen Schlafe geweckt werden, ein Phönix aus der Asche sollte das deutsche Reich erstehen in neuem, über alle Lande leuchtendem Glanze. Das war die Absicht der Verbindung. —

Hielten aber die Fürsten, welche in ihren Bedrängnissen dem Volk die ausgedehntesten Versprechungen gemacht, ihr Wort? Diese saßen wieder gesicherter als je auf ihren Thronen — die heilige Allianz hatte, wie die Bourbonen, nichts gelernt und nichts vergessen — eine solche Verbindung konnte ihnen nicht frommen. — Da kam Sand's blutige That — das Werk eines einzelnen Schwärmers; was dieser verübt, wurde der Burschenschaft aufgerechnet; willkommene Veranlassung zur Mainzer Untersuchungskommission zu Verbot, zu Verfolgungen, zu Einkerkerungen. —

Im Jahr 1819 war die Burschenschaft noch in vollster Blüthe. Auf sämmtlichen deutschen Universitäten zählte sie an 3000 Mitglieder die unter einander durch gleichen Comment verbunden waren. Das kleine Häuflein der Landsmannschaften, welche noch starr an den veralteten Formen des früheren Universitätslebens hielten, konnte nicht dagegen aufkommen. In Tracht und Sitte bildeten diese Verbindungen einen auffallenden Contrast mit der unsrigen. In eng anliegenden weißen Lederbeinkleidern, mit großen Sporenklirrenden Kanonenstiefeln, buntfarbigen Mützen auf dem kurzgeschornen Haar, mächtigem Schnurrbart, militärisch gepflegt und gewichst — wenn nämlich solcher vorhanden war — der Hals in einer steifen hohen schwarzen Roßhaar-Cravatte steckend, in mit Schnüren und Quasten reichlich besetztem Reitkollet stiegen die Mitglieder dieser Korps einher, hielten krassen Pennalismus gegen ihre jüngeren Mitglieder aufrecht, ließen viel Geld aufgehen und man sah den größten Theil von ihnen mehr in ihren Kneipen als in den Hörsälen.

Doch gab es ausser der großen Menge Indifferenter, welche sich von jedem Partheiwesen fern hielten noch andere Kreise, deren ich in Kürze gedenken will. — Da war ein junger Fürstensohn, der sich in

Digitized by Google

Leipzig Studirens halber aufhielt, der Mittelpunkt der Aristokratie auf der Hochschule. Den jungen Prinzen, dessen Großvater, nach den Befreiungskriegen wieder in den Besitz seines Landes gekommen, nichts Eiligeres zu thun hatte als den Zopf und den Corporalstock beim Militär, anderer schöner Einrichtungen aus der Zeit des ancien régime zu geschweigen, wieder einzuführen — umgaben nicht nur Söhne aus den ersten Geschlechtern des eignen Landes, sondern auch alles was für hoffähig gehalten wurde. Das norddeutsche Junkerthum war vorzüglich dort vertreten. Mit der Universität und ihren Comilitonen kamen diese jungen Herren nicht weiter in Berührung, als daß einige Professoren nach Auswahl des Oberhofmeisters ihnen privatissime Collegia auf ihren Zimmern vortrugen.

Feine Leute waren die Kurländer, einige 20 Griechen, die Blüthe des entfesselten verjüngten Staates, studirten unter der Leitung des Philhellenen Professor Krug; zwei Söhne des Fürsten Schwarzenberg, des Oesterreichischen Feldmarschalls, dessen Name sich in den Freiheitskämpfen unsterblich gemacht und der unter Hahnemann in der Homöopathie Heilung für seine schweren Leiden suchte, aber nicht fand — herrliche Jünglinge — gehörten mit Leib und Seele der Burschenschaft und ihren Grundsätzen an. — Nach dem Tode ihres Vaters gingen sie in ihre Heimath zurück — sind sie mit dem späteren Kardinal und mit dem Lenker des Oesterreichischen Staats im vorigen Jahrzehend identisch? Doch nun wieder zu mir selbst!

Zu den Verpflichtungen, die ich mir mit dem Eintritt in die Burschenschaft auferlegt hatte, gehörte der Besuch des Fechtbodens. Wo konnte denn der in seiner Ehre angegriffene Bursche anderen Verbindungen gegenüber sich vertheidigen, als nur auf der Mensur? — Wurden auch alle Zwistigkeiten in unserer Verbindung durch das Ehrengericht ausgetragen, dessen Ausspruch sich jeder unterwerfen mußte, so waren doch die Conflikte mit Landsmannschaftern nicht zu vermeiden, und diese konnten nur blutig gesühnt werden. So wollte es der Comment, und jeder Studeut, der nicht ein „Wilder" oder ein „Bönhase" war, das heißt ein solcher, der sich gar nichts um Studentenbrauch kümmert, mußte daran halten.

Digitized by Google

Der Ankauf des Fechtapparats machte ein tüchtiges Loch in meine ohnedies beschränkte Kasse. — Hätten nicht die Nothpfennige, welche mir die sorgliche Mutter beim Abschied mit der Mahnung „nur für den äußersten Nothfall“ zusteckte, nachgehalten, und hätte nicht der Botentag, an welchem die frische Wäsche für mich ankam, in der Kiste manches Labsal aus der heimischen Speisekammer gebracht, es hätte wohl um die Mittel zur Befriedigung der Leibesnahrung und Nothdurft schlimm ausgesehen. — manche Wurst, manches Stück Schinken, manchen Leckerbissen fand ich als Ueberraschung, und meine Tante und Hauswirthin spannte eben so neugierig auf die Dinge, die da kommen könnten als manche meiner Freunde, welche weniger Succurs von Hause hatten, als ich und ein solides Frühstück nie verschmähten.

Der Fechtboden war ein geräumiger Saal, der früher und auch noch zu meiner Zeit während den Messen als Tuchniederlage der fremden Verkäufer dienen mußte. Die Decke desselben ruhte auf hölzernen Stützbalken die mit allerlei auf die Fechtkunst bezughabenden Emblemen dekorirt waren. Nach Tisch von 1—2 Uhr wurden wir Füchse von den älteren Burschen eingepaukt, wie es in der Studentensprache heißt, und trotz der großen Fechtstulpe an den Handschuhen, deren steifes Leder weit über das Armgelenke hinausreichte, gab's Anfangs blaue Flecke genug. Die Motion dabei aber war gesund und bald bildete sich die Gewandtheit bei uns aus drohende Hiebe zu pariren, andere, das rechte Fleckchen treffende dagegen auszutheilen.

Denkt aber nicht, liebe Kinder, daß ich über diese Allotria meine Studien vernachläßigt und über dem dulce des Studentenlebens das utile vergessen hätte. Nach den ersten Wochen der Neuheit fand ich gerathen, mich zu erinnern, weshalb ich denn doch eigentlich auf der Universität sei. Mein Studienplan für das Jus, dem ich mich widmen wollte, war gemacht, ich besuchte die Collegien fleißig und viele Abende verbrachte ich bei der Studirlampe oder bei Repetitorien mit anderen Studiengenossen. Meine Bekannten gaben mir das Zeugniß, daß ich etwas „los“ hätte. —

In einem Collegium bei dem berühmten Juristen Haubold,

Digitized by Google

hatte ich Gelegenheit, dem neben mir Sitzenden, einen bleichen jungen Mann, dessen interessantes Gesicht leidenden Ausdruck zeigte, einen unbedeutenden Dienst zu leisten. Die Gefälligkeit wurde dankend angenommen und gab Veranlassung zu einer Bekanntschaft, die für meine Zukunft so folgenreich werden sollte.

Wir gingen mit einander aus dem Hörsaal und fanden erst beim Abschiedgruße, daß wir Hausgenossen waren, ohne es zu wissen, er, der Sohn des hochgeachteten Advokaten Morgenstern, freilich in der Etage des zweiten Stocks der Fronte nach der Straße zu wohnend. — Die Trennung erfolgte nicht ohne herzliche dringende Einladung von ihm, ich möchte ihn doch recht bald besuchen, ich wolle entschuldigen, daß dies seinerseits bei mir ihm fast unmöglich, oder nur mit großer Beschwerde verbunden sei, — er deutete dabei auf seinen gelähmten Fuß und die angegriffene Brust. —

Mein neuer Freund hätte nun alles gehabt, was eines Menschen Herz erfreuen kann; es fehlte ihm nur Eines — die Gesundheit. — Die Mutter war ihm früh gestorben, der vielbeschäftigte Vater mußte die hinterlassenen Waisen fremder Obhut überlassen, in welcher er sie geborgen wähnte. — Da geschah das Schreckliche; der noch nicht sechsjährige Julius stürzte aus dem Fenster über dessen Brüstung er sich nach Kinderart wiegte, auf das Straßenpflaster, mit zerschmettertem Bein und verletzter Brust wurde er aufgehoben. — Er wurde zwar geheilt, aber gelähmt konnte er sich nur mühsam mit Hülfe des Stocks fortbewegen, dabei blieb er schwächlich und gedieh nur unter der zärtlichen Sorgfalt und der ängstlichen Verwahrung gegen alle schädlichen äußeren Einflüsse.

Desto intensiver hatte sich sein Geistesleben entwickelt; ein unersättlicher Wissenstrieb beseelte ihn, der unter Leitung der tüchtigsten Hauslehrer gefördert wurde; dabei war er den schönen Künsten hold, er zeichnete vortrefflich und war ein fertiger Clavierspieler. So war er zum Besuch der Universität herangereift und gelangte mit mir zu gleicher Zeit zur Inscription.

In seinem sonnigen schönen Zimmer sah es nun freilich anders aus als in meiner Spelunke. Im bequemen Lehnsessel, an besonders

Digitized by Google

konstruirtem eleganten Arbeitstisch fand ich ihn beschäftigt, in Wasserfarben einen seltenen ausländischen Schmetterling nach der Natur zu malen, dessen Farbenpracht er in der sehr korrekten Zeichnung mit seltner Naturtreue wiederzugeben verstand. Es war dies seine Erholungsarbeit. — Neben ihm, den Arm auf seine Schulter gelegt, stand ein junges Mädchen, welches mit lächelndem, aufmerksamem Blick die gelungene Studie betrachtete. Freundlich begrüßte er mich und stellte mich seiner Schwester Klara vor, welche nach einigen verbindlichen Worten gegen mich unter Berufung auf ihre häuslichen Geschäfte das Zimmer verließ.

„Meine liebe, treue Gefährtin, mein Engel, der mich mit schützender Hand über den Dornenpfad meines Lebens leitet," sprach er zu mir, als die Thür sich hinter ihr geschlossen. — „Schön, daß Sie sich Ihres leidenden Collegen erinnert und ein Stündchen für ihn sich abgemüßigt haben!"

Er zeigte mir seine Sammlungen, die er mit großem Fleiße angelegt, führte mich an den mit Glasfenstern versehenen Bücherschrank, hinter denen ich die vorzüglichsten Klassiker des In- und Auslandes aller Zeiten in schönen Ausgaben erblickte, dann zum Sopha, in dessen schwellende Kissen wir uns versenkten. Bald war ein Gespräch in Gang gebracht, welches für uns beide lebhaftes Interesse gewann. — Genug, wir gefielen einander. —

Der Besuch wurde wiederholt und ich auch bald als Freund des Sohnes von dem Vater desselben zur Familie gezogen; wenn ich kam, war ich gern gesehen, und selbst die liebliche Klara, die aufblühende kaum im 16. Jahre stehende Jungfrau, schien an dem Verhältnisse, welches sich zwischen ihrem Bruder und mir immer inniger gestaltete, herzliche Freude zu haben.

Es war das erstemal, daß ich, außer den Schwestern und ihren Gespielinnen, mit denen ich aufgewachsen, einer jungen Dame in Unterhaltung gegenüberstand. Ich mag wohl meinerseits befangen genug und voller kleiner Verstöße durch die Verlegenheit, in welcher ich mich befand, gewesen sein. Doch gab sich das bald, um so leichter, als sie dies nicht zu bemerken schien, und in der vollen Unbefangenheit ihres

Digitized by Google

heiteren Wesens sich ergehen ließ. Ja, es kam manchmal vor, daß wenn wir Abends, Julius und ich auf seinem Zimmer saßen, Klärchen sich auch dabei einfand, sie manches schöne Lied der damaligen Zeit unter Clavierbegleitung ihres Bruders sang — ja, wir brachten es sogar zu Duetten, denn meine Stimme hatte schon auf der Fürstenschule für einen ganz angenehmen Bariton gegolten.

„Aber wie hat denn das Klärchen ausgesehen von dem du da sprichst" — meinte das kecke Reschen, welche die Geschichte erst zu interessiren schien, da sie bis jetzt ziemlich stumm zugehört — Papa fuhr aber, wohl die Frage beachtend, fort:

Denkt Euch das Kostüm der Damen auch noch so absonderlich — Einst den ungeheuren Reifrock und die thurmhohe Frisur — zehn Jahre später die Haare à l'enfant, das Kleid enganliegend, die Hüften umspannend — ein andermal eine Taille fast unter den Achseln, dann wieder in starrem Schnürleib auf den Hüften; so ruft Ihr, meine weiblichen Familienglieder in Euren Krinolinen, über welche das Gewand in reichsten Falten fällt, wenn Ihr ein Bild aus diesen vergangenen Tagen seht! — Abscheulich! — Und doch war es anno dazumal, wo man sich so und nicht anders trug, schön, denn nicht der formlose Kleiderschnitt, sondern die Figur, die sich darin zu bewegen wußte, das Köpfchen, welches mit den blitzenden oder schmachtenden Augen, dem sprechenden Gesichtsausdruck, dem spitzen oder stumpfen Näschen, dem reizenden Munde sich zeigt, gibt der Tracht die Weihe, und die Mode, so lange sie Mode, ist immer schön. Das menschliche Auge gewöhnt sich an alle Widersprüche gegen den guten Geschmack, bis sie durch eine andere Mode verdrängt wird, die sich der Herrschaft ihrer Vorgängerin bemächtigt. Anno 1819 — nun, da gabs kurze Taillen, enge Kleider, welche die Form des Körpers ahnen ließen. Dieselben reichten bis zum Knöchel des Fußes, der, zierlich mit Kreuzbändern über den durchbrochen gestrickten Strumpf befestigt, wohl zu manchem Spiel unschuldiger Koketterie dienen konnte — kurze Aermel, die Arme frei, beim Ausgehen mit langen, feinen Handschuhen bedeckt, das Haar in glattem Scheitel

Digitized by Google

anliegend, im Nacken in einen Knoten geflochten, hinter dem Ohr aber die unvermeidliche Schmachtlocke, welche lang auf die Schultern herabfiel; einen Longshawl als Ueberwurf, einen Florentiner Strohhut auf dem Köpfchen — da habt Ihr ein Bild der damaligen jungen Damenschaft und damit auch von Klärchen.

Die Schwärmerei fürs ritterliche Urdeutsche hatte sich mehr oder minder in dieser Zeit auch der schöneren Hälfte des menschlichen Geschlechts bemächtigt. Man las die Nibelungen, den Zauberring von de la Motte Foucqué, das Frauentaschenbuch mit seinen Schilderungen aus den Nordlandssagen, sang Körners „treuen Tod" mit schmelzender Stimme zur Guitarre — in welchem Hause in bürgerlichen Familien fand sich nicht eine solche? jetzt grassiren die herrlichsten Piano's oder Pianino's an deren Stelle — schon begann das Wort „Fräulein," bislang das Prädikat des Adels, jedoch noch sehr schüchtern, sich an die Stelle des französirten „Mamsell" einzubürgern. Conzerte und Bälle gab es, wie jetzt, letztere mit Walzer, Hopser, Schleifer und Dreher als Haupttänze, auch französische Gesellschaftstouren waren nicht ausgeschlossen — freilich bei weniger splendider Beleuchtung und einfacherer Instrumentalmusik, denn das Leuchtgas und die complicirten Blechinstrumente mit ihren Klappen und Zügen waren so wenig bekannt, wie Lanner und Strauß mit ihrem Orchester. Man hat aber damals doch recht flott getanzt, und für die Herren war das Wort „Blasirt" noch nicht erfunden.

Klärchen nun, ich weiß nicht wie es kam, erschien mir doch als die Schönste der Schönen; es wurde mir allemal wohl, wenn ich in ihr liebes Antlitz blicken konnte, wenn ich ihre lieben freundlichen Worte vernahm, wenn sie sich zärtlich um ihren Bruder bemühte, es war, als wenn sie auch mir eine Schwester wäre.

Wo ist denn die Mama? O, ich glaube sie hat in der Küche zu thun; sie scheint etwas von der Geschichte zu kennen und versäumt nichts bei der Erzählung, meinte pfiffig der Sohn Karl! „die Sache mit der Klara dünkt mir bedenklich zu werden."

Digitized by Google

„Fortfahren, nicht unterbrechen," gebot seine Gattin „Papachen, nicht an den Störenfried kehren!"

„Erst ein volles Glas, und dann in Gottes Namen weiter," lächelte der muntere Alte, „dann sollt Ihr den Rest meiner Geschichte aus der Studentenzeit genießen!" —

Ich war nunmehr im dritten Jahr auf der Universität, da traf mich ein harter Schlag. Mein lieber Vater starb nach kurzer Krankheit; kaum hatte man mir sein Unwohlsein als bedenklich gemeldet, so folgte die Todesnachricht. — Im ersten Schmerz eilte ich nach Hause und fand die gute Mutter, die unmündigen Geschwister untröstlich. Weinend folgte ich seinem Sarge. Der selige Vater hatte zwar ein gutes Amt, hinreichend, seine Familie anständig zu ernähren, aber kein Vermögen. Die kleine Pension der Mutter konnte nur nothdürftig für diese und die Unmündigen ausreichen; die Zuschüsse von Hause zur Vollendung meiner Studien mußten demnach aufhören. Wohl hatte ich noch den Fortgenuß einiger Stipendien, auch des Convikts, das war jedoch nicht ausreichend, und der Ernst des Lebens trat zum erstenmale an mich heran.

Das Verhältniß zum Morgenstern'schen Hause war dasselbe freundliche geblieben. Der alte Herr hatte sich immer theilnehmend gegen mich gezeigt; er bot mir auf delikate Weise Unterstützung an, die ich aber ablehnte — ich wollte auf eignen Füßen stehen. Da vermittelte er mir bei einem ihm befreundeten renommirten Buchhändler die Besorgung der Correktur eines größeren juristischen Werkes, welches in dessen Verlage erschien. Das nahm ich dankbar an. Der bis daher entgangene ältmliche Zuschuß war dadurch reichlich ersetzt; freilich kostete mir die Arbeit einen Theil meiner freien Zeit, die ich aber gern zum Opfer brachte.

Der Umgang mit Julius hatte sich bei diesem zum Bedürfniß gesteigert. Aeußerlich schien er sich in seinem körperlichen Zustand erkräftigt zu haben; der stechende Schmerz in der Brust, das kurze Hüsteln hatte sich ziemlich verloren; der Hausarzt hatte den Gebrauch der Luftkur bei günstiger Witterung angerathen und versprach

Digitized by Google

ihm davon das Beste. Am Arm der treuen Schwester sah man ihn fast täglich in den herrlichen Anlagen um die Stadt sich ergehen. Konnte ich von meinen Geschäften abkommen, so traf ich wohl auf der Terrasse des Schneckenbergs, einem der hübschesten Punkte, mit dem Geschwisterpaar zusammen, wo wir noch ein Stündchen, auf einer der Ruhebänke sitzend, mit einander verplauderten. —

Bei alledem hatte ich meine Studiengenossen, sowie die Interessen der Burschenschaft, nicht vernachlässigt. Das bezeichnende Kostüm hatte sich wohl mehr und mehr dem bürgerlichen genähert, und war bei dem alten Burschen, der bald ins Philisterium treten sollte, ganz verschwunden. Das Barett hatte dem Hut Platz gemacht, der altdeutsche Rock war dem bürgerlichen gewichen, nur noch der treue Ziegenhainer, in dessen oberes Ende so viele theure Namen eigenhändig von ihren Trägern eingeschnitten waren, begleitete mich als Rest aus vergangenen schönen unvergeßlichen Tagen. — Die Burschenschaft — nun, ihren Leib hatten sie tödten können, denn sie war als staatsverrätherisch verfolgt — aber der Geist trug sich fort in den Herzen von Geschlecht zu Geschlecht, und als später andere Zeiten und andere Verhältnisse kamen, siehe da tauchte er aller Orten wieder kräftig auf, und die deutsche Trikolore leuchtete nicht allein über die Universitäten, sondern über die Gesammtbevölkerung aller deutschen Lande.

So kam denn die Zeit heran, wo ich mich auf mein Examen vorbereitete, als die Katastrophe eintrat, die über meine Zukunft entschied.

Es gibt zu allen Zeiten Leute auf der Universität, die man, gehörten sie nicht den bevorzugten Ständen an, schlechtweg „Bummler" nennen würde. Sie kommen oft von weit her, aus Ländern, wo der Feudalismus noch feste Wurzeln geschlagen hat, nicht selten als Söhne aristokratischer Familien. Sie sind vierschrötig, kosten den Aeltern viel Geld, machen noch mehr Schulden, sind nebenbei dumm, renommiren aber fürchterlich gegen Schwächere und harmlose Philister, deren Schrecken sie sind, ergehen sich in süßem Nichtsthun und bos-

Digitized by Google

haften sogenannten Genieſtreichen, die Anderen nur Aerger und Schaden bringen. — In ihrem Gefolge haben sie einige Schmarozer, welche von ihrem Fette zehren, denn sie werfen ihre Münze bei Freß- und Saufgelagen zum Fenſter hinaus, treiben dies eine Zeit lang und ſind dann an einem ſchönen Morgen — verſchwunden.

Ein ſolches Individuum reinſter Race exiſtirte um dieſe Zeit — wir hatten Frühjahr 1823 — in Leipzig. Nenne ich ihn ſchlechtweg den Baron — ich will ſeine geachtete Familie nicht kompromittiren.

Julius hatte an einem beſonders ſchönen Nachmittag ſeinen gewöhnlichen Spaziergang mit Klara gemacht. Ich wollte ihn ſpäter auf dem bekannten Plätzchen auf der Terraſſe des Schneckenbergs finden da mich vorerſt ein Gang zum Buchhändler in Anſpruch nahm — „Aber ja gewiß und nicht zu ſpät“ wünſchte Klara, und ich ließ mir das nicht zweimal ſagen.

Etwas angegriffen nach vollbrachtem Spaziergange hatte ſich Julius auf eine Bank auf der als Ziel unſeres Zuſammentreffens beſtimmten Stelle niedergelaſſen; Klara hielt den Erſchöpften umfaßt; ihre Hand ruhte in der ſeinigen. „Dein Freund Horſt wird wohl bald kommen, lieber Bruder; er iſt doch kräftiger als ich und wird dich gern führen!“

In dieſem Augenblicke erſcholl ein wüſtes Gelächter. — Der Baron war ſo eben mit einem Paar ſeiner Saufgenoſſen von einem Gelage kommend auf die Terraſſe getreten, gefolgt von ſeiner großen Dogge. — „Hoho, ein prächtiges Liebespaar da“ ſchnarrte der Renommiſt, und trat auf die Entſetzten zu. — „Steh' auf, Krüppel, und laß mich zu Deinem Liebchen — ich verſtehe das beſſer.“ —

Julius bleiches Geſicht überflog eine dunkle Röthe. — Auf ſeinen Krückſtock geſtützt trat er vor die faſt ohnmächtige Schweſter. „Herr, was unterſtehen Sie ſich — laſſen Sie meine Schweſter — Ihre Beleidigung iſt bübiſch.“ — „Schweſter? um ſo beſſer! Platz da oder mein Hund ſoll dich vertreiben — Faß Pakan!“ —

In demſelben Augenblick brach ich durchs Gebüſch — Das Gebrüll des Unholds hatte ich auf dem Wege zur Terraſſe vernommen; Unheil

Digitized by Google

ahnend flog ich hinan. Die Scene überblicken, Ein Schlag — der Ziegenhainer hatte seine Schuldigkeit gethan, der Köter auf die Nase getroffen lag heulend am Boden. — Dummer Junge! herrschte ich dem verblüfft dastehenden Junker zu. — „Sieh, was du angerichtet! Fort, auf der Stelle fort, oder ich vergesse mich!" — Da lag Julius ohnmächtig am Boden; ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde, um ihn das liebe Mädchen beschäftigt denselben mit ihrem Taschentuche zu hemmen, selbst mehr todt als lebendig. — Der Herr Baron mit seinen Spießgesellen hatte sich aus dem Staube gemacht.

Mit Hülfe einiger zu der Unglücksscene Gekommener wurde eine Chaise besorgt; das Vaterherz wollte zerspringen, als er den unglücklichen Sohn in diesem Zustande heimkommen sah.

Julius war wieder zu sich gekommen. Ich wich nicht von seiner Seite bis er aufs Lager gebracht war. Der herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln.

Anderen Tags trat mit den unter Studenten üblichen Formalitäten ein Carteträger bei mir ein, um mich Namens des Herrn Barons auf die ihm angethane Beleidigung zu coramiren. — Daß ich die Forderung annahm, versteht sich von selbst. Den Vorfall zeigte ich beim Ehrengericht an; er erzeugte allgemeine Indignation. Zu vermitteln gabs hier nichts; der Sprecher erbot sich, das Nothwendige einzuleiten, und mir bei dem Duell zu sekundiren.

Es kam rasch zum Austrag. Schon am andern Tag fand es an einem stillen Plätzchen im sogenannten wilden Rosenthal statt. Das Paukgeräth, die Schläger und was sonst nöthig, war Nachts dahin geschafft und im Gebüsch versteckt worden. Wir, ich, mein Sekundant, die Kampfzeugen, der Arzt, waren schon am Platz als der Baron mit den seinigen ankam. Sein Gesicht war hochgeröthet, er hatte sich Courage getrunken; Renommisten, wenns zum Treffen kommt, sind feig. — Auf der Mensur drang er wie ein Wüthender auf mich ein; ich bewahrte mir die Ruhe und parirte seine Ausfälle glücklich, eine unbedeutende Armwunde wurde nicht beachtet — dagegen zerriß

Digitized by Google

ihm ein tüchtiger, glücklich geführter Quarthieb das halbe Gesicht — er hatte genug. —

Ohne ihm ein Wort des Bedauerns zu schenken, verließen wir den Kampfplatz. Die Sache wurde vertuscht; obgleich sie Stadtgespräch war, blieb ich doch unbehelligt. Der Herr Baron hatte mit seiner Kur lange zu thun. Herr Morgenstern hielt es unter seiner Würde, ihn später gerichtlich zu verfolgen. — Gemieden selbst von seinem bisherigen Umgang hatte er sich in Leipzig unmöglich gemacht. Eines Tages suchte er das Weite. —

Aber die Nemesis für seine späteren Unthaten hat ihn erreicht. — Nach dem Tode seines Vaters war er Majoratsherr. Im Besitz gekommen wurde er der eingefleischteste Bauernschinder; von seinen Unthaten erzählt man sich noch heute. Endlich probirte er es auch — es war in den fünfziger Jahren — mit seinem Verwalter, den er mit der Hetzpeitsche vom Hofe jagte. Der aber verband sich mit den Bauern, die der Wüthrich durch seine Behandlung zu Bluthunden gemacht. Sie drangen, vom Verwalter angeführt, Nachts ins Schloß, überfielen ihn im Schlafe, sperrten Weib und Kinder von ihm ab, und haben ihn unter 14stündigen Qualen auf's Scheuslichste zu Tode gemartert. — Die Kriminalakten des Landes wissen von diesem Fall, der mehrere der Thäter aufs Schaffot brachte, zu erzählen. —

Ich theilte mit Klara die Pflege des Kranken an seinem Schmerzenslager. Jeden Wunsch suchte die treue Schwester die sich für die, wenn auch unschuldige Ursache seines Leidens betrachtete, ihm vom Munde zu lesen; wie suchte sie ihm die Zeit zu verkürzen, wie zwangen wir uns, Heiterkeit zu zeigen, wenn uns auch das Herz brechen wollte — wie ergriff uns die stumme Verzweiflung des unglücklichen Vaters, der den geliebten Sohn unrettbar dem Tode verfallen sah! — Die Blutergießungen wiederholten sich zwar nicht mehr, aber die hektische Röthe auf den blassen eingefallenen Wangen, die sie zuweilen überflog, der trockene Husten zeugten mehr und mehr für die Nähe seiner Auflösung. Wie ein Heiliger lag er in seinem weißen Pfühl, wie liebevoll blickte

Digitized by Google

er uns mit seinen glänzenden Augen an, bald die Schwester, bald mich! — Ueber seinen rettungslosen Zustand täuschte er sich nicht; er sprach nicht darüber, um niemand zu betrüben, aber ich mußte ihm beim Ordnen seiner Angelegenheiten helfen, wenn Klara nicht anwesend war. — Klara und ich — wir hatten ihm vertraut, daß sich unsere Herzen zum Bund fürs ganze Leben gefunden hatten — es war seine letzte Freude hinieden!

Es kam ein herrlicher Morgen — der letzte den er erleben sollte. Den Lehnstuhl, worin er saß, hatte er sich ans Fenster rollen lassen, ins volle Licht der Sonnenstrahlen. — Weinend umstanden ihn seine Lieben. Die Athemzüge wurden kürzer und kürzer; mit der letzten Anstrengung seiner Kraft legte er Klara's Hand in die Meine, sein brechender Blick suchte den des Vaters — „Fortan Dein Sohn" — lispelte er — seine Seele war entflohen. —

Mit dem Segen des Verewigten wurde uns auch der des Vaters. — Mein Examen bestand ich mit der ersten Censur. Noch zwei Jahre der Praxis als Amanuensis des zukünftigen Schwiegervaters, dann wurde ich selbstständiger Anwalt und dann — —

— „kam der Tag, wo der Großvater die Großmutter nahm," sprach die Eintretende und küßte ihren Eheherrn. Sie schien den Augenblick nur erwartet zu haben. — „Hast Du denn bereut daß —"

Die Antwort wurde durch ein allgemeines Hoch erstickt, welches, dem würdigen Paare gebracht, den letzten Tropfen vom edlen Naß aus der versiechenden Punschbowle kostete.

Digitized by Google

Gedichte.

Digitized by Google

er uns mit seinen glänzenden Augen an, bald die Schwester, bald mich! — Ueber seinen rettungslosen Zustand täuschte er sich nicht; er sprach nicht darüber, um niemand zu betrüben, aber ich mußte ihm beim Ordnen seiner Angelegenheiten helfen, wenn Klara nicht anwesend war. — Klara und ich — wir hatten ihm vertraut, daß sich unsere Herzen zum Bund fürs ganze Leben gefunden hatten — es war seine letzte Freude hinieden!

Es kam ein herrlicher Morgen — der letzte den er erleben sollte. Den Lehnstuhl, worin er saß, hatte er sich ans Fenster rollen lassen, ins volle Licht der Sonnenstrahlen. — Weinend umstanden ihn seine Lieben. Die Athemzüge wurden kürzer und kürzer; mit der letzten Anstrengung seiner Kraft legte er Klara's Hand in die Meine, sein brechender Blick suchte den des Vaters — „Fortan Dein Sohn" — lispelte er — seine Seele war entflohen. —

Mit dem Segen des Verewigten wurde uns auch der des Vaters. — Mein Examen bestand ich mit der ersten Censur. Noch zwei Jahre der Praxis als Amanuensis des zukünftigen Schwiegervaters, dann wurde ich selbstständiger Anwalt und dann — —

— „kam der Tag, wo der Großvater die Großmutter nahm," sprach die Eintretende und küßte ihren Eheherrn. Sie schien den Augenblick nur erwartet zu haben. — „Hast Du denn bereut daß —"

Die Antwort wurde durch ein allgemeines Hoch erstickt, welches, dem würdigen Paare gebracht, den letzten Tropfen vom edlen Naß aus der verfiechenden Punschbowle kostete.

Digitized by Google

Gedichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein liebend Paar.

„Wie süß, an seiner Brust zu lehnen,
Wie hold der dunklen Locke Spiel,
Ein Blick — der Liebe erstes Sehnen
Ein Kuß — der Liebe letztes Ziel:“ —
So sang ins Meer hinaus die Weise
Das Schifferkind, und lenkt' den Kahn,
Der Wogen Heerde folgte leise,
Als zög die Hirtin ihr voran

„„O sprich, Du traute Maid, wer lehrte
Das Liedchen Dich so zart und rein?
Blick' mir ins Auge — ja es kehrte
Wohl selbst die Liebe bei Dir ein?““ — —
Doch sieh! ein trübes Wölkchen streifte
Ihr himmelklares Angesicht,
Und wie nach einem Zeugen schweifte
Ihr Blick hinauf zum ew'gen Licht:

„Kein ird'scher Mund sang mir hienieden,
Mir flüstert nur mein theures Meer,
Kein irdisch Herz ward mir beschieden,
Und meines blieb von Liebe leer,
Doch ihren Zauber zu belauschen,
Ist mir vergönnt: — in Nächten klar
Seh Blick' und Kuß ich oftmals tauschen
Ein sanft umschlungen liebend Paar.
Da kommt aus des Palastes Bogen
Mit gold'nem Mantel angethan,
Der Bräut'gam leisen Schritts gezogen
Auf Dämmerlichterhellter Bahn;
Die Braut, sie harrt im Silberkleide,
Mit jungem frischen Grün umlaubt,
Und sanftes Roth, wie ein Geschmeide,
Umstrahlt ihr züchtig glühend Haupt, —
Und wenn von seinem Arm umflossen
Ihr Aug' in seinem Auge liegt,
Und wenn der süße Bund geschlossen,
Und Seele sich in Seele schmiegt,

Digitized by Google

Dann nimmt der unbelauſchten Feier
Ein liebend Mutterauge wahr,
Dann birgt mit einem dunk'len Schleier
Die Mutterhand den Brautaltar, —
Bis aus des Lichtes fernen Weiten
Der ſtrenge Vater tritt hervor,
Die Mutter flieht, die Kinder ſcheiden,
Und wandeln einſam, wie zuvor." —

Und als ſie dieſes Wort geſprochen,
Da wird es ſtille ringsumher,
Nur unſ're Herzen hört man pochen,
Und endlos lag das weite Meer.
Schon blicken nach und nach, wie ſcheue
Neugier'ge Kindesäugelein,
Die Sterne aus der nächt'gen Bläue
Herab mit ihrem gold'nen Schein,
Und ſilbern ſtäubten auf die Wogen,
Es neigte ſich herab wie Thau,
Rings lag des Horizontes Bogen
Verſchwommen in ein duftig Grau,
Es rauſcht hinauf, es ſtrahlt hernieder,
Wie Sternenblick und Wellenkuß,
Ein jedes Lüftchen hauchte Lieder
Und jede Woge einen Gruß,
Ja! was mein Fiſcherkind geſungen,
Es lag vor uns in heil'ger Pracht:
Der Himmel hielt die Erd' umſchlungen.
Den Schleier zog die Mutter, Nacht; — —
Doch auch der Vater war gekommen,
Denn als im Oſten feurig klar
Des Tages erſte Blicke glommen,
Da trennte ſich ein liebend Paar.

Und einſam zog ich meine Pfade,
Und einſam ſchwankt der Kahn durchs Meer,
Das Echo nur haucht ans Geſtade
Des Liedes Klang von ferne her:
„Wie ſüß, an ſeiner Bruſt zu lehnen,
Wie hold der dunklen Locke Spiel,
Ein Blick — der Liebe erſtes Sehnen,
Ein Kuß — der Liebe letztes Ziel."

Karl Ebersberger.

Digitized by Google

Auf dem Schlachtfeld.

Nach einem Bilde.

Es ist verstummt der Lärm der Schlacht,
Am Himmel glüht im letzten Scheiden
Das Abendroth, schon winkt die Nacht
Den schwarzen Schleier auszubreiten
Hin auf die Flur, aufs Leichenfeld,
Auf dem der Tod mit blut'gen Krallen
Sich seine Opfer ausgewählt,
Die ihm als Beute heimgefallen.

Aus mancher Wunde sickert noch
Der Lebensquell, der frische, warme,
So mancher streckt, vergebens doch,
Nach Hülfe flehend, seine Arme,
Der sterbend auf der Wahlstatt liegt,
Zu Eis erstarrt das Blut der Wunde, —
Ein Rabe krächzend niederfliegt,
Der hungernd macht die nächt'ge Runde.

Doch sieh! — ein Weib am Hügel dort,
Was will die Arme bei den Todten?
Sie scheucht die Raben von dem Ort, —
Ihr brennend Auge sucht am Boden, —
Ein alter Mann in Bauerntracht,
Er kniet vor einer Leiche nieder:
Ein Schrei! — das Paar es weint, — es lacht —
Und küßt des Todten Augenlieder. —

So gibt der Kaiser euch den Sohn,
Das Opfer feindlicher Geschütze,
So gibt das Schicksal, euch zum Hohn,
Zurück des Lebens treue Stütze, —
Sie ist dahin, — o senke du,
Mitleid'ge Nacht, dein schwarz Gefieder,
Und decke dieses Grauen zu,
Daß es kein Tag uns wecket wieder!

D. Hägerich.

Digitized by Google

Das Lied.

Wem Gott in die Tiefen der Seele
Des Liedes Gabe gesenkt,
Der halte sie nicht verborgen
In seinem Busen verschränkt.

Aus nächtlichen Felsengängen
Der Goldesschimmer bricht,
Es halten die Bergkristalle
Gebunden das reine Licht.

Doch was da schimmert und leuchtet
Gebannt in den dunkeln Kreis,
Das sproßt aus dem Marke der Berge
Als Primel und Edelweiß;

Und blüht an sonniger Helle
Verwandten Sternen so nah,
Verkündend, was sein Auge
Im Dunkel der Berge sah.

Ludw. v. Hörmann.

Herbst.

Weh! schon lenkt der Herbst den Schritt
Her zu meiner Laube;
Nimm' mich mit, o nimm' mich mit
Schnelle Wandertaube.

Trag' mich weg in rascher Flucht
Uebers Meer nach Süden,
Dort an sonnig warmer Bucht
Bette hin den Müden.

Daß ich schattig überdacht
Unter Palmenbäumen
Diese lange Winternacht
Selig mag verträumen.

Ludw. v. Hörmann.

Digitized by Google

Erinnerung.

O meines Lebens Poesie,
Warum bist du zerronnen?
Wie schäumt' der Jugend Becher hoch,
Wie leuchteten die Sonnen
Des Glücks dem frohen Wand'rer zu,
Was schwandest du?

O Sommernacht, so lau, so lind,
Du Sinn du schwärmerischer,
Wo mir die ganze Erde schien
Ein Rosenmund, ein frischer,
Woran die trunk'ne Lippe hing —
Die Zeit verging.

Dort geht ein Sternbild funkelnd auf
Mit wundervollem Leuchten,
Wo seid ihr meine Sterne hin
Ihr milden thränenfeuchten?
Ich späh' den Himmel auf und ab, —
Es sank hinab.

O öde Herzenswinternacht,
Wo alle Quellen stocken,
Wo dir des Lebens Poesie
Verblaßt mit deinen Locken,
Ein Engel nur bleibt dir zurück
Erinnerungsglück.

Ludw. v. Hörmann.

Noch Einmal!

Noch einmal möcht' ich's blühen sehen,
Wie's blüht um die Zeit des Märzen;
Hellsingend durch die Wiesen geh'n,
Wenn alle Blumen aufersteh'n,
Die Frühlingsluft im Herzen!

Noch einmal möcht' ich in Wald und Au'
Die Vöglein singen hören;

Digitized by Google

ahnend flog ich hinan. Die Scene überblicken, Ein Schlag — der Ziegenhainer hatte seine Schuldigkeit gethan, der Köter auf die Nase getroffen lag heulend am Boden. — Dummer Junge! herrschte ich dem verblüfft dastehenden Junker zu. — „Sieh, was du angerichtet! Fort, auf der Stelle fort, oder ich vergesse mich!" — Da lag Julius ohnmächtig am Boden; ein Blutstrom quoll ihm aus dem Munde, um ihn das liebe Mädchen beschäftigt denselben mit ihrem Taschentuche zu hemmen, selbst mehr todt als lebendig. — Der Herr Baron mit seinen Spießgesellen hatte sich aus dem Staube gemacht.

Mit Hülfe einiger zu der Unglücksscene Gekommener wurde eine Chaise besorgt; das Vaterherz wollte zerspringen, als er den unglücklichen Sohn in diesem Zustande heimkommen sah.

Julius war wieder zu sich gekommen. Ich wich nicht von seiner Seite bis er aufs Lager gebracht war. Der herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln.

Anderen Tags trat mit den unter Studenten üblichen Formalitäten ein Carteltträger bei mir ein, um mich Namens des Herrn Barons auf die ihm angethane Beleidigung zu coramiren. — Daß ich die Forderung annahm, versteht sich von selbst. Den Vorfall zeigte ich beim Ehrengericht an; er erzeugte allgemeine Indignation. Zu vermitteln gabs hier nichts; der Sprecher erbot sich, das Nothwendige einzuleiten, und mir bei dem Duell zu sekundiren.

Es kam rasch zum Austrag. Schon am andern Tag fand es an einem stillen Plätzchen im sogenannten wilden Rosenthal statt. Das Paukgeräth, die Schläger und was sonst nöthig, war Nachts dahin geschafft und im Gebüsch versteckt worden. Wir, ich, mein Sekundant, die Kampfzeugen, der Arzt, waren schon am Platz als der Baron mit den seinigen ankam. Sein Gesicht war hochgeröthet, er hatte sich Courage getrunken; Renommisten, wenns zum Treffen kommt, sind feig. — Auf der Mensur drang er wie ein Wüthender auf mich ein; ich bewahrte mir die Ruhe und parirte seine Ausfälle glücklich, eine unbedeutende Armwunde wurde nicht beachtet — dagegen zerriß

Digitized by Google

ihm ein tüchtiger, glücklich geführter Quarthieb das halbe Gesicht — er hatte genug. —

Ohne ihm ein Wort des Bedauerns zu schenken, verließen wir den Kampfplatz. Die Sache wurde vertuscht; obgleich sie Stadtgespräch war, blieb ich doch unbehelligt. Der Herr Baron hatte mit seiner Kur lange zu thun. Herr Morgenstern hielt es unter seiner Würde, ihn später gerichtlich zu verfolgen. — Gemieden selbst von seinem bisherigen Umgang hatte er sich in Leipzig unmöglich gemacht. Eines Tages suchte er das Weite. —

Aber die Nemesis für seine späteren Unthaten hat ihn erreicht. — Nach dem Tode seines Vaters war er Majoratsherr. Im Besitz gekommen wurde er der eingefleischteste Bauernschinder; von seinen Unthaten erzählt man sich noch heute. Endlich probirte er es auch — es war in den fünfziger Jahren — mit seinem Verwalter, den er mit der Hetzpeitsche vom Hofe jagte. Der aber verband sich mit den Bauern, die der Wüthrich durch seine Behandlung zu Bluthunden gemacht. Sie drangen, vom Verwalter angeführt, Nachts ins Schloß, überfielen ihn im Schlafe, sperrten Weib und Kinder von ihm ab, und haben ihn unter 14stündigen Qualen auf's Scheuslichste zu Tode gemartert. — Die Kriminalakten des Landes wissen von diesem Fall, der mehrere der Thäter aufs Schaffot brachte, zu erzählen. —

Ich theilte mit Klara die Pflege des Kranken an seinem Schmerzenslager. Jeden Wunsch suchte die treue Schwester die sich für die, wenn auch unschuldige Ursache seines Leidens betrachtete, ihm vom Munde zu lesen; wie suchte sie ihm die Zeit zu verkürzen, wie zwangen wir uns, Heiterkeit zu zeigen, wenn uns auch das Herz brechen wollte — wie ergriff uns die stumme Verzweiflung des unglücklichen Vaters, der den geliebten Sohn unrettbar dem Tode verfallen sah! — Die Blutergießungen wiederholten sich zwar nicht mehr, aber die hektische Röthe auf den blassen eingefallenen Wangen, die sie zuweilen überflog, der trockene Husten zeugten mehr und mehr für die Nähe seiner Auflösung. Wie ein Heiliger lag er in seinem weißen Pfühl, wie liebevoll blickte

Digitized by Google

er uns mit seinen glänzenden Augen an, bald die Schwester, bald mich! — Ueber seinen rettungslosen Zustand täuschte er sich nicht; er sprach nicht darüber, um niemand zu betrüben, aber ich mußte ihm beim Ordnen seiner Angelegenheiten helfen, wenn Klara nicht anwesend war. — Klara und ich — wir hatten ihm vertraut, daß sich unsere Herzen zum Bund fürs ganze Leben gefunden hatten — es war seine letzte Freude hinieden!

Es kam ein herrlicher Morgen — der letzte den er erleben sollte. Den Lehnstuhl, worin er saß, hatte er sich ans Fenster rollen lassen, ins volle Licht der Sonnenstrahlen. — Weinend umstanden ihn seine Lieben. Die Athemzüge wurden kürzer und kürzer; mit der letzten Anstrengung seiner Kraft legte er Klara's Hand in die Meine, sein brechender Blick suchte den des Vaters — „Fortan Dein Sohn" — lispelte er — seine Seele war entflohen. —

Mit dem Segen des Verewigten wurde uns auch der des Vaters. — Mein Examen bestand ich mit der ersten Censur. Noch zwei Jahre der Praxis als Amanuensis des zukünftigen Schwiegervaters, dann wurde ich selbstständiger Anwalt und dann — —

— „kam der Tag, wo der Großvater die Großmutter nahm," sprach die Eintretende und küßte ihren Eheherrn. Sie schien den Augenblick nur erwartet zu haben. — „Hast Du denn bereut daß —"

Die Antwort wurde durch ein allgemeines Hoch erstickt, welches, dem würdigen Paare gebracht, den letzten Tropfen vom edlen Naß aus der verstechenden Punschbowle kostete.

Digitized by Google

Gedichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ein liebend Paar.

„Wie süß, an seiner Brust zu lehnen,
Wie hold der dunklen Locke Spiel,
Ein Blick — der Liebe erstes Sehnen
Ein Kuß — der Liebe letztes Ziel:“ —
So sang ins Meer hinaus die Weise
Das Schifferkind, und lenkt' den Kahn,
Der Wogen Heerde folgte leise,
Als zög die Hirtin ihr voran

„„O sprich, Du traute Maid, wer lehrte
Das Liedchen Dich so zart und rein?
Blick' mir ins Auge — ja es kehrte
Wohl selbst die Liebe bei Dir ein?““ — —
Doch sieh! ein trübes Wölkchen streifte
Ihr himmelklares Angesicht,
Und wie nach einem Zeugen schweifte
Ihr Blick hinauf zum ew'gen Licht:

„Kein ird'scher Mund sang mir hienieden,
Mir flüstert nur mein theures Meer,
Kein irdisch Herz ward mir beschieden,
Und meines blieb von Liebe leer,
Doch ihren Zauber zu belauschen,
Ist mir vergönnt: — in Nächten klar
Seh Blick' und Kuß ich oftmals tauschen
Ein sanft umschlungen liebend Paar.
Da kommt aus des Palastes Bogen
Mit gold'nem Mantel angethan,
Der Bräut'gam leisen Schritts gezogen
Auf Dämmerlichterhellter Bahn;
Die Braut, sie harrt im Silberkleide,
Mit jungem frischen Grün umlaubt,
Und sanftes Roth, wie ein Geschmeide,
Umstrahlt ihr züchtig glühend Haupt, —
Und wenn von seinem Arm umflossen
Ihr Aug' in seinem Auge liegt,
Und wenn der süße Bund geschlossen,
Und Seele sich in Seele schmiegt,

Digitized by Google

Dann nimmt der unbelauſchten Feier
Ein liebend Mutterauge wahr,
Dann birgt mit einem dunk'len Schleier
Die Mutterhand den Brautaltar, —
Bis aus des Lichtes fernen Weiten
Der ſtrenge Vater tritt hervor,
Die Mutter flieht, die Kinder ſcheiden,
Und wandeln einſam, wie zuvor." —

Und als ſie dieſes Wort geſprochen,
Da wird es ſtille ringsumher,
Nur unſ're Herzen hört man pochen,
Und endlos lag das weite Meer.
Schon blicken nach und nach, wie ſcheue
Neugier'ge Kindesäugelein,
Die Sterne aus der nächt'gen Bläue
Herab mit ihrem gold'nen Schein,
Und ſilbern ſtäubten auf die Wogen,
Es neigte ſich herab wie Thau,
Rings lag des Horizontes Bogen
Verſchwommen in ein duftig Grau,
Es rauſcht hinauf, es ſtrahlt hernieder,
Wie Sternenblick und Wellenkuß,
Ein jedes Lüftchen hauchte Lieder
Und jede Woge einen Gruß,
Ja! was mein Fiſcherkind geſungen,
Es lag vor uns in heil'ger Pracht:
Der Himmel hielt die Erd' umſchlungen.
Den Schleier zog die Mutter, Nacht; — —
Doch auch der Vater war gekommen,
Denn als im Oſten feurig klar
Des Tages erſte Blicke glommen,
Da trennte ſich ein liebend Paar.

Und einſam zog ich meine Pfade,
Und einſam ſchwankt der Kahn durchs Meer,
Das Echo nur haucht ans Geſtade
Des Liedes Klang von ferne her:
„Wie ſüß, an ſeiner Bruſt zu lehnen,
Wie hold der dunklen Locke Spiel,
Ein Blick — der Liebe erſtes Sehnen,
Ein Kuß — der Liebe letztes Ziel."

Karl Ebersberger.

Digitized by Google

Auf dem Schlachtfeld.

Nach einem Bilde.

Es ist verstummt der Lärm der Schlacht,
Am Himmel glüht im letzten Scheiden
Das Abendroth, schon winkt die Nacht
Den schwarzen Schleier auszubreiten
Hin auf die Flur, aufs Leichenfeld,
Auf dem der Tod mit blut'gen Krallen
Sich seine Opfer ausgewählt,
Die ihm als Beute heimgefallen.

Aus mancher Wunde sickert noch
Der Lebensquell, der frische, warme,
So mancher streckt, vergebens doch,
Nach Hülfe flehend, seine Arme,
Der sterbend auf der Wahlstatt liegt,
Zu Eis erstarrt das Blut der Wunde, —
Ein Rabe krächzend niederfliegt,
Der hungernd macht die nächt'ge Runde.

Doch sieh! — ein Weib am Hügel dort,
Was will die Arme bei den Todten?
Sie scheucht die Raben von dem Ort, —
Ihr brennend Auge sucht am Boden, —
Ein alter Mann in Bauerntracht,
Er kniet vor einer Leiche nieder:
Ein Schrei! — das Paar es weint, — es lacht —
Und küßt des Todten Augenlieder. —

So gibt der Kaiser euch den Sohn,
Das Opfer feindlicher Geschütze,
So gibt das Schicksal, euch zum Hohn,
Zurück des Lebens treue Stütze, —
Sie ist dahin, — o senke du,
Mitleid'ge Nacht, dein schwarz Gefieder,
Und decke dieses Grauen zu,
Daß es kein Tag uns wecket wieder!

D. Hügerich.

Digitized by Google

Das Lied.

Wem Gott in die Tiefen der Seele
Des Liedes Gabe gesenkt,
Der halte sie nicht verborgen
In seinem Busen verschränkt.

Aus nächtlichen Felsengängen
Der Goldesschimmer bricht,
Es halten die Bergkristalle
Gebunden das reine Licht.

Doch was da schimmert und leuchtet
Gebannt in den dunkeln Kreis,
Das sproßt aus dem Marke der Berge
Als Primel und Edelweiß;

Und blüht an sonniger Helle
Verwandten Sternen so nah,
Verkündend, was sein Auge
Im Dunkel der Berge sah.

Ludw. v. Hörmann.

Herbst.

Weh! schon lenkt der Herbst den Schritt
Her zu meiner Laube;
Nimm' mich mit, o nimm' mich mit
Schnelle Wandertaube.

Trag' mich weg in rascher Flucht
Uebers Meer nach Süden,
Dort an sonnig warmer Bucht
Bette hin den Müden.

Daß ich schattig überdacht
Unter Palmenbäumen
Diese lange Winternacht
Selig mag verträumen.

Ludw. v. Hörmann.

Digitized by Google

Erinnerung.

O meines Lebens Poesie,
Warum bist du zerronnen?
Wie schäumt' der Jugend Becher hoch,
Wie leuchteten die Sonnen
Des Glücks dem frohen Wand'rer zu,
Was schwandest du?

O Sommernacht, so lau, so lind,
Du Sinn du schwärmerischer,
Wo mir die ganze Erde schien
Ein Rosenmund, ein frischer,
Woran die trunk'ne Lippe hing —
Die Zeit verging.

Dort geht ein Sternbild funkelnd auf
Mit wundervollem Leuchten,
Wo seid ihr meine Sterne hin
Ihr milden thränenfeuchten?
Ich späh' den Himmel auf und ab, —
Es sank hinab.

O öde Herzenswinternacht,
Wo alle Quellen stocken,
Wo dir des Lebens Poesie
Verblaßt mit deinen Locken,
Ein Engel nur bleibt dir zurück
Erinnerungsglück.

Ludw. v. Hörmann.

Noch Einmal!

Noch einmal möcht' ich's blühen sehen,
Wie's blüht um die Zeit des Märzen;
Hellsingend durch die Wiesen geh'n,
Wenn alle Blumen aufersteh'n,
Die Frühlingsluft im Herzen!

Noch einmal möcht' ich in Wald und Au'
Die Vöglein singen hören;

Digitized by Google

Sie singen so schön, als sängen sie: Schau,
Die Erd' ist so grün und der Himmel so blau
Und so kühl das Dunkel der Föhren.

Noch einmal möcht' ich mit ihr allein
Ein Stündlein selig verbringen,
Und fromm und wie ein Kind so rein
Noch einmal von Herzen glücklich sein,
Und dann mein Sterblied singen.

Ludw. v. Hörmann.

Warnung.

Seh' ich ein kleines Kind, das weint,
So möcht' ich immer sagen:
Spar' deine Thränen, liebes Kind,
Auf künft'ge größ're Klagen!

Daß nicht, wenn einst dein Stündlein kommt,
Wo du in Staub getreten,
Dein heißes Auge thränenlos
Zum Himmel müsse beten.

Ludw. v. Hörmann.

Fallen und Steigen.

Siehst du des Mondes klares Bild
In heil'ger Götterruhe schweben;
Sein wechselvolles Wandeln sei
Ein Spiegel dir vom eig'nen Streben.

Ob auch nicht immer voll sein Rand,
Ob er oft lichtlos wallt im Blauen, —
O warte nur, du wirst ihn bald
Im vollen Glanze wiederschauen.

Ob du zum tiefsten Abgrund sinkst,
Laß deshalb nicht den Muth entschwinden;
Du wirst, wenn du nur anders willst,
Dich immer wieder oben finden.

Ludw. v. Hörmann.

Digitized by Google

Schneeflocken

von Angelica v. H.

1.

Es hat zum erstenmal geschneit,
Weiß liegt es auf allen Straßen,
Die letzte Blume muß das Feld
Und ich mein Lieb verlassen.

So Baum als Gras ist abgedorrt,
Der Ast von Reif umzogen;
Die Wandervögel sind alle längst
Hellsingend fortgeflogen.

Und eh übers Jahr der Frühling kommt,
Muß wol viel Eis zergehen;
Mein Schatz, das weiß der liebe Gott,
Wann wir uns wiedersehen.

2.

Der schöne Sommer floh dahin,
Wem that er's doch zu Liebe?
Auf Sturmesschlitten der Winter naht
Mit pfeifendem Peitschenhiebe.

Und wie er die Ruthe sausend schwingt
Die letzten Vöglein zu jagen,
Da haben deine Lieb' zu mir
Die Schwalben davon getragen.

3.

Es hüllt die Nacht in tiefe Schatten
Die schneebedeckten Straßen ein,
Die Lampen sind wie gold'ne Schlüssel
Und öffnen uns den dunkeln Schrein.

Hab' auch in tiefe Nacht verborgen,
Was ich im Herzen heimlich pfleg';
Nur meine Lieder werfen helle
Streiflichter über meinen Weg.

Digitized by Google

4.

Durch das gefror'ne Fenster will
Ein Strahl in's Zimmer schielen;
Du flatterhafte Sonne du,
So fröhlich kannst du spielen?

Und währt so lang', bis endlich kehrt
Der Frühling von der Reise!
Was Tags du mühsam aufgethaut,
Wird Nachts zu neuem Eise.

Mir geht es gleich, ich weiß es wol,
Mein Hoffen, Bangen, Sehnen —
Was mich am Tag so froh gemacht,
Ich büß' es Nachts mit Thränen.

5.

Es liegt hellrother Abendrauch
Am Wald, dem blätterlosen;
Das hat die Erde zum Trotz gethan
Dem Frühling und seinen Rosen.

Und weil sie der Liebste verlassen hat
So will sie dem Winter gefallen;
Sie hüllt sich in das schönste Kleid
Von blitzenden Eiskristallen;

Schmückt sich an Baum und Strauch, als sollt'
Sich Knospe an Knospe lehnen.
Sie hat wohl Nachts an den Lenz gedacht:
Es sind gefrorene Thränen

6.

Die Fenster sind hell erleuchtet
Und schimmern durch die Nacht;
Christkindlein hat den Kindern
Viel Schönes mitgebracht.

Die jubeln froh und gläubig —
Mich treibts von der frohen Schaar
Hinaus, wo Sterne glänzen
Und leuchten wunderbar.

Digitized by Google

Zu schauen den großen Christbaum,
Den mir am blauen Zelt
Mein Vater in dem Himmel
So herrlich aufgestellt.

Sonett.

Der Menschen Thorheit macht sich viel zu schaffen
Hascht nach Bewunderung schon an ihren Quellen,
Sie prunkt einher in goldnen Fastnachtschellen
Und liebt es, wenn die Gecken sie begaffen.

Viel Lärm um Nichts gehört zu ihren Waffen,
Sie wagt, ihr eignes Bildniß aufzustellen
Und in der Menge leichtbewegten Wellen
Fehlt es nicht an Bewunderern und Affen.

Indeß der falschen Göttin Weihrauch glüht,
Geht mild umher des Guten reicher Segen
Um, wo ein Auge es in Thränen sieht

Des Trostes Balsam heilend aufzulegen.
Der Sonne gleich, die seinen Pfad erhellt,
Geht es am liebsten stille durch die Welt.

Am alten Faß.

Mit gar gedankenvollem Blicke
Den treuen Humpen in der Hand
Geleert mit Eifer und Geschicke
Hat er zum Keller sich gewandt
Wohl kennt er die bemooste Stufe
Zum herzerfreuendem Gelaß
Er geht im ehrlichen Berufe
Den ernsten Gang zum alten Faß.

Sonst war sein Schreiten frisch und schneller
Die Buhle hats ihm angethan —
Sie harret sein im tiefen Keller
„Und hat ein hülzin Röcklein an."

Digitized by Google

Oft schöpft für sich er und die Seinen
Muth, Lust und Lieb im edlen Naß —
Heut' will der Gang schier schwer ihm scheinen
Am Schluß des Jahrs zum alten Faß.

Dort ruhen sie in langer Reihe
Gefüllt mit neuem süßen Most —
Daß er zu klarem Wein gedeihe
Bewahrt ihn Zapfen, Spund und Rost.
Zwar er verspricht ihm noch zu munden,
Doch, der schon hielt, was er einst baß
Versprach — zur Neige hingeschwunden
Ist er, der Wein im alten Faß.

Dort hält der wackere Geselle
Und sein gekrümmter Finger prüft,
Wie weit in Maiweingrüner Zelle
Die Fluth des Rebsafts sich vertieft.
Der helle Ton hat ihn erschüttert,
Daß er zu zapfen fast vergaß —
Sein Antlitz von der Zeit verwittert
Beugt sich herab aufs alte Faß.

Und wie im purpurklarem Bogen
Vorschießt das edle Traubenblut,
Hat's auf die Knie ihn fast gezogen
Und ihn erfüllt mit frischem Muth.
Sein Blick ruht auf der Fässer Reihe,
Die nicht zu füllen er vergaß —
Er zapft und trinkt — und trinkt aufs Neue
Begeistert von dem alten Faß.

Und ruft: „So mag der Trunk gedeihen,
Wenn reger Sinn und frohe Kraft
Den Schatz des Kellers zu erneuen
Auch für Zukünft'ges schon geschafft.
Geht dann das Alte auch zu Neige —
Des Neuen Reife freut uns baß
Und würdigen Genossen weiche
Im neuen Jahr das alte Faß!

Digitized by Google

Der Honigvogel.

Cubanisches Volkslied.

Gul, der Makuriger Jüngling
Fieng am Muschelbunten Strande
In dem Schatten der Banane
Einen prächt'gen Honigvogel.
Und er sprach zu sich mit Freuden:

„Meinem Kind will ich dich bringen,
„Tauschen dich, o holder Vogel
„Gegen Küsse . . denn wenn Naya
„Mich für eine Mandelblüthe
„Schon mit einem Küßchen lohnet,
„Wird sie zwölf mir nicht verweigern
„Für den schönen Honigvogel."

Aber weh! der Vogel plötzlich
Aus den Händen ihm entschlüpfte
Ueber Höhen, über Thäler
Kreuzt er seine zarten Schwingen.

Traurig ruft der Makuriger:
„Nayas Küsse sind verloren
„Schlimmer Flüchtling! Meine Wonne
„Trägst du fort auf falschem Fittig!"

Aber leise, losen Blickes
Tritt sein Mädchen aus den Büschen,
Lächelnd tröstet sie, die Holde,
Ihn, den freien Sohn der Eb'ne:
„„Wenn du's Vöglein auch verloren,
„Sind's doch nicht die Küsse Nayas!"

Fr. Knapp.

Capitain Negrier.

Nach dem Franz. des Regis de Trobinat.

Der Nachtwind beugt die blühenden Mangostanen,
Zum Molo fliehen schwankende Tartanen,

Digitized by Google

Es toft die See, die Möven ängstlich schwirren,
Die Taue ächzen und die Ketten klirren.
Rauh brandets. Die Fregatte schließt die Pforten;
Wer wagt sich tollkühn noch von sichern Borden?
O eh hebedera o eh!
Der Fluth vertraut sich die Bark mit mächtigem Kiele
Es rollt vom Mars ein Segel den Winden zum Spiele
Auf Ordre des Capitain Negrier.

Bläst schlimm der Wind, der mörd'rische Geselle,
Geht muthig ein Creolenkind zur Schwelle
Des Boots und nimmt mit einer schimmernden Thräne,
Bangen Abschied vom kühnen Capitäne.
Leb wohl! Soll dich der Ourakan verderben,
So will ich auch am gleichen Tage sterben.
O eh hebedera o eh!
Sie winkt ihm bebend und schwindet mit feuchter Locke —
Ein zweites Segel rollt vom schlanken Focke
Auf Ordre des Capitain Negrier.

Nach Monden wallt hinan den Pfad des Morne
Ein Trauerzug im duftigen Haidekorne,
Zweihundert Schwarze folgen dem weißen Sarg
Mit düsterm Blick, der theure Reste barg —
Am Grabstein, den die letzten Strahlen krönen,
Weint um ihr Mädchen Mutter heiße Thränen.
O eh hebedera o eh!
Am Top der Bark weh'n schwarze Trauerschleier,
Denn ihm gehorcht nicht mehr das mächt'ge Steuer —
Tod ist der Capitain Negrier!

Fr. Knapp.

Von der Haide.

Der Wind saust über die Haide,
Stößt Wolken vor sich her;
Am wogenden Fluß die Weide
Zittert von Thränen schwer.
Noch ihre Wurzeln haften
Tief in dem moosigen Grund:
Doch endlich, der Erschlafften,
Wer hilft ihr zur guten Stund?

Digitized by Google

Ihr sonst so grünes Prangen
Ist grau und farblos heut
Und in die Luft mit Bangen
Sie ihre Zweige streut.
Die Nebel wallen vorüber
Und lassen ihr Leid zurück —
Der Himmel, immer trüber,
Schenkt ihr nicht einen Blick.

Ein Reiter im tollen Jagen
Braust her auf schnaubendem Roß
Und hört der Weide Klagen
Davon sie überfloß:
Und wie sie widerstrebte
Und sich im Winde bog —
Des Reiters Herz erbebte,
Der dran vorüberflog.

Und der des Sturmes lachte,
Er zittert vor solchem Leid;
Nach langer Zeit er dachte
An Tod und Kummer heut:
„Manch Jahr hab ich gefochten
„Manch Roß zu Tod gehetzt,
„Wie keine Wunden vermochten,
„Hat mich dieß Bild verletzt!"

„Mein Mädchen noch zu küssen
„Denk ich im raschen Tanz,
„Manch Reiterstücklein zu grüßen
„Beim blanken Schwerterglanz.
„Doch sollt' mirs gelten? im Sturme
„Möcht' hin ich fahren, eh
„Mein Herz mit dem Erdenwurme
„Auskämpfte das Erdenweh.

Fr. Knapp.

Auf eines Knäbleins Tod.

Wie bist du bleich geworden, bleich wie der Lilie Blatt,
Der Engel steht zur Seite, der bleich geküßt dich hat;
Halb lächelnd und halb bange, so hat er dich berührt —
Nun ruhst du auf dem Bettchen, dein Herz hat er entführt.

Digitized by Google

In Thränen schau'n die Eltern, sie klagen schmerzlich stumm:
Der du ihn uns gegeben, was nahmst du ihn? warum?
Es war der liebste Knabe, den unser Arm geherzt,
Es war der beste Junge, der Eltern je umscherzt. —

Wie bist du bleich geworden; vor Kurzem blühtest du —
Sonst glänzt dein freundlich Auge, nun ist's auf immer zu.
Nicht hören wir das Stimmchen, das sonst so fröhlich scholl,
Du bist dahin gegangen, so lieb und hoffnungsvoll.

In Thränen schau'n die Eltern, sie schauen auf ihr Kind,
Sie fühlen bitt'ren Herzens, was Erdenträume sind;
Sie sahen schon die Enkel, nun klagen sie um den Sohn —
Ihr Guten: Dort ein Engel ists mehr an Gottes Thron.

Wie bist du bleich geworden, mein süßer lieber Knab',
Weißt noch, wie gern du spieltest den Ball, den ich dir gab;
Wie du den Stock zerbrochen und schelmisch lächelnd flohst —
Und dann Vergebung flehtest, der Springinsfelde Trost . . .

In Thränen schau'n die Eltern aufs weiße Lilienblatt,
Der Engel steht zur Seite, der bleich geküßt dich hat;
Du fliehst auf Cherubschwingen von dieser öden Welt,
Den Schönsten hat der Vater dich liebend zugesellt.

Fr. Knapp.

Ein König ohne Reich.

Und wieder kehr ich zur Heimat,
Da grüßt mich ein Hüttlein auf's neu,
Dort war ich einst ein König,
Nun irr ich einsam vorbei.

Wie damals blühet am Fenster
Noch heute der Nelkenstrauß,
Wie damals flattern am Giebel
Die Tauben ein und aus.

Nur dich, dich find ich nicht wieder,
Du Maid so schön und bleich;
Drum irr' ich einsam vorüber —
Ein König ohne Reich. —

J. C. Maurer.

Digitized by Google

Hartmann von Siebeneichen.

In wälscher Herberg unbekannt
Der Rothbart schlief bei Nacht,
Von Siebeneichen Hartmann hielt
Vor seiner Kammer Wacht.

Da plötzlich tönt's wie Stimmengewirr:
Er ist's, er ist erkannt,
Und sterben heimlich diese Nacht
Muß er von unserer Hand."

Leicht kennt ihr ihn am Koller schwarz,
Von goldner Kett' bedeckt; —
Der treue Ritter hört's und schnell
Den Kaiser vom Schlaf er weckt

„Herr Rothbart auf vom Lager steht
Und gebt mir euer Kleid,
Das Koller wie die Raben schwarz
Und euer golden Geschmeid." —

„Was willst du mit dem Koller schwarz,
Was mit der Kette von Gold?" —
„Herr Kaiser mit dem frühen Tag
Ihr's morgen wissen sollt."

„Für heut gehorchet meinem Wort,
Laßt mich der Kaiser sein,
Ihr aber in meinen Mantel gehüllt
Schleicht aus dem Kämmerlein."

Und kehrt nicht wieder eh sich zeigt
Das purpurne Morgenlicht." —
Also zum Kaiser Friederich
Der Siebeneichner spricht. —

Der Rothbart geht, doch als es graut,
Kehrt er zurück nach Haus,
Er tritt hinein in die Kammer sein —
Wie faßt ihn kalter Graus! — —

Digitized by Google

Da liegt der Ritter von Siebeneich
Auf seinem Lager todt; —
Zwölf Wunden zeigt das Koller schwarz,
Draus quillt das Herzblut roth. — —

„Nun weiß ich, was du, tapfrer Held,
Mit Kett und Kleid gewollt.“ —
Der Kaiser spricht's und eine Thrän
In seinem Bart ihm rollt.

Dann setzt er schweigend sich auf's Roß
Und reitet heimathwärts,
Indeß die wälsche Erde deckt
Ein deutsches Ritterherz. —

J. G. Maurer.

Im Hades.

Tief in nächtlicher Schlucht durchbrodelt von höllischen Flammen,
Hebt sich des Minos Thron, immer von Seufzern umschwirrt.
Finster blickt er und streng, da naht sich zitternd ein Seelchen,
Weil es so federleicht, schenkte ihm Charon den Lohn.
Vor des Gewaltigen Blick verschwand es fast in das Nichts hin,
Als er zu fragen begann, flog es wie Blättchen im Herbst.
„Steh mir, rief er, und sprich! Wer bist du, was für Gewerbe
Triebst du oben am Licht, bist du dir sündenbewußt?“
Aengstlich den Rücken gekrümmt begann zu säuseln das Seelchen:
„Knaben das a, b, c lehrt' ich um elenden Sold
Droben im deutschen Land, und schwang ich zu heftig die Ruthe,
Halt mir gnädiglich fern zorniger Furien Hieb!“
Sanftes Lächeln umfloß die Lippen des grimmigen Richters,
Cerberus selber schloß grinsend das wilde Gebiß.
„Was Schullehrer? und deutscher dazu? — Zwar ists nicht Sünde,
Aber ein Unglück doch, wem es auch immer passirt.
Dort in Elysiums Flur, dort sei dir ewig gebettet, —
Deutscher und Lehrer dazu! Wahrlich du büßtest genug.
Daß dir aber gewiß der Himmel werde zum Himmel:
Was du erlebt, vergiß trinkend letheische Fluth!“

Adolf Pichler.

Digitized by Google

Scylla und Charybdis.

Jüngst sprach über Pflanzenkunde
Der Professor vom Katheder,
Auf das Wort aus seinem Munde
Wißbegierig lauschte Jeder:
„Theorie ist gleich den Saaten,
Doch die Praxis gibt die Frucht
Sprach er, „drum will ich euch rathen,
Daß ihr fleißig Pflanzen sucht."

Alle, die dies Wort vernommen
Eilten auf der Freude Spuren,
Als der holde Mai gekommen
Durch die blumenreichen Fluren,
Denn der strenge Lehrer drohte,
Und sein Drohen war kein Spaß,
Dem mit einer schlechten Note,
Der sein mahnend Wort vergaß.

Anfangs galt es nur den kleinen
Blümchen, die am Graben standen,
Den bescheidnen an den Rainen,
Die der Späher Blicke fanden,
Doch bald ging es über Hecken,
Aecker, Wiesen lustig hin,
Welch ein Springen, Haschen, Necken!
Frische Jungen, freier Sinn!

Unter ihren Tritten beugte
Mancher Grashalm sich zu Boden,
Manches Wiesenblümchen neigte
Still sein Haupt zum Schlaf der Todten,
Aber plötzlich wie ein Wetter,
Das aus heiterm Himmel bricht
Stand der Flurschütz Hans, o Götter!
Da mit grimmigem Gesicht!

„Ihr verfluchten Teufelsracker,
Schrie er wild, was muß ich sehen?
Wer erlaubt euch in den Acker,
In die Wiese hier zu gehen?

Digitized by Google

An der Tafel dort geschrieben
Steht — ihr könnt ja lesen doch
Wer hier Unfug thut verüben,
Wird gesteckt ins schwarze Loch!" —

Wie das Wild, das Jäger hetzen
Floh die Schaar vor seinem Fluchen,
Einer nur bot den Gesetzen
Hohn: „Wir sollen Pflanzen suchen"
Sprach er trotzig „und die können
Wir im Zimmer finden nicht —
Ich — wenn auch die Andern rennen,
Thue, was mein Lehrer spricht!" —

Aber Hanns griff nach der Mütze,
Die das Haupt des Jungen zierte,
Sprach, „ich bin des Dorfes Schütze
Und ich that was mir gebührte,
Diese Kappe wird gepfändet,
Hol' sie für der Strafe Geld."
Also ward der Streit geendet
Und das Urtheil rasch gefällt.

Klippen bietet uns das Leben
Wie ein Meer, das wir durchschiffen
Und gar oft in unserm Leben
Scheitern wir an harten Riffen.
Wer da will botanisieren
Bleibe auf erlaubtem Pfad
Nicht vom Wissensdrang verführen
Laßt euch, wenn der Flurschütz naht.

J. Priem.

Verwechslung.

Ein junger Mann war längst versprochen
Mit einer Jungfrau schmuck und hold,
Sehnsüchtig zählte er die Wochen
Zum Hochzeitstag — die Zeit sie rollt
Dem Glücklichen zu schnell von dannen,
Doch wer sein Glück erst noch ersehnt,
Dem, wie auch die Minuten rannen
Erscheint sie immer zu gedehnt.

Digitized by Google

Erst war noch Manches zu erfüllen
Was Bürgerpflicht von ihm verlangt
In Uniform soll er sich hüllen,
Das ist ein Ding vor dem ihm bangt
Als Landwehrmann zu exercieren,
Schildwache stehn in finstrer Nacht —
Patrouille gehen, paradieren
Ist nichts, was ihm Vergnügen macht.

Doch halt! da kommt ihm ein Gedanke,
Der scheint ihm gut, wenn auch nicht neu:
Wie wärs, wenn ich zum Schein erkranke
Vielleicht würd' ich vom Dienste frei.
Von Sehnsucht war er bleich und mager,
Wenn auch gesund sonst wie ein Fisch,
Sein Hausarzt war zugleich sein Schwager,
Er denkt, so gehts, ich wag es frisch."

Ein schwaches Hüsteln affektierend
Geht er zum Doktor wohlgemuth:
Mein lieber Schwager sagt er: spürend,
Daß deine Hülfe noth mir thut,
Komm ich zu dir und muß dir klagen,
Daß meine Brust sehr afficiert,
Wie kann ich da den Dienst ertragen
Als Landwehrmann, wie sichs gebührt?

Du könntest mir ein Zeugniß schreiben:
Tuberkeln, Husten oder was —
Ich würds nicht viele Jahre treiben —
So ungefähr, es ist kein Spaß,
Jetzt gibts ja alle halbe Jahre
Spektakel wegen unserm Bier,
Naßkalte Nächte — Gott bewahre,
Nein da bedank ich mich dafür. —

Der Doktor sagt, ein wenig ärger
Darf man's schon machen, als es scheint,
Will sehen, was Freund Langenberger,
Der Regimentsarzt, dazu meint.
Er schreibt getrost: ich attestire,
Wenn N. N. Dienste machen soll,
Daß er die Lungensucht risskire,
Dieweil er vom Tuberkeln voll.

Digitized by Google

Trotz dem, ihm nah gestellten Grabe
Eilt unser Freund vergnügt davon,
Da fällt ihm plötzlich ein, er habe
Noch eine and're Commission:
Die Schwiegermutter klug und weise,
Verlangte von ihm, ohne Scheu,
Daß für die künft'ge Lebensreise
Sein Leben wohl versichert sei.

Ein zweites Zeugniß muß er haben
Zu diesem Zwecke, das ist klar,
Daran soll sich sein Auge laben
Wie er gesund von jeher war.
Und einen andern Doktor kennt er
Der Bursche war in seinem Corps,
Zu diesem schnellen Fußes rennt er
Und trägt ihm seine Bitte vor.

Von Herzen gern, sagt der Philister,
Geb ich ein gutes Zeugniß dir,
Denn kerngesund der Bursche ist er,
Das sehen mit Vergnügen wir.
Und also schrieb er: achtzig Jahre
Hält diese kräftige Natur,
Und liegt der Mann einst auf der Bahre,
So wars aus Altersschwäche nur.

Der Freund sagt Dank, und in der Tasche
Birgt er den Doppelschatz behend;
Bald sitzt er fröhlich bei der Flasche
Nach einem kleinen Traktament,
Das ihm ein lieber Freund gegeben,
Der just von weiten Reisen kam,
Man ließ sich gegenseitig leben
Bis man betrübten Abschied nahm.

In ros'ger Stimmung eilt er heute
Noch in die nahe Agentur,
Er gibt sein Zeugniß ab voll Freude,
Dann geht's in die Kommandantur;
Da sind die Aerzte just zusammen
Zur Sanitätscommission,
Sein Antlitz glüht in Hoffnungsflammen,
Er sieht sich freigesprochen schon.

Digitized by Google

Doch auf der Treppe fällt ihm eben
Zur rechten Zeit das Hüsteln ein,
Er soll sich ja den Anschein geben
Ein wenig schwach und krank zu sein;
Schwerathmend tritt er in das Zimmer
Gibt hüstelnd dann sein Zeugniß hin,
An seiner Wangen ros'gen Schimmer
Denkt nicht der aufgeregte Sinn. —

Nachdem der Arzt das Blatt gelesen
Legt er es lächelnd auf den Tisch,
Das wäre nöthig nicht gewesen
Meint er, Sie sind gesund und frisch,
Man siehts ja an den Rosenwangen,
Doch ist es immer ein Verdienst,
Daß Sie von selbst hiehergegangen
Und melden sich zum Landwehrdienst. —

Zum Dienst? — Herr Doktor, Sie verzeihen,
Ich bin ja krank — Sie hörens doch —
Was soll ich in der Landwehr Reihen,
Ich pfeife auf dem letzten Loch.
Ach lieber Gott, wie mußt ich puften
Die beiden Treppen da herauf
Ich meine, mich erstickt der Husten,
Erlauben Sie, daß ich verschnauf.

Der Doktor greift nach dem Atteste,
Und sagt: Da steht es aber klar,
Daß Ihr Befinden stets das Beste —
Sie könnten leben achtzig Jahr.
Zu welchem Corps steht Ihr Belieben?
Wir stellen frei es Ihrer Wahl,
Sie werden heut noch eingeschrieben,
Entscheiden Sie, uns ists egal! —

Da faßt den guten Mann der Schrecken,
Es geht ihm auf ein gräßlich Licht,
Doch die Verwechslung zu entdecken,
Das leidet ja die Klugheit nicht;
Er wankt nach Haus, nach wenig Stunden
Schreibt der Agent: es thut uns leid,
Daß wir zu kränklich Sie befunden
Wir wünschen Beff'rung mit der Zeit.

J. Priem.

Digitized by Google

Schicksalsstunden.

Ein flotter Bruder Studio, mit etwas gelichtetem Haare,
Verlebte in dulce jubilo der Jugend glücklichste Jahre.

So lang' er noch hatte Geld und Gut dacht' nicht er ans Examen,
Am wohlsten war ihm stets zu Muth wenn neue Füchse kamen.

Einst kamen ihrer auch ein Paar, die ochsten Tage und Nächte,
Als wollte ein Jeder im ersten Jahr schon werden Doktor der Rechte.

Das war unserm alten Bursch ein Graus, er klopfte sie 'raus am Morgen:
He, Füchse! was sitzt ihr und ochst zu Haus? Zum Teufel mit Büchern und Sorgen!"

„Habt ihr das Ochsen und Büffeln nicht satt, ihr knausernden Bücherseelen?
Zu Ehren euch findet heut Fuchsenfahrt statt, da darf kein Füchslein fehlen."

So rief der stattliche Senior in vollstem Kanonenwichse,
Umringt vom lustigen Burschenchor, und gehorsam folgten die Füchse.

Was war das für ein gewaltiger Mann in hohen Würden und Ehren,
Die Füchse staunten ihn ehrfurchtsvoll an und horchten auf seine Lehren.

Wie führte er stolz das Präsidium mit seinem blinkenden Schläger,
Wie sah er gebietend im Kreis herum auf die anderen Würdenträger;

Ach! seufzten die beiden Füchse schwer, wer's könnte so weit doch bringen
Und trinken an zwanzig Krüge leer und kräftig den Schläger schwingen!

Und als sie am andern Morgen spät mit gräulichem Katzenjammer
Erwachten, da trat mit Gravität der Senior in die Kammer.

„Ihr Füchse" so sprach der alte Schlauch, „die gestrige Fahrt, die famose —
Die müßt ihr bezahlen nach altem Brauch, heraus mit euerem Mooße!"

Da staunten die Füchse ebenso und zogen seufzend die Beutel,
Und dachten mit König Salomo: auf der Welt ist Alles eitel!

Der Senior lebte lustig fort noch einige flotte Semester,
Inzwischen gerieth im Heimathsort der Vater unter Sequester.

Die Füchse ochsten nach wie vor, doch brachte, trotz allem Bestreben,
Es keiner von ihnen zum Senior durchs ganze Studentenleben.

Gar Vielen es so im Leben geht, wonach sie streben und ringen,
Worauf ihr Sinnen und Trachten steht, das soll ihnen nicht gelingen.

Digitized by Google

So meinte auch ich mit anderem Schluß mein Lied vergnügt zu enden,
Doch weil ich der Wahrheit folgen muß, so kann ich's nicht drehen und wenden.

Und wahrheitstreu, bei meiner Ehr, der Schluß des Schwankes das ist er:
Der Bursch starb als Lottokollekteur, — die Füchse, die sind Minister! —

J. Trieb.

Sankt Peter.

St. Peter, dem am Himmelsthor
Der Herr vertraut die Wacht
Hat nun schon fast zweitausend Jahr
Kein Auge zugemacht.

In aufgelöster Ordnung naht
Der Erdenbürger Schwarm
Macht oft durch seinen Ungestüm
Dem armen Pförtner warm.

Sans Tricot ist das Gallakleid,
Volk, Fürst und Excellenz
In gleicher Weise ausstaffirt
Erscheint zur Reverenz.

Es bildet sich dabei die Tour
So wie es just sich traf,
Oft fällt da dem Apostel schwer
Zu sondern Bock und Schaf.

Denn mancher Paß — gar wohlgestellt
Er klappt nicht zum Gesicht
Und manche feine Seele hat
Sigillum legis nicht. —

Hugo Stadelmann.

Die Jägersbraut.

In einem grünen Thale
Da steht ein einsam Haus,
Dort schaut oft aus dem Fenster
Ein holdes Kind heraus.

Digitized by Google

Die Aeuglein blau und sternenklar,
Wie Seide weich das blonde Haar,
Und wer nur einmal sie erschaut
Fast nimmer seinen Blicken traut —
Und seufzt: „Wie ist sie schön, so schön!
Und seufzt: Wie ist sie schön:

Wenn Abends mild die Sonne
Mit ihrem goldnen Strahl,
Der fernen Berge Gipfel
Sanft küßt zum letzten Mal,
Da kommt aus düstrer Waldesnacht
Ein Jägerbursch, voll Jugendpracht,
Und, bläst auf seinem Horn so laut,
Wenn kaum das Mägdlein er erschaut,
Und denkt: Wie ist sie schön, so schön!
Und denkt: Wie ist sie schön.

Bald hatten sich gefunden
Zwei Herzen gut und rein,
So, daß auch keines konnte
Mehr ohne 's And're sein.
Und als sie sich in sel'ger Lust,
Voll Liebe sanken an die Brust
Da sprach der schmucke Bursche laut:
„Du bist jetzt meine Jägersbraut;
Denn du bist ja so lieb und schön!
Ach! du bist ja so schön."

G. Weiss.

Ein Wahrzeichen.

Zu Nürnberg untern Hutern*) ein Haus, ein altes, steht,
Dran sieht ein hölzern Männlein wer dort vorüber geht,
Es ist mit einem Mörser hoch oben angebracht,
Was mag das wohl bedeuten hat Mancher schon gedacht.

Hört! Am Johannis Morgen da tönt in aller Früh'
Herauf die lange Strasse gar sanfte Melodie,
Das sind die Waisenkinder sie ziehen zum Friedhof hin
Und singen dort und beten am Grab der Stifterin.

*) Jetzt Kaiserstrasse genannt.

Digitized by Google

Das Männlein mit dem Mörser stößt dann ohn' Unterlaß •
Bis sie dahin gezogen die alte Hutergaß',
Und das geschieht bis heute. — Längst sinds zweihundert Jahr,
Daß eine Apotheke in jenen Räumen war.

Der Apotheker immer ein jäher zorn'ger Mann,
Dem selten einer hatte etwas zu Dank gethan,
Er hatte einen Lehrling, ein Junge voll Gemüth,
Dem ist in diesem Hause wohl keine Freud' erblüht.

Der steht an seinem Mörser und stößt, daß es erklingt,
Als sanft zu seinen Ohren das Lied der Kinder dringt,
Weil's ihn ergriff, da eilt er auch sie zu sehn, hinaus;
Doch schleppt der Herr ihn wieder voll Wuth zurück ins Haus.

Und packt in seinem Grimme den Knaben bei dem Schopf
Und schlägt ihn mit dem Stößel zuletzt noch an den Kopf,
Da schießt das Blut herunter, da tönt ein Jammerschrei,
Nur wenige Minuten, dann war's mit ihm vorbei.

Dem Apotheker graute vor seiner raschen That,
Er eilte hin und meldet sie selbst dem hohen Rath. —
Und als er eingeschlossen in düst'rer Kerkernacht
Hat er mit trübem Sinnen gar manchen Tag verbracht.

Bis an sein baldig Ende er ernst und schweigend saß,
Weil Wahnsinn ihn erfaßte von dem er nie genaß,
Dann bracht' an seinem Hause man dieses Männlein an,
Zum Zeichen was da einstens der rauhe Mann gethan.

Drum am Johannis Morgen, wann tönt in aller Früh'
Herauf die lange Straße gar sanfte Melodie,
Stößt's Männlein an dem Hause und wenn man sich befragt,
Wird einem die Geschichte wie ich erzählt, gesagt.

G. Weiss.

Der Glaube macht selig.

(Nürnberger Mundart.)

Amaul is an alt's Mütterla
Mir af der Rasi bekumma,
Dös haut wöi ih denselb'n Wög
Ah nei ins Stödtla gnumma.

Digitized by Google

Dau kumm mer af an Berg all Zwa,
Dort is a Säul'n g'ſtand'n
On döi dau woar a Rodſchouh g'mealt
Und Straufn, döi bekannt'n

Oeitz is dös Weibla niederknöit
Und thout inbrünſti böt'n,
Ih denk: wos is den dau paßöirt
Und bin af d' Seit'n tröt'n.

Und wöis nau ferti g'wöſ'n is
Thou ih glei zou ihr ſog'n:
„Dau haut ſi a grauß Unglück g'wieß,
Halt ah amaul zoutrog'n."

Ach Gott! ſeufzt's, na, mein Suh den woll'ns
Heunt zon Soldat'n nehma,
Und dös thut mih ſu wauhr ih löb
Halt rächt von Herz'n gräma.

Drum hob ih d' Muttergottes dau
Halt böt'n ganz inbrünſti,
Daß helf'n thout, und is mein Suh
Doch heunt ban Lauf'n günſti.

Ja, ſog ih, Weibla dau is jo
Ka Muttergottes z'ſögn;
A Rodſchouh is ner ohgmalt dort
Und wos mer Strauf mouß göb'n.

Goar? — ſagts, mei Aug'n ſen halt blaid,
Ih kons nit rächt derkenna,
Si werds nit übl nehma, denn
Ih thou's mit Ehrfurcht nenna.

Dös glab ih ah, hob ih nau g'ſacht,
Und will ah goar nit lach'n,
Der Glab'n is, der thout alla
Di Menſch'n ſäili mach'n.

C. Weiss.

Digitized by Google

Die

Verbannung der Götter.

Maskenspiel

von

J. Priem.

Aufgeführt auf dem Faschingsball des Literar. Vereins den 28. Februar 1867.

Personen.

Zeus.
Merkur, unter den Namen Riese, Handlungsreisender.
Vulkan, „ „ „ Master John, Fabrikbesitzer.
Mars, „ „ „ Hauptmann von Blitzburg.
Ceres, „ „ „ Frau v. Kornmüller, Gutsbesitzerswittwe.
Flora, „ „ „ Aline, ein Gärtnermädchen.
Adolar, ein junger Dichter.
Juno.
Der Frühling.
„ **Sommer.**
„ **Herbst.**
„ **Winter.**

Gärtner und Gärtnerinnen. Italiener und Italienerinnen. Winzer und Winzerinnen. Herren und Damen in russischen National-Kostüm, sämmtlich als Gefolge der Jahreszeiten.

Digitized by Google

1. Scene.

Zeus

(im brokatnen Schlafrock, die goldne Zackenkrone auf dem Haupte, in der rechten Hand eine lange türkische Pfeife, in der linken mehrere Briefe, tritt auf.)

Das ist denn doch um toll zu werden,
Nicht eine Stunde hat man Ruh —
Da kommt mir wieder ein Schock Beschwerden
Von diesen Erdenmenschen zu.
Sie schieben mir Alles in die Schuhe
Was ihnen gefällt und nicht gefällt,
Und wenn ich nicht stets ihren Willen thue
Schimpft über mich die ganze Welt.
Der Eine will das, der Andre Jenes,
Wie's eben durch den Sinn ihm zieht,
Und Alle wollen nur Liebes und Schönes,
Das ist das Ende von jedem Lied.
Da sind zwei Schreiben — es ist zum Lachen!
Sie raufen sich ab in blutigem Krieg,
Und jeder fleht, wie soll ich das machen?
Für seine Sache um glorreichen Sieg.
Ich habe es beiden nicht geheißen
Zu machen diesen Mordscandal —
Sie mögen sich meinetwegen zerreißen,
Ich halte aufs strengste mich neutral!

(Steckt die Briefe in die Tasche und entfaltet einen andern.)

Zum Gukuk, was ist denn das nun wieder?
Da soll einer Herr der Welten sein!
Im Januar brennen Häuser nieder
In die der Blitz geschlagen ein? —
Im Juli fällt das Thermometer
Auf Null, und es fängt zu schneien an!
Da sind die Tausend-Schwerenöther,
Die Jahreszeiten schuld daran.
Na wartet, ich will euch schneien und blitzen,
Wenn ihr's nicht besser mehr versteht —
Im Sommer frieren, im Winter schwitzen
Ist freilich eine Kalamität.
Beim Styx — ich muß mich wirklich schämen
So heillos schlecht bedient zu sein,
Und kann's den Leuten nicht übel nehmen
Wenn sie die Ohren voll mir schrei'n.

(geht mit großen Schritten auf und ab.)

Digitized by Google

II. Scene,

Der Frühling, von einer Dame dargestellt, mit Blumenguirlanden um das Kleid und einen Blumenkörbchen, der Sommer als junger Elegant mit weißer oder Ranking-Kleidung, Strohhut und Spazierstöckchen, der Herbst, ein lustiger Weintüfer mit Schurzfell und grüner Sammtmütze, einen Krug in der Rechten, und einen Pokal in der Linken. Der Winter, im zottigen Pelz, Pelzstiefeln Pelzmütze und Muff treten auf.)

Frühling
(mit einem Knix)

Ist es erlaubt?

Zeus.

Zur rechten Stunde
Erscheint ihr für meine gerechte Wuth,
Es kommt mir von Euch gar schlimme Kunde
Und kaum bezähm' ich mein zürnendes Blut.

Frühling.

Wir finden Sie heut bei schlechter Laune,
Wenn Ihnen ein andresmal gefällt
Uns zu empfangen —

Zeus
(sie mit dem Zwicker betrachtend)

Ich erstaune!
Ein liebliches Mädchen — in aller Welt —
Der Frühling war sonst ein Masculinum,
Ist denn mein Himmel auch verkehrt?

Frühling.

Man nimmt ihn gerne als Femininum
Wenn Blüthen und Blumen er reich beschert;
Mein Bruder, der Lenz, hat in seinem Reiche
Als Mitregentin mich eingeführt —

Zeus (galant.)

Ei, nun begreif ich die losen Streiche,
Mein Fräulein, ich bin ganz enchantirt!
Bestimmt nur Blüthen auszustreuen
Ist dieses kleine Händchen hier,
Und Welt und Himmel muß erfreuen
Du Holde, Deiner Schönheit Zier.

Digitized by Google

Wie glücklich, wer von diesem Munde
Der Liebe ersten Kuß empfängt,
O welche sel'ge Himmelsstunde
Lacht Jedem, den Dein Arm umfängt.

Frühling.

Ich bitte sehr, Sie sind zu gnädig!

Sommer.

(des Frühlings Hand ergreifend)

Mir ist diese Hand schon zugesagt —

Zeus.

Warum nicht gar? Sie bleiben ledig
Mein Herr, weil mir es so behagt. —

Sommer.

Wir wollten um Erlaubniß bitten,
Daß unserer Herzen schönes Band — —

Zeus.

Mein lieber Sommer, unbestritten
Sind Sie ein Geck, ein eitler Fant —
Ei, also deßhalb hat die Erde
Längst keinen Frühling mehr gesehn
Weil der mit seiner Gluth Beschwerde
Verschlang des Zephyrs sanftes Weh'n!
Und das soll ich noch sanktioniren?
Ein Jeder thut was ihm gefällt,
Doch ich muß dann das Lamentiren
Anhören von der ganzen Welt.

Herbst

(präsentirt ihm einen Becher Wein, den er aus seinem Kruge schenkt.)

Herr! Ich hab stets gethan das Meine
Nach keinem Andern je was gefragt —
Da trinkt einmal von diesem Weine
Ich hab mich genug damit geplagt. —

Zeus (trinkt.)

Pfui Teufel ist das ein schlechter Krätzer,
Kannst du nichts bessres bieten mir,

Digitized by Google

Dann pack dich fort, du alter Schwätzer
Da trink ich lieber Hofbräuhausbier.

Herbst.

Es hat ihm gefehlt an der nöthigen Sonne,
Der Sommer war eben so naß und kalt;

Zeus.

Daß ist es ja eben, du volle Tonne,
Daß Niemand thut, wozu er bestallt.
Da steht der ärgste von euch, ihr Sünder,
Der hat mir den meisten Verdruß gebracht,
Du alter Zottelbär, alter Winter,
Was hast du für dummes Zeug gemacht?

Winter.

Was kann ich dafür? Da trägt alleine
Das Fräulein Lenz die ganze Schuld,
Sie lechzt ja nach jedem Sonnenscheine
Und kanns nicht erwarten vor Ungeduld,
Bis ihr Galan die Luft erhitzte,
Und weil ich das eben nicht leiden kann,
So kam's, daß es manchmal donnert und blitzte
Bis ich wieder mein gutes Recht gewann.

Zeus.

Jetzt hab ichs satt! Schert euch zum Henker,
Und macht nicht wieder so dummes Zeug,
Wofür bin denn ich der Weltenlenker?
Der höchste der Herrscher im Geisterreich?
Von euch schiebt Einer die Schuld auf den Andern,
Und Keiner ist einen Groschen werth,
Ich will einmal selber die Welt durchwandern
Und will euch zeigen was sich gehört! —

Herbst.

Zum Guckuck! heut sind wir abgefahren,
Der Alte war ja fuchsteufelswild!

Sommer.

So sah ich ihn nicht seit vielen Jahren,
Und was er uns für eine Predigt hielt!

Digitized by Google

Er möchte den Frühling für sich erringen,
D'rum geht er so streng mit uns in's Gericht,
Das aber soll ihm nicht gelingen —
Der Frühling ist mein, — ich laß ihn nicht!

Winter.

Ja, haltet ihn fest, damit er nicht wieder
Sich schmeichelnd drängt in mein Gebiet,
Und dann der Katharr durch alle Glieder
Mir und den Menschenkindern zieht! —

(Winter, Sommer und Herbst ziehen sich in den Hintergrund zurück. Der Frühling will ihnen folgen.)

Zeus

(den Frühling zurückhaltend.)

Nicht so, mein Fräulein, Schönste der Schönen,
Sie waren ja nicht damit gemeint; —
O wollten Sie doch meine Wünsche krönen,
Sie fänden an mir den wärmsten Freund.
Seit Semele einst durch meine Liebe
Sich selber geopfert dem Flammentod
Hat meine Brust nicht so heiße Triebe
Gefühlt und so marternde Liebesnoth!

Frühling.

Ich danke schönstens. Die Komplimente
Verschwenden die Herren gar zu gern,
Und wären sie wahr, so müßt ich am Ende
Auch leuchten am Himmel als glänzender Stern.
Ich aber bin lieber auf der Erde,
Das Reich der Blumen ist mein Revier,
Und selbst eines Gottes Liebesbeschwerde
Ist mir kein voller Ersatz dafür.

Zeus.

Ha! Meine Liebe zu verschmähen
Beim Styx! Das hat noch keine gewagt!
Sei klug mein Kind —

(er will sie umfassen, sie sucht ihm zu entfliehen und flüchtet in die Arme der eintretenden Juno.)

Digitized by Google

III. Scene.

Vorige. Juno.

(Im eleganten Rococo-Kostüm mit großer Coiffüre und Fächer.)

(Für sich.)

Was muß ich sehen?

(laut.)

Mein liebes Kind nur unverzagt —
Das ist so eine von den Launen
Des Herrn der Götter, darüber wir
Seit langer Zeit nicht mehr erstaunen:
Il y a son petit plaisir!

(reicht ihr die Hand zum Kusse, und winkt ihr dann mit vornehmer Geberde sich zu entfernen. Frühling ab.)

Zeus.

(Nimmt einen Blitz aus dem Gürtel seines Schlafrockes und zündet damit seine Pfeife an, dann schreitet er mit großen Schritten auf und ab.)

Juno.

Quelle insolence!

(weht mit dem Fächer die Rauchwolken ab.)

Ich möchte bitten —
Sie dampfen ja wie Schwager Vulkan,
Vraiment! Der Menschen schlechte Sitten
Sind selbst im Olymp jetzt obenan! —

Zeus.

Pah! Meine Liebe! Das bischen Rauchen!
Darunter leidet nicht mein Ruf,
Ich darf doch selber wohl gebrauchen
Was ich zur Lust der Menschen schuf? —

Juno.

Auch wenn man hinter der Gattin Rücken
So schön mit jungen Mädchen thut?
Liebäugeln, Seufzen, Händedrücken
Steht das dem Gott der Götter gut?
Doch wozu Worte noch verschwenden,
Es steht und liegt ja sonnenklar

Digitized by Google

Vor meinen Augen, in meinen Händen
Wie oft ich die Betrog'ne war!
Daß Sie verhöhnen mich und kränken
Verschloß ich längst in des Herzens Schrein,
Doch daß Sie versäumen die Welt zu lenken
Ueber Liebesgeschichten und Narrethein! —
Das darf ich bei'm Styx nicht länger dulden,
Das schöne Geschäft es geht zu Grund
In kurzer Zeit durch Ihr Verschulden
Und der ganze Olymp kommt auf den Hund —

Jeus.

Madame! Sie wagen? Bei meinem Blitze!

Juno.

Die Wahrheit, die bittre, ist mein Schild,
Versparen Sie Ihres Zornes Hitze,
Ich hörte, was man für Reden hielt.
Herr Mars sprach in brutalen Worten
Es aus vor allen Göttern frei:
Daß, an der Spitze seiner Cohorten,
Nur er der Herr der Welten sei! —
Das wollte Vulkan nicht, der hinkende, leiden,
Und schrie: er beherrsche die ganze Welt!
Da kamen die Götter von allen Seiten
Und jeder pries seines Wirkens Feld.
Die Ceres meinte, die Welt ging zu Grunde
Wenn sie nicht die Flur und den Acker beschützt,
Und der schlaue Mercur sprach, bis zur Stunde
Hat nur der Handel die Welt gestützt,
So ging es herab bis zu den Kleinen:
Selbst Flora meinte, ein Blumenstrauß
Lasse vielen die Welt ganz anders erscheinen,
Und wandle die Hütte zum Königshaus. —
Von Ihnen Gemahl, war keine Sprache,
Die Herren und Damen denken sich:
Daß man aus seinem Schlafgemache
Die Welt nicht regiere sicherlich.

Jeus.

Beim Styx! sie sollen mich respektiren
Als ihren Herrn, den Donnergott

Digitized by Google

Ich will sie weiblich chikaniren
Für ihren Uebermuth und Spott!
Von diesem Augenblick verwandle
Ich sie in Menschen nach ihrer Art,
Ein jeder spreche, denke, handle
Wie man auf Erden es gewahrt,
Der Mars soll hauen, schießen und stechen,
Verwundbar sei sein Götterleib,
Die Flora soll irdische Blumen nur brechen
Und Ceres werden ein menschlich Weib,
Vulkan soll Eisenbahnen bauen,
Merkur als Commis voyageur
So lange nimmer mein Antlitz schauen
Bis er sich bessert! Parole d'honneur! —
So nun ist's gut! Ich will euch lehren
Zu spielen mit meiner Göttermacht,
Statt zu beherrschen sollt ihr entbehren
Und statt verehrt seid jetzt verlacht!
Bis wieder ihr den Herrn und Meister
Den ihr verspottet habt erkannt
So lang seid aus dem Reich der Geister,
Aus meinem Angesicht verbannt! —

Juno.

Mon cher, c'est bon! Das söhnt mich wieder
Trotz eurer Streiche mit euch aus.

Zeus.

Recht so! Schlagt eure Grillen nieder
Wir halten treu zusammen Haus.

(beide ab.)

IV. Scene.

Flora

(Als Blumenmädchen Aline, ideal gekleidet, tritt auf.)

In Indiens Wassern steht die Lotospflanze,
Ihr Antlitz zu dem Licht der Sonne kehrend,
Ob glühend auch die goldnen Pfeile sendet

Digitized by Google

Der Stern des Tages und versengend liegt
Auf Flur und Garten ihrer Strahlen Gluth
Netzt doch des Lotos Fuß die Fluth des Ganges,
Die kühle Labung bringend seinen Blüthen.
Und sinkt die Nacht, die würzige hernieder
Läßt auf den Wellen sie die Blumen spielen
Und schaukeln sich, bewacht vom Mutterauge.
Doch plötzlich naht sich Indiens brauner Sohn,
Verführt vom Gold des weißen Europäers,
Und reißt die Blüthen aus dem Bett der Fluthen,
Die träumenden, aus Ihrer Mutter Schooße.
Im fernen Norden, — in des Nebels Land,
Im ewigen Dämmerlicht erwacht sie fröstelnd
Die Tochter Indiens zu halbem Leben.
Das ist die heimathliche Sonne nicht,
Das nicht die würz'ge Luft, die sanft die Fluthen
Des Ganges kräußelt, — wohl, der Arras kreischt
Auch hier wie in dem Land der Sykomore,
Doch freudig nicht ist seines Rufes Klang,
Vom Schmerz getrübt um ein verlornes Glück;
Gefangen ist er, fern vom Heimathland,
Und trauernd wiegt, erfüllt von gleichem Schmerz,
Der Lotosstrauch sein Haupt zum frühen Tode!
Ist es ein Traum, der mir den Sinn umfängt,
Bin ich sie selbst die arme Lotosblume?
Das ist die heimathliche Sonne nicht,
Das nicht die Luft, die kosend mich umfing!
Ich bin nicht mehr in des Olympos Reich, —
Ich bin —

V. Scene.

Vorige. Adolar.

(Für sich.)

Ein Engel, den zur Welt gesandt
Die Götter aus dem Reiche ihrer Freuden.

Flora.

Fort mit den phantastischen Träumen, die mir die Sinne verwirren. Die Wirklichkeit, die nüchterne, verlangt ihr Recht. Ich bin Aline, des Gärt-

Digitized by Google

ners Tochter, die dieses Körbchen mit Blumen zum Schlosse tragen soll, wo sie die Braut unseres Gutsherrn zu ihrem Ehrentage zu schmücken bestimmt sind.

Adolar.

Darf ich dich bitten Aline, mir eine dieser reizenden Blumen zu schenken?

Aline (für sich.)

Ein junger Herr. Gewiß einer der Gäste aus der Stadt. Sie kennen meinen Namen? Pfui, es ist nicht fein zu lauschen.

Adolar.

Dein Selbstgespräch hat ihn mir verrathen, ohne daß ich es wollte. Zürne mir deßhalb nicht, und erfülle meine Bitte.

Aline.

Und warum sollte ich nicht? Blumenspenden ist ja mein Beruf. Hier — diese Rose, — Es wird dem Kranze der Braut nicht an Rosen fehlen, sind doch noch viele ihrer Schwestern in meinem Körbchen.

Adolar.

Jedes Geschenk erfordert eine Gegengabe. Vergönne mir, dieß kleine Blättchen dir zu weihen.

Es ist nicht das erstemal Aline, daß meine Augen sich erfreuen an der Anmuth deiner Erscheinung. Seit Wochen trage ich dein Bild in meinem Herzen, und diese Zeilen werden dir sagen, welche Gefühle es in mir erweckt hat.

Aline

Mein Herr, Ihr Weg führt zum Schlosse in die Reihen der vornehmen Herren und glänzenden Damen, zu denen auch Sie ohne Zweifel gehören und ich — bin die Tochter des Gärtners.

Adolar.

Meine Wiege stand in dem niedern Raum einer Hütte — Aline! Ich habe nichts mit den prunkenden Sälen der Vornehmen zu schaffen. Lies und vertraue mir. (Erfaßt ihre Hand.)

Aline

(birgt das Blatt in ihrem Mieder.)

Wenn Sie nicht zum Schlosse gehen, so trennen sich unsere Wege. Ich darf nicht länger säumen den Auftrag meines Vaters auszuführen. (rasch ab.)

Digitized by Google

VI. Scene.

Adolar (allein.)

Nicht Worte künden mir das nahe Glück
Doch aus den Herzen drang's in deinen Blick,
Und in die Seele strömt der schöne Glaube
Daß nichts dich mir, du holder Engel raube!

(ab.)

VII. Scene.

Merkur

(als Handlungsreisender Riese von Zwickau, Costüm sehr modisch, aber etwas auffallend, Zwicker und gescheiteltes Haar — tritt auf.)

Ne, das nehm mer kein Mensch nich übel. Da wollte ich lieber Steine klopfen auf der Chaussee von Dräsen bis Perne oder die Sperlinge auf den Pappeln von Leipzig bis Halle zählen, statt in dieser lumpigen Zeit von Haus zu Haus zu wandern und überall mit langer Nase abzuziehen. „Ei Herr Jäses liebes Herrche, wir haben das liebe Brod nicht zu Hause," heißt es, wenn ich Geld will, — „ei Herr Jäses, es liegt Alles wie Blei, wir haben noch vom vorigen Jahr, „wenn ich meine Waaren anbiete, oder man schlägt mir gar die Thüre vor der Nase zu und schreit zum Fenster heraus „'s is Niemand zu Hause!" Vermaledeite Wirthschaft das. Wenn ich nur den Kerl auf dem höchsten Baum hängen sehen könnte, der diesen nichtswürdigen Krieg angefangen hat. Vor lauter Elend kommen mir jetzt ganz wunderliche Träume. In der Himmelsleiter in Nürnberg aß ich ein Wunderburger Knackwürstchen mit sauren Gurken und trank ein paar Töppchen Bier dazu. Denn zu einem ordentlichen Souper mit Wein reichen die Spesen nicht mehr zu, darauf träumte mir, ich sei der heilige Merkurius, oder wie der Kerl heißt, und hätte Flügel an den Füßen, mit denen ich den Eilzug von Nürnberg nach Fürth überholte. Wäre nich übel daß, so käme man doch schnell und ohne Kosten aus diesem deutschen Elend heraus. Und die Mädchen — die schauen keinen deutschen Jüngling mehr an, der nicht eine Pickelhaube auf dem Kopfe oder einen braunschweigischen Todtenkopf vor der Stirne trägt. Hatte im vorigen Jahre ein Liebchen in Mögeldorf, das mir ewige Treue schwur, da kamen die Braunschweiger Husaren und hast de nich gesehen — aus wars mit der Bekanntschaft; Jetzt versuch ich mein Glück bei den Weibern, das heißt bei den Wittwen, denn ein ehrlicher Sachse hat Moral im Leibe. Habe auch schon eine auf den Korn, die ich gestern auf der Promenade vom Haller bis zum Spittlerthor gesehen. Ein Freund sagte mir es sei eine steinreiche Gutsbesitzerswittwe, eine Frau von Kornmüller. Famoses Weib das! Kam mir vor, als hätte ich sie schon ein-

Digitized by Google

mal gesehen. Ein ganzes Kornfeld schwankte auf ihrem Hute, und was mir besonders an ihr gefiel, sie hat nichts Falsches an sich, denn sie trug nicht einmal einen Chignon. Sapperment! Dort kommt sie! Aber wer ist denn der vertrackte Hinkebein, der neben ihr herhumpelt. Hollah, da muß ich etwas spioniren. (Zieht sich zurück.)

VIII. Scene.

Ceres,

als Frau von Kornmüller, elegant gekleidet, und **Mars** als Hauptmann von Blitzburg, in Civil, zugeknöpfter Ueberrock mit Ordensbändchen und Militärmütze ohne Schirm, am Stock hinkend und ein Pflaster über dem einen Auge, kommen im Gespräch.

Blitzburg.

Auf Ehre meine gnädige Frau! Wenn ich auch nur noch ein Auge habe, so ist es doch genug um alle die Reize in meiner Seele aufzunehmen, die Sie in jeder Bewegung, in jeder Miene ihres Götterantlitzes entwickeln.

Frau von Kornmüller.

Ein schlechtes Compliment für mich. Man sagt doch vier Augen sehen mehr als zwei und Sie sehen sich schon mit einem an mir genug.

Blitzburg.

Grausame Spötterin! Haben Sie denn kein Herz für die Leiden eines Kriegers, der sein Blut dem Vaterland geopfert und den letzten Tropfen für Sie hingeben würde?

Frau von Kornmüller.

Sehr obligirt. Mit Blut und Tod ist mir nichts gedient. Ich liebe das Leben, das volle, glühende Leben, den Acker voll goldner Aehren, den Baum voll saftigen Laubes — Fluch der Hab- und Raubgier der Menschen, die, um ihren frevelnden Gelüsten zu fröhnen, die blühende Saat, die reifende Frucht zerstören!

Blitzburg.

Aber bedenken Sie doch! Die Ehre, der Ruhm, das Vaterland!

Frau von Kornmüller.

Schöne Worte, aber von hohlem Klang! Mir träumte jüngst, ich sei Ceres, die Beschützerin der Aecker und Felder, und Mars, der kühne Held, der

Digitized by Google

selbst das Herz der Liebesgöttin zu gewinnen wußte, werbe auch um meine Liebe. Meine Seele jauchzte dem schönsten der Männer entgegen, da aber jagten seine schnaubenden Rosse über meine Felder und Auen, und traten die sprossenden Keime unter ihre Füße, und Mars, der Gott von ewiger Schöne, trat mir entgegen mit Wuth und Haß im blitzenden Auge und reichte mir die blutbefleckte Hand. Krampfhaft zog sich mein Herz zusammen, ich schauderte, und noch lange nach dem Erwachen quälte mich die Erinnerung an den lebhaften Traum.

Blitzburg.

Donner und Doria! Das nämliche hat auch mir geträumt auf Ehre! nur mit dem Unterschied, daß mir die spröde Ceres am Ende doch ihr niedliches Händchen reichte. Ach! es glich dem Ihrigen wie ein Ei dem andern. Und diese Augen — diese Züge —

Frau von Kornmüller.

Fi donc! Gerade so trat mir der blutige Mars entgegen — mein Traum wird Wahrheit — Ich muß um Entschuldigung bitten mein Herr, man erwartet mich. (rasch ab.)

Blitzburg.

Hagel und Wetter, ich darf sie nicht auslassen, sie hat Geld wie Heu und ich Schulden wie ein Major, obgleich ich noch keiner bin.

(er humpelt ihr nach.)

IX. Scene.

Riese

(tritt wieder vor, dann tritt Master John auf, englisch modern gekleidet, etwas karrikirt, weißen Hut, schwere Uhrkette, die Hände in den Taschen, — hinkt.)

Auf den brauch ich nicht eifersüchtig zu sein, — solche Grobheiten hat mir doch noch kein Frauenzimmer gesagt.

(Zieht sich wieder zurück.)

John.

Goddam! Sie ist mir gekommen aus das Auge. Ick sein ein ohnglück-

Digitized by Google

lich Menſch daß ick nit laufen kann wie die Gazelle. Aber ick muß ſie wieder ſauen, ick muß dieſen Goldfiſch haben an meiner Angeln. Dieſes verdammte Krieg hat mir ruinirt. Meine Fabrik for the rail-way ſtehen ſtill; meine Arbeiter aben nix mehr zu beißen und ick aben nix mehr zu geben von Arbeit. Sie iſt reich, ohngeheuerlich reich, dieſe Lady, und ick will ſie annexiren. Goddam! warum ſollt ich nicht auch probiren meine Fortune, weil ick kann nix mehr exiſtiren wenn ick nix kann erweitern die Grenzen von mein Geldkaſten. Ein Fürſt ſagt, er macken nix for ſich, Alles for ſeine Onterthanen, ick thun auch nix for mich, Alles for meine Arbeiter! Ein Fürſt aben in das Aug nur den Rohm und die Ehre ſeines Landes, ick aben in das Aug nur den Rohm und die Ehre meiner Fabrick. Tout egal! ick ſein ein Sohn Old Englands, ick werde ſiegen, weil ick muß ſiegen.

God save the queen! —

Rieſe.

Na, was iſt denn das wieder für eine Figur?

John.

Ah Sir! Aben Sie nix geſauen von ein Frauengemach was iſt vorbeigegangen hier vor kurzer Zeit?

Rieſe.

Meinen Sie die mit einem ganzen Kornfeld auf dem Hute?

John.

Yes Sir! Ick aben bewondert der Coiffure. Wo ſein hingegangen der Lady? Mick verlangen ſehr ihr wiederzuſehen. Ick aben geabt einen wonderbaren Traum.

Rieſe (für ſich.)

Donnerwetter. Iſt denn die ganze Welt ſomnambul geworden? Und hinken thut er wie ſein Vorgänger. Na, wenn keine andern Nebenbuhler kommen, dann darf ich mir gratuliren. (Laut) Darf man ſo frei ſein zu fragen wovon Euer Lordſchaft geträumt?

John.

Ick bin mir gekommen vor, als ſei ick der old Heidengott Volkan, was hat gehabt eine ſchöne Frau. Aber ick wurden betrogen von der Lady Venus, die es aben gealten mit dem Gott von die Soldaten und aben mir gemakt viel Kommer. Da ab ick geſchworen, mir zu rächen und aben geworfen meine Blicke nach allen ſchönen Frauen, und gefonden, daß Miß Ceres wäre nach meinem Geſmack. Und als es gekommen war ſo weit, daß Miß Ceres mir gereicht ihre

Digitized by Google

Hand bin ick erwacht und der Traum war verſwonden. Aber ihr Bild war nix verſwonden mit dem Traum und ick aben es wieder geſeh'n leibhaftig vor mir vor wenigen Minoten!

Rieſe.

Sie ſind ein Glückskind. Dort kommt die Dame. Sie brauchen ihr nicht einmal nachzuhinken. (Tritt wieder zurück.)

X. Scene.

Frau von Korumüller. John.

Gott ſei Dank, daß ich den Zudringlichen los bin. Ein alter General hat ihn mir vom Halſe geſchafft. Ach, ſeh ich recht, da iſt der reiche Engländer. C'est une autre chôse. Da gilt es die Liebenswürdige zu ſpielen. Der könnte meinen Finanzen wieder aufhelfen, die der heilloſe Krieg ſo ſehr zerrüttet hat.

John (für ſich.)

Goddam! Hier iſt ſie! Ick muß alle Minen ſpringen laſſen, ſonſt bin ich perdu! (laut) Mylady! mein Erz aben geſeufzt ſon lang nach dem Blick des Auges, in dem ich zu ſauen Sie ſo glücklich bin.

Frau von Korumüller.

Wenn ich nicht irre, trafen wir uns ſchon einmal.

John.

O Yes! Sie aben verloren ihr Snupfentuch und ick aben gefonden der Snupfentuch.

Frau von Korumüller.

Ich muß nur bedauern, daß mein Engliſch —

John.

O nix zu bedauern. Ick ſprecken ſerr gut der deutſchen Sprach und was ick nit weiß lehrt mir die Liebe! — (faßt ihre Hand.)

Frau von Korumüller.

Mylord! Was thun Sie? Wir ſind hier nicht allein.

Digitized by Google

John.

O Mylady! Darf ick sein so kühn Hoffnunk zu saugen aus dieses Gerede? Alle Hämmer meiner Fabrik for the rail-way maken nix so viel Spektakel als wie das Hammer in mein Herz!

Frau von Kornmüller.

Was soll — was darf ich Ihnen auf solche Worte entgegnen?

John.

Nix, als daß Sie wollen sein meine Lady, nix als die drei Worte: My dear John! —

Frau von Kornmüller.

(zärtlich.)

My dear John! Sie sehen daß meine Aussprache —

John.

Oh! Kein Enkel des Himmels kann spreken so englisch wie Sie! Oh!

Frau von Kornmüller.

Die Zeit drängt mich zu gehen Mylord, gestatten Sie mir, daß ich Sie verlasse! —

John.

Verkönnen Sie mir, Sie zu bekleiden?

Frau von Kornmüller.

Ihre Kühnheit sollte mich fast argwöhnisch machen. Doch sei es darum! Sie sind ein Gentleman, ich vertraue Ihnen.

(Sie legt ihren Arm in den seinen und beide gehen ab.)

XII. Scene.

Riese

(stürzt wüthend hervor.)

Bei aller verschmähten Liebe
Beim höllischen Element

Digitized by Google

Ich wollte ich wüßte was beſſers,
Daß ich recht fluchen könnt!

Ja was iſt denn jetzt das? Sie geht fort — Arm in Arm mit dem Hinkebein? Weiber! Weiber! Seid ihr denn Alle aus einem Guß? Da muß ich nach. Der verrückte Engländer iſt im Stande mir mein ganzes Concept zu verderben. (ab.)

XIII. Scene.

Flora (tritt auf.)

Ach! In unbeſtimmte Fernen
Schweift mein Sehnen, ſchaut mein Blick,
Hinter jenen goldnen Sternen
Träum ich, liegt allein mein Glück.
Denn die Erde kanns nicht bergen
Was das Herz, das volle, ſpricht,
Jubeln möcht ich mit den Lerchen,
Doch warum? Ich weiß es nicht! —

Blumen pflück' ich, Blumen ſpend' ich,
Blumen ſind mein einzig Gut,
Ach! wie rührig, wie lebendig,
Sind ſie unter meiner Hut,
Roſe ſagt mir im Vertrauen
Was das Veilchen ſchüchtern wahrt,
Hyazinthe läßt mich ſchauen
Was ihr Herzenskelch bewahrt.

Was der Schmetterling ihr kündet
Sagt die keuſche Lilie mir,
Was im Herz der Tulpe gründet,
Das verräth mir ihre Zier!
Doch was mir die Bruſt durchglühet,
Was das Herz, das volle ſpricht —
Ach von Allem, was da blühet
Blum und Blüthe weiß es nicht.

Blum und Blüthe? Nun ja. Die mögen es nicht wiſſen. Aber ich? Ei, ich meine doch, wenn ich dies Herz ſo recht aufrichtig frage, warum es denn eigentlich ſo gar außergewöhnlich klopft und rumort, ſo müßte es mir auf dieſes Warum? eine recht vernehmliche Antwort geben. Adolar! Das iſt ſie! So

Digitized by Google

nennt sich der junge Mann, der mir diese Verse schrieb. Ich hätte ihn dazu begeistert, sagte er, und ich mußte es ihm wohl glauben, denn ich habe sie ja so leicht im Sinne behalten, als hätte ich sie selbst gedichtet.

Denn die Erde kanns nicht bergen
Was das Herz, das volle, spricht,
Jubeln möcht ich mit den Lerchen — .

XIV. Scene.

Adolar

(tritt auf und ergreift ihre Hand.)

Schweben zu der Sonne Licht. Und diese Sonne bist du mein Mädchen, du allein! Ohne dich ist mir die Welt ein ausgebrannter Vulkan, ein untergegangener Stern, auf dem ich allein zurückgeblieben bin, einsam und verlassen wie Robinson auf seiner Insel.

Flora.

Sie haben in meiner Seele gelesen Adolar, Ihre Verse sprechen es wunderbar aus, was in der Tiefe meines Herzens ruht. Ein unbestimmtes Sehnen nach andern Räumen als diese Welt sie uns bietet, erfüllt meine Brust. Es ist mir als hättest du — als hätten Sie in der Sprache zu mir geredet, die der Welt meiner Träume angehört, als hätte ich sie schon einmal gehört, als spräche ich sie selber.

Adolar

Die Sprache der Poesie — mein süßes Kind — die Sprache der Liebe! Die himmelentstammende, weltbegeisternde Sprache, laß sie fortan die unsrer Herzen sein:

Was wir denken, was wir fühlen,
Sagt ein Wort von süßem Klang,
Vöglein, die im Laube spielen
Sprechens aus in holdem Sang.

Und die Buche, die im Walde
Rauscht, sie flüsterts, und der Wind
Trägt es über Berg und Halde
Dir zum Ohr mein trautes Kind.

Digitized by Google

Sind dir fremd die süßen Laute,
Ach, so zieh ich einsam fort,
Klagend, daß ich ihm vertraute
Jenem falschen Zauberwort. —

Flora.

Kann ich meinem Herzen wehren,
Daß es lauschte deinem Sang?
Und dem Ohre ihn zu hören
Deines Wortes Zauberklang?

Aus dem Lande meiner Träume
Klingt es in die kalte Welt
Und der Erde öde Räume
Wandelt es zum Himmelszelt.

Was ich fühle, darf ich's nennen?
Oft entfliehts — wenn es genannt!

Adolar

(ihr beide Hände reichend, die sie ergreift.)

Laß es ungenannt mich kennen
Fühlen in dem Druck der Hand.

(Beide gehen Hand in Hand ab.)

XV. Scene.

Juno (tritt auf.)

Das wäre also wieder einmal die alte Geschichte, welche die Sterblichen so oft aufführen, und an deren Darstellung sie nicht selten zu Grunde gehen: Jugend und Liebe, fröhlicher Muth und blindes Vertrauen in die Zukunft — aber nichts was auf dieser Erde dazu gehört mit all diesen Eigenschaften auch nur nothdürftig zu existiren.

Digitized by Google

XVI. Scene.

Zeus. Vorige.

(Zeus im goldgestickten Hofkleide, statt der Krone einen Chapeaubas unter dem Arm und einen Stock mit goldnem Knopf in der Rechten, kommt von der andern Seite.)

Ein reizendes Geschöpf, diese Flora! Das olympische Blut verläugnet sich nicht in ihr. Wenn ich sicher wäre, daß meine Frau Gemahlin nicht um die Wege ist, so würde ich ihre Spur verfolgen. (Erblickt Juno.)

Da haben wir's. Nicht einmal auf diesem lumpigen Planeten hat man einen Augenblick Vacanz vom Ehejoch. (Laut) Ah bon jour ma chère! Auch eine kleine Promenade gemacht?

Juno.

Vielleicht aus gleichen Gründen wie Sie, mon cher, das Schicksal unserer Olympier geht mir doch zu Herzen, wie sehr sie es auch verdient haben. Ich möchte sie etwas in der Nähe beobachten. So eben kam die kleine Flora hier vorüber.

Zeus.

Ja wohl, und in Begleitung eines jungen Habenichts von Dichter. Sie hat sich vollkommen metamorphosirt. Eine Hütte und sein Herz! Gerade wie die Menschen.

Juno.

Das heißt wie jene, denen etwas von ihrem göttlichen Ursprung übrig geblieben ist, und die an der Stelle des Herzens keine Rechentafel tragen.

Zeus.

Aber was soll denn daraus werden?

Juno.

Sorgen Sie nicht! Er hat eine reiche Tante, die er zu beerben hofft. In ihrer Gestalt werde ich ihn auf die Probe stellen. Besteht er sie, so werden Sie Ihren Segen zu diesem Liebesbunde geben.

Zeus (für sich.)

Daß doch die Weiber das Ehestiften nicht lassen können. (Laut) Einverstanden Madame! Dort seh ich den Versemacher kommen. Ich wünsche Ihnen Glück zur Probe. A revoir! (für sich) Inzwischen will ich bei der Flora dasselbe thun. (ab.)

Digitized by Google

XVII. Scene.

Adolar. Juno.

Adolar.

Sie liebt mich, jeder Zweifel flieht!
Verkünde laut der Welt mein Lied
Das Glück, das mir durchwogt die Bruſt
Mit ſüßem Schmerz, mit banger Luſt!

Juno

Ei ſieh da mon neveu Adolar! Treffen wir hier zuſammen? Wie lange iſt's doch, daß ich auf das Vergnügen verzichten mußte Dich zu ſehen? —

Adolar.

Theuerſte Tante! Ich arbeite eben an einem Epos, das alle meine Zeit und alle meine Sinne in Anſpruch nimmt. —

Juno.

Und zu dem du Studien nach der Natur machſt, die dir freilich bei deiner alten Tante nicht zu Gebote ſtehen. A propos Adolar, ich habe dir etwas zu vertrauen, was auf dein Lebensglück von großem Einfluß ſein dürfte. Das reiche Fräulein von Himmelſtein iſt bei mir zu Beſuch. Ich habe Grund zu glauben, daß du keine abweiſende Antwort erhalten würdeſt, wenn du um ihre Hand werben wollteſt. Kann dich dieſe Nachricht vielleicht beſtimmen nicht länger auf das Haus deiner Tante zu vergeſſen?

Adolar.

Können Sie glauben, beſte Tante, daß es eines andern Beweggrundes bedürfe, um Ihnen einen Beſuch abzuſtatten, als den, welchen Ihre werthe Perſon ſelbſt mir darbietet?

Juno.

Du weichſt mir aus. Was haſt du gegen Julie von Himmelſtein? Iſt ſie nicht ſchön?

Adolar.

Wie ein Engel des Himmels.

Juno.

Von edler Geburt und reiner Seele?

Adolar.

Der letztere Vorzug ſtellt ſie am höchſten in meinem Herzen.

Digitized by Google

Juno.

Und reich an irdischen Gütern?

Adolar.

Deren Besitz sie vor Tausenden verdient.

Juno.

Und die du nicht mit ihr theilen willst?

Adolar.

Ich kann meine Hand nicht ohne mein Herz vergeben.

Juno.

Abgedroschene Phrase. Du wirst dich auf eine geistreichere Ablehnung meines Vorschlags besinnen müssen, oder schließlich ihn ganz und gar annehmen, wenn ich dir erkläre, daß mein Erbe nur ein Mensch sein kann, der seinen Verstand nicht seinem Herzen unterordnet.

Adolar.

Tante! Meine Liebe gehört einer Andern. Wenn Sie grausam sein wollen — ich kann es nicht verhindern!

Juno.

Und diese Andere?

XVIII. Scene.

Flora (eilt herbei von Zeus gefolgt.)

Vorige.

Flora.

Adolar! Mein Adolar!

Adolar (führt sie zu Juno.)

Fleht hier um ihren Schutz!

Juno.

Was seh ich, mein Gemahl!

Digitized by Google

Jens.

Auf dieser langweiligen Welt kommt man immer wieder auf den nämlichen Platz zurück. Sind Sie schon fertig mit Ihrer Probe ma chère?

Juno.

Mein Client hat sie glänzend bestanden.

Jens.

Ich bin in gleichem Falle. Meine Clientin will von Niemand anderen etwas wissen als von ihrem — — (zu Flora) um Vergebung, wie ist sein Name?

Flora.

Adolar! So klingt es zu den Sternen!
Adolar haucht's in des Zephyrs Weh'n!

Jens.

Und ich wollt ich könnte mich entfernen
Wär es auch auf Nimmerwiederseh'n!

XIX. Scene.

Vorige. Riese. Blitzburg. Master John. Frau v. Kornmüller
(kommen nach einander.)

Riese.

Ne, das nehm mir kein Mensch übel, jetzt lauf ich einen halben Tag hinter dieser Daphne her, um zu erfahren, daß ich dupirt bin.

Blitzburg.

Herr, Sie sind gefordert, auf Degen oder Pistolen! Sie haben mich um meine letzte Hoffnung betrogen, ohne Ihr Dazwischenkommen wäre ich jetzt ein gemachter Mann!

John.

Goddam! Sie müssen sich boxen mit mir, Mylady sein gewesen so freundlich, so kut, bis Sie sein gekommen uns zu stören. Was soll nun werden aus meiner Fabrik for the rail-way! Ick sein perdu! perdu!

Digitized by Google

Kornmüller.

Abscheulicher! Sie haben das Glück meines Lebens zerstört! Sir John war im Begriff mir sein Herz und seine Hand anzubieten. — Da zertraten Sie mit plumpen Fußtritt die Keime meiner Hoffnungen.

Riese.

Aber meine verehrten Herrschaften, was wünschen Sie denn eigentlich sämmtlich von mir?

„Ich bin ja in gleichem Falle,
Im Vertrauen, wie Sie Alle!"

Auch ich wollte meinen zerrütteten Finanzen durch die Hand dieser vortrefflichen Dame wieder aufhelfen und es thut mir unendlich leid, daß Sie sich gegenseitig durch mein Dazwischenkommen stören ließen, denn hätte ich gewußt, daß Frau von Kornmüller wie mir der Gastwirth zum blauen Teufel im Vertrauen mittheilte, selbst gezwungen ist, durch eine reiche Heirath sich wieder zu situiren, so hätte ich mir das kostbare Vergnügen gegönnt, Sie sämmtlich mit dem Kopf gegen die Wand rennen zu sehen!

Frau von Kornmüller.

Entsetzlich! Dieser Affront!

(Sie will in Ohnmacht fallen, da sie aber Niemand sieht, der sie auffängt, so ermannt sie sich wieder.)

(Zu Master John.)

Sie müssen mich rächen!

John.

Time is money! Ick muß schauen nach meiner Fabrik for the rail-way

Frau von Kornmüller (zu Blitzburg.)

Die Ehre des Soldaten fordert es Beleidigungen gegen Damen zu bestrafen.

Blitzburg.

Auf Ehre! Der verdammte Schuß im Bein zwingt mich aufs Neue das Bett zu hüten. Sobald ich wieder gesund bin!

Zeus.

(der sich inzwischen die Zackenkrone aufs Haupt gesetzt, und den Scepter aus der Rocktasche hervorgezogen hat.)

Nun ist's erfüllt! Ihr habt euch selbst gerichtet!
Verwirkt habt ihr den ew'gen Götterstz.
Ein langer Zweifel ist in mir vernichtet
Und von mir schleud'r ich meiner Rache Blitz.

Digitized by Google

Mit solchen Göttern wag ichs nicht zu lenken
Die Welt, und ziehe gerne mich zurück,
Ihr mögt euch in des Lethe Strom versenken,
Daß nie euch störe das verlor'ne Glück.
Kaum tratet ein ihr in der Menschen Kreise
So schwand euch rasch das Göttliche dahin,
Und selbst als Menschen, war nach Menschen Weise
Zu nied'rer Art geneigt rasch euer Sinn.
Dir Adolar soll deine Göttin bleiben,
Du hast sie dir verdient, sie lohne dir,
Ihr edles Herz wird Götterfrüchte treiben
Zum Segen dir und zu der Menschheit Zier!

Merkur.

War das ein Traum und jener Traum die Wahrheit?
Es fiel die Binde und ich bin erwacht.
Vor meinem Auge steht in voller Klarheit
Was ich für einen dummen Streich gemacht.

(wirft sich zu Zeus Füßen.)

Vulkan.

Gefrevelt hab ich an dem Gott der Götter
Und meine Sonne wandelt sich in Nacht,
Gesessen bin ich in dem Rath der Spötter,
O Zeus, vergib den Streich, den ich gemacht.

(wirft sich zu Zeus Füßen.)

Mars.

Zum Herrn der Welt hab kühn ich mich erhoben,
Und sterblich war ich in der ersten Schlacht,
Lahm ist mein Bein, die Macht sie ist zerstoben,
O Mars! welch dummen Streich hast du gemacht!

(wirft sich zu Zeus Füßen.)

Ceres.

Mit euch im Bunde mußt ich mit euch fallen,
Den Herrn der Götter hab ich frech verlacht,
Ein ew'ges Blühen sah ich um mich wallen
Und jetzt? O welchen Streich hab ich gemacht?

(beugt sich vor Zeus.)

Flora.

Auch ich gehöre der Verbannten Kreise,
Den Ausgestoßnen bin ich zugesellt;

Digitized by Google

Doch eine andre, sel'ge Himmelsweise
Tönt mir entgegen aus der ird'schen Welt:
Der Muse Götterhand, sie breitet leise
Und schirmend über mich ihr heilges Zelt,
Und mit des Liedes ew'gen Harmonien
Wird sie auch Sterbliche zu Göttern ziehen!

Blumen nur sind meine Gabe,
Doch man nimmt sie freudig hin,
Von der Wiege bis zum Grabe
Künden sie des Lebens Sinn.

(Blumen streuend.)

Alle Pfade sollt ihr schmücken
Die durchs Erdenleben geh'n,
Sollt erfreuen und beglücken
Mit des Frühlings erstem Weh'n.

Ewig wird der Liebe Zeichen
Euch, ihr Blumen, anvertraut,
Ewig wird der Jüngling reichen
Euch der heißgeliebten Braut!

Noch der müde Greis am Stabe
Sehnt sich nach der Blumen Duft,
Und sie decken ihn im Grabe
Wann die letzte Stunde ruft.

Denen weih ich euch vor Allen,
Kinder aus dem Götterland,
Die zu ihm im Geiste wallen
Durch der Lebenswüste Sand.

Ew'ger Garten, reich an Blüthen,
Heil'ges Land der Poesie!
Nimm uns auf in Deinen Frieden,
Göttereiland, schwinde nie!

Adolar.

Zur Erde stieg die Schaar der Götter nieder,
Und sterblich ward der Ewigen Geschlecht,
Doch leben werden sie im Reich der Lieder,
Die Dichtung wahrt für ew'ge Zeit ihr Recht.

Zeus

(nimmt die Krone von seinem Haupte und steckt sie wieder in die Tasche.)

Und nun erkläre auch ich feierlich meine Abdikation. Ich ziehe mich mit

Digitized by Google

meinem geliebten Ehegespons in's Privatleben zurück, behalte mir jedoch alle Ehren und Ansprüche meines Ranges bevor. Da ihr sonst auf dieser Welt zu nichts mehr taugen werdet, ihr Götter und Halbgötter, so sollt ihr fortan meinen Hofstaat bilden und wie ich euere Titel in Partibus führen.

(Zu den Jahreszeiten.)

Und auch mit euch ihr flüchtigen Kinder
Der flüchtigen Zeit sei Friede gemacht,
Dem Frühling und Sommer, dem Herbst und dem Winter
Verziehen sei, was sie Tolles gemacht.

(zu Juno.)

Zürnt nicht, daß ich den Frühling liebe,
Er strahlt ja auch in Eurem Blick,
Und die Erinnerung süßer Triebe
Ruft mir sein Anblick stets zurück.
Und bringt der Herbst die süßen Gaben,
Gereift in des Sommers heißer Glut,
Wird Götter gleich den Menschen laben
Der Früchte Gold, der Rebe Blut —
Den Winter selbst, den luft'gen Gesellen
Mit seinem Eis und seinem Schnee,
Den kühnen Bezähmer der flüchtigen Wellen,
Zur rechten Zeit ich wohl gerne seh!
Kommt nur herbei ihr Jahreszeiten
Und jagt mir die Grillen und Sorgen davon,
Ich sah euch ja gerne vorüberschreiten
Im Wechseltanz seit Aeonen schon!

(Zeus und Juno nehmen Platz auf zwei Thronsesseln.)

Der Frühling, in seinem Gefolge Gärtner und Gärtnerinnen. Der Sommer mit Italienern und Italienerinnen. Der Herbst mit Winzer und Winzerinnen. Der Winter gefolgt von Herren und Damen in pelzbesetzten russischem Costüm, treten auf und stellen sich zum Tanze an.

Vulkan.

(als Master John, drängt sich als die Musik bereits die Introduktion begonnen, vor:)

Halt! Mylords und Gentlemens! Mylady's und Misses! Als abgesetzte Götter und Göttinnen aus der Welt von die Heiden, steht uns nix mehr zu Dienst ein Deus ex machina, nix Couliſſe, hinter der wir verſwinden, nix Vorhang, der uns verhüllen könnte. Unsere Rollen sein ausgespielt und die ganze Welt der Götter hat gefonden ein glückseliges Ende. So lassen wir uns sein empfohlen Ihrem Andenken, und bitten alle Gentlemen und schönen Damen sich nach das Tanz anzuschließen an der Polonaise. Obgleich ick aben von Jugend auf ein lahmes Gebein, ist mir doch gefahren das Gespiel von die Musikanten in alle Glieder und ick werden mir selbst aussuchen eine schöne Miß oder Lady um mitzuhüpfen in dieß Bal paré! Goddam! Honny soit qui mal y pense!

Digitized by Google

Album

des

Literarischen Vereins

in

Nürnberg

für

1869.

(Gedruckt auf Kosten des Vereins.)

Nürnberg.

In Kommission bei Bauer und Raspe.

(Ludwig Korn.)

1868.

Digitized by Google

Nürnberg. — Druck von Bieling-Dietz.

Digitized by Google

Vorwort.

Der durch Buchhändler Julius Merz 1840 in Nürnberg gegründete „Literarische Verein" hat seit dem Jahre 1844 alljährlich unter dem Titel „Album des literarischen Vereins in Nürnberg" eine Auswahl der, in seinen monatlichen Versammlungen vorgetragenen, Arbeiten der Mitglieder erscheinen lassen. Dadurch ist eine Reihe von Jahrbüchern entstanden, welche von den Bestrebungen des Vereins seit mehr als einem Vierteljahrhundert wohl genügendes Zeugniß geben und auch von Seite der Kritik Beachtung und Würdigung gefunden haben.

Der Verein hat seit den herben Schicksalsschlägen, welche ihn durch den 1863 erfolgten Tod seines Gründers und ersten Vorstandes, und bald darauf (1865) durch den seines Nachfolgers Professor Hoffmanns und seiner Gattin *) getroffen, das Gedächtniß der Hingeschiedenen gewiß am Besten dadurch geehrt, daß er unermüdet bestrebt war an dem Werke fortzubauen, welchem die genannten, um das

*) Siehe Jahrgang 1867.

Digitized by Google

Gedeihen des Vereins so hochverdienten Gründer und Leiter desselben in uneigennützigster Weise ihre reichen Kräfte gewidmet haben.

Wir übergeben der literarischen Welt nun diesen 26. Jahrgang des Albums als ein Zeugniß unseres Wirkens im verflossenen Jahre, mit dem Wunsche, daß dem Verein die Theilnahme, welche ihm in unserm alten Nürnberg, wie auch in weiteren Kreisen bisher zugewendet wurde, erhalten bleiben und in gleich erfreulicher Weise allenthalben im lieben deutschen Vaterland gewonnen werden möge.

Nürnberg im Oktober 1868.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Prosaische Aufsätze.

	Seite
Ferdinand Freiligrath. Von E. Hektor	1
Ueber den Inhalt des altdeutschen epischen Volksliedes. Das Hildebrandslied. Von Wilhelm Rohmeder	68
Die neuen Wissenschaften und die Poesie. Von Wilhelm Sternfeld	89
Ueber die Farben. Von J. Maar	98
Reisebilder aus Ungarn. Von A. Koch	111
Ueber die Ureinwohner auf der Insel Cuba. Von Friedrich Knapp	133
Graue Haare. Skizze von Albert Schultheiß	163
Ein Verlust und seine Folge. Von J. Priem	172

Gedichte.

Von K. Ebersberger: Liebesstudien.	
1. Ahnung	185
2. Seelenfreudigkeit	185
3. Trennen	186
4. Ein Drama	186
5. Begruben	187
Von Rudolph Geißler:	
Weihnacht	188
Von A. Gibsone: Irische Weisen (nach Thomas Moore).	
Fionnuala's Lied	190
Die irischen Auswanderer	190
Der Sängerknabe	191
An die Geliebte	191
An eine todte Freundin	192
Beim Konzertsaalausgang	193
Die letzte Rose	193
Von Ludw. v. Hörmann:	
Schicksal	194
Ermunterung	194
Singen und Lieben	195
Lieb Röslein	196
An Gewisse	196
An Diese	197
An Jene	197

Digitized by Google

		Seite
Von Angelica v. H.:		
	Poesie und Wirklichkeit	198
	Antwort	198
	Morgen ist Feiertag	199
	Liebeslied	199
	Im Herbste	200
Von Balthasar Hunold:		
	An eine Tirolerin	200
Von H. Kette:		
	Vaterliebe	202
Von Fr. Knapp:		
	Maria Stuart	203
	Kindheit	204
	Frankreichs Hof	204
	Abschied	205
	Holyrood	206
	Entsagung	207
	Der letzte Kampf	207
	Der letzte Gang	208
	Der Täufling	209
	Der Vergessene	211
Von Pezet:		
	Sonettenkranz	212
Von J. Priem:		
	Auf dem St. Johannis-Kirchhofe in Nürnberg am Grabe Albrecht Dürers	216
	Deutschlands Herz	218
	Die Rache	219
Von A. Schultheiß:		
	Vaterherz und Vätersglaube	221
Von Hugo Stadelmann:		
	Soldatenlieder	226
Von W. Sternfeld:		
	O wärst du mein, du liebes Kind	227
	Millionen	229
Von C. Weiss:		
	Am Sarge Josephs II.	231
	Ein Weihnachtsabend	232
Von Jean Wolf:		
	An * * * *	233
	Abendlied	234

Digitized by Google

Ferdinand Freiligrath.
Sein Leben und seine Dichtung.

Von

E. Hektor.

I.

Freiligrath ist heute nicht zum ersten Mal Gegenstand eines Vortrags im literarischen Verein. Bereits vor 27 Jahren, bald nach der Gründung des letztern, machte Herr Georg Neumann, wie ich erwähnt finde am Eingange seines Vortrags über Rückert's Schi-King, unter Freiligrath's Führung den Weg durch Wüste und Meer, von den verehrten Anwesenden freudig gefolgt — wohl zu merken: nicht von den heute, sondern von den damals Anwesenden. Manche der zu jener Zeit durch Wüste und Meer Wandernden haben inzwischen gänzlich zu wandern aufgehört, während Andere an ihre Stelle getreten sind, von welchen damals noch lange nicht ausgemacht war, ob und wann sie Füße zum Wandern überhaupt nur bekommen würden. In Betracht dessen sowohl, als der weiteren Umstände, daß die Ueberlebenden aus der Jugendzeit des Vereins sich längst von der ersten Wüstenfahrt erholen konnten; daß von derselben kaum eine gedruckte Spur hinterblieben ist; auch Freiligrath selbst seitdem eine weitere Strecke von Bedeutung zurückgelegt hat: — in Erwägung dieser Gründe wird man eine wiederholte Vorführung des genannten Dichters in unserm Verein wohl als gerechtfertigt anerkennen.

Zu dem gegenwärtigen Vortrage liegt aber auch noch eine allen Anwesenden wohl bekannte besondere Veranlassung vor. Eine gewisse Einzeichnungsliste, die vor etwa einem halben Jahr unter den Mitgliedern die Runde machte, wird wol noch unvergessen sein. Im Grunde zwar komme ich bereits zu spät, doch man gewinnt nur dabei. Die vielen Reden, die vergangenen Sommer auf Freiligrath gehalten

Digitized by Google

wurden, hatten alle den unliebsamen Zweck, die Leute zu einem möglichst herzhaften Indietaschegreifen zu ermuntern. Mein Vortrag kann dieses Ziel nicht mehr haben, er ist nach dieser Richtung hin ungefährlich, Jeder hört ihn an mit dem erquicklichen Bewußtsein, daß er seine Schuldigkeit bereits gethan hat.

Man pflegt unsere Zeit eine materielle, dem Idealismus abgewandte zu nennen. Aber ich frage: zu welcher andern Zeit hat eine Nation ihre Dichter durch die That höher geehrt, als zu der unsrigen? Ich hatte mir vorgenommen, an dieser Stelle des Nähern auszuführen, wie ungerecht man unsere Zeit des übertriebenen Materialismus beschuldige, und auf der andern Seite darzuthun, warum es nicht etwa eine ökonomische Sünde sei, wenn man Tausende von Thalern sammelte für einen Mann, der noch lange nicht am Verhungern ist. Aber es würde mich zu weit führen, und nur das eine Wort sei gesprochen: Ein Volk, das seine Dichter ehrt, ehrt sich selbst.

Das Leben Freiligrath's bietet kaum weniger Interesse dar, als seine Dichtung, zu welcher es überdies in mannigfacher Wechselbeziehung steht. Ich habe deshalb der Mühe nicht unwerth gehalten, demselben einen besondern, ausführlichen Abschnitt zu widmen.

Und nun wollen wir den kleinen Ferdinand, der längst ungeduldig im Kinderbrunnen herumplätschert, auf den holenden Storch keine Minute länger warten lassen. Er betrat den Schauplatz dieser Welt im Jahre des Heils 1810, am 17. Juni, in dem lippischen Hauptstädtlein Detmold. Seine Biographen versehlen nicht, bei dieser Gelegenheit die weise Andeutung zu machen, daß auf die Vaterstadt Grabbe's und Freiligrath's herabsehe der berühmte Teutoburger Wald, wo vor Zeiten die Cheruskern, Hermanns- oder Varusschlacht geschlagen wurde, und noch geschlagen wird mittels der Federwische jener Gelehrten, die sich fortwährend darüber in den Haaren liegen, auf welchem Stück Bodens die Massacre eigentlich vor sich gieng. Ich meines Theils finde nicht, daß der Teutoburger Wald auf den Dichter der Wüste einen wesentlichen Einfluß gehabt, obwohl er ziemlich spät allerdings an die Heimat und sogar ganz speziell (im Gedicht „Kreuzigung") an die Varusschlacht sich erinnert hat.

Ferdinand's Vater war Lehrer an der städtischen Bürgerschule und konnte daher in eigener Person dem Knaben das ABC, die zehn

Digitized by Google

Gebote, das Vaterunser und den Glauben beibringen, sammt dem Uebrigen, was zur Bereicherung des Wissens junger Leute nöthig oder auch unnöthig gefunden wird. Der Unterricht des Vaters fiel aber nicht auf unfruchtbaren Boden; denn schon mit acht Jahren machte der kleine Ferdinand die Entdeckung, daß Herz und Schmerz, Sonne und Wonne sich gewissermaßen reimen — ich will sagen: schon mit acht Jahren fieng er an Verse zu machen.

Vom zehnten bis zum sechzehnten Jahre besuchte er das Gymnasium seiner Vaterstadt, beliebt bei Lehrern und Schülern, fleißig, witzig, aufgeweckt. Besonderer Antheilnahme hatte er sich von dem als Geschichtschreiber bekannten Archivrath Closterneier, spätern Schwiegervater Grabbe's, zu erfreuen. Besessen von einer wahren Lesewuth, liebte der junge Gymnasiast doch, bezeichnend genug, vorzugsweise die Lektüre von Land- und Seeabenteuern, Entdeckungsfahrten, Reisebeschreibungen und dgl. Wir sehen also, daß jene bestimmte Richtung, die er später auf dem Felde der Dichtkunst einschlug, schon ursprünglich in seiner Natur angelegt war; wie denn auch sein vom sechzehnten Lebensjahre datierendes Gedicht „Mopsthee“ den ganzen, in Bildern der Ferne und Fremde schwelgenden Freiligrath bereits fertig zeigt.

Beim Abgange vom Gymnasium trat einer von jenen Wendepunkten im Leben unsers Dichters ein, wie sie später noch öfter Wunsch, Wille und Absicht verhängnißvoll durchkreuzten. Wäre kein äußeres Hinderniß vorhanden gewesen, so hätte er ohne Zweifel auf dem gewöhnlichen Studienwege die Bahn der Wissenschaft verfolgt. So aber mußte er aus Secunda abgehen, vor Allem wohl aus dem Grunde, weil dem Vater die Mittel fehlten, ihn weiter fortstudieren zu lassen. Man erzählt aber, ein Oheim von mütterlicher Seite, Kaufmann in Edinburg, habe den Knaben adoptieren und sein großes Geschäft auf ihn vererben wollen, und dies sei der entscheidende Grund dafür gewesen, daß man ihn für die kaufmännische Laufbahn bestimmte. War dies der Fall, so hat die Speculation sich jedenfalls als eine verfehlte erwiesen, da der Edinburger Kaufmann mit seinem großen Geschäfte, noch bevor Freiligrath irgend davon profitiert hatte, Bankerott gemacht haben soll. Gewiß ist, daß der hoffnungsvolle Secundaner nach dem frühern Hansestädtchen Soest geschickt wurde, um hier bei einem andern Oheim, der einen Spezereiladen führte, in die Lehre zu treten. Mochte diese

Digitized by Google

Stellung seiner angebornen Neigung immerhin widerstreben, so wurde sie ihm doch möglichst erleichtert dadurch, daß man ihm hinlänglich Zeit ließ zu Selbststudien und Privatunterrichtnehmen. Dies mit Eifer benutzend, suchte er vor Allem die englische, französische und italienische Sprache sich gründlich anzueignen. In Soest soll er auch mit Grabbe verkehrt haben, was doch kaum möglich ist, da der letztere damals Regimentsauditeur in Detmold war. In Freiligrath's Gedicht „Bei Grabbe's Tod" heißt es nur:

Ich habe dich gekannt als Jüngling; braun
Und kräftig gingst dem Knaben du vorüber.
Nach Jahren drauf erschaut' ich dich als Mann;
Da warst du bleich, die hohe Stirne sann,
Und deine Schläfe pochten wie im Fieber.

woraus auf einen persönlichen Verkehr nur schwer zu schließen ist. Und wirklich hat er niemals, wie Notnagel bezeugt, zu Grabbe in näherer Beziehung gestanden, obwohl er in Detmold zugleich mit ihm, dem Aelteren, das Gymnasium besuchte. Grabbe soll über den Knaben Ferdinand das Urtheil gefällt haben: „Dieser Junge wird uns noch einmal alle übertreffen." Fünf Jahre, bis 1831, verblieb Freiligrath in Soest, wo er bereits den Grund legte zu seinem dichterischen Ruf, durch Veröffentlichung einiger Gedichte im Almanach „Gunloda," im „Mindener Sonntagsblatt" und andern Lokalblättern.

Verwaist bis auf den Besitz einer Stiefmutter, da er die Mutter bereits in seinem siebenten Jahre und den Vater 1829 durch den Tod verloren hatte, gieng er nach Amsterdam, wo er weitere fünf Jahre „auf einem staubigen Comptoir verhocken mußte," wie er selbst unmuthig äußerte. Indeß war die großartige Handelsstadt der Entfaltung seines Talentes offenbar nicht ungünstig; das nahe Meer, die vielen an- und absegelnden Schiffe mit den Waaren aus allen Ländern, mit Auswanderern und Leuten aller Farbe, dann das bunte Gewoge und die originelle Physiognomie der Stadt selbst mußten seine gluthschwangere Phantasie mächtig erregen, wie sie denn in der That Anlaß gaben zu den Gedichten: die Amphitrite, die Auswanderer, der schlittschuhlaufende Neger (der seine Phantasie zuerst nach Afrika entführte), Florida of Boston, Meerfabel, die Griechin auf der Messe, Sandlieder, einem Ziehenden, der Wassergeuse, eine Geusen-

Digitized by Google

wacht, und zu noch manchen andern. Diese Gedichte, die zerstreut in verschiedenen Zeitschriften: im Stuttgarter Morgenblatt, in Duller's Phönix (dessen ersten und zweiten Jahrgang er dichterisch einleitete) und in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen Musenalmanach erschienen, waren für seinen Dichterruf entscheidend, und man kann wol sagen, daß er über den damals erfochtenen Ruhm nicht viel weiter mehr hinausgeschritten ist. Von der Amsterdamer Zeit her datiert auch die innigere Verbindung mit Chamisso und Duller und der in Folge dessen mehr und mehr sich vollziehende Uebergang vom Commis zum Literaten, der sich damals auch bereits manifestierte in geschickten Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen.

Im Jahre 1836 kehrte er von Amsterdam nach Soest zurück, wo er Stiefmutter und Schwester fand. Nicht lange vorher kann es gewesen sein, daß er das Lied dichtete: „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren," das ich noch, wie es frisch im Morgenblatt erschien, gelesen zu haben mich entsinne. Die erste und die dritte Strophe, die das Gedicht hinlänglich charakterisieren, lauten wie folgt:

Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren,
Wär' ich auf Yemen's glüh'ndem Sand,
Wär' ich am Sinai geboren,
Dann führt' ein Schwert wohl diese Hand;

. . . . . .

Dann Abends wohl vor meinem Stamme,
In eines Zeltes luft'gem Haus,
Strömt' ich der Dichtung innre Flamme
In lodernden Gesängen aus.

Der Dichter sehnte sich also nach „Yemen's glüh'ndem Sand" (einer Gegend übrigens, die ich mir nicht so gar annehmlich denke), und mußte zurück nach Soest in Westfalen! Doch war ihm die Sandwüste sicherlich mehr ein Gegenstand poetischer Liebhaberei, als des ernstlichen Wunsches, sich dort als Gedichtmacher häuslich niederzulassen. Vielmehr sehnte er sich hinaus aus der Sandwüste seines kaufmännischen Berufes, um, aufgestachelt von dem an ihm zehrenden brennenden Ehrgeiz, mit ganzer Kraft nach jenem Kranze zu ringen, den die Muse nur den von ihr höchst Begünstigten zu Theil werden

Digitized by Google

läßt. Indeß lieferte er vor der Hand nur Beiträge zu der in Frankfurt 1835—42 erschienenen deutschen Ausgabe der sämmtlichen Werke Victor Hugo's (die Uebersetzung der „Oden und vermischten Gedichte", sowie der „Dämmerungsgesänge" rührt von ihm her), auch übersetzte er die „Orientalen und Balladen" desselben und ließ eigene Gedichte erscheinen in dem von ihm in Gemeinschaft mit Hub. und Schnezler 1836 und 1839 herausgegebenen Rheinischen Odeon.

In Barmen, wo er seit dem Sommer 1837 wieder in einem Handlungshause beschäftigt war, wurde er von Immermann aufgesucht, der ihn als Commis „in den geisttödtendsten Verhältnissen" findet und ihm am 8. Januar 1839 schreibt: „Gott sei mit Ihnen im neuen Jahre, d. h. nicht der Krummacher'sche Garngott von Elberfeld." Nämlich auch nach der letztgenannten Stadt, wo Immermann ihn ebenfalls besuchte, fühlte den buchstäblich umgarnten Dichter das leidige Geschäft. Immermann nahm lebhaft Theil an dem jüngern Mitstrebenden und förderte ihn auf seine Weise, namentlich durch Einzelkritik seiner Gedichte, die damals bereits in großem Ansehen standen. Am 22. Oktober 1837 schreibt Immermann aus Weimar: „Ich hatte die Ehre bei Hofe Mirage vorzulesen, und es erregte die größte Bewunderung."

Nachdem unser Freund zuvor noch zu einer deutschen Ausgabe der Werke Molière's, welche 1837 und 1838 zu Aachen erschien, beigesteuert hatte, schritt er endlich zur Herausgabe einer Sammlung seiner bisher nur zerstreut erschienenen Gedichte, welche zum ersten Male, von Uebersetzungen aus modernen Fremdsprachen begleitet, 1838 bei Cotta in einem mäßigen Bande selbständig ans Licht traten. Seitdem hat diese Sammlung nicht weniger als 27 Auflagen erlebt, wovon 7 der Volksausgabe angehören; ungerechnet einer Gesammtausgabe seiner Werke, welche in 2 Bänden eigner und 4 Bänden übersetzter Gedichte 1858 in Amerika erschienen ist. Eine Gesammtausgabe deutschen Verlages läßt noch auf sich warten.

Der mächtige Erfolg seiner Dichtungen, deren weiteres Bekanntwerden ihn sofort zum Gipfel des Ruhmes emporhob, verlieh dem Dichter den Muth, dem Wupperthaler Garngott Valet zu sagen und ganz dem Dienst des Gottes Apoll sich zu widmen, oder, um mich präciser auszudrücken, nur noch von der Literatenfeder zu leben. Mit

Digitized by Google

dem größten Kameel, das im Wupperthal aufzutreiben war, — und dort gibt es sehr große, — eilte er zu der vielgeliebten Sandwüste Afrika's, ich irre mich, nach dem Rhein gieng er, was zwar weniger originell, aber auch weniger strapaciös war. Der Wahrheit gemäß ist jedoch anzumerken, daß er noch als Jüngling den Orient in der That auf naturgeschichtlichen Kameelen, und nicht blos auf dem mythischen Flügelroß, allen Ernstes zu bereisen hoffte. Dürfen wir Kinkel glauben, so begab er sich zunächst, Immermann zu Liebe, nach Düsseldorf, — was ich indeß weiter nicht bezeugt finde.

Zur schönsten Zeit des Jahres 1839 aber treffen wir ihn in Unkel am Rhein, einem Pfarrdorfe unterhalb des Drachenfels. In diesem reizenden Aufenthalte wurde er, „der von Allen der deutschen Poesie," der afrikanischen Fauna in solchem Grade untreu, daß er ein Gedicht begann mit den Worten:

Zum Teufel die Kameele,
Zum Teufel auch die Leu'n!

Es war also nicht, wie die gemeine Sage geht, die Politik, die ihn zunächst aus der Wüste vertrieb, sondern die Rheinromantik, und ein wenig mochten auch die Winke guter Freunde beitragen, denen er nicht immer zu widerstehen vermochte. Am Rheine besann er sich endlich auch, daß er am Fuße des Teutoburger Waldes geboren war.

Den Boden wechselnd, die Gesinnung nicht,
Wählt er die rothe Erde für die gelbe!
Die Palme dorrt, der Wüstenstaub verweht:
An's Herz der Heimath wirft sich der Poet,
Ein Anderer und doch derselbe!

Mit dem Gedichte, worin diese Zeilen vorkommen, leitet er „das malerische und romantische Westphalen" ein, welches, in Verein mit seinem Freunde Schücking herausgegeben, 1841 in Leipzig erschien, das einzige prosaische Werk, an dem er sich jemals betheiligt hat — wie es scheint, auch nur auf Anregung von buchhändlerischer Seite. Dem Westfalen Immermann, dem Dichter des Hofschulzen, war die Umkehr natürlich ganz recht; er schrieb am 25. April 1839: „Vor Allem erfreut es mich, daß Sie Westphalen bereisen und dichterisch

Digitized by Google

reproduciren und rehabilitiren wollen." Aus demselben Briefe, in welchem er an Freiligrath dieses schreibt, erfahren wir auch, daß der letztere damals mit dem Plan umgieng, die Naturwissenschaft zu studieren — gewiß kein ungünstiges Zeugniß; denn vielfach macht man die Beobachtung, daß gerade die intelligenteren Menschen einmal im Leben wenigstens das Bedürfniß empfunden haben, sich näher bekannt zu machen mit der Königin aller Wissenschaften.

Weiter betheiligte sich Freiligrath an dem Rheinischen Jahrbuch für Kunst und Poesie, welches von ihm, Matzerath und Simrock herausgegeben wurde und wovon zwei Jahrgänge, 1840 und 41, zu Köln ans Licht traten. In diesem Jahrbuch tauchte zuerst auch das einst vielberühmte, jetzt verschollene Becker'sche Rheinlied auf.

In der stürmischen Nacht vom 28. auf den 29. Dezember des Jahres 1839 aber geschah das Ungeheure, daß der Schwibbogen der Ruine Rolandseck einstürzte. Freiligrath hatte die Romantik des Nigers mit der des Rheins bereits so gründlich vertauscht, daß er sich gedrungen fühlte, für den Wiederaufbau des Bogens poetisch fechten zu gehen. Sein Aufruf in Nr. 12 der Kölnischen Zeitung von 1840 hatte denn auch Erfolg. Inzwischen kam an den Tag, daß die Ruine der damaligen Prinzessin Wilhelm von Preußen gehörte, die der gesammelten Scherflein des Poeten natürlich nicht sehr bedurfte. Die königliche Hoheit ließ gleichwohl gewähren, daß der Rolandsbogen aus den gespendeten Gaben wieder aufgebaut wurde, wohingegen sie ihrerseits des begonnenen Schulbaus im Dörfchen Rolandswerth sich annahm. Das Nähere über diese wundersame Geschichte findet sich in der von „Roland's Seckelmeister" herausgegebenen Gedichtsammlung, welche unter dem Namen „Rolands-Album" 1840 in Köln erschien. Wer hinführo aber den Rhein bereist, wolle sich geneigtest merken, daß der Rolandsbogen, wie er jetzt dasteht, nicht etwa eine Ruine des Alterthums, sondern ein modernes, vom Dombaumeister Zwirner herausgegebenes Gedicht Freiligrath's ist.

Den wichtigsten Abschnitt im Leben unsers Dichters darf ich nicht übergehen. Unter dem wichtigsten aber verstehe ich denjenigen, der das Heiraten angeht, und ich darf wol annehmen, daß ich in diesem Punkte alle jugendlichen Mitglieder unsers Vereines völlig auf meiner Seite habe.

Digitized by Google

Merkwürdigerweise begab es sich, daß zu derselben Zeit, als Freiligrath im Rheindorf Unkel verweilte, ebendaselbst eine gewisse Ida, Tochter des Professors Melos in Weimar, frühere Gespielin Göthe's (doch war Göthe damals etwas älter als sie), in einer angesehenen Familie als Erzieherin sich aufhielt. Sie war jung, hübsch, schlank, gebildet und blond, und so mußte das Weitere sich ja wol von selbst geben. Auch wird Niemand räthselhaft finden, warum, als die Blonde im Sommer 1840 nach Monra bei Weimar zu ihrer Mutter zurückgekehrt war, der Poet in der nächstfolgenden Jahreszeit, nachdem er zuvor eine Tour nach Süddeutschland gemacht, ihr nachreiste; und ohne Ueberraschung vernimmt man, daß er nach Verbringung des Winters in Weimar, wo er u. A. mit dem aus seinen Gesprächen mit Göthe bekannten Eckermann befreundet wurde, im wunderschönen Monat Mai des Jahres 1841 die vorhin genannte Ida Melos als seine angetraute Gattin heimführete. Gott sei Dank, glücklich verheiratet wäre er denn. Auf seinem honigmonatlichen Ausfluge nach St. Goar aber lassen wir ihn gänzlich unbehelligt, ruhig abwartend, bis er auf längere Zeit dahin zurückkehrt, um daselbst die auffälligsten Dinge zu thun und zu erleben. Erwähnt sei nur, daß er während des Aufenthalts in Unkel und St. Goar Verkehr pflog mit Auerbach, Simrock, Kinkel, Pfarrius und andern großen und kleinen Sangesgenossen, so daß Gegend, Umgang und Honigwochen damals zusammenwirkten, sein Leben zu einem ungemein poetisch-idyllischen zu gestalten.

Dies konnte leider nur von flüchtiger Dauer sein. Die Existenzfrage trat an den jungen Ehemann heran und forderte ihre Lösung. Von Freunden nach Darmstadt eingeladen, versuchte er es hier mit der Gründung einer Zeitschrift „Britannia", welche Leben und Literatur der Engländer den Deutschen näher bringen sollte. Schon war eine Reihe angesehener Autoren, darunter Dickens und Bulwer, für das Unternehmen gewonnen; allein der Verleger traute dem Wagniß nicht und zog seine Hand zurück. Das Inslebentreten einer andern Zeitschrift, deren Herausgabe im Verein mit Dr. Huber ihm der nachmals vielgenannte General von Radowitz anrieth, scheiterte an Freiligrath's eigener Unlust daran. Gleichwohl blieb die Bekanntschaft mit dem General nicht ohne gewinnbringende Folgen.

Digitized by Google

Ihm und Alexander von Humboldt, den der weimarische Kanzler von Müller mit der ungünstigen Lage des Poeten bekannt gemacht haben soll, verdankte er jene später vielfach, in Reimen und ungereimt, verhandelte Pension von 300 Thalern, welche ihm vom König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen um Neujahr 1842 verliehen wurde auf so lange, bis eine für ihn geeignete Anstellung gefunden wäre. Diese Pension war dem Dichter übrigens zugefallen ohne alles Dazuthun seinerseits, obwohl sie ihm damals immerhin nicht unwillkommen erschien.

Auf die Fruchtbarkeit seines Talents scheint die erlangte freie Muße anfangs keinen sonderlichen Einfluß geübt zu haben. An dieser Stelle haben wir nur ein von ihm in Gemeinschaft mit Duller verfaßtes, 1842 in Darmstadt zum Besten des Kölner Dombaus erschienenes Gedicht zu verzeichnen. Der Titel heißt „1862“; für dieses Jahr nämlich wird, mit einem kleinen Rechnungsfehler, die Vollendung des Doms prophezeit. Ein Rolandsbogen baut sich freilich rascher auf, als ein Kölner Dom. Gleich hier sei noch einer etwas später, aber auch noch im Jahre 1842 erschienenen, von Freiligrath herausgegebenen kleinen Schrift erwähnt, betitelt: „Karl Immermann. Blätter der Erinnerung an ihn“, wozu er die Vorrede und ein Schlußgedicht beisteuerte. „Laß mich thun, was meines Amtes“, ruft er hier aus,

ruhig und bewußt
Mich oben haltend in der Zeitfluth Ringen!

Auch bei dieser Vorhersage hat die Rechnung nicht vollkommen gestimmt, wie in Kurzem sich zeigen wird.

Durch die kleine Pension der Sorge ums tägliche Brod einigermaßen enthoben, kehrte Freiligrath im Frühjahr 1842 nach St. Goar zurück, um hier den Faden der abgerissenen Idylle wieder anzuknüpfen, nicht ahnend, in wie kurzer Frist das sanfte Hirtengedicht zu einem stürmischen Drama ausschlagen sollte. Einstweilen wurde seine harmlose Existenz nur noch gefördert durch den Besuch eines Dichters, den eine gewisse innere Verwandtschaft, ich meine das sichere Gefühl des preußisch Pensionierten, dessen Geibel sich ebenfalls zu erfreuen hatte, die Gesellschaft des Zunftgenossen begehrenswerth erscheinen ließ. Auch erlitt die Harmlosigkeit so wenig Störung durch den Verkehr

Digitized by Google

mit Schädlich und dessen nachmaliger Gattin Louise von Gall, als durch die Begegnung mit dem damals in Marienburg bei Boppard weilenden amerikanischen Dichter Longfellow, der dem deutschen Poeten viele Freundschaft bewies, wofür ihm dieser mit Uebertragungen Longfellow'scher Poesien dankte. Wie wir aus dem Gedicht: „Ein Flecken am Rhein" erfahren, sah er flüchtig damals auch Uhland, wie dieser auf einem Dampfer an ihm vorüberfuhr:

Wir kannten uns — wir grüßten uns. Vorbei
Mein einsam Städtchen schwamm er zu den Dänen.
Auf uns hernieder sah die Lorelei,
Im Hals erstickt' ich einen Freudenschrei,
Doch in den Augen hatt' ich helle Thränen.

Während so in einem stillen Rheinwinkel ein Stück natur-, liebe- und weinumrankender Romantik sich behaglich abspann, platzten draußen im Reich die Geister gewaltig aufeinander. Es war eine erregte, hastige, hinausstürmende Zeit. Aus allen Winkeln krochen die Fortschrittsideen zu Tage, schwollen riesig an wie die Fluthwogen des Meeres und überkollerten sich wie diese. Alle Schreibfedern geberdeten sich, als wären sie Nadeln, Dolche oder Schwerter, und die Censoren schwitzten bei aufgekrempten Hemdärmeln. Zwar in der Politik wagte man das letzte Wort noch nicht auszusprechen, wenn auch ein feines Ohr die Sturmvögel des Jahres 1848 aus der Ferne bereits pfeifen hörte. Constitutionalismus, Reformen — weiter giengen die Wünsche einstweilen noch nicht, und man war (so auch Freiligrath) selbst kindlich genug, beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. von diesem das Heil der Nation zu erwarten. Anders gieng es zu auf dem religiösen, dem philosophischen, dem socialen Gebiete, wo rücksichtslos, wenn auch vorläufig mehr nur auf dem Papier, bis zu den allerkühnsten Consequenzen vorgegangen wurde. Deutschkatholicismus und Feuerbach, Strauß und die Hallischen Jahrbücher, Socialismus und Communismus, St. Simon und Schneider Weitling, junges Deutschland und Emancipation der Frauen, der Juden und des Fleisches im Allgemeinen, Hafis und Herwegh — diese und andere Dinge gährten, brausten, zischten, sprudelten und schäumten im

Digitized by Google

Hexenkessel der Zeit, in einer Weise, wie es von der heutigen, geistig etwas solider gewordenen Generation kaum noch begriffen wird.

Freiligrath ließ der Tageslärm noch längere Zeit ziemlich ungerührt. Er hatte ähnlich jenem Perserkhan, von dem er singt, sein Haupt so tief eingetaucht in die Kufe der Romantik, daß von dem Treiben der Außenwelt kaum etwas zu seinen Ohren drang. Auch in seinem ersten politischen Gedichte gelten seine Wünsche noch nicht dem Vaterlande, sondern dem romantischen Spanien. Durch dieses Gedicht aber sah er sich unwillkührlich in die Tagesdebatte hineingezogen. Er hatte darin dem Poeten die Neutralität vindiciert; allein in jenen Tagen war die Neutralität nicht weniger verpönt, als bei uns im Frühling des Jahres 1866, glückseligen Andenkens. — Der General Diego Leon, Christinischer Parteigänger, machte im Oktober 1841 mit Hülfe der äußeren Garde den Versuch, die Königin Isabella aus Madrid zu entführen. Auch gelang ihm, in die Coridors des Schlosses einzudringen; allein er wurde überrascht, gefangen genommen und sofort erschossen. Dieser Akt der Militärjustiz bildete den Gegenstand des Freiligrath'schen Gedichts. Den Autor hatte indeß keineswegs die Sache bestochen, sondern nur die Tragik der Situation. Dennoch im Voraus offenbar Widerspruch witternd, vertheidigte er seine Verse mit den Worten:

frei hab ich sie verkündigt!
Ob Jedem recht: — schiert ein Poet sich drum?
Seit Priam's Tagen, weiß er, wird gesündigt
In Ilium und außer Ilium!
Er beugt sein Knie dem Helden Bonaparte,
Und hört mit Zürnen d'Enghien's Todesschrei:
Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
Als auf den Zinnen der Partei.

Die Wahrheit der letzten zwei Zeilen nun wollten die Tonangeber jener Zeit nicht gelten lassen, und Herwegh trat direct dagegen auf mit einem Gedichte, dessen zweite Strophe lautet:

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war!
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrlichste gebar?

Digitized by Google

Nur offen wie ein Mann: für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olymp hernieder
Und kämpften auf der Zinne der Partei!

Eine Feindseligkeit gegen Freiligrath sprach sich in diesem Gedichte nicht aus; auch schrieb ihm Herwegh einige Zeit hernach aus der Schweiz noch einen freundlich gesinnten Brief, worin er ihn aufforderte, zur liberalen Partei überzutreten. Freiligrath antwortete nicht darauf, richtete dagegen öffentlich an ihn einen poetischen Brief, der viel böses Blut machte. Man sah dieses, von Unzartheit und Taktlosigkeit allerdings nicht ganz freizusprechende Gedicht so an, als wäre der freigesinnten Partei damit der Fehdehandschuh hingeworfen, während darin doch einzig gegen Herwegh's anscheinend weihrauchdurstiges Ziehen durch Deutschland zu Felde gezogen und der Poet sogar zum Fortdichten, und nicht etwa unter anderer Fahne, aufgefordert wurde.

Der Dichtung Goldstandarte,
Laß wehn sie, doppeltreich: —
Poet, wetz' aus die Scharte,
Wetz' aus den Schwabenstreich!

Herwegh verstand es aber anders und antwortete mit einem auf Geibel und Freiligrath gemünzten „Duett der Pensionirten," worin dem letztern etwas angedichtet wird, was seinem Wollen gänzlich fern lag, nämlich die Bekämpfung der Demagogie.

Der Genuß der kleinen preußischen Pension wurde dem Dichter als ein großes Verbrechen angerechnet; auch Hoffmann von Fallersleben plänkelte in wohlfeilen Spottverslein dagegen, selbst dann noch, als er Freiligrath bereits freundschaftlich die Rechte gedrückt hatte. Es war im August 1843, als die zwei Dichter am Rhein (wo Geibel als der dritte damals auch noch weilte) zusammentrafen. Den bedeutendsten Moment dieses Zusammentreffens hat Freiligrath in einem Gedichte „An Hoffmann von Fallersleben" gefeiert, unter freimüthiger Darlegung seiner eigenen, damals noch zur Entschiedenheit nicht vorgedrungenen Gemüthsverfassung.

Digitized by Google

Schiefer Stellung volle Qual
Mußt' ich damals tragen!
Noch nicht recht aus ganzem Holz
Schien auch dir mein Leben
Drum auch war ich noch zu stolz,
Mich dir ganz zu geben!

Man pflegt den Leuten, die scheinbar unmotivirt dem Autoritätsglauben sich in die Arme werfen, nachzusagen, ein altes Weib habe sie bekehrt. So sagte man auch Freiligrath, Hoffmann habe seine Bekehrung zu regierungsfreundlichen Ansichten vollendet, und wenn dieser zwar nichts davon wissen will, so läßt sich ein nicht ganz wirkungsloser gebliebener Einfluß immerhin nicht wegleugnen.

Uebrigens war an Freiligrath nicht viel zu bekehren. Er war nie gegen die Freiheitsideen aufgetreten und hatte daher in so fern auch nichts zu widerrufen. Mit Recht durfte er auf sich den Ausspruch anwenden, den er der ersten Abtheilung seines „Glaubensbekenntnisses" als Motto vorsetzte:

Eines bleibt mein Trost:
Niemals dem Unrecht lieh' ich meine Stimme.

Er machte einzig den Schritt vom ruhigen Zuschauen und Abwarten zum Handeln, zum Mitthun.

Vom Gedanken bis zur That
Schlug ich dreist die Brücke.

Das Aergste, sagt er in der Vorrede, was man ihm vorzuwerfen habe, werde sich zuletzt vielleicht auf das Eine beschränken: daß er nun doch von jener „höhern Warte" auf die „Zinnen der Partei" herabgestiegen sei.

Wir stehen hier vor der verhängnißvollsten Katastrophe im Leben unsers Dichters, die nicht ohne einen schmerzlichen Kampf sich vollziehen sollte, abgesehen von dem innern Zwiespalt, der schon längere Zeit an ihm genagt haben mußte. Wie ihm in der Jugend ein Los fiel, das er nicht gewollt hatte, so wurde ihm nun die Gelegenheit geboten, seinen frühern Wünschen gemäß zu leben, und — muthwillig wies er das Anerbieten jetzt zurück!

Digitized by Google

Aus einer Aeußerung Immermann's konnten wir schon entnehmen, daß Freiligrath am Hofe zu Weimar gut angeschrieben stand, und sein Aufenthalt und seine Verheirathung in der großherzoglichen Residenz konnten nur dazu beitragen, ihn in der Gunst des Hofes steigen zu lassen. Als er nun sein „Glaubensbekenntniß", wie er jene Gedichtsammlung betitelte, womit er als entschiedener Parteigänger auf den politischen Kampfplatz trat, bereits geschrieben, aber noch nicht veröffentlicht hatte, erhielt er vom Großherzoge die Einladung, eine Stelle an der weimarischen Bibliothek anzunehmen und den Gehalt ganz nach eigenem Ermessen zu bestimmen. Was konnte dem Dichter Angenehmeres geboten werden? Und seine Gattin war leidend — war da die Annahme nicht ein Gebot der Pflicht zu nennen? Auch zauderte er einen Moment — aber als ehrlicher Mann konnte er nicht mehr zurück: er lehnte ab. In Hinblick auf ein Opfer von dieser Größe fällt kaum noch ins Gewicht, daß er mit Neujahr 1844 die Pension, die er zweimal erhoben hatte, in die Hände des Königs von Preußen zurücklegte.

Wunderliches Gebaren! Freiwillig auf eine Pension von 300 Thalern verzichten und eine längst ersehnte, nach Wunsch dotierte Stelle ausschlagen — wofür? Für ein mit Entbehrungen, Nahrungssorgen und polizeilichen Verfolgungen bedrohtes Flüchtlingsleben! Legen wir den Maßstab des Philisters an, so müssen wir urtheilen, daß sich Tolleres kaum denken läßt. Wer aber von der Würde des Menschen einen höhern Begriff zu fassen gelernt hat, wird nicht umhin können, vor solchem Opfermuth, solcher Gesinnungstreue tief den Hut zu ziehen. Wir sehen hier gänzlich ab von dem Werth oder Unwerth dieser oder jener Parteirichtung, uns sei zu wissen genug: Freiligrath opferte sich für eine Idee. So lange solches aber geschieht, verzweifeln wir nicht an der Menschheit und können wir Lügen strafen alle diejenigen, welche unsere Zeit für unfähig alles idealen Denkens und Handelns erklären.

Allein auch denen, welche Alles nach dem materiellen Erfolge bemessen, können wir jetzt sagen, daß sich Freiligrath's Handlungsweise am Ende doch (unbeabsichtigt zwar) nicht eben schlecht rentiert und so jenes gute Wort sich wiederum bewährt habe: Ehrlichkeit ist die beste Politik.

Digitized by Google

Einmal mit sich im Reinen, schritt Freiligrath getrosten Muthes der Zukunft entgegen. Er rief mit Ulrich von Hutten:

Jacta est alea! Ich hab's gewagt!

und seiner Frau sang er die Trostworte zu:

Helloffen liegt vor uns die Welt,
Ich bin gerecht in vielen Sätteln:
So lange Faust und Schädel hält,
Du Liebe, brauch' ich nicht zu betteln.

Den Sommer des Jahres 1844 konnte er noch ruhig im Bade Kronthal bei Frankfurt verbringen. Zu derselben Zeit befand sich Hoffmann von Fallersleben im benachbarten Soden. Die Sanges- und jetzt auch Gesinnungsgenossen besuchten sich gegenseitig und sahen sich fast täglich. Im Herbst endlich gieng das „Glaubensbekenntniß", zu Mainz gedruckt, in die Welt hinaus

Dem Versteckten offne Frage,
Das Verstockte frisch in Fluß!
In die Stickluft dieser Tage
Dieses Büchleins kecken Schuß!

Zu einem Zwanzigbogenbuch, welches damals der Censur nicht unterworfen war, gewaltsam hinausgezerrt, wurde diese Gedichtsammlung, in welcher er die Sandwüste mit der Arena der Politik vertauschte und seinen Uebertritt zur Opposition offen und laut verkündigte, von den Parteigenossen natürlich ebenso jubelnd begrüßt, als von den Polizeibehörden sofort mißtrauisch durchschnüffelt. Im Ganzen war der Erfolg aber kein glänzender; Herwegh war ihm zuvorgekommen und den vermochte er nicht zu überbieten. Vergebens veranstaltete die Mainzer Verlagshandlung später zwei s. g. Titelauflagen zu herabgesetzten Preisen; zu einer zweiten Originalauflage vermochte das Büchlein es nicht zu bringen. Wenn der Dichter etwa geglaubt hatte, durch diese neue Sammlung, die dem Inhalte nach gegen die frühere auffallend genug abstach, den errungenen Lorbern ein neues Reis einzufügen, so hatte er sich bitter verrechnet. Ihm wuchs in der That nur in der Wüste die Palme, wie er selbst in einem älteren Gedichte ausgesprochen hatte.

Digitized by Google

Die polizeilichen Verfolgungen mit dem obligaten Verhaftsbefehl blieben nicht aus. Den Herbst in Ostende, den Winter in Brüssel verbringend, fühlte der Dichter sich schließlich auch in Belgien nicht mehr sicher, und begab sich daher im Frühling 1845 auf dem nothwendigen Umwege durch Frankreich nach der Schweiz. Aber auch hier blieb sein Aufenthalt kein völlig ungestörter; er sollte den Wermuthbecher des Flüchtlingslebens sofort bis auf die Neige zu kosten bekommen.

Für den Sommer schlug er seine Wohnung auf in einem kleinen Orte bei Rapperswyl am Zürcher See, Namens Hottingen, Kantons St. Gallen, und beschäftigte sich hier mit einer Separatausgabe seiner Uebersetzung der lyrischen Gedichte Victor Hugo's, erschienen bei Sauerländer in Frankfurt a. M., nachdem solche früher bereits, wie erwähnt, als ein Theil der übersetzten „sämmtlichen Werke" Victor Hugo's waren veröffentlicht worden. Von Meyenberg am Zürcher See, 24. August 1845, ist das Gedicht „Leipzig's Todten" datiert, welches in Zürich als fliegendes Blatt herauskam. Veranlassung dazu hatten die Ereignisse in Leipzig vom 12. desf. Mon. gegeben. Man hielt den damaligen Prinzen Johann von Sachsen für den Urheber aller gegen die deutschkatholischen Bestrebungen ergriffenen Maßregeln, und als derselbe nun an dem bezeichneten Tage einer Revue halber nach Leipzig gekommen war, wurde abends vor seiner Wohnung ein Tumult erregt, der ein militärisches Einschreiten zur Folge hatte, wobei Menschen getödtet und verwundet wurden.

Im September ausgewiesen aus dem Kanton St. Gallen, übersiedelte Freiligrath für den Winter nach Zürich, nachdem ihm kurz vorher sein erstes Kind war geboren worden, jenes Käthchen, dessen Verlobung uns die Zeitungen jüngst verkündeten. Die Herausgabe der „englischen Gedichte aus neuerer Zeit", welche 1846 bei Cotta erschienen, wurde hier vorbereitet. In demselben Jahre erschienen in Herisau sechs Gedichte revolutionären Inhalts unter dem Titel: „Ça ira!", bei deren Abfassung, möchte man sagen, an Freiligrath's Prophetenauge das Jahr 1848 bereits in leibhafter Erscheinung vorüber gezogen war.

Die Presse dünkte selbst den Zürchern so stark, daß sie Miene machten, dem Dichter das Asylrecht aufzukündigen. Aber

Digitized by Google

„Ich bin gerecht in vielen Sätteln“ hatte dieser erklärt, und er folgte denn ohne Bedenken im Frühling 1846 einer Einladung nach London, wo ihm eine Stelle als deutscher Correspondent in dem Handlungshause Ferdinand Huth und Comp. angeboten wurde. So betrat er also zum ersten Male den Boden des gastlichen Englands, das ihm später zur zweiten Heimat werden sollte. Zwar besonders glänzend war die Stellung nicht, die ihn dem alten Berufe wieder zuführte, da er gegen ein jährliches Honorar von 200 Pfund Sterling täglich sieben Stunden angestrengt zu arbeiten hatte; allein einer zwiefachen Sorge, der um die Existenz und der um die persönliche Freiheit, war er denn doch einstweilen wieder glücklich enthoben. Auch entbehrte seine neue Lage nicht ganz aller Annehmlichkeiten; besonders ist die freundliche Aufnahme in die Familie der Howitt, welche einen Theil seiner Gedichte übersetzte, hervorzuheben. Die literarische Feder, die er für jetzt ruhen lassen mußte, nahm seine Gattin für ihn auf, in so weit wenigstens, als sie mit Uebertragungen aus dem Deutschen ins Englische sich befaßte.

Als sich unserem Dichter endlich die Aussicht eröffnete, in Verhältnisse einzutreten, welche ihm gestatteten, seinem Pegasus das ungern getragene Joch wieder abzunehmen, da griffen abermals des Geschickes Mächte, die nun einmal ihre unberechenbaren Launen haben, ungestaltend in seine Pläne. Nahe daran, als deutscher Lehrer an der Londoner Universität angestellt zu werden, erhielt er gleichzeitig von Freunden in Amerika, Longfellow an der Spitze, eine Einladung zur Uebersiedelung nach der neuen Welt. Diese Einladung bot eine so glänzende Perspective, daß der Dichter schon entschlossen war, ihr zu folgen und auf die für London gebotene Aussicht zu verzichten. Allein was geschah? Die Februar-Revolution brach aus, und schon am 19. März wurde die Amnestie erlassen, welche den politischen Flüchtlingen die Heimkehr ins Vaterland gestattete. Nun galt keine Wahl mehr — England und Amerika mußten dem für die Freiheit aufgestandenen deutschen Vaterlande weichen. Im Mai des Jahres 1848, nachdem er zuvor durch seine aus London vom 25. Februar datierten, in Berlin gedruckt erschienenen „Februar-Klänge“ und andere Gedichte, namentlich: Im Hochland fiel der erste Schuß, die Republik, Schwarz-Roth-Gold, Berlin (Lied der „Amnestirten“ im Auslande), für die

Digitized by Google

Revolution bereits entschieden eingetreten war, schiffte sich Freiligrath nach Deutschland ein.

Zwölf Jahre früher hatte er gesungen:

Ich irr' auf mitternächt'ger Küste;
Der Norden, ach! ist kalt und klug.

Das hatte sich nun gewendet: der Norden war weder kalt noch klug mehr, und so konnt' es nicht fehlen an herrlichsten Erfolge. Nachdem die hochgehenden Wogen sich verlaufen hatten, sah man denn wirklich die schönste Wüste der Reaction über die vaterländischen Gefilde sich ausbreiten und daraus sieghaft hervorragen die stattlichsten Kamele. Nur da und dort war eine hoffnungsgrüne Oase märzlicher Errungenschaft stehen geblieben, zum Zeichen, daß die blutige Arbeit des Volks denn doch keine ganz vergebene gewesen. Im Frühjahr 1848 freilich glaubte man einer ganz andern Zukunft entgegenzusteuern, und wie stolz und hoffnungsmuthig mußte erst unser Dichter den vaterländischen Boden betreten, da er sah, wie die Saat, die er dichtend gesäet, gewaltig in die Höhe geschossen war und purpurne Blüthen trieb. Wohl mochten ihm seine eignen Worte durch die Seele klingen:

Der du die Blumen auseinanderfaltest,
O Hauch des Lenzes, weh' auch uns heran!
Der du der Völker heil'ge Knospen spaltest,
O Hauch der Freiheit, weh' auch diese an!
In ihrem tiefsten, stillsten Heiligthume
O, küß' sie auf zu Duft und Glanz und Schein —
Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume
Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!

Bevor wir dem Dichter auf seiner politischen Laufbahn weiter folgen, wollen wir nicht unterlassen, von seinem Programm kurze Notiz zu nehmen. Dasselbe findet sich im Gedichte „Berlin" vierzeilig ausgedrückt wie folgt:

Daß Deutschland stark und einig sei,
Das ist auch unser Dürsten!
Doch einig wird es nur, wenn frei,
Und frei nur ohne Fürsten!

Digitized by Google

An diesem Programme hat er bis auf den heutigen Tag mit starrer Consequenz festgehalten.

Zum Aufenthalt wurde Düsseldorf zunächst erwählt, wo er sofort mit Eifer der demokratischen Partei sich anschloß und jene Thätigkeit entfaltete, welche nie verfehlt, die bei Diebstählen und Einbrüchen so human-langsam vorgehende Polizei zur löblichsten Energie aufzustacheln. Die am 8. März im Kampfe gegen die königlichen Truppen in Berlin gefallenen Barrikadenkämpfer wurden bekanntlich am folgenden Morgen in Prozession durch die Straßen der Stadt und vor das Schloß des Königs getragen, wo der letztere gezwungen wurde, vor den Getödteten den Hut abzunehmen. Dieses Ereigniß veranlaßte Freiligrath zu dem im Juli 1848 zu Düsseldorf als fliegendes Blatt erschienenen Gedicht: „Die Todten an die Lebenden", welches kaum geringere Sensation erregte, als das Ereigniß selbst, und dem Dichter, der damals von der Zeitströmung noch mächtig getragen wurde, die lebhaftesten Sympathien erweckte. Auch die Polizei blieb nicht ungerührt und fühlte sich gedrungen, den gefährlichen Menschen am 29. August in sichere Verwahrung zu nehmen, wo er bis zum 3. Oktober zu verweilen das Glück hatte, im Anklageakt beschuldigt, durch Vortrag und anderweite Veröffentlichung jenes Gedichtes die Bürger zum bewaffneten Aufruhr und zum Umsturz der Verfassung aufgereizt, somit gegen die Artikel 109 und 87 des Code pénal sich vergangen zu haben.

Die Sache erwies sich indeß weniger gefährlich, als der Anschein konnte vermuthen lassen. Der Inhalt des Gedichtes war in der That so revolutionär als möglich; allein in jenen Tagen der allgemeinen Erregung fiel das nicht eben schwer ins Gewicht. Die Haft wurde dem Dichter so erträglich gemacht, als die Umstände erlaubten; u. A. durfte er in persönlichem Verkehr bleiben mit seiner Familie und seinen Freunden. Und als er am Tage der Entscheidung des Prozesses vor das Geschwornengericht geführt wurde, bildeten Offiziere der Bürgerwehr, mehr Ehrengarde als Gefangenenwache, seine Begleitung, und statt auf dem Armesünderbänkchen durfte er Platz nehmen zwischen den von ihm erwählten Vertheidigern, den Anwälten Meyer aus Köln und Weiler II. aus Düsseldorf. Seine eigene Verantwortung beschränkte sich darauf, die allzu kühnen Ausschreitungen des Gedichtes in sanftere Beleuchtung zu rücken und die Tendenz mehr

Digitized by Google

auf einen moralischen, als auf einen gewaltsamen Kampf auszubeuten. Nachdem noch seine Vertheidiger gesprochen und namentlich Dr. Meyer durch seine Rede eine zündende Wirkung geübt, erklärten die Geschworenen nach viertelstündiger Berathung den Angeklagten für nichtschuldig. Der Jubel des Volkes war unbeschreiblich, eine jauchzende Menge gab ihm das Geleite bis zu seiner Wohnung, und würdig beschloß ein Fackelzug den frohen Tag des Triumphes.

Von jetzt ab sehen wir Freiligrath wiederum einer ziemlich eifrigen literarischen Thätigkeit hingegeben, und zwar unausgesetzt in jener Richtung, welche schließlich unfehlbar in die Hände der Polizei führt. Im Oktober 1848 begab er sich nach Köln, um daselbst an der Redaktion der „Neuen Rheinischen Zeitung" Antheil zu nehmen. Zum Feuilleton steuerte er Gedichte bei, zu welchen die auch einzeln (Düsseldorf 1849) erschienenen „Wien" und „Blum" gehört zu haben scheinen. Als Einzelblatt erschien außerdem noch zu Leipzig (1849) das Gedicht „die Revolution", welches der Verfasser in einer gleich zu nennenden Sammelausgabe wol irrig mit der Jahreszahl 1851 bezeichnet, und welches Kinkel eben so irrig, wofern hier nicht zwei verschiedene Gedichte in Rede stehen, mit besonderer Betonung in dasselbe Jahr setzt. Mit der Herrlichkeit der „Neuen Rheinischen" nahm es, wie mit der Revolution in Wien und den pfälzischen und badischen Erhebungsversuchen, rasch genug ein klägliches Ende. Am 19. Mai 1849 ließ der Dichter sie ihr Schwanenlied singen.

Als weitere Früchte seiner poetisch-literarischen Thätigkeit haben wir hier zu nennen: Eine Uebersetzung von Shakespeare's Venus und Adonis, Düsseldorf 1849, und eine „Zwischen den Garben" betitelte, in demselben Jahre bei Cotta erschienene Nachlese älterer Gedichte, nebst Uebersetzungen. In dieser Sammlung tritt uns der alte Wüstendichter wieder entgegen, aber leider nur mit einigen zwischen den Garben der ersten Ernte aufgelesenen ziemlich tauben Blüthen, die er anfangs selbst verworfen hatte und wol besser für alle Zeit in seinem Herbarium verschlossen hielt. Außerdem umrauschen uns hier allerlei romantische Klänge, meist noch vom ersten Rheinaufenthalt herstammend und manche Spuren eines fleißigen Verkehrs mit Simrock an der Stirne tragend. Die Nachlese, zum Theil durch frühere Veröffentlichung in Zeitschriften auch schon bekannt, fand im Publikum eine

Digitized by Google

ziemlich flaue Aufnahme und ist bis jetzt über die erste Auflage nicht hinausgekommen.

Nachdem die „Neue Rhein-Zeitung" unterdrückt war, wandte sich Freiligrath nach Holland, wo er sich niederzulassen beabsichtigte. Vielleicht fand während der Zeit dieses Aufenthaltes jenes kleine Ereigniß statt, welches unlängst die Runde durch alle Zeitungen machte. Er sei, wird erzählt, als er in Amsterdam ein Seeschiff besichtigte, vom Kapitain erkannt und mit Champagner regaliert worden, während „alle Mann auf Deck" kommandiert und alle Flaggen gehißt wurden. Dies sei, will die Sage ferner wissen, der schönste Tag seines Lebens gewesen. Die Anekdote erinnert übrigens sehr an ein Gedichtfragment „die Nacht im Hafen", mit dem Datum: Amsterdam, Juli 1835. Der Dichter wird vom Kapitain einer Brigg an Bord geladen und fährt hinüber.

Ich klomm hinan; — der Himmel glühte; —
Ich trat auf's Deck bei Wetterschein.
Die Mütze flogen und die Hüte; —
Er sprach: „Gegrüßt! komm zur Kajüte!
Du trinkst doch Sicilianer Wein?"

In Holland war indeß seines Bleibens nicht, er kehrte nach Bilk bei Düsseldorf zurück, wo er den größten Theil des Jahres 1850 verbrachte. Nachdem er später wieder eine Zeit lang in Köln sich aufgehalten hatte, erlangte er im Mai 1851 das Bürgerrecht in Düsseldorf, dessen er jedoch nicht lange sich zu erfreuen haben sollte.

Bereits 1849 hatte er zu Köln ein Heft „Neuere politische und sociale Gedichte" herausgegeben. Einzelne derselben, als fliegende Blätter oder in Zeitschriften gedruckt, sind weiter oben schon genannt worden. Ein zweites Heft erschien 1851 unter demselben Titel in Düsseldorf. Die meisten dieser Gedichte sind, wie sich aus dem Titel schon errathen läßt, höchst aufregender Natur und von jenem eigenthümlichen Genre, welchem noch niemals gelungen ist, des Beifalls einer hohen Obrigkeit theilhaft zu werden. Das war denn auch diesmal nicht der Fall, obwohl die Polizei in so weit ihre Theilnahme nicht versagte, als sie sich angelegen sein ließ, den Dichter in ihre nächste Nähe zu bekommen. Wieder sollte er, gab man ihm Schuld, die

Digitized by Google

höchst vortreffliche Staatsregierung umzustürzen gesucht haben, was bekanntlich durch Nichts leichter zu bewerkstelligen ist, als durch eine Sammlung gedruckter Gedichte, welche in strafwürdiger Hartnäckigkeit Zeile für Zeile auf schallklingende Reime ausgehen.

Trotz unterm 15. August 1851 in der Kölnischen Zeitung erlassenen Steckbriefes und eingeleiteten Contumacialverfahrens gelang es den pflichttreuen Behörden nicht, des politischen Wanderkrämers habhaft zu werden. Als Heizer verkleidet war er, wenn nicht über alle Berge, so doch über's Meer glücklich entronnen. Als Heizer verkleidet — war es eine Verkleidung? Was anders war denn Freiligrath die letzten Jahre hindurch gewesen, als ein unermüdlicher Heizer und Schürer? Und liest man das empörende, ich meine: zur Empörung aufreizende Gedicht „Von unten auf" in der 1846 erschienenen Sammlung „Ça ira," wo er den Heizer eines dem König von Preußen tragenden Dampfers in kühnster socialpolitischer Symbolik sich ergehen läßt, so kann man kaum anders sagen, als daß er schon damals, gleichsam die Zukunft anticipierend, dem Publikum als verkleideter Heizer sich vorgeführt habe.

In London, wohin das Geschick ihn zum zweiten Mal, und diesmal auf längere Dauer, verschlagen hatte, beschäftigte er sich anfangs mit schriftstellerischen Arbeiten, und als Früchte der rein literarischen Thätigkeit haben wir hier zwei Anthologien, eine englische und eine deutsche, namhaft zu machen. Die erstere erschien 1858 bei Hallberger in Stuttgart unter dem Titel: The rose, thistle and shamrock, zu deutsch: Rose, Distel und Klee, symbolische Bezeichnung der drei vereinigten Königreiche England, Schottland und Irland. Eine dritte Ausgabe dieser Sammlung datiert von 1859. Die deutsche Anthologie, betitelt: Dichtung und Dichter, erschien 1854 in Dessau. Ein paar Jahre später ließ er bei Cotta seine Uebersetzung von Longfellow's Song of Hiawatha erscheinen.

Daß mit den Erträgnissen solcher Arbeiten, wie die hier genannten, sich die Kosten einer Haushaltung auf die Dauer nicht bestreiten ließen, wird Jedem sofort einleuchten. Zum Glück hatte er gute Freunde, welche ihn von Deutschland aus gutwillig unterstützten. Hiebei darf aber nicht verschwiegen werden, daß er die Gelder, welche seine damalige Verlegenheit ihn anzunehmen zwang, nach dem Eintritt günstigerer

Digitized by Google

Umstände den Gebern, ohne daß sie es verlangt hätten, zum Vollen zurückerstattete.

Seine Bemühungen um eine Anstellung wollten jetzt, da er das Kainsmal des ausgesprochenen Revolutionärs auf der Stirne trug, nicht sofort nach Wunsch ausfallen, und er mußte froh sein, vorerst nur in einem kleinen Geschäfte ein Unterkommen zu finden. Seit dem Jahre 1856 aber, als er die Stelle eines Direktors, oder, wie die Engländer sich ausdrücken, eines Managers der Schweizer Bank-Commandite in London, einer Filiale der Genfer Bank, zu bekommen das Glück hatte, gestaltete sich sein Leben, wenigstens nach der materiellen Seite hin, zu einem verhältnißmäßig behäbigen und sorgenfreien.

Der Poet als solcher freilich fühlte sich nicht befriedigt. Das Bureau, in welchem er den lieben langen Tag mit Zahlen und Zählen beschäftigt war, lag inmitten der königlichen Börsengebäude, der Royal buildings, im Herzen der von unablässigem Rädergerassel und sonstigem Straßenlärm widerhallenden City. Von Gustav Rasch gefragt, warum er seit Jahren schon seiner Muse untreu geworden, gab der Dichter zur Antwort: „Hören Sie dies Geräusch, athmen Sie den erstickenden Dunst, sehen Sie das ruhelose Treiben da unten in den Straßen, und dann fragen Sie mich, weshalb ich nicht mehr dichte!“ Nur am Sonntage durfte er frei über seine Zeit gebieten, die er dann nicht selten mit deutschen Freunden theilte, welchen an diesem Tage sein Haus gastfrei geöffnet war. An den Wochentagen ließen die Geschäfte in der Regel nicht zu, vor 7 Uhr abends die City zu verlassen und mittels der Eisenbahn heimzukehren zu seiner harrenden Familie, die in einer der entlegensten Vorstädte Londons, fern dem Lärm und Qualm der großen Stadt, ihre stille Wohnung aufgeschlagen hatte.

Soll ich meine ernstliche Meinung aussprechen, die ich übrigens ganz und gar nicht für ein Axiom auszugeben gedenke, so muß ich gestehen, daß ich weder das Wagengerassel, noch den Straßendunst, noch das Treiben der Menge, wie Freiligrath will, für die Ursachen ansehe, welche ihn vom Dichten zurückhielten. Sind doch während der Amsterdamer Periode, unter nicht sonderlich günstigern Verhältnissen, seine epochemachendsten Gedichte entstanden. Wenn Immermann schon im Jahre 1837 ihm das Prognostikon stellt, daß der

Digitized by Google

Mangel an Bildung und Kenntnissen und die Ungunst der Situation zu baldiger Erschöpfung führen werde, so bin ich auch hier mit den Motiven nicht ganz einverstanden. Mir scheint vielmehr, der dichterische Fonds war eben nicht ausgiebig genug, wofür ich natürlich Niemand auf der Welt, am wenigsten den Dichter selbst, verantwortlich machen will. Gemäß der hier ausgesprochenen Ansicht bin ich denn auch nicht im Stande, ihn zu beklagen, daß er im Dienste der Menschheit eine lange Zeit seines Lebens ernsten Geschäften widmete, anstatt die Zahl seiner Gedichte vielleicht um etliche Dutzend zu vermehren. Das Leben eines Poeten in der Façon eines puren Literaten, sei's mit oder ohne Pension, erscheint mir in den Fällen, wo die Begabung keine ganz außergewöhnliche und ausgiebige ist, als ein so armseliges, ich möchte fast sagen: eines rechten Mannes nicht würdiges, daß ich ein solches Los als ein empfehlenswerthes schlechterdings nicht zu charakterisieren vermag. Findet man diese Ansicht verdammt geschäftsmäßig — und ich glaube, das ist sie — so wird das weiter nichts auf sich haben; es ist eben meine Ansicht, und eine andere habe ich nicht zu bieten.

Immerhin vermochte Freiligrath's zwar nicht reiche, aber zähe dichterische Ader, so oft ein sympathetisch wirkendes Ereigniß ihre Lanzette einschlug, noch einzelne Tropfen abzugeben, so bei Gelegenheit des Todes der Johanna Kinkel, des hundertjährigen Geburtstages Schiller's, der Unglücksfälle in den englischen Kohlenbergwerken, der Subscription für Julius Mosen, des Todes Ludwig Uhland's, des Krieges von 1866, und neuerdings der Verlobung seiner ältesten Tochter*). Um die Registrierung seiner literarischen Arbeiten hier gleich abzuschließen, bemerke ich noch, daß er auch für die im Verlage von Brockhaus erscheinende deutsche Shakespeare-Ausgabe als Mitarbeiter eingetreten ist. Auch soll er ein Werk über Robert Burns herauszugeben beabsichtigen**).

*) Ein noch jüngeres Gedicht huldigt der Feier von Guttenberg's 400-jährigem Todestage den 24. Febr. 1868.

**) Als Zeugnisse aus neuerer Zeit für seine Thätigkeit als Journalist kann ich nachträglich zwei Aufsätze nennen: „Deutsch im Ohr des Indianers" in Mottke's Sprachwart, und ein Artikel über den amerikanischen Dichter Walt Whitman in der Allg. Zeitung.

Digitized by Google

Bevor wir auf die letzte der verschiedenen Katastrophen, welche das vielbewegte Leben unsers Dichters markieren, näher eingehen, dürfen wir uns nicht versagen, nach seinem persönlichen Aeußern und seinen Familienverhältnissen uns etwas genauer umzusehen. August Rodnagel, der ihn 1841 in Darmstadt kennen lernte, schildert ihn wie folgt: „Freiligrath kräftig gebaut, erinnert in Haltung und Gang durchaus nicht an den frühern Stand; eher glaubt man, er müsse Militär gewesen sein. Der Kopf, von schwarzen Locken und starkem Bart umschattet, trägt wenig germanische Züge — die Augen sind braun und sanft. Seine weiche Sprache ist nicht mehr dem ganzen Tonfall nach westfälisch, erinnert aber doch immer an des Dichters Heimat. Er liebt einfache, schwarze Tracht. Seinen herzlich biedern Umgang weiß er durch viele gesellige und muntre Lieder zu würzen." Jemand, der ihn im August 1849 zu Köln sah, gibt ihm eine mittelgroße Figur, von ziemlich starkem Körperbau, mit einem der schönsten Köpfe, die man einem Dichter zueignen mag, und schreibt ihm ferner zu: eine leichte Blässe auf dem freundlichen Gesicht, volles und langes schwarzes Haar, eine viel Denkkraft verrathende Stirn, sprechende Augen und ein weiches, vollthönendes Organ. Auerbach, der am Rhein mit Freiligrath zusammentraf, befont die mächtige Gestalt mit breiter Brust und gedrungenem Bau, wohl geeignet, die Abenteuer zu bestehen, die seine Phantasie so kühn herausforderte. Er selbst nennt sich in einem Gedichte „verwegen" und verräth sich in andern als reit- und jagdlustig. Rodenberg, der Mitherausgeber des vielfrequentierten Salons, suchte ihn 1858 in London auf und fand eine starke, untersetzte Statur, einen Kopf voll Majestät und Bedeutung, lange Haare um die Schläfen, dunkle Augen und eine Stirn wie aus Granit gehauen. Seine jüngste Photographie zeigt, wie ich aus eigner Anschauung mittheile, ein derbes, ernstes, gutmüthiges, hochstirniges Gesicht, mit Haupt- und Barthaaren, welche die Fürsorge der Zeit bereits mit etwas Grau zu tingieren beliebte.

Was den Charakter Freiligrath's betrifft, so hat seine Biograph die Genugthuung, mit aller Sicherheit behaupten zu können, daß auch nicht der allerkleinste Makel auf demselben haftet. Schon Immermann findet an ihm einen einfachen, bescheidenen Menschen, und nennt ihn zwei Monate später kurzweg gut und brav. Ich selbst erinnere mich

Digitized by Google

aus der Zeit meines Aufenthalts in Köln, als Freiligrath kurz vorher noch dort verkehrt hatte, wie man von seiner Gutmüthigkeit erzählte, die ihn keinen der damals zahlreichen politischen Flüchtlinge, trotz seiner eigenen schmalen Mittel, abweisen ließen, wenn sie an ihn sich um Unterstützung wandten. Kinkel sagt von ihm: „Unter dem harten Druck der englischen Arbeit hat er die unwandelbare Liebenswürdigkeit sich gewahrt, die Alle so unwiderstehlich an ihn fesselt, welche ihn und sein Haus näher kennen."

Da ich gerade Kinkel citiere, so kann ich nicht unerwähnt lassen, daß er und Freiligrath in Folge der jüngsten deutschen, hervorragend preußisch gefärbten Kriegsereignisse in ihren politischen Anschauungen so weit auseinander gegangen sind, daß selbst die persönliche Freundschaft empfindlich darunter gelitten hat, wie denn Aehnliches unter weniger poetisch begabten Nürnbergern auch vorgekommen sein soll. „Wir haben ihn", urtheilt Kinkel über den politischen, oder vielmehr unpolitischen Freiligrath, „in London selten gesehen, wo man sich vereinigte, für deutsche Sachen zu arbeiten; für jene wiederkehrenden Berathungen und Debatten, wo doch allein Meinungen sich klären und zugleich ausbreiten, hatte er keinen Sinn und zog sich Abends lieber in sein stilles Familienleben zurück. Am wenigsten konnte er eine Partei führen, denn er ist wohl ein politischer Dichter, aber ein Politiker ist er nicht."

Das Familienleben Freiligrath's wird von Allen, die Zeugen davon waren, als ein durchaus glückliches, harmonisches, ja, musterhaftes geschildert. Seine Frau, die uns von der Zeit ihres Brautstandes her als blondhaarig bekannt ist (doch darf sie auch früher schon blond gewesen sein), soll immer noch blond, immer noch stattlich, immer noch intelligent und immer noch hinlänglich schön sein, um den Herrn Gemahl beim Verseschweißen in der nöthigen warmen Stimmung zu erhalten. Was die Kinder betrifft, so sind deren fünf am Leben, zwei Töchter (beide verlobt) und drei Söhne; ein sechstes schläft den ewigen Schlaf unter Britanniens Erde. Die deutsche Nationalität der jungen Dichtersprößlinge hat unter dem Druck der englischen Atmosphäre natürlich etwas Einbuße erleiden müssen; sogar ein ganz undeutscher Percy begegnet uns unter den jungen Blondköpfen.

Daß Freiligrath's Bildung nicht zum vollen Abschluß gelangt

Digitized by Google

ist, haben wir bereits erfahren und durch Immermann's und Kinkel's Zeugniß bestätigen hören. Doch gibt der letztere zu, daß unser Dichter eine merkwürdige Belesenheit in allen modernen Literaturen besitze, wofür seine zahlreichen Uebersetzungen ja auch hinlänglich Zeugniß liefern, und Auerbach spricht sich dahin aus, daß Freiligrath, wenn er zwar die schulläufige gelehrte Bildung nicht erhalten habe, doch voll sei des Wissens aus der lebendigen Welt, — womit vollkommen übereinstimmt, was der Dichter selbst in seinem „Odysseus“ gelegentlich äußert. Nicht will er etwa dies bedenken:

Wie, da längst der Griechen Schriftthum mir verschließt ein dreifach Siegel,
Heut' ein griechisch Wort ich wieder las — auf eines Schiffes Spiegel;
Wie mir, ach! das Buch des Wissens dunkel blieb auf vielen Blättern,
Aber wie das Buch des Lebens vor mir liegt mit farb'gen Lettern.

Sogar über die vorherrschende Stimmung seines Gemüthes werden wir von Freiligrath in einem seiner Gedichte belehrt.

Düster und ernst, wie ich es meistens bin.

Ein düstrer Ernst geht allerdings durch seine Gedichte, und auch im Leben scheint er Ausgelassenheit und lustige Gesellschaft nicht sonderlich zu lieben, obwol ihm in der Conversation der Humor nicht gänzlich abgehen soll. Von den sonntäglichen Begegnungen mit deutschen Freunden in seinem eignen Hause war schon die Rede; außerdem wird er genannt als ziemlich regelmäßiger Besucher der Abendgesellschaften in Max Schlesinger's Hause, wo jeden Freitag neben andern Berühmtheiten auch der Ungar Klapka sich einfand, der seit 1863 als Mitgeschäftsführer der Schweizer Bank figurierte.

Und so wären wir glücklich bei den Bankgeschäften wieder angelangt, freilich nur, um sie alsbald wieder, und diesmal für immer, zu verlassen. Vor drei oder vier Jahren nämlich, wie den meisten der verehrlichen Anwesenden aus den Zeitungen noch erinnerlich sein wird, löste das Geschäft, dessen Vorsteher Freiligrath war, sich auf, natürlich ohne Wunsch und Zuthun von seiner Seite. Es war ein harter

Digitized by Google

Schlag für einen Mann, der an der Schwelle des Alters stand. Zwar bot sich ihm Gelegenheit, wieder zu Arbeit und Verdienst zu gelangen, aber doch nur in untergeordneter Stellung — als Commis hatte er angefangen und als Commis sollte er enden. Es war Zeit, daß Deutschland gesagt wurde, welchem Lose einer seiner besten Söhne anheimzufallen drohte.

Die Anregung zur Stiftung eines Nationaldanks für den Dichter Freiligrath gieng von Deutschen in London aus, die ja am besten seine Lage zu beurtheilen vermochten. Ich darf hier nicht unerwähnt lassen, daß, wie Hugo Schramm erzählt, schon vor mehren Jahren eine Gesellschaft von Engländern zusammentrat, zu dem Zweck, ihm eine sorgenfreie Existenz anzubieten, Freiligrath dies dankenswerthe Anerbieten aber zurückwies mit den Worten, daß er, wenn er je in die Lage kommen sollte, der Hülfe zu bedürfen, diese nur annehmen werde von seinen Landsleuten, die seiner wol nicht vergessen würden. Bei solcher Gesinnung des deutschen Poeten erforderte die Ehre der Nation um so dringender, für ihn einzutreten, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Nun, Deutschland hat seine Ehre eingelöst, wenn man auch nicht behaupten kann, daß Freiligrath nicht allerdings ein wenig bei ihm in Vergessenheit gerathen wäre. Lassen wir's genug sein an der Thatsache, daß die Nation auf die erste Mahnung zum Vollen seiner sich erinnert hat.

Was weiter geschah, brauche ich kaum zu erwähnen, da es noch zu frisch in Aller Gedächtniß haftet. Jedem ist bekannt, wie, nachdem unterm 3. April v. J. der Allgemeinen Zeitung von London aus über die Bildung eines Ausschusses zu Gunsten einer Nationaldotierung Freiligrath's Nachricht zugegangen war, aus Barmen eine Ansprache an die Nation ergieng, daselbst das Hauptcomité gegründet, dann Reden und Sammlungen gehalten wurden an allen Ecken und Enden, und unter vielem Schweißvergießen, woran natürlich nur der heiße Sommer des vergangenen Jahres schuld war, endlich auch hier ein hochobrigkeitlich genehmigtes Comité zu Stande kam, welches, einmal eingerichtet, denn doch seine volle Schuldigkeit that und mit einem ganz stattlichen Resultate abschloß*).

*) Im Ganzen sind, nach der Gartenlaube, weit über 40,000 Thaler für Fr. zusammengekommen.

Digitized by Google

Ich meinerseits bin hier mit dem Leben unsers Dichters zu Ende; daß er selber es noch nicht ist, dessen wollen wir uns freuen, innig hoffend, daß er es noch weiter fortführe durch einen langen Zeitraum hindurch, nur unter weniger Kampf und abspannender Arbeit, als sein bisheriges Leben ihm auflegte. Wenn wir dem Todten nachrufen: sei die Erde ihm leicht; so rufen wir dagegen dem Lebenden zu: leicht sei dir des Lebens Rest.

Ja, noch ist er der Unsere, und er wird noch mehr der Unsere sein, da er zurückkehrt zur deutschen Heimat*), wie er selbst andeutet in dem jüngsten Produkt seiner Muse, wehmüthig seine zurückbleibende älteste Tochter anredend:

Jetzt aber, da auf's neue
Es Zieh'n und Wandern heißt;
Da an ihr Herz, das treue,
Die Heimat stark uns reißt;
Da Deutschland ruft: Kommt wieder!
Bleibt bei mir für und für! —
Jetzt schlägst du die Augen nieder —
Wir zieh'n und du bleibst hier!

II.

Wenn wir die Produkte der schöngeistigen Literatur zum Zweck der Gruppierung nach einzelnen Hauptrichtungen flüchtig überblicken, so wird der Beachtung kaum entgehen, daß in derselben ein gewisser Dualismus zu Tage tritt. Was damit gemeint ist, wird am raschesten klar werden, wenn ich einige der vornehmsten Vertreter des einen wie des andern Zweiges der zwiespältigen Richtung, die ich im Auge habe, paarweise einfach mit Namen nenne, wie folgt: Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, Voltaire und Rousseau, Göthe und Schiller, Heine und Börne. Ein wenig Nachdenken lehrt, daß in der Reihe der jedesmal zuerst Genannten mehr Leichtlebigkeit, Gewandtheit, Glätte und an Frivolität grenzender Uebermuth, wie

*) Nach neuern Zeitungsnachrichten (Mai 1868) ist er nach Lorch am Rhein abgereist, jedoch einstweilen nach London zurückgekehrt. Es heißt, daß er später nach Stuttgart übersiedeln will, da Preußen ihm noch immer verschlossen ist.

Digitized by Google

auf der andern mehr sittlicher Ernst, Pathos des Gedankens, Schwermuth und Schwerfälligkeit sich finden lassen. Einigermaßen träfe auch zu, wenn wir auf jener Seite mehr Talent und auf dieser mehr Charakter erblicken wollten. Fassen wir insbesondere aber den Dualismus der lyrischen Dichtung ins Auge, so können wir uns einfach dahin aussprechen, daß auf der einen Seite mehr die deklamatorische und auf der andern mehr die sangbare, melodiöse Gattung sich vertreten zeige. Und legen wir uns dann die Frage vor, zu welcher von diesen beiden Kategorien wir Freiligrath am richtigsten zählen, so kann die Antwort wol keinen Augenblick zweifelhaft sein: ganz gewiß gehört er jenem Genre an, welches dem Deklamator mehr zusagt, als dem Componisten. Mich freuend, beide Richtungen reich und glänzend in der Literatur vertreten zu sehen, enthalte ich mich, für eine derselben parteiisch mich auszusprechen, obwohl ich bestimmt zu wissen glaube, für welche Seite die Poesie in eigner Person, wenn auf den Richterstuhl der Kunst gehoben, sich entscheiden würde.

Allein wie ungenügend der Dichter Freiligrath erst charakterisiert ist, wenn wir ihn dem mehr pathetisch-rhetorisch-deklamatorisch gefärbten Genre zuweisen, leuchtet sofort ein, wenn wir ihn mit Schiller zusammenhalten, der doch nach der vorhin beliebten Gruppierung mit ihm derselben Kategorie anheimfällt. Natürlich kann hier nur Schiller der Lyriker in Betracht kommen; aber auch in dieser Beschränkung: welch ein himmelweiter Unterschied zwischen den beiden Dichtern! Bei Schiller der ausgeprägte Idealismus, und bei Freiligrath der nicht minder ausgeprägte Realismus.

Indem wir diesen Gegensatz aussprechen, sind wir dem Wesen der Freiligrath'schen Poesie schon etwas näher auf den Leib gerückt, ohne doch den Herz- und Kernpunkt noch getroffen zu haben. Wir würden unserm Dichter Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er sei so ganz nur Realist, daß er alles Idealismus bar sei; denn in diesem Fall könnte er eben nicht Dichter sein. Was beabsichtigt der Dichter? Er will uns aus der beengenden, niederdrückenden Prosa des Lebens hinausheben in eine höhere, schrankenlose Idealwelt, wo unsere Phantasie mit unendlich freierem Behagen sich ergeht, als in den Dingen der realen Alltagswelt. Daher darf schlechterdings kein

Digitized by Google

Gedicht, wofern es auf den Namen eines solchen Anspruch machen will, des idealen Gehaltes gänzlich entbehren.

Nun sind die Ideale aber verschieden geartet. Eine gewisse Gattung derselben, womit es namentlich der religiöse Dichter zu thun hat, bekommen wir von der Tradition fertig überliefert. Die Gestalten der Mythe, der Sage, des Volksmärchens gehören dahin. Freilich konnte auch diese Idealwelt nicht ewig überliefert werden, auch sie mußte einen Anfang nehmen; aber ihre Entstehung war eine unwillkührliche. Die idealen Gestalten der Tradition wurden bei ihrem Ursprunge nicht als solche, sondern als real existierende angeschaut, eine Anschauung, die nicht allein durch eine unabsehbare Reihe von Jahren hin ihre Geltung zu behaupten mußte, sondern größtentheils auch heutzutage noch als die einzig richtige gilt und in dieser Geltung eines mächtigen Schutzes sich zu erfreuen hat. Anders verhält es sich mit jenen Idealen, welche, wenn auch nicht durchaus willkührlich, so doch selbstbewußt aus der schöpferischen Phantasie des Dichters heraus geboren werden. Weder fordert ihr Schöpfer, daß Andere an die reale Existenz derselben glauben sollen, noch glaubt er selbst daran; er stellt die Ideale als Ideale hin und als nichts Anderes, wenn er zwar die Möglichkeit ihrer dereinstigen Realisierung nicht völlig abweist.

Die Ideale, welche die Phantasie selbstthätig geschaffen, sind gleichwohl nicht als rein phantastische Gebilde anzusehen. Rein aus sich heraus vermag die Phantasie im Grunde nichts zu schaffen; sie wird immer genöthigt sein, das Material ihrer Gebilde aus der Wirklichkeit zu nehmen. Auch die idealsten Gestalten der dichterischen Schöpferkraft bergen Elemente in sich, die der Wirklichkeit entlehnt sind. Nehmen wir aus der deutschen Mythologie z. B. die Walküre, so finden wir bei genauerer Untersuchung, daß sie in eine einheitliche Figur aus den Elementen Wolke, Vogel und Mensch zusammengeronnen ist. Es macht aber einen Unterschied, ob der Dichter mittelbarer oder unmittelbarer die Wirklichkeit erfaßt, um sie aus dem Schmelztiegel der Phantasie zur Idealwelt abgeklärt hervorgehen zu lassen. Schiller spricht einmal von der Riesenarbeit des Idealisierens, und läßt daraus erkennen, welche mächtigen Wandlungen ein der Wirklichkeit entnommener Stoff in seinem Kopfe durchzumachen hatte, bis er

Digitized by Google

ihn als hinlänglich idealisiert künstlerisch verwerthen zu dürfen glaubte. Das finden wir nun ganz anders bei Freiligrath, der, wenn auch mit Auswahl, die Wirklichkeit nimmt wie er sie antrifft. Er peitscht sie nackt durch das glutheiße Dampfbad seiner dichterischen Phantasie, und die Idealisierung ist vollendet.

Beduin, du selbst auf deinem Rosse
Bist ein phantastisches Gedicht!

heißt es bei ihm. Der Beduin zu Roß wie er leibt und lebt, mit Haut und Haar ist ihm nicht allein schon ein Gedicht, sondern sogar ein phantastisches Gedicht. Ich nenne daher die Ideale Freiligrath's realistische, und glaube hiemit zu den zwei vorhin charakterisierten eine dritte Gattung aufgewiesen zu haben. Freiligrath's Ideale sind aber derart realistischer Natur, daß man sich kaum noch aufgelegt fühlt, bei ihm von Idealen zu reden. Dies zeigt sich schon darin, daß die ungebändigte Naturgewalt für ihn mehr Reiz hat, als der Mensch auf der Höhe der Kultur.

Dennoch müssen wir beharren bei dem Ausspruche, daß auch Freiligrath, sofern wir ihn überhaupt als Dichter wollen gelten lassen, einer idealistischen Anschauung der Dinge huldigt. Auch er ist nicht zufrieden mit der Welt, die ihn eben umgibt; mit den Menschen, die sich täglich seinen Augen darbieten; mit den Zuständen, welche die Gegenwart ihm aufzwingt. Der Norden ist ihm zu kalt und zu klug; er sehnt sich weg aus den ihn beengenden, niederdrückenden Verhältnissen und träumt sich hinein in eine andere, schönere, berauschendere, kurz: in eine ideale Welt. Freilich verlegt er seine Ideale nicht ins traditionelle Jenseits, sucht er sie nicht im blauen Himmel der Phantasie — nein, hier auf dieser waldumkränzten, berggekrönten, meerüberflutheten, vulkanisch zerklüfteten und wüstensandumstobenen Erde sieht er seine Ideale schon realisiert. Wenn Schiller singt:

Nur ein Wunder kann dich tragen
In das schöne Wunderland,

so bedürfen wir dagegen bei Freiligrath des Wunders nicht, um in sein Wunderland getragen zu werden; Wagen, Schiff, Roß oder Kameel sind dazu ausreichend. Nur die räumliche Ferne trennt uns

Digitized by Google

von seiner Idealwelt, „der Ferne schwefelfarbner Duft“ ist es, der ihm die Welt schon zu einer idealen macht. Das trifft allerdings nicht den ganzen Freiligrath, selbst abgesehen von seiner politischen Dichtung; er weiß auch das Nahe in romantischer Beleuchtung erscheinen zu lassen und vertieft sich gleich andern Dichtern mit Vorliebe in sagen- und märchenhafte Stoffe. Ja, er ist sogar im Stande, den Boden der Wirklichkeit ganz und gar zu verlassen, auf dem zügel- und bügellosen Flügelroß in unbändigen Courbetten durch den Abgrund des Raumes dahin schießend. Man lese nur das Gedicht „Anno Domini . . .“, worin er, die Gesetze der Schwerkraft förmlich auf den Kopf stellend, die Erde von einem Kometen anziehen und tief in den Raum schleifen läßt. Freilich kann er nicht umhin, auch hier mit einem Bilde zu beginnen, das der grässesten Wirklichkeit entnommen ist, der Geschichte jener Brunhilde nämlich, die Chlotar II. an den Schweif eines Rosses binden und so durch das Lager der Franken schleifen ließ. Verwandt ist das Gedicht „drei Strophen“, in welchem ein Cherub die Planeten als Rosenkranz hält, um diesen vor der Sonne als dem Altar durch die Finger gleiten zu lassen;

Bis, Hütens und Gebetes satt, der ernste Cherub sich empört:
Weit von sich schleudert er den Kranz; der Sonnentempel ist zerstört.

Es sind das Kraftstücke, halsbrechende Exercitien, Salto mortales der Phantasie — eine weitere Bedeutung haben sie nicht.

Aber trotz dieser Seitensprünge ins Blaue hinein bleibt Freiligrath seinem eigensten Wesen nach der Dichter der Wirklichkeit, und wir sehen darin einen gewichtigen Vorzug, wie immer der Idealismus dabei zu kurz kommen mag. Er verlockt nicht zum Nebeln und Schwebeln in dämmerungsgrauen Gefühlsregionen, sondern zwingt die Phantasie, an das Concrete sich zu halten und das rauhe Diesseits in poetischem Lichte zu sehen. Wenn andere Dichter der löblichen Aufgabe huldigen, den Menschen auf höhere Zielpunkte hinzuweisen, so löst Freiligrath dagegen die nicht minder verdienstliche und zugleich wirkungsreichere, zu versöhnen mit der Wirklichkeit, mit der Welt wie sie ist, mit dem realen Dasein. Er vermag zwar die Wüste zu keinem

Digitized by Google

behaglichen Aufenthalte umzugestalten; allein dadurch, daß er sie vermöge seiner glühenden Phantasie uns vorführt in der farbenreichsten Beleuchtung, bewirkt er, daß wir sie, wenn wir sie einmal wirklich betreten, mit neuen Augen betrachten, sie von einem magischen Dufte umwoben sehen. Das ist die Zauberkraft des Dichters von Gottes Gnaden, daß er Alles, was er berührt, gleich Midas in Gold umwandelt. Und eben die stärkste Seite des Dichters Freiligrath liegt darin, daß er die Fähigkeit besitzt, auch die widerstrebendsten Stoffe einfach durch die Berührung mit dem Zauberstabe seiner brennenden Phantasie im goldfunkelndsten Lichte erscheinen zu lassen.

Aber der ist noch nicht wahrhafter Dichter, der allzu naturalistisch die Stoffe einfach verarbeitet wie er sie findet, mag er sie immerhin einkleiden in den blendendsten Schmuck der Verse und Reime. Das eigentliche Thun des Dichters besteht, oder soll doch bestehen darin, daß er einen verwendbaren Stoff umbildet und formt zu einer organisch gegliederten, einheitlichen, in eine Idee ausgipfelnden Gestalt. Ein Gedicht ist nichts Anderes, als eine aus dem Material der Sprache organisch aufgebaute, künstlerisch gestaltete, zur Schönheit verklärte Idee. Hat dies seine Richtigkeit, so sind wir allerdings kaum berechtigt, Freiligrath einen Dichter im vollen Sinne des Wortes zu nennen. Selten gelingt ihm, seinen Stoff zu einer organischen Einheit auszurunden, und noch seltener dringt er vor bis zum Ausdruck einer Idee. Seinen Gedichten mangelt in der Regel die rechte Seele, das innere Leben, der Gedanke, der Geist, und somit das, was einem Gedichte vor Allem Werth und Weihe gibt, was den Dichter erst zum echten und rechten, zum vollendeten Dichter macht.

Zwar begnügt sich auch Freiligrath nicht mit dem rohen Stoffe in der Weise, daß er ihn etwa nur beschreibend, in wie glänzender Schilderung immer, vorführte, obwohl er manchmal nahe genug daran hinstreift. Liest man die Gedichte Schwalbenmärchen, Scipio, die Schiffe, Klänge des Memnon, das Hospitalschiff, so wird man finden, daß die Form, in welche er den Stoff hier eingekleidet hat, im Grunde nur die gesuchte Veranlassung ist, seiner Lust an der Schilderung fremdartiger Gegenstände freien Lauf zu lassen. Kaum anders verhält es sich mit Mirage, so ausgezeichnet diese Schöpfung übrigens ist. Daß Othello sagt, er habe Desdemonens Herz gewonnen durch Erzählung

Digitized by Google

gefahrvoller Abenteuer, die er selbst bestanden, bietet unserm Dichter willkommene Gelegenheit, eine brillant gefärbte Wüstenscenerie aufzurollen. Im Grunde aber ist es gleichgültig, ob er diese Schilderung Othello in den Mund legt, oder ob er sie ohne die lockere Einkleidung hätte vom Stapel laufen lassen. Ja, selbst in der Blumen Rache, einem Gedichte, das sonst wirklich zu einer Einheit sich abrundet und zu einer Idee sich ausspitzt, überwiegt die Schilderung der einzeln vorgeführten Blumengestalten.

In der Regel aber thut Freiligrath über die Zimmerung eines einfachen Rahmens, in welchen er irgend einen Bildercyklus einfügt, einen kleinen Schritt hinaus. Er stellt ein Arrangement her für die Scene, die er schildern, sucht eine Situation für die Figuren, die er auftreten lassen will. Ich lege einen besondern Nachdruck auf das Wort Situation, indem ich glaube, mittels dieses Wortes das Wesen der Freiligrath'schen Dichtung am treffendsten zu kennzeichnen. Freiligrath ist der Dichter der Situation — natürlich der malerischen, pittoresken, romantischen, poetischen Situation. Aber diese Beiwörter sind müßig, da nicht erst gesagt zu werden braucht, daß Freiligrath Dichter genug ist, um nur solche Situationen für seine Schöpfungen zu verwerthen, welchen eine poetische Seite abzugewinnen ist. Wenn ich aber sage: Freiligrath ist der Dichter der Situation, so ist dieser Ausspruch eben so negativ, als positiv gemeint. Das Wort Situation soll eine Schranke andeuten; Freiligrath bringt es beim Arrangement seines Stoffes zwar bis zur Situation, aber nicht darüber hinaus bis zur Idee, oder doch nur selten. Ein Beispiel, das so recht mitten inne schwebt, mag dies näher erläutern.

Das Gedicht „die Schreinergesellen" bringt die Situation, daß zwei Schreinergesellen an einem Sarge zimmern. Diese Situation, wie das Sargzimmern selbst, kommt malerisch genug zur Erscheinung, aber das genügt doch nicht für ein Gedicht; man verlangt nach einer Idee bei so magerem Stoff, wo weder Löwe noch Kameel sich vor den Riß stellt. Der Dichter gibt sich denn auch Mühe, bis zur Idee sich hinzuarbeiten. Sie soll darin liegen, daß der eine der Gesellen, zum ersten Male an einem Sarge mitbeschäftigt, dies Thun traurig und schaurig findet, weil zwischen den Brettern eine Leiche ruhen soll. Es geht mir aber schlechterdings nicht ein, daß hierin

Digitized by Google

schon dasjenige sich ausspreche, was man eine dichterische Idee nennt, wenn man auch zugeben kann, daß ein Ansatz dazu da ist.

Fürwahr, ein traurig, ein schaurig Thun!
Eine Leiche soll zwischen den Brettern hier ruh'n!

So heißt es am Anfange des Gedichts, und am Schlusse hören wir das noch einmal, gleichsam als Mahnung an den Leser, doch ja hierin einen aparten Gedanken zu finden. Aber kommt man in Wahrheit über die Situation hinaus? Der Schreinergesell befindet sich in der Situation des Sargzimmerns, und dabei denkt er sich eine andere. Weiter gelangt man nicht mit diesem Gedichte, welches sonderbarerweise eine Ballade sein soll, von dem es allerdings den Ton hat, sonst aber in aller Welt nichts.

Den schlagendsten Beweis aber für die Richtigkeit meines Satzes, daß Freiligrath der Dichter der Situation ist, hat dieser selbst direkt geliefert in dem zuerst im Rheinischen Odeon von 1836 abgedruckten Gedichte: Der Reiter. Schon diese Ueberschrift ist bezeichnend; der Reiter als solcher nämlich kommt hier kaum in Betracht; vielmehr soll die gewählte Ueberschrift nur die Situation andeuten, in welcher der Held des Gedichtes (und dies ist Niemand anders, als der Poet selber) auftritt.

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß,

und

Er ließ dem müden Thiere das Gebiß,

das ist Alles, was wir von dem Reiter als solchen erfahren. Weder wird gesagt, wohin, noch weshalb geritten wird. Sicher ward nur aufgezäumt, weil das Sitzen hoch zu Roß dem Dichter für eine poetische Situation galt. Oder wäre an das Musenroß zu denken? Aber wir erfuhren am Schluß, der bestiegene Rappe sei von Dänenzucht, und schwer ist doch zu glauben, daß der griechische Hippogryph oder der lateinische Pegasus einem dänischen Gestüt seinen Ursprung verdankt. Nun denn:

Er lenkte schweigend durch die Schlucht sein Roß —

wozu? Um noch in derselben Strophe seinem Schweigen ein Ende zu machen und den wunderlichsten Monolog anzuheben, der jemals

Digitized by Google

einem Reiter in den Mund gelegt wurde. Er fragt, düster seufzend durch die Finsterniß der Föhren, warum Gott ihm Lieder gegeben.

Sie schliefen Jahre lang in meiner Brust,
Wie Erz im Schacht; — ich habe nicht gewußt,
Daß Lieder tief mir in der Seele ruhten.
Weh mir, zu öffnen ihr verborgen Thor!
Wie kochend Herzblut brechen sie hervor,
Unhemmbar! ach, und ich — ich muß verbluten!

Nüchternen Augen müssen diese Verse als eine Hyperbel erscheinen, kaum weniger groß, als die in dem Gedichte „Bei Grabbe's Tod“:

Der Dichtung Flamm' ist allezeit ein Fluch!

ein Ausspruch, der doch entschieden nicht wahr ist, und am wenigsten zutraf bei Grabbe, dessen Fluch eine ganz andere Flamme war, als die der Dichtung. Doch läßt sich der eben citierten Stelle aus dem „Reiter“ auch eine andere Seite abgewinnen. Sie gibt zu erkennen, wie ernst der Dichter es meint mit seiner Kunst. Nur unter schwerem Ringen und Kämpfen, unter tiefen, am Mark des Lebens zehrenden Wehen und Schmerzen quellen ihm die Lieder aus der Seele. Mögen sich dies zum beschämenden Vorbild dienen lassen jene armseligen Dichterlinge, die ein Recht zu haben glauben auf das stolze anch' io son pittore, wenn ihnen gelungen ist, vermittelst der Sprache, die für sie denkt und dichtet, ein paar wohlklingende Verslein zusammenzuleimen.

Der Reiter gibt uns aber auch Auskunft auf die Frage: Was ist Poesie? Und das ist, was wir vor Allem von ihm erfahren wollen. Mit einer Thrän' im Auge sagt er: Es sei Poesie, wenn man im Forst auf einem Eichbaum, in das Nest einer Turteltaube schauend, an die ferne Geliebte denke; Poesie, wenn man sich einem Fischer auf die Schulter setze, um sich ins Meer hineintragen zu lassen, und ihm singend und jubelnd die Odyssee auf das struppige Haar lege; Poesie, wenn man zu Dritt oder Vieren einen wilden Ritt mache (hier spüren wir den Reiter); Poesie, wenn ein Gespann (den Rossen entgehen wir nur einmal nicht), nachdem man nachts auf langen Brücken gefahren, zum ersten Mal seinen Huf klirrend auf

Digitized by Google

das Pflaster sehe; Poesie, wenn man in der Dämmerung eines Hafens Mitte langsam in einem Kahn durchfurche, sich schmiegend an irgend ein gewaltig Schiff; Poesie, wenn man einen Neger, dessen Füße in Gummischuhen stecken, abends im Tauwerk ruhen sehe; und Poesie endlich sei es, wenn jenes schon bekannte schwarze Dämonenroß, auf welchem der Dichter fast ähnlich heranreitet, wie der Fürst von Reuß auf seinem Princip, sich entsetzt bäumte und den Reiter schleuderte on ein Felsenstück,

Daß plötzlich Nacht umflorte seinen Blick,
Und seiner Stirne dunkel Blut entquölle.

Beim Apoll! das heiß' ich eine Poesie, die nicht nach Blumen duftet; aber für meinen Geschmack finde ich sie doch ein wenig zu halsbrechend.

Mustern wir nun die Reihe der vorgeführten Beispiele, so finden wir überall nur mehr oder weniger pittoreske Situationen; und da der Reiter bei einer jeden versichert: „das ist Poesie", so müssen wir wol urtheilen, daß Freiligrath in seiner Ansicht von der Poesie über die Situation nicht hinausgreife. Zugleich bestätigt er, was vorhin von seinem Realismus gesagt wurde, da er all seine Beispiele der Wirklichkeit entlehnt.

Friedrich von Sallet, als Dichter der entschiedenste Gegensatz Freiligrath's, trat gegen den Reiter auf mit dem folgenden Sonnet:

Du klagst, daß sie dir keine Ruhe lassen,
Zu künden: „Was ist Poesie?" den Tauben;
Dann seh' ich Schildrung dich zu Schildrung klauben;
Wie? Konntest, wolltest du's nicht tiefer fassen? —

Fährt, ein Neptun, dein Geist durch Wogengassen
Der eignen Brust, daß laut die Rosse schnauben,
Bis Wellenhäupter schütteln schäumige Hauben,
Und hoch sich bäumen wildgepeitschte Massen.

Und donnert: Halt! dann seine Herrscherstimme —
Im Nu versteint, wild starret das Getümmel,
Rings Labyrinth, zerklüftet dort und hie;

Digitized by Google

Du zeig'st*) den Leuten dann mit stillem Grimme,
Daß, opernguckernd, anstaunt jeder Lümmel
Das Petrefact — schau'! das ist Poesie!

Wenn Sallet glaubte, hiemit die Sache tiefer gefaßt zu haben, als Freiligrath, so täuschte er sich; nicht tiefer, sondern hohler ist seine Auffassung. Während Freiligrath dichterischen Stoff vor uns ausbreitet, weiht uns Sallet ein in den Prozeß des Dichtens; die Poesie selbst aber blieb unberührt in der Mitte liegen. Verfehlten Beide das Ziel, so geschah Beiden recht: des Dichters Aufgabe ist nicht, zu sagen, sondern zu zeigen, was Poesie ist.

Ich hebe unter den Stücken, welche besonders deutlich erkennen lassen, daß Freiligrath wesentlich Dichter der Situation ist, nur noch „Ammonium" hervor, eine Schöpfung, die ohne Zweifel jenes Ideal verwirklicht zeigen soll, welches ihm zur Zeit der Abfassung als höchstes Ziel seiner Wünsche vorschwebte. Ammonium ist der Name einer ägyptischen Oase. Hier lagern Eingeborne dieser Gegend, und ein (natürlich zu Rosse) vorüberziehender Fremdling wird eingeladen, bei ihnen Rast zu machen. Diesmal tritt der Reiter aber nicht als Liederdichter, sondern als Maler auf, bezeichnend genug für den dichtend malenden und schildernden Freiligrath. Und was zeigt uns nun das Gedicht? Den Maler in der Situation, daß er die malerische Situation, in welche er eben gebracht worden, in seine Mappe zeichnet. Was kann sprechender sein?

Wir müssen allerdings zugestehen, daß Freiligrath in der lebendigen Darstellung malerischer Situationen eine Meisterschaft an den Tag legt, die nicht leicht zu überbieten ist. Mag seine Dichtung an einer gewissen Beschränktheit leiden, so ist sie doch groß in ihrer beschränkten Sphäre. Durch die außerordentlichen Mittel, die ihm für die Schilderung zu Gebote stehen, weiß Freiligrath sogar derart zu blenden, daß seine Schöpfungen kaum vermissen lassen, was ihnen doch fehlt, vielmehr zu dem Glauben verlocken, daß ihnen eine tiefere Bedeutung zu Grunde liegen müsse, als die unmittelbar sich kundgebende.

Hat die Situationsmalerei aber schon das Mißliche, daß sie der

*) Für: zeigt's.

Digitized by Google

Idee selten Einlaß gestattet, so zeigt sie den weitern Uebelstand, daß sie zu Ausschreitungen über das Maß des Schönen hinaus verlockt. Wem das Pittoreske der Situation über Alles geht, wird auch dem Gräßlichen und Grausigen nicht aus dem Wege treten, und Freiligrath neigt denn auch mehr als erlaubt ist nach dieser Seite hin. Er liebt die grellen Lichter, den tiefen Schlagschatten, das Gewaltthätige, Entsetzliche, Haaremporsträubende. Möglich, daß die französischen Neuromantiker, Viktor Hugo an der Spitze, einige Schuld tragen an dieser Verirrung; aber offenbar ist Freiligrath's eigenster Natur die Neigung zur Schilderung des Pikant-Gräßlichen nicht fremd. Chamisso, selbst nicht frei von solcher Verirrung der Phantasie und deshalb dem Tadel verfallen, warnte unsern Dichter frühzeitig vor diesem Fehler. Aber was achtet ein Reiter, der über Stock und Stein dem Abgrunde zusprengt, der Warnung eines begegnenden Wanderers?

Schon das Gedicht, aus welchem wir erfuhren, was nach Freiligrath'scher Anschauung Poesie ist, gab uns am Schluß eine Probe von der hier gerügten Vorliebe für die Romantik des Gräßlichen, indem uns dort zugemuthet wird, poetisch zu finden, wenn Jemand vom Pferde stürzend den Hals bricht. Weitere Belege für diese bedenkliche Neigung Freiligrath's beizubringen hält nicht schwer; ich nenne nur die Gedichte: Banditenbegräbniß, die seidne Schnur, der Wassergeuse, afrikanische Huldigung, die Todten im Meere, das Husarenpferd, unter den Palmen. Das Aeußerste aber, was in dieser Richtung zu leisten möglich ist, hat Freiligrath geboten in dem Gedichte „Schahingirai", welches in der Nachlese „Zwischen den Garben" sich findet und augenscheinlich zu der Zahl der früher wohlweislich ausgeschiedenen Stücke gehört. Aber wenn die Noth zwingt, Geld zu machen, so läßt man eben Alles drucken. Schahin, der Khan der Krim, stößt einer Tatarenfürstin, die nahe daran ist, einer lebenden Bürde sich zu entledigen, einen Spieß durch die Brust, um sie dann in ein von ihm selbst geschürtes Feuer werfen zu lassen. In der Flamme sich krümmend . . . aber das Weitere läßt sich hier schlechterdings nicht nacherzählen. Es ist so empörend, daß man erstarrt, wie ein Dichter über sich vermochte, so etwas in Verse zu bringen. Und das ganze Schauergemälde wird mit einer Kaltblütigkeit und einem Raffinement vor unsern Augen entrollt, die ziemlich parallel gehen

Digitized by Google

mit jener übertenflischen Grausamkeit, womit der Khan der Krim das Ungeheuerste in Scene setzt. Wir sehen mit Schrecken, wie weit die Sucht, frappante Situationen zu malen, einen Dichter vom richtigen Wege abzulenken im Stande ist.

Das Greifen nach Stoffen grellster Farbe mag ihren Grund mit darin haben, daß der Dichter im Bewußtsein, die einfache Situation reiche nicht aus für ein rechtes Gedicht, ein Uebriges zu thun sich bemüssigt sieht. In solchem Bewußtsein geschieht denn wol auch, daß Freiligrath nicht selten für seine Gedichte einen pikanten, wortspielenden oder sonst pointierten Abschluß sucht, der augenscheinlich den Mangel der Idee ersetzen soll. So in „Scipio", einer Composition, in welcher der Dichter seiner Lust am Schildern fremdartiger Zustände und Erklingenlassen eben so fremdartiger Reime besonders gefröhnt hat. Im Bewußtsein aber, daß er damit nicht ausreiche, bringt er den pikanten Schluß, daß der den Reichthum seines Herrn preisende Sklave Scipio endlich gleichwohl einen Mangel entdeckt:

Doch ein Gericht, o Herr, fehlt dir, dein Mahl zu krönen;
Kein andres kommt ihm gleich an Wohlgeschmack; die Sehnen
Stärkt es; o, zürne nicht! — ich meine Menschenfleisch!

Dieser Schluß war in so fern ein glücklicher, als er die ästhetischen Schulmeister verführte, hier den Kern des Gedichtes zu suchen, den sie denn auch glücklich fanden in dem Ausdruck einer vernichtenden Ironie des Sklaven gegen seinen Herrn. Was hatte Freiligrath im Grunde nöthig, nach Ideen zu angeln, wenn die Herren Aesthetiker nachträglich das Geschäft besorgten, seine Produktionen damit auszustatten? Spricht doch Gottschall, auf dem Gebiete der Kritik, im Gegensatz zum souverän absprechenden Julian, ein Meister in der Kunst der Schönfärberei, über den allbekannten und vielbeklamierten „Löwenritt", in welchem ein Löwe der Nacht, nicht etwa des Tages, sich kunstreiterisch auf einem Giraffen produciert, wie folgt sich aus: „Der Löwenritt ist nicht blos ein Thierbild aus dem Kaplande; er ist eine weltgeschichtliche Elegie. Man glaubt den Rothschrei der Geknechteten aus allen Zeiten zu hören und steht trostlos der Vergewaltigung durch die Macht des Stärkeren gegenüber, die als eine furchtbare Naturnothwendigkeit erscheint." Solche Auslegung erinnert

Digitized by Google

an den Klabderadatsch, der in der harmlosesten Composition von der Welt die bitterste Satire aufzuweisen versteht. Nun, es steht ja Jedem frei, in einem Gedichte zu finden, was ihm beliebt; aber wir fragen bei der Beurtheilung eines Kunstwerks doch vor Allem: was hat der Autor selbst damit gewollt?

Wenn Freiligrath in seinem „Schlittschuhlaufenden Neger" mit der Apostrophe schließt:

Goldstaub auf deine Locke
Streut dort das Land Dar Fur;
Hier schmückt sie Reif und Flocke
Mit Silberstaube nur!

so gibt die Wortspielerei mit Gold- und Silberstaub doch schwerlich eine zufriedenstellende Pointe. Aehnlich und wenig gehaltreicher endigt der einer solchen Künstelei übrigens nicht bedürftige „Tod des Führers":

In der See ruht, der die Erde
Fünfzig Jahre lang gepflügt.

Der Contrast, der hier in einem Wortspiele verpufft, spielt nicht selten bei Freiligrath auch eine größere Rolle, immer, sei's nun bewußt oder unbewußt, um für die mangelnde Idee ein Surrogat zu bieten, z. B. in dem vorhin genannten Schlittschuh-laufenden Neger, im Mohrenfürsten, in den zwei Feldherrngräbern, und öfter. Wie schwer es unserm Dichter fällt, zu einem befriedigenden Abschluß zu gelangen, zeigt sich auch darin, daß er Manches nur als Fragment zu geben vermochte, wie: Schiffbruch, die Steppe, ein Ritt, die Nacht im Hafen. Charakteristisch ist auch, daß er derlei Fragmente schon des Abdrucks würdig fand. Das Bruchstück eines dramatischen oder eines größeren epischen Werks mag immerhin für sich schon etwas gelten können; aber das Bruchstück eines kurzen Gedichtes?

Von den Stücken, welche das Bestreben zeigen, durch einen pointierten Abschluß zu bestechen, mögen noch genannt werden: Schwalbenmärchen, Piratenromanze, die Todten im Meere, der Springer, der Königsstuhl bei Rhense, im Himmel. Einige derselben scheinen dem Versuche, eine Art Heine'schen Effektes zu erzielen, nicht ganz fremd zu sein.

Digitized by Google

Mehr als ein Mittel steht Freiligrath zu Gebote, den Mangel an tieferem Ideengehalte zu ersetzen. Wo die Situation oder das Wortspiel nicht ausreicht, greift er zum Bilde, Symbol, oder Gleichniß, wie die Gedichte: Wetterleuchten in der Pfingstnacht, drei Strophen, das Fragment: die Steppe, und die kleine Sammlung „Ça ira“ beweisen. Eine Aeußerung Immermann's mag zu weiterer Bestätigung dienen. Nachdem er in einem Briefe an Freiligrath eine Reihe von Productionen aufgezählt, die ihn am meisten angesprochen, fährt er fort: „In diesen Gedichten finde ich Pracht oder Naivetät der Situation, oder eine glückliche Symbolik der Natur oder des Geistes mit Ihrem besten malerischen Vermögen dargestellt.“ Und bei Auerbach begegnet die verwandte Aeußerung: „Freiligrath gibt Bilder aus reiner Freude am Colorit und dazu wählt er immer energisch bewegte Situationen“. Daß Freiligrath aber besonders befähigt sei zur Gestaltung von Ideen, dies hat noch Niemand zu behaupten gewagt.

Wenn er also weit entfernt war, durch Neuschöpfung oder auch nur Neugestaltung weltbewegender Ideen, wie dies von unsern großen Dichtern sich sagen läßt, Epoche zu machen: was war es denn eigentlich, wodurch er das Publikum so mächtig an sich zu ziehen und im Sturm zu erobern vermochte? Es war die Neuheit des Stoffes, die Frische der Form, die Pracht und Energie der Schilderung, der Sprache.

Der Stoff war, wie bekannt, weit hergeholt und zum beträchtlichen Theil orientalischer Abkunft. Zwar konnte sich Freiligrath nicht rühmen, der erste zu sein, der die Phantasie der deutschen Lesewelt mittels klingender Verse zum Orient entführte. Früher bereits, nachdem Hammer-Purgstall vorarbeitend das funkelnde Erz der morgenländischen Poesie zu Tage geschürft hatte, war dasselbe von Göthe, Rückert und Platen eingeschmolzen und mit künstlerischem Gepräge versehen worden. Allein diesen war es weniger darum zu thun gewesen, mit Land und Leuten in ihrer äußern Erscheinung vertraut zu machen, als darum, das geistige Leben, die eigenthümliche Weltanschauung der Völker des Orientes wiederzugeben, wie sie durch die Sänger und Weisen dieses Landes selbst sich ausgesprochen hatte. Nur der gänzlich vergessene Heinrich Stieglitz, dem nie recht gelingen

Digitized by Google

wollte, als Dichter zu einiger Geltung zu gelangen, hat durch seine „Bilder des Orients“ einen gewissen Anspruch darauf erworben, als Vorgänger Freiligrath's auf dessen eigenstem Gebiete genannt zu werden. Doch höchst unwahrscheinlich ist, daß er zu der von Freiligrath eingeschlagenen Richtung den ersten Anstoß gegeben. Die Gedichte Nebo, die Bilderbibel und Leviathan lassen vielmehr erkennen, daß die Bibel es war, welche die Phantasie des Knaben Ferdinand zu allererst für das Morgenland erglühen machte. Auch lag ihm ja nicht im Osten allein das gelobte Land; mit gleicher Lust steuerte er sein Schiffiein gen Westen, um mit dem ausgewanderten Dichter in den Urwäldern und Savannen der neuen Welt sich träumerisch zu ergehen. Nächst der Bibel war, wie früher bereits angedeutet, die Lektüre von Entdeckungsfahrten und Reiseabenteuern, und später der Aufenthalt in Amsterdam von beeinflussender Wirkung auf die nach der Ferne strebende Richtung seiner Einbildungskraft gewesen.

Nahm sich nun zwar der aus weiter Fremde geholte Stoff, wie Freiligrath ihn glänzend appretierte, neu und überraschend genug aus, so war doch der Zug, der ihn mit Vorliebe nach solchem Materiale greifen ließ, nicht gerade ein aus der Sucht nach Neuheit und Absonderlichkeit entsprungener, sondern vielmehr ein durchaus menschlicher, natürlicher und angeborner, der fort und fort sich offenbart in jener athemlosen Gier, womit die Jugend die Abenteuer des Robinson verschlingt. Es war jener Zug und Drang in die Ferne, nach gefahrvollen Abenteuern, nach neuen Ländern, Menschen und Dingen, der von jeher Einzelne wie ganze Völkerschaften zu kühnen Wagnissen und großartigen Wanderungen unwiderstehlich fortriß. Nur war dieser Drang nie zuvor im Gedichte mit so hinreißender Gewalt, in so volltönigen, glühender Sprache zum Ausdruck gelangt, wie es bei Freiligrath der Fall ist. Schon im Gedichte des Sechzehnjährigen ist von der Flamme die Rede, die ihn verzehre, und später, die Nomaden preisend, ruft er aus:

Ha, Männer, denen glüh'nd, wie meines,
In heißen Schädeln brennt das Hirn.

Was hierin zunächst sich ausspricht, ist zwar das Feuer der Jugend und der Dichtung überhaupt, wie es in Freiligrath zum energischen

Digitized by Google

Ausbruch kam; insbesondere aber ist hiebei doch an die glühende Sehnsucht nach andern, entlegenern, den inneren Bedürfnissen volleres Genüge leistenden Zuständen und Umgebungen zu denken. Und daß diese Sehnsucht, allem Herkommen zuwider, nicht etwa schon ihre Befriedigung fand bei einer ästhetisch gebildeten, in leihbibliothekarischer Literatur bewanderten Nähmamsell; oder auch beim violetten, im Verein mit Rose und Nachtigall die zartesten lyrischen Strümpfe strickenden Abendroth; oder bei jenem verschämten Veilchen, welches, obwohl tausendfach gedichtlich und blumenverkäuferlich ans Tageslicht gezogen, immer noch außerordentlich verborgen im Grase blüht; — sondern vielmehr mit einem Eigensinn und Trotz ohne Gleichen verlangte nach dem Sand der Wüste, nach ungewaschenen Mohren, nach Gnu, Karroo, Fandango und Hoangho: das war es, was dem überraschten Publikum ein Staunen entlockte, welches nicht verfehlte, bald in Bewunderung überzugehen.

Freiligrath's Poesie gemahnt lebhaft an die Schaubuden der Messe. Sein „Wecker in der Wüste" erinnert unwillkührlich an die Menagerie:

Am Nilstrom in der Wüstenei
Da steht ein königlicher Leu,
. . . . . .
Dem Panther starrt das Rosenfell,
Erzitternd flüchtet die Gazell';
Es lauscht Kameel und Krokodill
Des Königs zürnendem Gebrüll.

Und die Gedichte „Löwenritt" und „Unter den Palmen" sind wie gemacht, um als Motive zu den effektreichsten Aushängebildern für die Bude eines Thierbändigers zu dienen. Und gewiß nicht ohne Bedeutung ist es, daß der „van Aken der deutschen Poesie" uns zweimal, im „Mohrenfürst" und in „Landrinette", in ganz reale Schaubuden treten läßt. Doch wenn ich Freiligrath's Poesie mit der Romantik der Meßherrlichkeiten vergleiche, so ist dies natürlich mehr in figürlichem Sinne gemeint. Hier wie dort sehen wir eine fremdartige Welt vor unseren Augen sich entfalten: wilde Menschen und Thiere, prunkende Kostüme, Panoramen, grelle Bilderpracht, Mori-

Digitized by Google

thaten, halsbrechende Reiterkunststücke, Gliederverrenkungen, Seilsprünge, Pantomimen, Trommeln, Pauken und Trompeten. Das Höchste, wozu das Meßpersonal in künstlerischer Beziehung sich versteigt, ist die Pantomine; das Drama wäre nicht am Platze, wo der weniger feingebildete Geschmack Unterhaltung sucht für Auge und Ohr. Und auch Freiligrath bringt es selten weiter als bis zur Pantomine. Nehmen wir eine seiner gelungensten Schöpfungen: Das Banditenbegräbniß. Die Sprache, die Form, die Zeichnung, das Colorit — all das ist meisterhaft und steht im vollkommensten Einklange mit dem gewählten Sujet. Aber das Ganze ist doch nur Pantomine, mit einer Moriathat im Hintergrunde. Es ist kein Drama, sondern nur die stumme Scene aus einem solchen. Das Drama, welches sowohl Handlung, als Idee verlangt, ist nicht Freiligrath's Sache; höheren geistigen Bedürfnissen zu genügen, dazu reicht sein nur innerhalb eines bestimmten Kreises wirksames Talent nicht aus, wie er auch den Ansprüchen eines feineren Geschmacks, den die Schaustücke der Messe unbefriedigt lassen, nicht völlig gerecht zu werden vermag.

Unbegründet aber war der wegen der eigenthümlichen Wahl seiner Stoffe ihm gemachte Vorwurf, daß er die Fremde der Heimat vorziehe, den Kosmopoliten spiele auf Kosten des Patriotismus. Wenn ein Fernweh eigenthümlichen Gepräges ihn verführt, in entlegenen Zonen eine schönere Welt zu erblicken, so läßt er sich gleichwohl von diesem Zuge nicht in dem Grade hinreißen, daß ihm darüber das Gefühl des Heimweh's abhanden käme. Ruft er dem schlittschuhlaufenden Neger zu:

O segle, wenn im Lenze
Kein Eis dein Schiff mehr hält!
Nach deines Landes Grenze
Zieh' heim in dein Gezelt!

so spricht sich hierin nicht allein das Behagen an jenem Himmelsstriche aus, dem der Neger angehört, sondern auch die Voraussetzung, daß Jeder sich am wohlsten fühlen müsse im eigenen Lande. Nachdrücklicher noch findet sich dies hervorgehoben im „Leben des Negers", wo das Heimweh zu Fieber und Wahnsinn sich steigert. In der letzten Strophe aber:

Digitized by Google

Die Hand gib, alter Krieger!
Was gilt's, wir dulden gleich.
Stoß an! Cap Verd! Der Niger!
Und — mein Gedankenreich.

fließen Ferne und Heimweh in einander zu wunderlichem Gemisch. Es ist ja doch nicht wahr, daß sie gleich dulden, er und der Neger; dieser will zurück zur Heimat, der Dichter aber strebt zur Ferne; wenn Beide nach ein und demselben Lande sich sehnen, so sind doch die Motive ganz entgegengesetzter Natur. Freiligrath verkleidete gleichsam sein Fernweh in das Heimweh derer, welche dem Lande seiner Sehnsucht, seinem „Gedankenreich", ursprünglich angehören; als Beleg hiefür darf auch die Ballade „der Mohrenfürst" angeführt werden.

Daß Freiligrath aber der eigenen deutschen Heimat nicht etwa feind ist, auch das specifisch deutsche Heimweh kennt, zeigt das schon 1832 entstandene Gedicht: Die Auswanderer.

Wie wird es in den fremden Wäldern
Euch nach der Heimathberge Grün,
Nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
Nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Und wenn er vorzugsweise zwar das Gefühl des Heimwehs in die Seelen Anderer verlegt, sogar in das unvernünftige Holz eines dem Tannenwalde entsprossenen Mastbaums:

Doch nach dem Heimathberge
Zieht mich ein starker Zug,
Wo ich ins Reich der Zwerge
Die haarigen Wurzeln schlug.

so läßt er gleichwohl, und zwar schon um die Zeit des Aufblühens der Wüstenperiode, auch das eigene Heimatgefühl zu Worte kommen. Am 15. Juli 1832 fährt er in einem von vier Rossen gezogenen Eilwagen der Heimat zu. Die Schweife dieser Rosse erinnern ihn sofort an die Roßschweife des Paschas von Aegypten, an den Dei von Tripolis, an den Halbmond, an Mameluken und anderes Wüstengeziefer; aber obgleich er bedauert, nicht selber Pascha von drei Roßschweifen zu sein,

Digitized by Google

so ist er schließlich doch zufrieden mit dem vierfachen Schweifgerolle vor seinem Wagen, in Betracht, daß er ausrufen darf:

Glückauf! zur Heimath weht sein Flattern!

Dieses „Glückauf!“ reimt sich allerdings nicht sonderlich mit dem „Wär' ich im Bann von Mekka's Thoren“ und am wenigsten mit der Zeile: Der Norden, ach! ist kalt und klug. In der That geht etwas Europamüdes durch die Gedichte des jüngern Freiligrath. Als er auf den Schauplatz trat, hatte sich die Periode des Weltschmerzes und der Zerrissenheit eben noch nicht völlig abgesponnen. Und wenn wir vollends vernehmen, daß Lord Byron zu seinen Lieblingsdichtern gehörte, so wundern wir uns nicht, daß er der in der poetischen Welt eben herrschenden Moderichtung auch seinen Tribut zollte. Sogar dem Wallfisch, der doch nicht in der heißen Zone, sondern am kalten Pol daheim ist, leiht er weltschmerzliche Worte, nachdem er ihn an niederländischer Küste hatte stranden lassen.

O kahler Strand, o nüchterner! o kahl und nüchtern Treiben drauf!
O nüchtern Volk! wie bebten sie, da sie vernahmen mein Geschnauf!
Wie trostlos auf der Dün' ihr Dorf mit seinen dumpfen Hütten steht!
Und — bist du besser denn, als sie, der du mich sterben siehst, Poet?

Ich wollt', ich wäre, wo das Meer und wo die Welt ein Ende nimmt;
Wo krachend in der Finsterniß der Eispalast des Winters schwimmt.
Ich wollt', ein Schwertfisch wetzte dort am Eis sein Schwert und stieße mir
Das jäh gezuckte durch die Brust; so stürb' ich wenigstens nicht hier!

Am schärfsten aber findet sich diese Richtung ausgeprägt in dem Gedichte, welches ziemlich unmotiviert auf den Namen „Audubon“ getauft

Digitized by Google

ist. Hier wird der europäischen Cultur und Civilisation förmlich der Krieg erklärt.

Nubowessier, Tschippawäer,
Heult den Kriegsruf, werft den Speer!
Schüttelt ab die — Europäer!
Schüttelt ab das Raupenheer!

Bietet Trotz, ihr Tättowirten,
Eurer Feindin, der Cultur!
Knüpft die Stirnhaut von skalpirten
Weißen an des Gürtels Schnur!

Zürnend ihren Missionairen
Aus den Händen schlagt das Buch;
Denn sie wollen euch bekehren,
Zahm, gesittet machen, klug!

Hätte Rousseau diese Verse erlebt, so hätte er sicher nicht verfehlt, ihnen seine volle Beistimmung zu zollen; heutzutage aber wird nicht leicht ein gebildeter Mann noch empfehlenswerth finden, die Menschen zu massacrieren wegen ihrer Klugheit und Gesittung; und was die Tättowierung betrifft, so nimmt diese ja sogar eine höhere Culturstufe ein, als z. B. die europäische Sitte, den jungen Mädchen die Ohren zu durchstechen.

Auch den „ausgewanderten Dichter" habe ich noch zu nennen als Beweis einerseits für die Thatsache, daß Freiligrath von der europamüden, weltschmerzlichen Stimmung seiner Zeit nicht unbeeinflußt geblieben, und anderseits dafür, daß er trotz allen Fernwehs sich des deutschen Heimatgefühls nicht zu entschlagen vermochte. Und zog er im vollen Ernste die Wunder der Fremde dem deutschen Wesen vor: wie wäre ihm möglich gewesen, sie so leichten Herzens, auf das Drängen deutschthümelnder kritischer Freunde hin, für immer „aus seiner Verse Bann" zu verweisen?

Daß er aber auch schon in seiner ersten Periode deutsche Stoffe nicht verschmähte, zeigen die Gedichte: Prinz Eugen, Barbarossa's erstes Erwachen, Meerfahrt, im Walde. Sogar die Romantik, welche

Digitized by Google

ihm als Zwischenstation und Brücke dienten sollte von der Wüstenschwärmerei hinüber zur politischen Tendenzpoesie, findet sich bereits vertreten in der Ballade „der Falk“, welche stark an Uhland erinnert, wie „der ausgewanderte Dichter“ Lenau'schen Einfluß kaum verkennen läßt. Vergißt er doch auch, „in der Lenznacht an dem Hafen“ „die Schiffe“ musternd, den „Rheinus“ nicht, der uns von seiner spätern specifischen Rheinromantik einen vollkommenen Vorschmack gibt.

O, welch ein Fahren, welch ein Schwärmen!
Ins Flutgebraus die Lurlei sang.
Am Ufer scholl von freud'gen Stimmen
Ein Lied: „Es klingt ein heller Klang!“

Eine dreifache Wandlung seiner Muse läßt sich immerhin nicht völlig hinwegläugnen. Trotz aller Uebergänge treten der Kosmopolit, der Romantiker und der politische Dichter ziemlich scharf gesondert vor uns hin. Die Wandlungen geben sich aber vorwiegend in den Stoffen kund und lassen, wenn nicht die Anschauungen, doch das Herz des Dichters vollkommen unberührt. Ein gemeinsamer Zug zieht sich hin durch all seine Dichtungen, und zwar der rein menschliche des Mitgefühls mit seinen leidenden Brüdern. Dieser Zug macht sich auch in Gedichten der früheſten Periode bereits geltend; ich erinnere nur an die Auswanderer, den Tod des Führers und vor Allem an das bekannte: O lieb', so lang du lieben kannst! — Lesen wir im „Tod des Führers“ die Worte:

Brecht auf nach Abend!
Abendwärts glüht Morgenroth!
Dorten laßt uns Hütten bauen,
Wo die Freiheit hält das Loth!
Dort laßt unsern Schweiß uns säen,
Wo kein todtes Korn er liegt!
Dort laßt uns die Scholle wenden,
Wo die Garben holt, wer pflügt!

so darf uns der spätere sociale Dichter durchaus nicht mehr überraschen. Und lesen wir vollends, mit welch tiefer Entrüstung er nacherzählt, wie ein Priester den Sohn einer irischen Wittwe wegen einer

Digitized by Google

Zehnteinforderung von fünf Pfund erschießen läßt, so müssen wir gestehen, daß es im Grunde bei ihm keiner eigentlichen Wandlung bedurfte, um jenen socialistischen Boden zu bebauen, auf welchem er später mit Vorliebe sich bewegte.

Was die Politik betrifft, so stellt sich der Uebergang allerdings als ein bedeutend schrofferer dar. Von der Despotenfeier in den Gedichten „Afrikanische Huldigung“ und „Am Kongo“ bis zu den spätern Revolutions-Dithyramben ist ein so weiter Sprung, daß er schwerlich gemacht werden konnte, ohne daß der Dichter sich etwas Gewalt anthat. Man erinnert sich aus den Zeitungen der letzten Jahre jenes Fürsten von Dahomeh, der seine Unterthanen, natürlich aus religiös-sittlichen Beweggründen afrikanischen Stils, zu Tausenden hinschlachten läßt. Einem Fürsten dieses Landes bringt sein Feldherr eine Huldigung dar.

Gewonnen ist die Schlacht! Wir waren gute Schlächter!
Der Feinde König fiel, ein schlanker, wilder Fechter!
Sein langer Hals war nackt, mein Säbel schnell und scharf.
Im Sande liegt sein Rumpf, der Tigerin zum Mahle.
Erlaube, daß ich dir auf dieser goldnen Schale
Sein triefend Haupt verehren darf.

Daß Freiligrath mit solcher bluttriefenden, menschenschlächterischen Huldigung ernstlich sympathisierte, ist allerdings nicht anzunehmen; es mag sogar eine gewisse Ironie zwischen den Zeilen zu lesen sein; allein nichtsdestoweniger bleibt unläugbar, daß der Dichter die afrikanische Blutwirthschaft nicht ohne Behagen in grellfarbigen Bildern ausmalte. Auch der Eingang zur „irischen Wittwe“, wo er gerührt lauscht den letzten Worten des Kaisers Franz, und das folgende Gedicht „die Griechin“, in welchem der junge König Otto von Griechenland gefeiert wird, lassen noch nicht entfernt ahnen, daß der Dichter sich einmal als rother Republikaner entpuppen würde. Doch war er von jeher, dies muß man zugestehen, einer freisinnigen Richtung und dem geistigen Fortschritt der Menschheit zugethan. Den zweiten Jahrgang von Duller's Phönix leitete er ein mit einem Gedichte, in welchem es heißt:

Digitized by Google

Unhemmbar ist des Geistes Wehen,
Und vorwärts kann die Zeit nur gehn.

Warum sollte denn ihm selbst nicht auch erlaubt sein, vorwärts zu schreiten mit der Zeit?

Aus eigenem Antriebe zwar würde er schwerlich bis dahin vorgegangen sein, wo er später sich antreffen ließ. Aber man gönnte ihm keine Ruhe; kaum hatte die Singschwalbe im Orient sich ein Nest gebaut, so war auch der Kritiker Spatz schon da, um sie daraus zu vertreiben. Wir erfahren das von Freiligrath selbst, der seine Dränger sagen läßt:

Sei wach den Stimmen deiner Zeit!
Horch auf in deines Volkes Grenzen!

Nur heute noch den Orient
Vertausche mit des Abends Landen;
Die Sonne sticht, die Wüste brennt!
O, lasse nicht dein Lied versanden!

Er sträubte sich anfangs, recht wohl wissend, wo ihm die Palme wuchs, und in richtiger Vorahnung dichtend:

Sie wissen nicht, daß vor der Thür mein Sterben;
Daß mit dem Blut nur, das bis jetzt mir quoll,
Wenn in der Gruft ich einen tragen soll,
Ich meinen Liederpurpur mir muß färben.

Was gewann er und was gewann die Poesie damit, daß er, am Rhein sich ansiedelnd, um der heimischen Romantik willen die Löwen und Kameele zum Teufel fahren ließ? Du lieber Gott! die Lorbern, die am Rheine wuchsen, waren längst gepflückt und die Romantik bis auf die letzte Faser ausgenutzt. Nicht genug aber, daß seine Freunde ihn aus seinem „Gedankenreich“ hinauslockten: man ließ nicht ab mit Stupfen und Stochern, bis man ihn auch für die politische Tendenzpoesie erobert hatte, die eben an der Tagesordnung war. In den vierziger Jahren galt, wer nicht mithat in constitutionell-fortschrittlich-freiheitlicher Verskunst, ohne Weiteres für einen Reaktionär und

Digitized by Google

folglich, wie die damalige Logik wollte, für einen schlechten Dichter, gleichviel, welche Begabung er sonst an den Tag legen mochte. Freiligrath war nicht überzeugungsstark genug, um auf die Dauer widerstehen zu können, und wie früher der Wüste, so schrieb er jetzt der Romantik einen förmlichen Absagebrief.

Ein Kind der Neuzeit, fiebernd und erregt,
Das um die alte fromm doch Leide trägt.

Mag er noch so schwer sich losreißen, so muß die Romantik sich doch gefallen lassen, daß er ihr zuruft:

Dein Reich ist aus! — Ja, ich verhehl' es nicht:
Ein andrer Geist regiert die Welt als deiner.

Mit dem Uebertritt zur politischen Opposition hatte der Stoffwechsel, der sich in Freiligrath dem Dichter vollzog, ihren Abschluß erreicht. Mit der letzten Wandlung war seiner Poesie immerhin ein Etwas zugewachsen, das ihr bisher, wenn auch nicht ganz, gefehlt hatte. Gelang ihm nicht vollends die Eroberung der eigentlichen Idee, so erlangte er wenigstens ein nicht zu verachtendes Surrogat dafür: die Tendenz. Diese brauchte er nicht zu schaffen, sie wurde ihm fertig entgegengetragen. Nicht zu verkennen ist, daß seine Gedichte dadurch mehr Leben und Seele gewannen, als sie früher geathmet hatten. Und was seine Wüstenpoesie (um sie so zu nennen) auszeichnete, das brachte er auch für die politische Dichtung mit. Er bewegte sich auch jetzt nicht in Abstraktionen, Theoremen, Allgemeinheiten und leeren Deklamationen: nein, er trug seinen Realismus auch in die Politik hinein, producierte statt wesenloser Schatten einer Laterna magica lebende Bilder, und statt zur Empörung einfach aufzurufen, stellte er die Revolution dem Volke leibhaft vor die Augen, zeigte ihm „wie man's macht", malte den Teufel an die Wand. Was in solchem Falle zu geschehen pflegt, geschah denn auch hier: der Teufel säumte nicht, zu erscheinen.

Merken wir den ersten poetischen Versuchen der politischen Periode, wie sie namentlich im Glaubensbekenntniß uns entgegentreten, noch einen gewissen Zwang, die Töne der aufgedrungenen Ueberzeugung an; so nehmen wir dagegen bei den Gedichten, welche später, zumal

Digitized by Google

seit dem Ausbruch der Februar-Revolution, entstanden, gleichsam leichter auf, in so fern nämlich, als man nicht mehr der Ueberzeugung sich verschließen kann, daß der Dichter in die neuen Ideen inzwischen sich völlig hineingelebt, sie in sein Fleisch und Blut aufgenommen hatte. Liest man das Gedicht „die Republik", worin er vor lauter Republik kaum noch andere Laute hervorzubringen vermag, als das Wort „Republik", so kann man unmöglich länger zweifeln, daß er von den Ereignissen der Zeit bis ins innerste Herz hinein ergriffen war.

Die Republik, die Republik!
Nun ist der Wall erstiegen!
Nun ist geramnt die Mauerlück' —
Die Republik, die Republik! —
Und unsre Farben fliegen!
Die Republik, die Republik!
Vive la République!

Das ist allerdings ein Bischen zu viel Republik. Wir wären heutzutage recht froh, wenn wir den siebten Theil davon hätten. Freiligrath ist sonst nicht verlegen um Worte, wo es gilt, einer energischen Empfindung energischen Ausdruck zu geben. Er kommt manchmal nur zu sehr in die Energie hinein, so daß er, wie wir schon gesehen haben, auch vor dem Schauder- und Entsetzenerregenden nicht zurückbebt. Dieser Zug gibt sich auch in seinen revolutionären Gedichten kund, und vielleicht war die Lust an extremer Ausdrucksweise nicht ohne allen Antheil an seiner Conversion zur revolutionären Poesie. Er hat so ziemlich das Aeußerste geleistet, was in revolutionswüthiger Polemik möglich ist ohne Verletzung aller Gesetze der Aesthetik. Sehr rasch schritt er von der schwarz-roth-goldnen vorwärts zur rothen Fahne, obwol er schon als Dreifarbiger von Zahmheit nichts mehr wußte, wie eine einzige Strophe hinlänglich darthut:

Das ist noch lang die Freiheit nicht,
Sein Recht als Gnade nehmen
Von Buben, die zu Recht und Pflicht
Aus Furcht nur sich bequemen!
Auch nicht: daß, die ihr gründlich haßt,
Ihr dennoch auf den Thronen laßt!

Digitized by Google

Pulver ist schwarz,
Blut ist roth,
Golden flackert die Flamme!

Hier zeigt sich, die Tendenz hinweggedacht, das schwarz-roth-goldne Banner ausgedeutet auf reine Mordbrennerei. Niemals aber sollte das an sich schlechte Mittel gepriesen werden, mag der Zweck sein, welcher er wolle. So wenigstens sehe ich die Sache an, und darum auch habe ich nie den Schlachtliedern, welche so große Lust am Dreinschlagen bekunden, Geschmack abgewinnen können, nicht ausgenommen das Körner'sche „Du Schwert an meiner Linken", diese verliebt-romantisch-behagliche Glorification des officiellen Instrumentes zum Morde Unschuldiger.

So gern sich Freiligrath aber auch zum Un- und Uebermaß versteigt, so hat er doch auch bewiesen, daß das Maßhalten nicht ganz außerhalb der Sphäre seines Talentes liegt. Als Beispiel nenne ich das dem Glaubensbekenntniß angehörende „Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe", ein Gedicht, welches außerdem durch mehr Gedanken- und Ideengehalt sich auszeichnet, als irgend ein anderes Produkt Freiligrath's.

Ich habe oben gesagt, seine Dichtung habe überrascht nicht allein durch die Neuheit des Stoffs, sondern auch durch die Neuheit der Form und die Pracht und Energie der Sprache. In der That spielen Form und Sprache bei Freiligrath eine so große Rolle, daß sie einer besondern Betrachtung unterzogen zu werden verdienen.

Was zunächst ins Auge, oder vielmehr ins Ohr fiel, waren die fremdartigen Reime, die den fremdartigen Stoff umklingelten. Wie fuhren die poetischen Leser, die mit Lust und Brust, Demuth und Wehmuth, Wahrheit und Klarheit sanft entschlummert waren, erschrocken empor, als plötzlich Klänge an ihr Ohr schlugen, wie: Gabarre: Cigarre, Juanina: China, Surabaya: Biscaya, Flamingo: Domingo, Savannah: Susquehannah, Dschaggas: Quagga's, und dergleichen unerhörte Reime mehr. Besonders üppig sehen wir das exotische Schlingkraut wuchern in den Gedichten: Piratenromanze, Scipio, der Scheik am Sinai.

Digitized by Google

Der Scheik saß vor dem Zelt, und also sprach der Mohre:
Auf Algiers Thürmen weht, o Greis! die Tricolore,
Auf seinen Zinnen rauscht die Seide von Lyon;
Durch seine Gassen dröhnt früh Morgens die Reveille,
Das Roß geht nach dem Takt des Liedes von Marseille —
Die Franken kamen von Toulon!

Auch innerhalb der Verse selbst begegneten fremdklingende Ausdrücke, wie: Jökuln, Fiorden (schon im „Moosthee" des Sechzehnjährigen), Laskar, Batuken, Geriot, Grisgri, Jantsekiang*), und andere ausländische Gewächse, die durch Freiligrath zum ersten Male aus reisebeschreiblicher Lektüre heraus ins Gedicht verpflanzt wurden. Auf die Länge freilich vermochte dergleichen rein äußerliche Zuthat, mochte sie dem Stoffe noch so trefflich angepaßt sein, unmöglich große Wirkung zu üben, schon weil die Nachahmung hier zu leichtes Spiel hatte. Eigentlich aber gehören Reime, welche in dem Grade auffallen, daß sie die Aufmerksamkeit vom Inhalt der Dichtung ablenken, in die komische Poesie. Mit dem Wechsel des Stoffes hörten bei Freiligrath auch die gar zu ungewöhnlichen Reime auf. Die Freude am frisch- und volltönenden Reim verblieb ihm gleichwohl immerfort; drum sind der ungereimten Verse, die er gedichtet, auch sehr wenige.

Er wählte seine Reime anfangs aber nicht allein des Vollklangs, sondern auch der Ungewöhnlichkeit halber. So kommt es, daß er sogar auf Wörter reimt, die diese Ehre gar nicht verdienen, wie auf „und" und andere unbedeutende Partikeln, die richtiger zu der folgenden Zeile genommen würden. Z. B.:

„„Ein Reitertrupp! — der Aga der
Eunuchen, Jussuf!"" — „Bringt ihn her!" —
(Die seidne Schnur.)

Ich weinte nicht — o Gott, ich kann nicht weinen!
Ich sah ihn an, und sah ihn an — fortwenden
Die glüh'nden Augen konnt' ich nicht von seinen
Erstarrten Zügen —
(Die irische Wittwe.)

*) Yang-Tse-Kiang — ein chinesischer Fluß.

Digitized by Google

Mein Emir, und was sonst in jenen
Oestlichen Ländern u. s. w.

(Der Alexandriner.)

Prächtig, noch in Trümmern hehr,
Mit Moskee und Marmorbade,
Wie ein Märchenpallast der
Sultanin Scheherezade, . . .

(Heinrich der Seefahrer.)

Siehst du das Blut, o Rhein,
Das meine Füße röthet?
Vom Opfer ist's, das ein
Aethiope mir getödtet!

(Die Schiffe.)

Es war ein Klang drin, gleich den Tönen eines
Schilds, u. s. w.

(Der ausgewanderte Dichter.)

That's mit hundert Officieren;
Trugen allzumal noch ihren
Wohlfrisirten Puderschopf; . . .

(Prinz Ludwig von Preußen.)

Galopp! — das Hufhaar fegt von den Kameeldornbüschen
Den Staub der Wüstenei — den Staub der Wüste zwischen
Jerusalem und Jericho.

(Ein Ritt.)

Noch unleidlicher ist es, wenn der Dichter mit der Fortsetzung eines unvollendeten Satzes eine neue Strophe beginnt, wie in der Piratenromanze:

Glänzendes Auges die Romanze
Von dem Cid Campeador

Singt sie.

Ebenso in den Gedichten: Moosthee, die seidne Schnur, Schiffbruch,

Digitized by Google

Heinrich der Seefahrer, Audubon, an Hoffmann von Fallersleben, in der Nordsee, und öfter. Bei solchem Verfahren verliert die Strophenabtheilung gänzlich allen Sinn. Wenn dagegen, wie im „Hospitalschiff", fast jede Verszeile den Satz abschließt, einige sogar, trotz ihrer Kürze, zwei abgeschlossene Sätze bilden, so kann auch dieses, wegen der daraus resultierenden Eintönigkeit, nicht gebilligt werden. Bei der großen Formgewandtheit, die der Dichter an den Tag legt, ist indeß nicht anzunehmen, daß er die gerügten Incorrectheiten nicht hätte vermeiden können, wenn er gewollt hätte. Er ist eben lieber originell, als correct; lieber incorrect, als trivial.

Hie und da aber verläßt ihn, will mir scheinen, der bei hervorragenden Dichtern weniger bewußt, aus der Theorie heraus, als instinktiv sich geltend machende Sinn für die angemessene Verwendung des Reimes gänzlich. Namentlich will mir nicht die Art und Weise gefallen, wie er von dem weiblichen oder klingenden Reime, für den er eine gewisse Vorliebe zu haben scheint, öfters Gebrauch macht. Für die markige, männliche, strammgehaltene Sprache Freiligrath's will der klingende Reim, der etwas Weichliches und Unentschlossenes hat, nicht so recht passen. Einen vollen Abschluß der Strophe oder des Gedichtes gibt nur der männliche oder stumpfe Reim, und nur in bestimmten Fällen läßt ein feinfühliger Dichter die Schlußzeile klingend verhallen. Freiligrath beachtet dies nicht. Rührt die öftere Verwendung des mit der Natur seiner Sprache nicht recht harmonierenden weiblichen Reimes daher, weil sein Ohr am Klange des stumpfen Reimes nicht genug hat? Läßt er, ohne stets zutreffende Wahl, Strophe und Gedicht mit klingendem Reime darum nicht selten ausklingen, weil ihm schwer fällt, das Gedicht selbst befriedigend abzuschließen? Ich will nicht darüber entscheiden. Freiligrath verschmäht auch, die Strophen ein und desselben Gedichtes stets übereinzubilden; so überrascht er mit weiblichen Reimen, wo man, nach dem Bau der vorangegangenen Strophen, männliche erwarten mußte, und umgekehrt. Belege hiezu findet man in: Moosthee, Schwalbenmährchen, Piratenromanze, die seidne Schnur, im Walde. Auch kommt es ihm nicht darauf an, zuweilen einen überzähligen Vers mit in den Kauf zu geben.

Man sollte denken, der Freiligrath'schen gedrungenen Sprache entspreche eben so wenig die lange Verszeile, für welche er ebenfalls

Digitized by Google

eine gewisse Vorliebe zeigt, als der weibliche Reim. Doch ist dies nicht der Fall, obwohl er jene wie diesen aus gleichem Motive, nämlich weil er liebt, den angeschlagenen Ton in gedehnter Schwingung langsam verhallen zu lassen, einigermaßen zu bevorzugen scheint. In einer langen Zeile aber läßt sich mehr sagen, als in einer kurzen, während der klingende Reim dem Wortgewichte nach vor dem stumpfen nichts voraus hat. Da Freiligrath nun einer knappen Sprache sich befleißigt und den Flickwörtern möglichst aus dem Wege geht, so hat die lange Verszeile, wo er sie wählt, durchaus nichts Ermüdendes, Gespreiztes, Langweiliges, vielmehr rollt sie mit der Majestät einer Meereswoge glockentönig dahin. So durfte er denn auch wagen, den Alexandriner wieder einzuführen, den er in einer Weise handhabt, wie man's vor ihm nicht für möglich gehalten hätte, so zwar, daß man den von den Franzosen entlehnten Vers mit dem Alongeperrückengesicht schlechterdings nicht wiedererkennt. Folgen hatte das Wagniß freilich nicht, und es war nicht schade darum. Könnte der Schlaf Verse machen, so dichtete er in Alexandrinern; nur einem Freiligrath konnte gelingen, den schläfrigsten aller Gäule anzuspornen zum funkensprühenden Galopp.

Nach Julian Schmidt*), der gelegentlich auch von einer „Götterdämmerung Freiligrath's spricht, obwohl dieser nie eine gedichtet (wahrscheinlich ist an „Anno Domini . . . ?" zu denken), und gleich darauf „Scipio" mit der „afrikanischen Huldigung" verwechselt, spielt Freiligrath „mit dem Alexandriner mit derselben Leichtigkeit und Sicherheit, wie mit der Oktave, dem Sonett und andern italienischen Weisen." Nun findet sich zufällig bei Freiligrath keine einzige Oktave, und was die Sonette betrifft, so hat er deren nur wenige gedichtet und diese auch erst in der spätern Periode. Außerdem hat er noch zwei Gedichte in Terzinen geschrieben, die ihm nicht sonderlich gelungen sind; die andern italienischen Weisen hat man da zu suchen, wo die Oktaven stehen. Die Wahrheit ist, daß die harmonischen, formstrengen Weisen der Italiener der Freiligrath'schen Muse, die auf schäumendem Rosse in verwegenen Sätzen dahinzusprengen liebt, gar nicht zusagen.

Mehr der Curiosität halber bemerke ich noch, daß mir nur ein einziges Gedicht, „der Blumen Rache", aufgefallen ist als solches,

*) 3. Aufl. seiner Geschichte d. Dn. Lit. im 19. Jhdt.

Digitized by Google

in welchem Assonanzen vorkommen, und nur eines: „In Schillers Album", in Distichen geschrieben ist. Auch der anapästischen Verse finden nicht viele sich vor, aus der ersten Periode gar keine; erst mit dem Betreten der politischen Arena fühlte er sich zu dieser lebhaftern Gangart ein paarmal angespornt. Von dem spätern Freiligrath läßt im Allgemeinen sich sagen, daß er sich einer einfachern Form befleißigt; mit dem Verlassen der exotischen Stoffe schwanden die fremdartigen Ausdrücke und Reime von selbst, und auch im Uebrigen sind der Extravaganzen weniger geworden, unbeschadet der Freiligrath'schen Originalität und Frische der Diction.

Unter Anderem gefällt er sich in der späteren Zeit nicht mehr so sehr in Ausrufen und kurzen, elliptischen Sätzen, deren wir in den früheren Gedichten unzählige antreffen. Kaum ein anderer Dichter hat so oft zum Ausrufungszeichen gegriffen, als Freiligrath, und er liebt sie auch da zu setzen, wo Niemand sie vermissen würde. Er möchte eben gern die Ekstase, welche seinen Gedichten Hebammendienste leistet, unmittelbar zu den Lesern hinüberleiten. Durch irgend ein Zauberwort, durch einen beschwörenden Ausruf, durch ein „Sieh! da!" oder auch ein einfaches „Sieh'!" oder „Da!" sucht er die Situation, die er schildern will, dem Leser urplötzlich so lebhaft vor die Augen hinzustellen, wie sie im Moment des Dichtens ihm selber vorschwebt. Allein mit dem einfachen Ausruf ist's nicht gethan, und wenn man Ausruf an Ausruf, Wort an Wort, Satz an Satz reiht, ohne sie mit etwas Besserem auszustatten, als mit einem Ausrufungszeichen; so kann das unter Umständen zwar seine Wirkung thun, erweckt aber, zu oft angewandt, den Verdacht der Armuth an künstlerischer Darstellungsgabe, ein Verdacht, welchen auf sich zu laden Freiligrath doch nicht nöthig hatte. Stellen, wie:

Ihre Stirnen glühn! — Die See! — Die Welt! —
Obeliskentrümmer, Blockhaus, Zelt!
Karavanenhufschlag, Wellenschlag! —

lassen sich gar zu häufig bei unserm Dichter antreffen. Sie haben stets auf mich den Eindruck gemacht, wie wenn ein von raschem Lauf Erschöpfter, der unter Keuchen, Schnaufen und Luftschnappen nur einzelne abgerissene Worte und Sätze hervorzubringen vermag, etwas zu

Digitized by Google

erzählen versucht. Und fast möchte man glauben, der Dichter habe selbst so etwas empfunden, wenn er sagt:

All' meine Lieder — nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich frisch zu wahren;
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodie'n,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn!

Wunderlich! Freiligrath, dessen stärkste Seite gerade die Schilderung ist, verfällt in einen Fehler, der auf die Vermuthung führen muß, daß er, vor der Schwierigkeit des Schilderns wie vor einem kühlen Bade zurückbebend, erst nach vergebenen Anläufen sich mühsam entschließt, den Sprung in den ruhig dahin fließenden Strom der Darstellung zu wagen.

Man sagt von Freiligrath, daß er die Sprache meisterhaft handhabe, und ich bin keineswegs gewillt, die Richtigkeit dieser Aussage zu bestreiten. Allein wenn sogar ein Homer, wie wenigstens Horaz behauptet, mitunter traumbuselt, so wird wol einem Freiligrath passieren können, daß er hie und da ein wenig schnarcht, und dies scheint mir allerdings der Fall zu sein. Schon die Ausrufe und Ausrufsätze, von welchen so eben die Rede war, geben seinem Stil etwas Gehacktes; aber auch sonst läßt seiner Diction sich manchmal etwas Steifes, Ungelenkes und Schwerfälliges anmerken. Liest man z. B. im „Leben des Negers" die Stelle:

Beim Himmel! von dem Knaben,
Der keck auf Straußen tritt,
Zum Greise, der, daß Gaben
Er fordre, vor mich tritt;

Vom Netz, durch welches Flossen
Des Nigers der erblickt,
Zum Netze, das, zerschossen,
Der Invalide strickt: —

Beim Himmel! mitten inne
Reich mag das Leben sein!

so hat man einige Mühe, bis man mit der wunderlichen Construction,

Digitized by Google

die mehr an den Kanzleistil, als an die Sprache der lyrischen Dichtung gemahnt, ins Reine gelangt. In „Landwinette“ vollends sehen wir den Freiligrath'schen Stil zur unleidlichen Manier ausgeartet. Dasselbe ist der Fall mit den Gedichten „In der Nordsee“ und „Kreuzigung“, denen erst in der Nachlese ein Platz eingeräumt wurde. Die „Kreuzigung“ gehört, beiläufig gesagt, zu den wenigen Gedichten Freiligrath's, welche einer ausgesprochenen Idee zum Gefäße dienen. Aber wie umständlich, wie schwerfällig, wie gezwungen wird die Idee hier am Schopfe herangezerrt! Und der Schwerpunkt fällt doch wieder in die Situation, welcher nur schließlich noch die Ehre zu Theil wird, zum Dienste der Symbolik gepreßt zu werden. Ein Germane gewinnt im Würfelspiel den Mantel Christi, um die christlich-germanische Zukunft symbolisch anzudeuten. Liegt hier thatsächliche Ueberlieferung zu Grunde*), so hat die Sache immerhin einen ganz artigen Sinn. Aber die Behandlung läßt nichtsdestoweniger sehr zu wünschen übrig. Hier eine kleine Probe:

„Da! wie viel ist's, was der da drüben schmeißt?“
„In deine Hände, Vater, meinen Geist
Befehl' ich!“ — „Sechs, und Sechs, und Sechs zum dritten!
Den Mantel her! Mein das Rebellenhemd!“ —

Das ist für einen Poeten gewiß eine wunderliche Manier, sich auszudrücken.

Freiligrath vermag hinreißend zu schildern, versteht aber nicht zu erzählen. Eine Reihe zusammenhängender Thatsachen oder Handlungen in epischer Ruhe sich abspinnen zu lassen, das ist schlechterdings seine Sache nicht. Freiligrath ist kein epischer Dichter, mögen auch einzelne Stimmen dies behauptet haben. Man lese seine Balladen und Romanzen, und kaum eine wird sich darunter finden, welche auf die gewählte Bezeichnung mit Recht Anspruch machen kann. Ich wiederhole: Freiligrath ist der Dichter der Situation. Auch wenn er geschichtliche oder sagenhafte Stoffe behandelt, wird er nicht anders.

*) Dies ist allerdings der Fall. Es existiert eine Schrift unter dem Titel: Westphälische Alterthümer, oder Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuziget, und Johannem den Täufer enthauptet, Westphälinger gewesen. Solingen 1775.

Digitized by Google

erzählen versucht. Und fast möchte man glauben, der Dichter habe selbst so etwas empfunden, wenn er sagt:

All' meine Lieder — nichts, traun, als Fanfaren,
Mich zu ermuth'gen und mich frisch zu wahren;
Blutrünst'ge Klänge, rauhe Melodie'n,
Die beim Verschnaufen meiner Brust entfliehn!

Wunderlich! Freiligrath, dessen stärkste Seite gerade die Schilderung ist, verfällt in einen Fehler, der auf die Vermuthung führen muß, daß er, vor der Schwierigkeit des Schilderns wie vor einem kühlen Bade zurückbebend, erst nach vergebenen Anläufen sich mühsam entschließt, den Sprung in den ruhig dahin fließenden Strom der Darstellung zu wagen.

Man sagt von Freiligrath, daß er die Sprache meisterhaft handhabe, und ich bin keineswegs gewillt, die Richtigkeit dieser Aussage zu bestreiten. Allein wenn sogar ein Homer, wie wenigstens Horaz behauptet, mitunter traumbefelt, so wird wol einem Freiligrath passieren können, daß er hie und da ein wenig schnarcht, und dies scheint mir allerdings der Fall zu sein. Schon die Ausrufe und Ausrufsätze, von welchen so eben die Rede war, geben seinem Stil etwas Gehacktes; aber auch sonst läßt seiner Diction sich manchmal etwas Steifes, Ungelenkes und Schwerfälliges anmerken. Liest man z. B. im „Leben des Negers" die Stelle:

Beim Himmel! von dem Knaben,
Der keck auf Straußen ritt,
Zum Greise, der, daß Gaben
Er fordre, vor mich tritt;

Vom Netz, durch welches Flossen
Des Nigers der erblickt,
Zum Netze, das, zerschossen,
Der Invalide strickt: —

Beim Himmel! mitten inne
Reich mag das Leben sein!

so hat man einige Mühe, bis man mit der wunderlichen Construction,

Digitized by Google

die mehr an den Kanzleistil, als an die Sprache der lyrischen Dichtung gemahnt, ins Reine gelangt. In „Landwinette“ vollends sehen wir den Freiligrath'schen Stil zur unleidlichen Manier ausgeartet. Dasselbe ist der Fall mit den Gedichten „In der Nordsee“ und „Kreuzigung“, denen erst in der Nachlese ein Platz eingeräumt wurde. Die „Kreuzigung“ gehört, beiläufig gesagt, zu den wenigen Gedichten Freiligrath's, welche einer ausgesprochenen Idee zum Gefäße dienen. Aber wie umständlich, wie schwerfällig, wie gezwungen wird die Idee hier am Schopfe herangezerrt! Und der Schwerpunkt fällt doch wieder in die Situation, welcher nur schließlich noch die Ehre zu Theil wird, zum Dienste der Symbolik gepreßt zu werden. Ein Germane gewinnt im Würfelspiel den Mantel Christi, um die christlich-germanische Zukunft symbolisch anzudeuten. Liegt hier thatsächliche Ueberlieferung zu Grunde*), so hat die Sache immerhin einen ganz artigen Sinn. Aber die Behandlung läßt nichtsdestoweniger sehr zu wünschen übrig. Hier eine kleine Probe:

„Da! wie viel ist's, was der da drüben schmeißt?“
„In deine Hände, Vater, meinen Geist
Befehl' ich!“ — „Sechs, und Sechs, und Sechs zum dritten!
Den Mantel her! Mein das Rebellenhemd!“ —

Das ist für einen Poeten gewiß eine wunderliche Manier, sich auszudrücken.

Freiligrath vermag hinreißend zu schildern, versteht aber nicht zu erzählen. Eine Reihe zusammenhängender Thatsachen oder Handlungen in epischer Ruhe sich abspinnen zu lassen, das ist schlechterdings seine Sache nicht. Freiligrath ist kein epischer Dichter, mögen auch einzelne Stimmen dies behauptet haben. Man lese seine Balladen und Romanzen, und kaum eine wird sich darunter finden, welche auf die gewählte Bezeichnung mit Recht Anspruch machen kann. Ich wiederhole: Freiligrath ist der Dichter der Situation. Auch wenn er geschichtliche oder sagenhafte Stoffe behandelt, wird er nicht anders.

*) Dies ist allerdings der Fall. Es existiert eine Schrift unter dem Titel: Westphälische Alterthümer, oder Beweis, daß diejenigen, so Christum gekreuziget, und Johannem den Täufer enthauptet, Westphälinger gewesen. Solingen 1775.

Digitized by Google

fertig damit, als daß er eine Situation herausgreift und diese in seiner Manier zur dichterischen Geltung bringt.

Kann er einmal in Folge der Natur des Sujets, das er gewählt, nicht umhin, Geschehenes erzählend nach der Reihe vorzuführen, so windet und dreht er sich nach allen Richtungen, um so lange als möglich der ihm unleidlichen Aufgabe aus dem Wege zu gehen. Zum Belege dieser Behauptung nenne ich „die irische Wittwe", ein Gedicht in Terzinen, in welchem der Dichter sich schließlich damit hilft, daß er der Wittwe in den Mund legt, was er selbst erzählen wollte. Noch belehrender in dieser Beziehung ist das langathmige Produkt „Auch eine Rheinsage", zu welchem Simrock den Stoff dargelehen, in der Erwartung, Freiligrath werde besser damit fertig werden, als ein Anderer. Bischof Engelbert von Köln, feindlich gegen die Stadt gesinnt, bringt den Bürgermeister mit List in die Gesellschaft eines Löwen, den der ritterliche Mann aber glücklich bezwingt. Um dieses verwickelte Ereigniß zu erzählen, braucht der Dichter 49 achtzeilige Strophen, die er unter vier Abschnitte vertheilt. Es kostet nicht geringe Anstrengung, aus der massenhaften Brühe von Nebensachen die verloren darin herumschwimmenden winzigen Bröcklein Geschichte herauszufischen. Freiligrath hat die Sache zwar erträglich zu machen gesucht dadurch, daß er sie in ein humoristisches Gewand kleidet; allein sein Humor will nicht viel bedeuten, und so ist und bleibt das Gedicht jenem Genre angehörig, welches Voltaire als das einzig verwerfliche bezeichnet. In der Scheu vor dem einfachen, schlichten Erzählen von Thatsachen zeigt Freiligrath eine Verwandtschaft mit Jean Paul, und auch das Motiv ist bei diesem und jenem dasselbe. Beide nämlich haben eine Freude an origineller, pikanter, sonderbarer Ausdrucksweise, und diese läßt sich nicht wohl verwenden, wo es gilt, Facta zu berichten. Beide haben eine Hinneigung zum Virtuosenthum; das Mittel gilt mehr bei ihnen, als der Zweck. Die Lust an origineller Ausdrucksweise bewahrt allerdings vor Trivialität; allein die Aufgabe des Dichters, was die Sprache betrifft, besteht doch weniger darin, sich sonderbar, als darin, sich angemessen auszudrücken. Und die Angemessenheit reicht vollkommen aus, läßt auch Trivialität nicht aufkommen, wo an schöpferischer und gestaltender Kraft kein Mangel ist. Zum Beweise dient Göthe.

Digitized by Google

Von der virtuosenhaften Handhabung der Sprache zeugen ganz besonders die zahlreichen und als meister- und musterhaft anerkannten Uebersetzungen Freiligrath's aus modernen Fremdsprachen. Auf diese näher einzugehen, liegt jedoch außerhalb der Aufgabe, die ich für den gegenwärtigen Vortrag mir gesetzt habe. Rücksichtlich der sprachlichen Virtuosität läßt sich Freiligrath einigermaßen auch zu Rückert stellen; doch ist er zu ernst, um zu jenen Spielereien sich herabzulassen, in welchen Rückert mit Lust und Ueberlegenheit sich manchmal ergeht. Nur das Wortspiel kann er, wie wir gesehen haben, nicht völlig entbehren, weil es aushelfen muß, wo sonst zu keinem befriedigenden Abschluß zu gelangen war.

Trotz seines Ernstes ist Freiligrath nicht etwa Feind des Humors, obwol er selten bei ihm zum Ausbruch kommt. In der ersten und Hauptsammlung seiner Gedichte findet sich nur eines, „Prinz Eugen", welches dem humoristischen Genre etwa beizuzählen wäre. Häufigere Anläufe zum Humor werden im „Glaubensbekenntniß", gemacht, wo auch die Satire nicht unvertreten geblieben ist. Im Ganzen aber ist Freiligrath eine zu gesunde Natur, um viel Humor absondern zu können, und eine zu ehrliche Haut, um auf die Dauer in der Satire sich zu gefallen.

Freiligrath hat es nie zu einer größern Composition gebracht, und dies darf uns nicht wundern, wenn wir erwägen, wie selten ihm gelingt, selbst nur das einfache Gedicht so in sich abzurunden, daß es als eine vollendete Schöpfung empfunden wird. Er bedarf einer speciellen Veranlassung, um sich dichterisch angeregt zu fühlen, und insofern kann er für einen Gelegenheitsdichter im Göthe'schen Sinne gelten. Sein Realismus läßt sich aus eben diesem Bedürfniß nach einem festen Anhaltspunkte herleiten. Hat der Funke einmal gezündet, so kann momentan bei ihm die Empfindung zu ungewöhnlicher Energie sich steigern. Zum nachhaltigen Schaffen aber mangelt ihm sowohl die Ruhe, als die Erfindungsgabe. Immermann gab gleichwohl die Hoffnung nicht auf, ihn zu einer größern Schöpfung sich zusammenraffen zu sehen. „Immer kommt es mir vor", schreibt er ihm, „als hätten Sie bis jetzt nur Bausteine angefahren, und als würden Sie daraus in Zukunft erst den Tempel einer großen Composition zusammenfügen." Kinkel beurtheilt ihn richtiger, indem er sagt: „Nie wird

Digitized by Google

er mit ruhiger, aus der eigenen Seele quellender Bildkraft ein großes umfangreiches Werk uns schaffen."

Das Verdienst, welches Freiligrath sich um die Bereicherung der deutschen Nationallitteratur erworben hat, bleibt immerhin ein nicht unbedeutendes. Bei der Beurtheilung eines Dichters kommt es weniger darauf an, zu sagen, wie er hätte sein sollen und unter Umständen hätte werden können, als darauf, seine Fähigkeit und seine Leistungen ihrem positiven Werthe nach zu schätzen. Von diesem Gesichtspunkte aus urtheilend, werden wir Freiligrath's Hauptverdienst darin erblicken, daß er auf den leierkastenmäßigen Singsang lyrischer Gefühlsduselei einen kräftigen Dämpfer gesetzt, dem verschlammten Strome poetischen Schaffens, der im Sande zu verrinnen drohte, ein frisches Bette gegraben und der deutschen Sprache, durch seine vollkräftige, männliche, schwunghafte, frischem Schöpfungsdrang entquellende Ausdrucksweise und durch die Gluth und Farbenpracht seiner Bilder, neue Ehren erworben hat. Den angehenden Versmachern war es ganz gesund, daß einmal gezeigt wurde, der Dichterkranz lasse sich erwerben, auch ohne daß man die interessanten Momente privatlicher Liebeleien dem großen Publikum in Versen zum Kauf anbiete, oder gar sich anstrenge, den Herren der Schöpfung metrisch klar zu machen, wie angenehm es sei, wenn man von gewissen Getränken mehr consumiere, als der Durst zu seiner Stillung ernstlich verlangt. Natürlich spreche ich von Liebes- und Trinkliedern, und ich rechne es Freiligrath zum Verdienst an, daß er keine gemacht; die wenigen Verse, womit er in legitimster Weise seine Braut angesungen, bringe ich nicht in Anrechnung.

Freiligrath erzielt aber auch das, was man vor Allem vom Dichter verlangt, nämlich eine die Gemüthsstimmung potenzierende, oder kürzer gesagt: eine berauschende Wirkung. Der Mensch hat einmal das Bedürfniß nach geistiger, oder, sinnlicher ausgedrückt, nach spirituöser Erregung. Ob man ins Bierhaus, oder ins Weinhaus, oder ins Concert, oder ins Theater geht, oder ob man zu einem Band Gedichte greift: man will überall dasselbe: eine erhöhte Stimmung, eine Steigerung des Gefühls geistigen Behagens. Die Mittel sind nicht alle gleich empfehlenswerth; der Zweck bleibt im Allgemeinen aber stets derselbe. Verlangen wir also von einer Dichtung vor Allem, daß sie berausche, begeistere, in eine erhöhte Stimmung ver-

Digitized by Google

setze, so müssen wir zugestehen, daß Freiligrath dieser Aufgabe allerdings gerecht werde. Mag er sich begeistern für Dinge, für die nicht Jeder mit Vorliebe sich begeistert, so weiß er seinem Enthusiasmus doch Worte zu leihen, die uns unwillkührlich mit fortreißen. Freiligrath geräth in Ekstase, ohne daß recht zu begreifen ist, warum; allein bevor wir uns darüber ordentlich Rechenschaft geben, sind wir von seiner Ekstase bereits angesteckt. Seine Gedichte erfüllen uns mit der todesmuthigen Begeisterung jenes aus Heine bekannten Matrosen, der ohne besonders Veranlassung von der Spitze des Mastes herunter sich ins Meer stürzte mit dem Worte: Ich sterbe für den General Jackson. Mag ein kleines Beispiel, womit ich meinen Vortrag schließe, dieses illustrieren. Eine Damascenerklinge ist für mich ein außerordentlich gleichgültiger Gegenstand, und die neueste, blankste, härteste und schärfste ist mir noch lange nicht so lieb, als die erste beste abgenützte Pflugschar eines Ochsenbauers; gleichwohl muß ich gestehen, daß keiner Worte Klang auf mich eine berauschendere Wirkung geübt, als derjenigen, mit welchen Freiligrath eine Damascenerklinge feiert. Ich meine natürlich die, welche „der Schwertfeger von Damaskus“ an einen Khalifen verkaufte. Während dieser, die Waffe an seinen Gürtel gebunden, mit seiner Schar davonsprengt, kreuzt der Waffenschmied demuthsvoll auf seiner Brust die Arme, ruft dem verkauften Säbel ein wehmüthiges Lebewohl nach und malt sich die bescheidene Rolle aus, welche das Erzeugniß seiner Werkstatt bald spielen wird in mörderischer Schlacht.

Dann schwelgst im Blute du, geführt von der geballten
Kalifenfaust, und dampfst, und züngelst aus den Falten
Des Aermels, der die Hand des Mächtigen bedeckt,
Wie in Arabien und auf den öden, flachen
Sandstrecken Soristans aus eines Schakals Rachen
Die blutgedrängte Zunge leckt.
Dann zuckst du himmelan, wie eine rothe Flamme,
Bei deren Lodern Nachts ein Dichter seinem Stamme
Von Genien und Feen erzählt am rothen Meer,
Und diese Flamme, die den Orient entzündet,
Und bald im Occident des Ostens Macht verkündet. —
Aus meiner Esse stammt sie her!

Digitized by Google

Ueber den Inhalt des altdeutschen epischen Volksliedes.

Das Hildebrandslied.

Von

Wilhelm Rohmeder.

Das in der Ueberschrift genannte „Denkmal deutscher Poesie“ gehört in das Gebiet der altdeutschen Literatur; dieses Gebiet ist kein ausgedehntes und umfangreiches, obwol es in zeitlicher Beziehung nach Jahrhunderten sich bemeßen läßt. Was von jener Zeit an literarischen Erzeugnissen auf uns gekommen ist, ist nicht viel, und wir verdanken dieses wenige meist dem sorglosen und glücklichen Zufall. Die uns erhaltenen literarischen und sprachlichen Ueberreste, ehrwürdige Zeugnisse von dem Geistesleben unserer Ahnen, Schöpfungen, deren Wertschäzung nicht durchweg von einem ästhetischen Urteile bedingt werden darf, haben schon durch ihr Alter hohes Interesse und erhalten dadurch in unsern Augen einen ganz besondern, so zu sagen heiligen Wert; und wenn gleich nicht geläugnet werden kann, daß nur einige wirklich literarischen Wert besizen, so ermöglichen uns doch gerade diese wenigen die überraschendsten Blicke in das Gemüts- und Geistesleben unserer Voreltern, indem sie uns über Sitten und Gewohnheiten, religiösen Sinn und geistige Anlagen, Dichten und Trachten, kurz über Lebens- und Sterbensart derselben wichtige Aufschlüsse geben. Halb mit Lust und Behagen, halb mit schauderndem Entsezen verweilt unser Auge auf den markigen, trozigen, und doch so gemüt-

Digitized by Google

vollen Gestalten der mit wenigen kräftigen Zügen fest und sicher gezeichneten Helden. Und selbst jene Denkmäler, deren literarischer Wert zweifelhaft oder deren stofflicher Unwert für die deutsche Literaturgeschichte entschieden ist, bieten doch höchst schätzbares Material zu sprachlichen und grammatischen Studien. Schon im 16. Jahrhundert wurde eines der vorhandenen altdeutschen Sprachdenkmäler ans Licht gezogen; dem 17. Jahrhundert verdanken wir gleichfalls die Veröffentlichung mehrerer Stücke; im 18. und zu Anfang dieses Jahrhunderts wurden fast sämmtliche bedeutenderen Denkmäler zum erstenmale ausgegeben und wiederholt. Einer der interessantesten Funde der neueren Zeit ist die Auffindung der bekannten Merseburger Zaubersprüche durch Waitz i. J. 1841. Das i. J. 1859 von G. Zappert in Wien veröffentlichte althochdeutsche Schlummerlied wurde bekanntlich von verschiedenen Seiten als unecht verworfen; und obgleich J. Grimm und Fr. Pfeiffer entschieden für die Echtheit desselben eintraten, so konnten doch die entgegenstehenden Behauptungen anderer Gelehrten, namentlich Jaffé's, bis heute nicht entkräftet werden. Daß uns auf diesem Felde noch bedeutende Funde bevorstehen, ist kaum zu hoffen. Oft hat eine Hoffnung aufgeleuchtet, die nach Eginharts Bericht durch die Tätigkeit Karl des Großen hergestellte Sammlung altdeutscher Lieder und Sagen, nach der wir schon Jahrhunderte suchen, oder die Sammlungen der Klöster jener Zeit zu entdecken; jedoch ist sie bis jetzt immer von neuem getäuscht worden. Als sicher ist gleichwol anzunehmen, daß uns noch manches kleinere Stück durch glücklichen Zufall wird in die Hände kommen.

Soll ich jene Periode der altdeutschen Literatur zeitlich begrenzen, so ließe sich als äußerste Schranke rückwärts das 4. Jahrhundert angeben, und sie würde sich etwa bis zum Schluß des 11. Jahrhunderts erstrecken, der Zeit nach ein weites Gebiet, innerhalb dessen 7 Jahrhunderte verrannen, aus dessen in anderer Beziehung überschwenglich reichen Lebensinhalt jene wenigen literarischen Denkmäler als einsame Sprachzeugen und als die Anfänge unseres literarischen Lebens auf uns gekommen sind.

Soll der allgemeine Charakter dieser Literaturperiode angegeben werden, so könnte man sie mit Vilmar*) als die Zeit bezeichnen, „in

*) Geschichte der deutschen Nationalliteratur.

Digitized by Google

welche das Ringen des deutschen Geistes mit dem christlichen Geiste, der Kampf des alten nationalen Heidentums mit dem Christentum füllt." Daß solch eine Zeit des gewaltigen Ringens mit fremden Geistern, solch eine Zeit der Gährung und der Assimilierung fremder Stoffs nicht auch zugleich eine Zeit freudigen Schaffens des nationalen Geistes, nicht eine Zeit der freien Schöpfung in frei beherrschten nationalen Stoffen sein konnte, liegt in der Natur der Sache eben so sehr, wie in der des deutschen Wesens. Erst nachdem jener Gährungs- und Aneignungsprozeß vollendet, erst nachdem jene innige Verschmelzung des deutschnationalen mit dem christlichen Elemente zu einer harmonischen Einheit vollzogen war, konnte unser geistiges, zumal dichterisches Nationalleben seinen ersten Höhepunkt erreichen und durch großartige Schöpfungen in reicher Fülle und in reinen Formen sich ergießen; ähnlich wie unserer zweiten klassischen Periode zu Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts der Kampf der vaterländischen mit der fremdländischen Kultur und Litteratur vorausgieng, ehe sie sich in ihrer höchsten Vollendung als eine organische Verschmelzung des Vaterländischen mit den Lebenselementen fremder Völker entfalten konnte.

Die Erstlinge aller Poesie sind Lieder. So wahr einerseits die Behauptung ist, „daß auf den alten Heldengesang, welcher die Taten eines ganzen Volkes aus dem Munde eines ganzen Volkes besingt, ein Gesang folge, der statt aus dem Gemüt des Ganzen aus dem Gemüt des Einzelnen hervorquillt, eine Poesie, die nicht mehr Taten, sondern Empfindungen und Gefühle, Leiden und Freuden des einzelnen Menschen, des eigenen Herzens besingt" *), mit andern Worten, daß in dem Dichterleben eines dichterisch begabten Volkes die epische Schöpfungstätigkeit durch die Periode der Lyrik abgelöst zu werden pflege: so wahr ist andrerseits, daß die Lieder die ewige Form und Substanz aller Poesie seien, „Gruß und Jubel am Morgen des Volkes, Scheiden und Wehmut am Abend und auch während der Hize des Tags Trost und Erquickung den Müden" **). Aus ihnen nehmen Epos und Drama ihren Ursprung, jedes auf anderem Wege.

*) Vilmar a. a. O.

**) Ph. Wackernagel, Auswahl deutscher Gedichte. Vorrede zur 8. Auflage.

Digitized by Google

„Dem Epos voran geht eine Fülle von Heldenliedern, die ihre Einheit in dem Sagenkreise haben, zu welchem sie gehören.“ Jedes dieser Lieder bildet für sich ein abgeschlossenes Ganzes, welches, wenn auch Andeutungen auf andere Sagen und Lieder enthaltend, doch vollständig für sich verständlich ist, ohne die Kenntnis anderer Lieder vorauszusetzen, indem es eben irgend einen Teil der deutschen Heldensage selbständig besingt. „Die lebendige Beziehung dieser Heldenlieder auf einander lebt in dem Bewusstsein des Volkes als Gefühl und Anschauung des Epos vor dem Epos. Das Volk dichtet und empfindet diese Lieder als Glieder einer großen Poesie, von der es beseelt ist. Finden am Abend, wenn sie anfangen zu schweigen, diese Lieder noch einen Dichter, der sie in jenem Zusammenhange darstellt, ihnen zur Seele den Leib gibt, so empfangen die kommenden Geschlechter in seinem Werke ihr Epos; in diesem hat die Kunst erreicht, was als Tatsache schon längst in dem Bewusstsein der frühern Geschlechter gelegen.“ Dies ist der naturgemäße Entwicklungsgang für die Bildung des volkstümlichen Epos, wie er durch die beiden größten Volksepen, die die Welt besitzt, die Ilias der Griechen und der Nibelungen Not der Deutschen, nachgewiesen ist. Völker, denen die zur Schaffung eines Epos notwendige Einheit des Blutes und die allein auf Stammesverwandtschaft begründete Einheit des Willens und Lebens mangelt, die also kein System von Heldenliedern besitzen, oder Völker, die keinen Dichter erzeugen, der die vorhandenen im Gesamtbewusstsein des Volkes lebenden Heldenlieder zu sammeln und zu verbinden verstünde, können auch nie in den Besitz eines volkstümlichen nationalen Epos gelangen. Jenes älteste Gesamtbewusstsein eines Volkes, das allein ein Epos zu erzeugen im Stande ist, kann sich nun aber auf ein Doppeltes beziehen, und die Lieder, die, vom Volksgeist erzeugt und im Geiste des Volkes in lebendiger einheitlicher Beziehung, die Elemente des spätern Volksepos bilden, können deshalb einen doppelten Stoff zu ihrem Inhalte haben; jenes gemeinsame Bewusstsein bezieht sich entweder auf die gemeinsamen Ahnen und Helden des Stammes, und der Inhalt dieser Art von epischen Gesängen ist demnach die Sage von den alten geliebten Königen und Herren und den Taten, die sie mit ihren Getreuen vollbracht haben, die Heldensage; oder es bezieht sich auf den dunkeln, ahnungsreichen Zusammenhang des Men-

Digitized by Google

schen mit der Natur, mit den geheimnisvollen Naturwesen und Naturkräften, die, personificiert und in ewigem Kampfe untereinander, der Menschenwelt bald freundlich, bald feindlich gegenüberstehen, und den Inhalt dieser Art von epischen Gesängen ist der Mythus, die Götter- oder Natursage. Der Mythus von den Naturgöttern, den persönlich gefaßten Naturkräften, und von ihren Kämpfen untereinander sowol als auch mit der ihrer Herrschaft unterworfenen Menschenwelt pflegt sich bei dem anfangs ungemein starken, fast leidenschaftlichen, nach und nach aber erlöschenden Naturbewustsein der gebornen Dichtervölker mehr und mehr in Menschengestalt umzukleiden, um entweder mit der Heldensage sich zu vermischen, wie in der Ilias, oder ganz in dieselbe überzufließen, wie bei den Deutschen, so daß zuletzt nur der göttlich-menschliche Held übrig bleibt *).

Aus der fernsten, grauesten Vorzeit ist die Kunde von Liedern auf uns gekommen, in welchen unsere Ahnen sowol ihre Stammesältesten und Siegeshelden, als auch ihre Naturgötter — denn die Religion jeden Naturvolkes ist ursprünglich Naturreligion — feierten. Tacitus berichtet uns, daß die Deutschen den erdgebornen Gott Tuisko, den Donnerer Thor und den Schlachtenlenker Tyr oder Ziu in (damals schon) alten Gesängen verherrlicht, sowie den Befreier Deutschlands vom römischen Joche, Armin, in Schlachtliedern besungen haben. Allein diese Lieder und Sagen sind untergegangen, Stoff und Form sind uns für alle Zeit verloren, und wir wüßten nicht einmal von ihrem ehemaligen Vorhandensein, wenn nicht der Römer ihnen ein Gedächtnis bewahrt hätte.

Von zwei andern Liedern, die weit über den Anfang unserer beglaubigten Volksgeschichte hinaus-, und tief in die heidnische Vorzeit, in das 5., vielleicht auch 4. Jahrundert hineinreichen, sind wenigstens die Stoffe auf uns gekommen, wenn uns auch ihre damalige Liederform verloren gegangen ist. Das eine derselben ist die wol ursprünglich rein mythische, später ihres mythischen Gewandes mehr und mehr entkleidete und ganz vermenschlichte Sage von dem Drachentödter Frejer oder Sigfrit, als der er später im Volksepos auftritt; durch die Völkerwanderung zurückgedrängt, durch das Christentum fast

*) Vilmar a. a. O. S. 48.

Digitized by Google

vernichtet, rettete sie sich zu unsern stammesverwandten nordischen Brüdern, wo sie in ihrer reinern, mythischern Gestalt Aufnahme und Aufzeichnung fand, während sie in ihrer Heimat erst nach Jahrhunderten, in ihrem Inhalte bedeutend verändert, ihres mythischen Elementes fast gänzlich beraubt und natürlich auch in ganz anderer Form, wieder auf dem Schauplaz des Liedes erschien. Der andere von den beiden erwähnten Liederstoffen ist die Sage von Reineke dem Fuchs und Isengrimm dem Wolf, die Tiersage, die vielleicht noch älter ist als jene großartige Mythe von Sigfrit und Prünhilt, gewis eben so alt, da sie nur in einer Zeit entstehen konnte, in welcher sich das Naturvolk noch ganz und gar eins wuste mit der es umgebenden Natur, in welcher es noch einen unbefangenen, harmlosen Verkehr mit der befreundeten Tierwelt zu unterhalten, in liebevoller Hingebung derselben sich anzuschließen befähigt war; sie wanderte im 5. Jahrhundert mit den Franken über den Rhein und erst im 12. kehrte sie von dort in veränderter Gestalt in ihre ursprüngliche Heimat wieder zurück. Ist auch die ursprüngliche Form und ein Teil des ursprünglichen Inhalts dieser Lieder und Sagen für uns verloren: freuen wir uns nichtsdestoweniger des Ueberlieferten, wir können aus ihm auf den frühern Gehalt schließen, denselben wenigstens ahnen.

Nachdem die deutschen Völkerschaften, einem geheimnisvollen Zuge folgend und von unwiderstehlicher Taten- und Wanderlust gedrängt, ihre Züge nach dem Süden und Westen des Kontinents begonnen hatten, m. a. W. mit der Völkerwanderung traten immer mehr gefeierte Helden auf den Schauplaz des Liedes und der Sage. Der Völkerkampf der Deutschen gegen Rom ist der Stolz und der Ruhm der deutschen Geschichte; die Vernichtung des römischen Weltreichs ist die gröste Tat germanischer Kraft. Und wie an diesem großen Ereignis alle deutschen Stämme, obwol ohne Plan und Verabredung, gleichsam willenlos dem Geschicke dienend, mehr oder minder tätigen Anteil genommen, so gestaltete sich die Erinnerung an jenen großartigen Weltkampf zu den reichen Sagenkreisen, aus welchen die Sänger aller deutschen Stämme ihre Stoffe holten. Wie der Trojanerkrieg der Mittelpunkt der griechischen Heldendichtung ist, so die Völkerwanderung der der deutschen; und wie die Ueberwinder der ehemaligen Weltbeherrscherin in geistiger Beziehung von der Ueber-

Digitized by Google

wundenen mehr oder minder wieder besiegt wurden, so knüpfte das Volk instinktmäßig seine ältesten und großartigsten Dichtungen an jene tief bewegte, tatenreiche Zeit an. Die deutsche Heldensage, von Geschlecht zu Geschlecht fortwachsend und immer neue Aeste und Zweige treibend, neue Lieder zeugend, hat demnach in ihrem Hauptteile ihre Wurzeln in dem Völkerkampf wider Rom. „Das Heldenalter der Völkerwanderung gestaltete sich zu dem geheimnisvollen sagenreichen Grundstock, wo in unerforschter Höhe die Lebensströme der germanischen Völkergeschichte ihren dunkeln Ursprung haben, wo, wie in einem mächtigen Alpengebirge, einzelne sonnenerleuchtete Häupter glänzend emporragen und in ihren Spizen den Ruhm und die Herrlichkeit ganzer Völkerstämme concentrieren. Solche helle Gestalten sind die Ostgoten Hermanürich und Dietrich, der Burgunderkönig Günther, der Nibelungenheld Sigfrit, der Longobardenfürst Alboin u. A. Der Zeitraum der Völkerwanderung ist in der deutschen Geschichte das Alpengebirge, wo sich romanische und germanische Welt verbindet und trennt, vermischt und abstößt, und wo es oft schwer zu entscheiden ist, welchem Stamme die einzelnen glanzumstrahlten Höhen angehören" *). Wie die deutschen Völkerschaften nach den verschiedensten Richtungen auseinandergiengen und in den neuen Wohnsizen zum Teil der alten Zusammengehörigkeit vergaßen, so wurden auch die überlieferten ursprünglich gemeinsamen Stoffe der Heldendichtung verschieden umgestaltet; die Scheidung des deutschen Volkes in einzelne, oft weit von einander abstehende Stämme macht es erklärlich, daß dieselben Sagen bei den verschiedenen Stämmen nach und nach verschiedenes Gepräge erhielten und also auch verschieden besungen wurden **), ferner, daß einzelne Sagen sich als Stammsagen festsezten und bei allen oder wenigstens bei den bedeutendsten Stämmen sich besondere Sagen ausbilden konnten. Auf diese Weise gestalteten sich vor

*) Weber, Lehrbuch der Weltgeschichte.

**) Gehöret man ez sit hât
dicke in Tiuscher zungen:
die alten und die jungen
erkennet wol diu maere

sagt der Dichter der „Klage" von dem Kampfe und Untergange der Burgunder im Hunnenlande.

Digitized by Google

schiedene Sagenkreise, Systeme von Liedern und Sagen, die den einzelnen Volksstämmen eigentümlich wären; so entstand ein burgundischer, fränkischer, lombardischer, gotischer, normannischer, thüringischer, sächsischer ꝛc. Sagenkreis. Aber teils sind nicht alle diese Lieder und Sagen bis zur poetischen Gestaltung gedrungen, teils sind durch den Untergang einzelner Volksstämme auch deren Lieder untergegangen, so daß im allgemeinen die Sagen und Lieder nur derjenigen Völkerschaften erhalten sind, die durch die Völkerwanderung in jenen welthistorischen Kämpfen zu größerer Bedeutsamkeit gelangt sind. So führt uns das Volksepos des 12. und 13. Jahrhunderts nur in die Sagenwelt der Franken, der Goten, der Longobarden und der Normannen ein und überliefert uns auch diese Kreise zum großen Teil nur in inniger Verschmelzung.

Als am Schluß des 6. Jahrhunderts die Wogen des europäischen Völkermeeres sich zu legen begannen; als die verschiedenen deutschen Völkerschaften nach den weltbewegenden Kämpfen in den neuen Wohnplätzen wieder den Geschäften des Friedens sich hinzugeben anfiengen; und als die physisch auf immer vernichtete ehemalige Weltherrscherin nun ihre geistige Ueberlegenheit gegen die Ueberwinder durch Sprache und Bildung, durch Rechtsansichten und Religion geltend zu machen anhub: da lebten in den deutschen Gauen jene Helden der Völkerwanderung in Liedern und Sagen auf, da giengen — im 6., 7. und 8. Jahrhundert — von jenen Volkskönigen und ihren Getreuen, deren Taten und Schicksalen, kräftige, klangreiche Lieder von Mund zu Mund, von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau; „in den Sälen der Könige und in der Halle, wo die Helden saßen, wurden sie, jedem bekannt, von kundigen Sängern angestimmt und von der Schaar der versammelten Gäste nach der Weise des alten, deutschen Heldenliedes begleitet.“ Viele derselben wurden nach beglaubigten Zeugnissen in Klöstern niedergeschrieben, noch mehr mögen unaufgeschrieben im Munde des Volkes umgegangen sein. Aber eben jenem geistigen Kampfe des physisch besiegten Roms gegen seine Besieger, eben dem Umstande, daß die Ueberwinder in geistiger Beziehung der Ueberwundenen sich beugten, ist es zuzuschreiben, daß von jenen vielen Liedern äußerst wenig auf uns gekommen ist. Die christliche Religion trat jener poetischen Welt als Widersacherin entgegen, und zwar wurde

Digitized by Google

der Kampf zwischen dem römischen Christentum und den altnationalen Lebenselementen desto schärfer, einschneidender und erbitterter, je mehr ersteres im Bewustsein des deutschen Volkes Wurzel zu schlagen begann. Die christlichen Mönche und Bekehrer, ebenso andere einflußreiche Bekenner der Religion, welche Demut und Liebe predigt, ließen es sich angelegen sein, diese alten Lieder mit ihren trozigen, unbeugsamen Reckengestalten, mit ihrem oft mythisch heidnischen Inhalte zu verdrängen und denselben solche mit christlich-kirchlichem Stoffe entgegenzustellen, das Altnationale also durch Fremdartig-Römisches zu ersezen und zu vernichten. Ottfried, der Weißenburger Mönch, dichtete um die Mitte des 9. Jahrhunderts seine unter dem Namen „Ottfrieds Krist“ bekannte Evangelienharmonie mit dem in der lateinischen Zueignungsschrift an den Erzbischof Liutbert von Mainz ausgesprochenen Grundsaze, dieses Gedicht den Dichtungen des Volkes, die ihm wegen ihres heidnischen oder weltlichen Inhaltes ein Gräuel waren, entgegenzusezen. So kam es, daß der Gegensaz zwischen Heldenpoesie und geistlicher Poesie sich immer schärfer ausbildete, und daß von allen jenen nationalen Gesängen, die im 7., 8. und auch noch 9. Jahrhundert im Munde des Volkes lebendig waren, ein einziges auf uns gekommen ist*). Zwar ließ Karl der Große, der den Hauch göttlichen Wesens, der Kunst und Wissenschaft durchweht, auch in den von andern misachteten deutschen Liedern erkannte und der bei aller Begeisterung für fremdländische Religion und Cultur doch auch von hohen vaterländischen Ideen bewegt war, eine Sammlung jener Lieder veranstalten; aber sein Sohn Ludwig, der ja eben in Folge seiner stets betätigten undeutschen Gesinnung und in Folge seiner Willfährigkeit gegen die immer begehrlicher auftretende Kirche von dieser den Beinamen „des Frommen“ erhielt, verachtete die in seiner Jugend gelernten Lieder in seinem Alter so sehr, „daß er sie weder lesen

*) Abgesehen von den teils in Merseburg (1841), teils in Wien (1857) aufgefundenen 4 Zaubersprüchen. Das Ludwigslied, das den Sieg, den Ludwig III. im J. 881 bei Saucourt über die Normannen erfocht, verherrlicht, gehört nicht hieher. Das Beowulfslied gehört in das Gebiet der angelsächsischen Literatur, und das Gedicht von Walther von Aquitanien ist nur in einer aus dem Anfang des 10. Jahrhunderts stammenden lateinischen Uebersezung auf uns gekommen.

Digitized by Google

noch hören, noch viel weniger selbst hersagen wollte" **), und so gieng jene Sammlung Karls durch unverzeihliche Nachlässigkeit entweder verloren oder sie wurde, was noch wahrscheinlicher ist, mit Ueberlegung vernichtet. Zwar besitzen wir jene Lieder sämmtlich, nur eben nicht in der altdeutschen Form und Sprache, sondern in der des 12. und 13. Jahrhunderts; sie lebten im Bewustsein des Volkes unauslöschlich fort, und als der Prozeß der Aneignung und der Verschmelzung des christlichen Lebenselementes mit dem deutschnationalen erfolgt war, da erwachten sie in neuer Schönheit und Frische aus ihrem dreihundertjährigen Schlummer, um den besten Teil unserer mittelhochdeutschen classischen Literatur zu bilden, um die nie versiegende Quelle und der Stolz des Volkes zu sein, dem sie angehören. Auch den Misverstand fürchte ich nicht, wenn ich oben sagte, es sei ein einziges Lied jener Zeit auf uns gekommen, als ob außer diesem nichts Literarisches oder nichts literarisch Bedeutsames aus dem 7., 8. und 9. Jahrhundert uns überliefert wäre; wir besitzen Dichtungen aus jener Zeit, die an Volkstümlichkeit und Vollkommenheit der Vollendung dem alten Volksgesang um nichts nachstehen, denselben vielleicht übertreffen, wie z. B. die altsächsische Evangelienharmonie Heliands, das aus heidnischen und christlichen Elementen gemischte Gedicht Muspilli, wir besitzen mehrere auch in poetischer Form gelungene Produkte geistlicher Dichtung aus jener Zeit (Ottfrieds Krist, Wessobrunner Gebet), mehrere Uebertragungen griechischer und lateinischer Stoffe in die deutsche Sprache des 7., 8. und 9. Jahrhunderts: aber alle diese Denkmäler, so ehrwürdig sie uns auch in anderer Beziehung sind, haben eben nicht deutschnationalen, sondern kirchlichen und somit dem deutschen Wesen ursprünglich fremdartigen Stoff zu ihrem Inhalte. Jenes einzige älteste, und darum um so höher zu schätzende Denkmal deutscher Poesie ist das sogenannte Hildebrandslied.

Dasselbe ist leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen, so daß wir seine Bedeutsamkeit mehr nur ahnen als wirklich erkennen können. Die einzige Handschrift, in welcher wir es besitzen, ist nur sehr unvollständig, weshalb der Text dieses ältesten, aber auch dunkelsten aller unsrer Denkmäler nicht mit voller Sicherheit wiederher-

**) Kurz, Geschichte der deutschen Literatur. I.

Digitized by Google

gestellt werden kann und auch in der Auslegung des Liedes bis jetzt noch die entgegengesetzesten Ansichten Vertreter finden, da eine Anlehnung an andere Stücke weltlicher Poesie aus jener Zeit der oben angeführten Gründe wegen nicht möglich und dieses einzige Stück so kurz und so schlecht überliefert ist, daß es uns sich selber nicht vollständig erklärt werden kann. Denn wir haben eigentlich „kein ordentliches Lied vor uns, sondern vereinzelte Bruchstücke eines Liedes, wie sie ein wankendes Gedächtnis gab." (Lachmann.) Die Sprache, in welcher diese einzige Handschrift, einer der vornehmsten Schätze des Museums zu Kassel, das Lied überliefert, zeigt ein Gemenge von ober- und niederdeutschen Formen und stammt aus dem Ende des 8. Jahrhunderts; ohne Zweifel ist das Lied selbst viel älter. Die bisher landläufige Ansicht über den Ursprung dieser Handschrift war, daß zwei Mönche des Klosters Fulda, so viel sie aus ihrem früheren Welt- vermutlich Kriegerleben noch vom Liede wußten, aus dem Gedächtnis niedergeschrieben hätten, indem abwechselnd der eine diktierte, der andere schrieb. Holzmann in Heidelberg hat jedoch*) auf Grund einer scharfsinnigen, mit allen Mitteln der Gelehrsamkeit geführten Untersuchung und Prüfung des Dialektes im Liede, bezw. auf Grund der nachgewiesenermaßen vorliegenden Mischung desselben dargetan, daß die Handschrift nicht als Urschrift, sondern nur als Abschrift gelten könne. Und zwar ist die Vorlage hochdeutsch, streng althochdeutsch, der Abschreiber ein Niederdeutscher gewesen. „Aber auch diese Vorlage war nicht die Urschrift, sondern wie aus dem Schwanken der Vokale hervorgeht, eine Abschrift. Es ist höchst wahrscheinlich, daß die Vorlage unseres Hildebrand eine bairische Abschrift einer fränkischen Urschrift war. Werden wir aber auf eine fränkische Urschrift aus der Zeit Karl d. Gr. geführt, so kann es fast nicht mehr zweifelhaft sein, daß diese nichts anderes war, als die bekannte, vom Kaiser selbst veranstaltete Sammlung uralter deutscher Gedichte."

Die Versform, in welcher das Lied gedichtet ist, ist diejenige, welche als die ursprüngliche Versform der deutschen, wie aller germanischen Poesie überhaupt zu gelten hat: der Stabreim oder die Alliteration und zwar die zweizeilige zwei- und eingliedrige, wie wir sie

*) Germania 1864. 289.

Digitized by Google

auch im Beowulf und Heliand haben. Ein Paar alliterierende Verse bilden eine Strophe in ihrer elementarsten Gestaltung: die erste Zeile enthält die beiden Stollen (Stäbe) des Aufgesangs, die zweite in dem Hauptstab den Abgesang. Und zwar hat das Hildebrandslied von den beiden Arten alliterierender Verse, die wir unterscheiden müssen, die strengere, die ursprüngliche, der Volkspoesie zugehörige, vom Lied und Gesang geforderte, wo die Alliteration im Einklang mit der Melodie, mit einer gemessenen gleichschwebenden Betonung steht, während die freiere, die nachgemachte, maßlose, aus einem Misverständnis der Grundform, die bloß auf Alliteration, nicht zugleich auch auf Melodie beruht, entstandene Art der alliterierenden Verse in dem geistlichen Epos Heliand zu finden ist, wie denn stets die Volkspoesie die feineren Formen, das wahre Maß des Verses übt und pflegt, während die zurückgezogene vornehmere Dichtung auf allerlei Irrtum verfällt.

Machen wir uns nun mit dem Inhalte des Hildebrandsliedes bekannt:

Das Hildebrandslied gehört dem Sagenkreis der Ostgoten an, erwähnt aber des Haupthelden dieses Kreises, Theodorich des Großen wie er in der Geschichte, Dietrichs von Bern wie er in der Sage heißt, nur im Vorbeigehen; sein Inhalt dreht sich vielmehr um die dem Geschlecht der Wölfinge angehörenden berühmten Mannen jenes neben Sigfrit gefeiertsten Helden unserer Nation, aus denen vor allen hervorragt der graue Diener und Waffenmeister Dietrichs, der Held Hildebrand und dessen Sohn Hadubrand; und sie sind die beiden Haupthelden unseres Gedichtes. Dasselbe setzt den Inhalt des Nibelungenliedes als bekannt voraus. Dietrich, der Ostgotenkönig, ist mit Hildebrand, seinem Waffenmeister, und einer Anzal seiner Recken 30 Jahre lang außer Landes gewesen, und zwar bei Etzel, dem König der Hunnen, dessen Gastfreundschaft er genoß; ausgekämpft ist der gräßliche Kampf, welchen der durch die lieblich-furchtbare Kriemhild veranlaßte Besuch burgundischer Recken an Etzels Hof zur Folge gehabt; gefallen ist die Blüte von Etzels Ritterschaft, die tapfern hunnischen Kämpfer; gefallen ist der Dienstmann Etzels und Kriemhildens, der tiefsinnige Rüdeger von Bechlaren, mit all seinen Getreuen; gefallen sind die burgundischen Könige und Helden mit Ausnahme Gunthers und des furchtbar-präch-

Digitized by Google

tigen, grauenhaften Hagen; gefallen sind die mannhaften Helden des Ostgotenkönigs Dietrich und mit ihnen Wolfhart, der kühne Neffe Hildebrands; gefallen sind auch Gunther und Hagen und zwar ersterer auf Veranlassung, letzterer durch die Hand der unversöhnlichen Kriemhilde, der blühenden Jungfrau voll schüchterner Anmut, des treuen Weibes voll inniger, unaussprechlicher Liebe, der mordsüchtigen Wittwe und Hunnenkönigin voll unauslöschlicher Rachsucht; gefallen ist endlich sie selbst durch das Schwert des ob solcher Tat empörten Hildebrand, und nur die drei: Etzel, Dietrich und Hildebrand überleben die furchtbare Katastrophe, um den Tod so vieler Edlen zu beweinen. Dietrich kehrt nun wieder in seine Heimat zurück und besiegt seine einheimischen Feinde, als deren Haupt Otacher (der Heruler Odoaker) erscheint, den er bei Verona (Bern: „Dietrich von Bern") überwindet. Mit ihm kehrt auch sein greiser Diener Hildebrand zurück in die Heimat, in der er einst bei seinem Auszug ein junges Weib und einen unerwachsenen Sohn zurückgelassen hatte. Osterleute d. i. hunnische Recken bilden sein Gefolge*). Aber der damals noch kindhafte Knabe ist unterdessen zu einem kampfgeübten Helden herangewachsen und tritt mit seiner Gefolgsmannschaft dem heimkehrenden Vater, den er nicht kennt, und dessen Mannen feindlich entgegen. Hier nimmt das Gedicht den Faden der Erzählung auf. Ganz in der auch fürs Mittelhochdeutsche erhaltenen Art des erzählenden Volksliedes beginnt dasselbe**): Ich hörte einst sagen, daß sich zwei Herausforderer, Hildebrand und Hadubrand, Vater und Sohn, zwischen zwei Heeren zum Einzelkampf begegneten. Zum Kampfe sich rüstend, richteten die beiden

*) Hildebrandslied 60: der si doh nu argôsto ôstarliutô.

**) Ich folge in der Hauptsache der Textbearbeitung Max Riegers (Germania, 9. Jahrg., 1864); dieselbe, von den früheren Textkritiken in mehreren Stellen nicht unbedeutend abweichend, ist durchweg so schlagend motiviert, so einfach, durch die Analogie der Entwickelung anderer Volkslieder so nahe gelegt, drängt sich bei Betrachtung und Zerlegung der einzelnen Stellen fast ungesucht von selbst auf, daß sie für den, der auf eine kritische Beleuchtung und Widerlegung der Excursionen des Verfassers sich einzulassen nicht im Stande ist, die Voraussezung objektiver Richtigkeit ohne weiteres für sich hat. Rücksichten des Stiles mußten mich natürlich häufig bestimmen, von einer wörtlichen Uebertragung des Altdeutschen abzusehen, und an mehreren Stellen sah ich mich auch veranlaßt, nicht unbedeutend von der Auffaßung Max Riegers abzuweichen.

Digitized by Google

Helden ihre Panzer, bereiteten sie ihre Schlachtkleider und gürteten sie über deren Ringe die scharfen Schwerter. Hildebrand, der Vater, der kehrere von beiden Männern, Geistes der klügere, fragt nach Art zum Kampfe bereiter Helden mit wenigen Worten den ihm gegenüberstehenden Gegner, wer von den Männern im Volke sein Vater sei, wie er heiße und welches Geschlechts er sei. Und seine Bekanntschaft mit den alten Helden des Stammes andeutend, ruft er aus: „Wenn du mir nur einen nennest, weiß ich mir alle andern; kund ist mir alles Volk des Königreiches." Hadubrand, der Sohn, erwidert: „Das sagten mir Männer von unsern Leuten, alte und kluge, die längst von hinnen sind, daß Hildebrand hieß mein Vater; ich heiße Hadubrand. Und in redseliger Weise*), stolz auf die ihm bekannt gewordene Heldenhaftigkeit seines Vaters, gibt er Auskunft über alles, was er über dessen Persönlichkeit und Schicksal weiß, über alles, was sein Vater um ihn zu erkennen wissen muß. „Ostwärts zog er vor langer Zeit mit Dietrich und vielen seiner Degen, und ließ zurück im Lande das Kleine des Weibes im Hause, ein unerwachsenes Kind, erbelose**); er aber ritt ostwärts von hinnen. Auch wurde mir gesagt, daß dem Dietrich der Verlust meines Vaters entstanden und dieser dadurch zu einem freundelosen Mann geworden sei, indem er mit meinem Vater zugleich auch alle andern Degen, die mit ihm ausgezogen waren, verloren. Auch dem Otacher war mein Vater ohnmaßen lieb und wert, bis den Dietrich seines Dienstes Verlust traf.

Er war stets an der Spize des Volkes, Kampf war ihm ja zu lieb; bekannt war er den kühnen Männern, die mir von ihm sagten, und ich glaube nicht, daß er noch Leben habe." Was dem Vater zuerst dämmernde Ahnung war, wird ihm während dieser Rede des Sohnes unumstößliche Gewißheit; er weiß mit wem er spricht, er weiß mit wem er kämpfen soll, und entsezt ruft er aus: „Weiß Gott oben im Himmel***), ich sage dir, daß du nie mit so nah verwandtem Manne Streit führtest!" Damit gibt er sich hinlänglich zu erkennen und nach dem, was hier in der Handschrift zwischen den

*) Aehnlich Beowulf 260—285.
**) Nach der Auffassung Holtzmanns. Germania 1864; 293.
***) Ph. Wackernagel, Auswahl.

Digitized by Google

erhaltenen Strophen ausgefallen ist, mochten diese Worte noch unzweideutiger geklungen haben, als jetzt für uns. Um den Sohn in Liebe zu gewinnen und ihn von dem begehrten schrecklichen Kampf abzuhalten, windet er sich die goldenen Armspangen, den schönsten und begehrtesten Schmuck des deutschen Kriegers, die, aus einem Kaiserringe gemacht, ihm der Hunnenkönig gegeben hatte, vom Arme und reicht sie ihm dar: „Das will ich dir mit Hulde geben.“ Aber der junge Kämpfer weist ihn trotzig zurück mit den Worten: „Mit dem Gere soll der Mann Gabe empfahen; Spize wider Spize; du bist, alter Hunne, ohnmaßen schlau, lockest mich mit deinen Worten, um mich dann desto gewisser mit deinem Speere zu werfen; du bist ein so gealterter Mann, wie du ewigen Betrug vollführtest. Das sagten mir Seefahrende, die westwärts schifften über den Wendelsee, daß man Krieg vernahm: „todt ist Hildebrand, mein Vater, Heribrands Sohn.“ Dort bei erster Erwähnung fügt der Sprecher, dem die vermeintliche Tatsache doch nur fando audire bekannt war, Gründe der Wahrscheinlichkeit hinzu, deren Ergebnis für sein eigenes Urteil er mit den Worten zog: „ni wânju ih ju lîb habbêe“ (nicht glaube ich, daß er noch Leib habe); jetzt da er auf den Gegenstand zurückkommt, führt er zur Bekräftigung seines Urteils die Quelle an, aus der ihm die Nachricht stammt, und er wiederholt seine Ansicht nicht mehr in der Form der Meinung, sondern in der der Behauptung. Hildebrand gibt sich zu erkennen: er stößt auf Unglauben, er bietet ein Geschenk: er findet Abweisung; Hadubrand bleibt dabei: „tôt ist Hiltibrant, Heribrantis sunu.“ Aber noch kann der Vater zum unnatürlichen Kampfe sich nicht entschließen; nochmal versucht er das Gespräch anzuknüpfen, um die Huld des Sohnes zu gewinnen. „Wol sehe ich an deinen kostbaren Rüstungen, daß du daheim einen guten Herrn habest, daß du durch diesen Obern noch nicht verbannt worden seiest und daß du meinen Gabe nicht bedürfest: nimm sie dennoch in Frieden an und steh ab vom Kampfe!“ Auf die gütliche Zurede des Alten folgt jedoch nur die abermalige noch trotzigere Abweisung und Herausforderung des Jungen. Nun ist der Kampf nicht mehr zu vermeiden; überwältigt von seinem Vatergefühle macht der Vater seinem Schmerze Luft in einer erschütternden Wehklage über die grausame Wahl, die ihm vom Schicksal gestellet: „Wehe nun, waltender Gott,

Digitized by Google

Wehschicksal geschieht! Ich wallete der Sommer und Winter sechzig, wo man mich immer schaarte in das Volk der Schießenden, sowie man mir in irgend einer Stadt den Tod nicht festhielt; nun soll mich mein trautes Kind mit dem Schwerte schlagen, niederstrecken mit seinem Stahle, oder ich ihm zum Tode werden." Aber noch ist der Held nicht so weit gebracht, auf diese Wahl sofort eingehen zu müssen; kann er den Sohn nicht überzeugen, kann er ihn nicht in Liebe gewinnen, so kann er doch dessen Kampflust auf ein anderes Ziel lenken, kann ihm einen andern Gegner stellen und so sein eignes Eingehen auf die Herausforderung wenigstens hinausschieben. „Doch magst du leichtlich, wenn dir deine Kraft taugt, an einem eben so hehren Manne Rüstung gewinnen, wenn du dazu irgend ein Recht hast." Und mit den Worten: „Der sei der Feigste unter den Osterleuten, der dir nun weigere den Kampf, nach dem dich so sehr gelüstet", fordert er seine Gefährten, die ihn begleitenden ôstarliutê d. i. Hunnen auf, daß irgend einer aus ihnen den Kampf mit dem kampfesdurstigen Sohne aufnehme. „Es genieße des Kampfes, der gemeinsamen Begegnung, wer es wagen kann, wem es beschieden ist!" ruft dieser selbst der Begleitung des Alten herausfordernd zu.

Einer der Osterleute tritt vor, und indem Hadubrand mit den Worten: „Es wird sich zeigen, wer von uns beiden der Kleider heute sich rühmen solle oder dieser Brünnen beider Gewalt haben!" den ihm nun erstandenen Gegner reizt, schreiten sie zum Einwig. Die nun folgende Schilderung des Kampfes ist so großartig erhaben, so einfach prächtig, daß man wahrhaft staunt über die Kraft der alten Sprache und des alten Volksgeistes, die mit so geringen Mitteln so Großes zu erreichen vermochten. Da ließen sie zuerst die Eschenspeere gegeneinander schreiten, mit scharfen Schauern, daß in den Schilden standen die mächtigen Lanzen; von den Rossen sich werfend, „skapfen" die Helden zusammen zum Schwertkampfe; und wie der Holzzerspalter mit kräftigen Armen das harte Holz zerstückt, so ließen sie die steinernen Streitäxte aufeinander fliegen; sie hauen schmerzlich auf die weißen Schilde, bis die Lindenborde klein werden von den gewaltigen Schwertschlägen — und hiemit bricht das Gedicht ab, das, wie oben erwähnt, leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen ist.

Es drängt sich die Frage auf, wie die Geschichte in dem ver-

Digitized by Google

lornen Teil des Liedes sich weiter entwickelt habe; sie zu beantworten scheint nicht besonders schwer. Nach der Analogie verwandter epischer Gesänge muste es noch zum Kampfe zwischen Vater und Sohn kommen und nach einem weiter unten noch zu erwähnenden Gedichte aus dem Ende des 15. Jahrhunderts „der Vater mit dem Sohn", das denselben Stoff behandelt, war dies auch wirklich der Fall. Das Gedicht bricht auf einem Umwege zur Katastrophe ab. „Es gehört zu den beliebtesten und dankbarsten epischen Verwicklungen, daß der beste Held aus irgend einer moralischen Nötigung sich des Kampfes, den seine Freunde für ihn bestehen, enthält, endlich aber in der äußersten Bedrängnis oder nach ihrem Untergang durch die nun entstandene unabweisliche Pflicht oder überwältigende Leidenschaft unter die Waffen gerufen wird. Ich erinnere an Karna und Achilleus, an Hagen vor dem Wasgensteine, an Rüdiger und Dietrich in der Nibelungen Not. So wird auch Hildebrand, nachdem seiner Genossen einer um den andern den Herausforderer zu bestehen unternommen und von ihm den Tod gefunden hatte, zulezt durch die Pflicht der Rache, durch Furcht und Vorwürfe der Seinen, durch überwallenden Heldenzorn zum lang vermiedenen Kampfe getrieben worden sein" *).

Es bliebe die Frage nach dem Ausgange des Kampfes noch offen. Wie vorhin erwähnt, fand das Gedicht sieben Jahrhunderte später, zu Ende des 15. Jahrhunderts durch den Volksdichter Kaspar von der Roen (aus Münnerstädt), den Verfasser des Heldenbuches, nochmal eine lezte Bearbeitung in der Sprache und Anschauungsweise seiner Zeit. Diese Bearbeitung Kaspars ist an und für sich nicht gerade mislungen zu nennen, mit unserm Original verglichen, erscheint sie allerdings wie eine matte, abgeblaßte Photographie gegen ein frisches, kunstvolles Oelgemälde. Dieses Volkslied läßt den Kampf der Art ausgehen, daß der Junge im Kampfe durch den Alten auf den Rücken ins grüne Gras geworfen wird: „wer sich an einem alten Kessel reibt, wird leichtlich schwarz." Der Alte fragt den am Boden Liegenden nach Geschlecht und Herkunft, und dieser gibt die Antwort **):

„In Kriechen der stat Perttolffe
pin ich ein riter stoltz;

*) Rieger a. a. O.
**) W. Wackernagel, altdeutsches Lesebuch. 798.

Digitized by Google

mein muter heist fraw Gute,
ein edle hertzogein;
der alt Hilprant hohgmute
der ist der Vater mein.“ —
„Und ist fraw Gut dein muter,
die edel hertzogein,
so pin ich Hilprant guter,
der liebste vater dein.“
Aufpant er den helm guldein,
kust in an seinen munt;
„nun mus sein got gelobet sein,
das wir sein peid gesunt.“

Darauf reiten sie gemütlich

santwander
zu der purck do der iunge
den mit hausse was,

und zwar der Art, daß der Alte als bezwungen und als Gefangener des Jungen erscheint. Nachdem sie noch durch einen Scheinkampf im Angesichte der Burg das Herz der alten Mutter geängstigt, läßt sich der Alte gebunden in das Schloß führen. Er wird mit zu Tische gezogen und bei dieser Gelegenheit der fraw muter als Gemahl entpuppt. Daß nicht dieser gemütliche, um nicht zu sagen spaßhafte, sondern nur ein tragischer Ausgang des Kampfes im Sinn der alten Heldensage liegen konnte, ist wol keine Frage; nur das ist die Frage, wer von den beiden Kämpfenden den entsezlichen Todesstreich führte. Da des Liedes Ueberlieferung uns hier im Stich läßt, so muß bei Entscheidung dieser Frage die Analogie anderer Dichtungen herbeigezogen werden. Die feindliche Begegnung und der Kampf zwischen Vater und Sohn, wie beides im Hildebrandslied erscheint, kehren in der Heldensage der verschiedensten Völker und Volksstämme wieder. Uhland hat in seinen Vorlesungen über die Geschichte der altdeutschen Poesie*) solche, dem Hildebrandsliede verwandte Erzählungen zusammengestellt und verglichen. Ueber das Motiv und die Art des Schlußes herrschen noch Meinungsverschiedenheiten, da die verwandten

*) Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. I. Bd.

Digitized by Google

Erzählungen anderer Literaturen wechseln; eine monographische Erörterung hat diese Frage noch nicht gefunden. Wackernagel und Grein haben die Vermutung aufgestellt und begründet, daß der Kampf nicht zu Gunsten des Vaters ausgefallen, sondern dieser vom Sohn erschlagen worden sei Sie bezogen sich dabei hauptsächlich auf die bekannte, durch Rückert in die deutsche Literatur eingeführte persische Erzählung von Rostem und Suhrab, wo gleichfalls Vater und Sohn, ohne sich zu kennen, einander auf dem Kampfplaze treffen. Zwar hat dort auch Suhrab, der Sohn, eine Ahnung, daß der ihm gegenüberstehende Held sein Vater sein möge und bittet ihn daher um seinen Namen; aber der Gegner verweigert die Auskunft und will sich erst dann zu erkennen geben, wenn Suhrab unterlegen sei:

„dann sollst du wissen, wer dich würgt."

Und wie dort der die nahe Blutsverwandtschaft ahnende Sohn von dem mörderischen Dolche des Vaters getroffen todtwunde zu Boden sinkt, so glaubten die oben erwähnten Forscher auch hier den Fall des die Blutsverwandtschaft mit dem kampfessüchtigen Gegner kennenden und daher nur widerwillig kämpfenden Teiles, also des Vaters, annehmen zu sollen. Es läßt sich nicht läugnen, daß dieß ein sehr tragisches, des heldenhaften Gedichtes durchaus würdiges Motiv sei; aber es ist gewiß nicht das einzige, durch welches der tragische Gehalt und Ausgang des Liedes bedingt wäre. Tragischer erscheint noch die Lage des Vaters: seinen Heldenruhm, seine Kampfesehre opfern, indem er sich etwa freiwillig besiegen und gefangen nehmen ließe, oder gar als Besiegter in Wodans Saal erscheinen zu wollen, daran darf, daran kann der deutsche Held nicht denken; denn der Ruhm des Sieges in jedem Kampfe, der Ruhm, nie einen Kampf gemieden zu haben, nie einem Gegner gewichen zu sein, das ist ja das Höchste, was der deutsche Held in seinem Leben kennt; und so muß er denn mit klarem Bewustsein, mit brechendem Herzen das Ungeheuere, dem er nicht ausweichen kann, vollbringen. Schon Uhland*) hat darauf aufmerksam gemacht, daß Hildebrand auch in der nordischen Asmundarsaga als einer, der widerwillig den Sohn des Lebens beraubt hat, bezeichnet werde, und daß dort dann der Fall Hildebrands im Kampf mit dem Halb-

*) Uhland a. a. O.

Digitized by Google

bruder als Sühne für die Tat am Sohne erscheint, ebenso erzählt Saxo Grammaticus von einem bei ihm unter dem Namen Hildiger auftretenden Hildebrand, der mit eigener Hand den Sohn getödtet habe. Aus diesem übereinstimmenden Zeugnis zweier von einander unabhängiger Quellen, die denselben Stoff behandeln, geht mit Gewisheit hervor, daß der Kampf mit der Niederlage des die dargebotene Vaterhand trotzig von sich weisenden Sohnes geendet habe.

Auf zweierlei erlaube ich mir zum Schlusze noch aufmerksam zu machen. Das Eine ist die außerordentliche Kraft und Fülle, die erhabene Einfachheit, mit welcher die altdeutsche Sprache den Hörer und Leser gefangen nimmt; allerdings besaß sie für die Versform, in welcher sie sich bewegt, einen erstaunlichen Reichtum an poetischen Mitteln, Mittel, die unserer abgestumpften, verwaschenen Sprache unwiderbringlich verloren sind; in den Beschreibungen der Helden, in deren Reden und Taten fällt besonders die Anschaulichkeit der Epitheta auf, vermittels deren jede einzelne Scene uns gewissermaßen plastisch vor die Augen tritt, das außerordentliche Verhalten der Helden mit anschaulicher Schärfe hervorgehoben wird. Wir sehen die Helden sich zum Kampfe rüsten, wir hören den Klang der Steinärte, den Schlag der scharfen Schwerter auf die weißen Lindenschilde u. s. w. Der Vollklang der Laute und Silben, die sichere Betonung, die gemessene feste Bezeichnung, der langsame, aber majestätische Fortschritt der Entwickelung verleiht der alten Sprache eine poetische Kraft und einen Glanz der Darstellung, an dem wir uns zwar erfrischen und poetisch erbauen, den wieder zu erlangen wir jedoch niemals hoffen können.

Das Zweite, das ich noch erwähnen wollte, ist der sanfte Hauch wehmütiger Vater- und Kindesliebe und der Sehnsucht nach der alten Heimat, der den heroischen Ton des Gedichtes mildert und der über die tragische Großartigkeit der geschilderten Scenen wie ein anmutiger versöhnender Schleier sich breitet. Es ist der alte, reckenhafte Heroismus, der uns in voller Eigentümlichkeit, in ganzer „Kühnheit der Charakterzeichnung" entgegentritt; aber er wird gesänftigt und gemildert durch die menschlich warmen Gefühle, von denen die Helden belebt sind. Und troz manches wunden und rohen Fleckes, den wir in ihm entdecken, fesselt er uns, schauen wir mit Lust und freudigem Staunen

Digitized by Google

zu ihm empor und stimmen deshalb gewis dem bei, was Rückert in seinen „jüngsten Mailiedern“ gesungen:

Das ist des alten Heldenlebens Geist,
Daß, wie du immer ihm entfremdet seist,
Du dich ergriffen von der Herrlichkeit,
Erschüttert fühlst, gehoben und geweiht,
Zugleich erkennest, daß, wie frisch und stark,
Es gleichwol schadhaft sei im innern Mark,
Darum dem Tod verfallen rettungslos,
Doch auch im Untergang so schön und groß,
Daß so zu leben, auch um so zu sterben,
Das Schönste scheint, was könn' ein Mensch erwerben.

Digitized by Google

Die neuen Wissenschaften und die Poesie.

Von

Wilhelm Sternfeld.

Wie bei den griechischen Völkern, so knüpfte sich auch bei den germanischen die Poesie an ihre Götter und Helden.

Wenn bei unsern Urvätern auch nicht jeder Baum, Berg, Thal, jeder Fluß und jeder Stein, Wind und Wellen, jedwedes seinen eigenen Gott oder seine Göttin hatte, wie diese bei den Griechen gleichsam in Form und Gestalt aus jenen heraustraten, so fühlten unsere Voraltern nichtsdestoweniger die Gottheit im Rauschen der Blätter wie im Rieseln der Quelle, im Sturmesbrausen, wie in den friedlichen heiligen Hainen und Seen, die der Hauch der Gottheit erfüllte. Doch nicht mit der Gottheit allein, sondern auch mit der Heldenkraft verband sich die Poesie unserer Urahnen, indem sie die eigenen Kämpfe und die Thaten ihrer Helden in überlieferten Gesängen feierten.

Als sie wegzogen von den asiatischen Hochgebirgen, eine neue Heimath zu suchen, da reihete sich an die alte Sage die neue; neuer Kampf und neues Ringen fügten Perle an Perle an die alten, heldenmüthigen Thaten der frühen mythisch-religiösen Gestalten. So sehr aber auch diese Völkerwanderung neues Blut in die alte Volkspoesie mischte, der Sage einen frischen Pulsschlag verlieh, so waren ihre Gesänge doch nichts, als der Schwanengesang der heidnisch germanischen Volkspoesie, die als Nibelungenhort in die Fluthen des Rhein-

Digitized by Google

stromes versenkt wurden. Zu derselben Zeit nämlich, als der Strom der Wanderung von Nord und Ost nach Süd und West sich bewegte, trat ihm hier das Christenthum entgegen, und mit der Annahme dieser neuen Lehre, traten die Götter und Helden der alten Germanen zurück, bis sie mählig und mählig, gleich Nebelgestalten, zerflossen. Neue mythische Personen, im vielfach düstern Gewande des Christenthums, traten an Stelle der alten Götter und Helden vor die germanischen Völkerstämme, und doch, schlug man die umgehängten fabelhaften Gewänder zurück, so sah ein scharfes Auge nicht selten die alten heidnischen Figuren in christlichen Kostüme. Pflanzten sich doch eine Menge heidnischer Gebräuche in den Sitten und Gewohnheiten des Volkes bei öffentlichen religiösen und nicht religiösen Festen und häuslichen Gelegenheiten bis auf die Jetztzeit fort, denen das Christenthum nur andere Deutung gegeben, andern Sinn unterlegt hatte, meist einen neuen Text zur alten Melodie.

An die Stelle Wodans trat der Christengott mit seinem ganzen himmlischen Hofstaat, alle Gattungen von Heiligen, von Engeln und von Teufeln traten statt der alten Heidengötter in den Verkehr mit den Menschen. Ihnen mengte die angeerbte Phantasie bald eine erkleckliche Zahl von Geistern, Kobolden, Zauberern und Hexen bei. Nur allmählig und schwer entwöhnte sich die Poesie der Spukgestalten, denen fast bis auf die letzten verflossenen Jahre, selbst in der höchsten Poesie, im Drama, d. h. in der sogenannten Schicksalstragödie, Raum gegeben war.

Viele Perioden, auf die wir nicht näher eingehen können, hatte inzwischen das deutsche Volk durchlaufen, von Stufe zu Stufe der Cultur ist es geschritten und die riesenhäßige Kraft, mit der sich die Wissenschaft hauptsächlich seit beinahe drei Jahrzehnten aufmachte, alle Gebiete der menschlichen Thätigkeit in geistiger und physischer Beziehung im Einzel- wie im Völkerleben zu durchforschen, während sie gleichzeitig mit derselben rastlosen Thätigkeit die endlosen Räume des Himmels durchwanderte und tief die Schichten des Erdballs durchwühlte, und nun mit unerbittlicher Gewissenhaftigkeit die Resultate ihrer Forschung dem Volke selbst in volksverständlicher Fassung vorlegte, sie war es, die eine gleich riesenmäßige Umwälzung in jeder Beziehung des Volkslebens hervorrufen mußte. Und wie sie nichts, was immer

Digitized by Google

mit diesem Volksleben im Verkehr stund, unberührt zu lassen vermochte, so konnte sich auch die Poesie all dieser Einwirkungen nicht entziehen.

Sowie die Wissenschaft mit der Leuchte und mit dem kritischen Messer an die Erscheinungen der Gesammtwelt trat, die alten Traditionen über den Haufen warf, die Schreckgespenster des Aberglaubens und der Vorurtheile zertrat, als sie die Volksgeister zum Kampf für die neuen Ideen antrieb, da mußte sie selbstverständlich die blutlosen Geister aus allen Gebieten, auch dem der Kunst, austreiben.

Ehe ich jedoch, hier angelangt, das gewählte Thema direkt in Angriff nehme, sei es mir gestattet, zwei gewaltige Erscheinungen flüchtig zu berühren, die vorwiegend die Veranlassung waren, die nunmehrigen neuen Anschauungen über die Verhältnisse von Religion und Staat, Wissenschaft und Kunst anzubahnen. Das Christenthum, die Composition von Judenthum und Heidenthum, das ursprünglich in so gewinnender, herzlicher Weise auftrat, war längst in einem Wust von dogmatischen Lehrsätzen, spitzfindigen Glaubensnormen und unter polizeilicher Zwangsherrschaft zu Grunde gegangen, gleichwie die Nachfolger der Jünger Jesu längst das schlichte Fischergewand ausgezogen und sich in die buntfarbigsten gold- und silbergestickten Talare der alten Heidenpriester gesteckt hatten. So wie dieses spätere Christenthum in sinnberauschenden, glänzenden Gottesdiensten das Herz und den Verstand betäubt hatte, so hatte es auch seine Sprache, die lateinische, zur gebietenden gemacht. Deutsches Wort und deutsches Lied war nicht nur aus der Kirche verbannt, sondern auch auf dem ganzen Gebiet der damaligen Wissenschaft war die deutsche Sprache verpönt, und eine verknöcherte Scholastik schrieb und verkehrte nur lateinisch. Der deutsche Gelehrte verachtete seine Muttersprache derart, daß er das, was er deutsch gedacht, lateinisch in Worten wiedergab. Endlich kam die Erlösung, die Reformation, nicht nur auf kirchlichem, sondern auch auf sprachlichem Gebiete, die auch unsere Sprache wieder zu Ehren brachte. Die Reformation brach auch hier den Bann des Formelwesens, und als die Theologen ihre Blitze in deutschen Lauten gegen einander warfen, da schallte auch endlich ein deutsches Lied hinaus in die Lande, und ein neuer Zauber packte die Hetzen als es klang:

Digitized by Google

„Ein' feste Burg ist unser Gott
„Ein guter Wehr und Waffen."

Da rührte auch die deutsche Muse ihre Schwingen zu neuem kräftigen Schlage, und wenn auch ihr Flug während und nach eines dreißigjährigen Elends erschlaffen mußte, so war es doch diese Zeit die den Saamen gab für die Perlen der Poesie, deren wir uns in unsern bis jezt größten nationalen Dichtern erfreuen.

Die zweite Quelle, die den früheren Anschauungen auf dem Gebiete des Staates und der Kirche, der Wissenschaft und der Kunst, eine neue Richtung, auch in Deutschland, zwar nicht unmittelbar, doch im Verlauf der Zeit, gab, war die große französische Revolution. Deutschland zog zwar für die Legitimität gegen jene in den Kampf, allein so stumpfsinnig auch die Masse den Kriegsbefehlen folgte, nichtsdestoweniger war auch der Funke der Revolution in die deutsche Spießbürgerlichkeit geworfen, wenn er erst auch lange später sich entzünden und die geworfene Bombe zum Zerspringen bringen sollte. — Wenige deutsche Geister sympathisirten für die französische Revolution, um auch die Sympathie für sie zu verlieren, als nämlich der Volksarm sich des Schwertes bediente den gerechtfertigten Schlag gegen eine unwürdige Dynastie zu führen, der leider nicht der lezte blieb. Obwohl äußerlich von diesem Symptom einer neuen Zeit noch unberührt, kündeten doch schon Sturmvögel diese neugestaltende auch für Deutschland an. Es lag gewiß nur in der Zeit wenn Schiller in seinem Tell die Männer auf dem Rütli sagen läßt:

„Wenn unerträglich wird die Last, greift er
„Hinauf getrosten Muthes an den Himmel
„Und holt herunter seine ewigen Rechte
„Die droben hängen unveräußerlich
„Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.

zu derselben Zeit, in der die große Revolution auf den Trümmern der erstürmten Bastille zum erstenmal der erstaunten Welt die ewigen Menschenrechte verkündete. Dieselben Ideen von Frankreich 1789 in die Welt gedonnert, weckten, wenn auch in späteren Jahren, in Deutschland ein Echo, sie rüttelten auch bei uns an Thron und Altar, und es sind die nämlichen Ideen, die in der Gegenwart eben so unser-

Digitized by Google

schütterlich als ruhelos, für die Zukunft arbeiten. Wir stehen erst am Anfang des Zersetzungsprozesses, aber schon das Zersetzen selbst birgt in seinem Schooße das Werden einer neuen Zeit. —

So verband sich also auf der Einen Seite die Wissenschaft wieder mit dem Volk, mit der deutschen Sprache, um aus dem Reich des Glaubenszwanges in das Gebiet des Denkens und Forschens zu treten; während auf der Andern Seite die Ideen der Freiheit in Staat und Kirche, Wissenschaft und Kunst gesäet wurden. Wie früher schon angeführt, arbeitete die Wissenschaft seither mit rastloser Thätigkeit; die eingeimpften Ideen der Freiheit nahmen nunmehr auf diesem Gebiete Form und Gestalt an, und bald wagte sich eine schonungslose Kritik an Alles, was seither Staat und Kirche als unantastbares Privileg, als unverletzbares Eigenthum betrachtet hatte. Ein Gebiet aber ist es vorzüglich, auf dem die Wissenschaft als Macht aufgetreten ist, vor deren Tritten der Staat, noch mehr aber die Kirche, zu zittern beginnt. Und leider hat die leztere noch kein Schutzmittel gefunden, um das Verbreiten dieser unchristlichen Seuche, wie sie es zu nennen beliebt, aufhalten zu können. Die neue Wissenschaft kann leider nicht hinweg disputirt, noch hinweg philosophirt werden, da sie nichts anderes als nackte, nüchterne Thatsachen vor die erstaunte Menge bringt. Und diese Macht ist die Naturwissenschaft, hauptsächlich Chemie und Geologie.

Nachdem Naturgesetz um Naturgesetz festgestellt war, nachdem die unausgesetzte Beobachtung das geheimste Schaffen der Natur belauschte, Ursache und Wirkung der Erscheinungen erforschte, ja diese selbst in den Dienst der Menschen zog, da mußten sich freilich alle die guten und die bösen Geister aus der Natur zurückziehen und es blieb nichts als die Wirklichkeit, die ungeschmükte Wahrheit.

Da verhüllte die Poesie trauernd ihr Haupt, wendete sich ab von der Natur, welche die Schwester ihr entrissen und entzog ihre Hand dem früheren schwesterlichen Bunde.

Wenn wir auch die Klage begreifen, daß die Poesie durch die neuen Wissenschaften gewissermassen aus der Natur vertrieben sei, so müssen wir anderseits unsere Anschauungen dahin bestimmen, daß wohl die Poesie vielleicht vorübergehend geschädigt worden sein mag, daß sie dadurch aber an Kraft und Würde nichts verlieren konnte; wir

Digitized by Google

sind im Gegentheil überzeugt, daß die Poesie, wenn sie ihre Verbindung mit der neuen Wissenschaft wieder herstellt, damit eine neue Phase der Entwicklung betritt, welche die Berechtigung der Hoffnung in sich trägt, eine Gewalt und Größe zu erreichen, die sie der vergangenen klassischen Periode ebenbürtig macht.

Aber untersuchen wir auch, was die Poesie verloren hat, was ihr geblieben ist, was sie durch innigen Anschluß an die neue Wissenschaft zu gewinnen vermag und halten wir die Resultate dieser Untersuchung festgeprägt in unserem Gedächtniß.

Sie verlor die unwahren, auf Unkenntniß der Natur und ihrer Gesetze beruhenden Götter und Mythengestalten, sammt dem späteren Troß von Engeln und Teufeln, und ihrem Anhang von Zauberern und Hexen.

Ihr blieb die einfach schöne Natur in ihrer Erhabenheit und Großartigkeit wie in ihrer Mannigfaltigkeit, deren hingebendes Betrachten schon immer Poesie ist. Ihr blieb der Frühling mit seinem süßen Zauber, der Gluthenhimmel des Sommers, der Herbst mit der Fülle der Gaben, wie des Winters eisige Ruhe. Ihr blieb das herrliche Meer mit seinem ewig wechselnden Leben, der schaurige Orkan, der mit wild aufgerüttelten Wellen ringt. Und ist es nicht Poesie, so gewaltig, erhaben und groß? wenn die glühenden Adern des Erdballs zum fürchterlichen Kampfe sich rüsten, wenn der feurige Strom die Erdrinde spaltet und mit seinem vernichtenden Odem die blühendsten Lande überzieht, während die unterirdischen, tobenden Kräfte den Erdball in seinen Grundvesten rütteln, Städte und Dörfer, die Prachthauten der Könige und die Hütten der Bettler zu Staub zermalmen, indeß das Meer siedet, seine fiebernden heißen Wellen auswirft, als wollte es in den qualvollsten Wehen um Hülfe flehen. Siehe, und während Luft und Erde, Feuer und Wasser donnern und stöhnen, taucht es aus dem Meere empor, immer größer, immer höher steigt die gewaltige, graue Masse, eine Insel hat die Tiefe geboren, bald wird sie sich schmücken mit grünenden Rasen und duftenden Blumen und drüber wölbt sich ein wolkenloser, sonniger Himmel.

Ja der Poesie ist selbst noch ein süßes, trautes Plätzchen geblieben, wo sie noch einmal alle Zauber und Wundergestalten ihrer Mährchen und Saggenwelt lebendig werden lassen kann, — das Kin-

Digitized by Google

derherz. Und der Mensch ist ihr geblieben, der denkende, in dessen Seele einzig sich das Weltall spiegelt; der Mensch, der kämpfende, ringende, nicht mehr mit Geistern und Riesen, sondern mit seinen eigenen Leidenschaften, die oft selbst wie Riesengestalten hinter seiner Stirne fluthen; der Mensch mit der Königskrone und der Narrenkappe, der Mensch mit dem edelsten Herzen und mit der eckelnden Verworfenheit, mit der Stirne des Denkers und der Stirne des Lasters, mit der warmfühlenden Brust und den gierigen Händen; der Mensch mit all den himmlischen Gaben, die Mutter Natur in seinen Busen gelegt; der Mensch mit der Fülle der geistigen Kraft, mit der er die Bahnen der Erde umkreist, den Pulsschlag der schaffenden Natur belauscht, deren Kräfte er in seine Dienste zwingt, mit denen er Raum und Zeit bewältigt. Das Menschenherz, das bald aufjauchzt in seliger, trunkener Liebe, bald den gellenden Schrei der Verzweiflung ausschreit im unendlichen Schmerz; das Menschenherz auf dessen bewegten Saiten alle Töne erklingen, vom leisen Wimmern des stillen Grames bis hinauf zur himmelstürmenden Begeisterung.

Der Mensch ist ihr geblieben, dessen berauschende Phantasie eine neue Welt zaubert, eine Welt groß wie ein einziger Tempel, seine Wände sind reiner denn Marmor, glänzender denn Krystall, — Geist ist der ganze Bau, — in diesem Tempel aber thront die Göttin der Schönheit und die Kunst kniet verklärt zu ihren Füssen und schaut ihr trunken ins himmlische Antlitz.

Dies Alles besitzt die Poesie noch, ohne die unwahren Geistergestalten; Hand in Hand aber mit der edelsten Schwester erringt sie das Höchste, die Wahrheit. Ohne sie ist die Poesie nur vergleichbar einer Königin, die zwar in Purpur und Hermelin gekleidet auf ihrem Throne sitzt, der aber die Zeichen der Macht fehlen, Szepter und Schwert. Nur wenn die Wahrheit sich offenbart in der Poesie mit ihrer überzeugenden Gluth, ihrem innersten Leben, so reißt sie hin zu jener Begeisterung, die uns hinwegführt aus den eng gezogenen Schranken; dann sind wir die Geister selbst, die im tosenden Kampfe uns umfluthen, dann sind wir die Söhne der Götter selbst, die der heilige Funken verklärt, welchen die Erde zu Füssen liegt, indem sie das Weltall zu durchschreiten wähnen; die Wahrheit ist wie in den übrigen Gebieten auch in der Poesie die erste Gesetzgeberin, ohne sie

Digitized by Google

ist die Dichtkunst ein reizendes, geistreiches Weib, das wohl die Sinne bezaubern, den Geist gefangen nehmen kann, der aber der innere Adel der Seele fehlt. Nur mit der Wahrheit kann die Poesie zu jenem großen Götterbilde werden, an dem kein Makel klebt und dem wir jene große Ehrerbietung zollen, die wir der Sittlichkeit und der Reinheit bezeugen. Mit der Wahrheit geht die sittliche Reinheit Hand in Hand, und die Schönheit ist nicht Schönheit ohne sie.

Die Wissenschaft aber allein ist die Quelle der Wahrheit; sie ist die labende Schwester, welche die errungenen köstlichen Früchte der Kunst immer und immer wieder reicht; und will die Kunst nicht versiegen, will sie die hohe Aufgabe: die Völker zu veredeln und zu allem Edlen und Großen zu erziehen, erfüllen, so muß sie an diesen Früchten sich neu kräftigen. Will insbesondere die Poesie den Völkern gleich einer prophetischen Verheißung voranziehen, will sie die Quelle, aus der sich die Völker immer wieder begeistern, indem sie die von der Dichtkunst vorgehaltenen großen, sittlichen Ideale zu verkörpern suchen, nicht verschließen, so darf sie sich nicht außerhalb des Kreises der Wissenschaft stellen, sondern sie ist an die Fortschritte des Wissens gebunden. Der neuen Poesie warten die höchsten Aufgaben. Sie soll die Priesterin sein der neuen Religion, jener hohen Geistesreligion welche die Gottheit nicht in einem abgeschlossenen Raum, sondern im Weltall sucht und in der eigenen Menschenbrust; die in den beiden Fundamentalsätzen ruht: in der Wahrheit und in der Liebe. Sie soll den Menschen begeistern für sich und damit für die Gesammtheit — die Menschheit. Sie soll ihn lehren sich seiner selbst zu freuen, nicht weil ihn eine Gottheit geformt, sondern weil sie den Funken der Gottheit selbst in ihn gelegt, den Funken, der auch die ganze Welt bewegt. Sie soll ihn lehren sich der Menschenwürde zu freuen, die ihn verpflichtet, all die herrlichen Kräfte, die die Gottheit in ihn legte, zur vollen Entfaltung zu bringen; sie soll ihn aber auch lehren, sich beschränken zu können, Herr zu werden der eigenen Begierden und Leidenschaften, sobald sie die Rechte des Nächsten, oder der Gesammtheit verletzen wollen. Er soll fühlen, daß er nur ein Ring ist in der Kette der Gesammtheit, daß er nur mit dieser zum Vollgenuß dessen kommt, was die Kräfte Aller zusammengetragen, um es ihm zum Mitgenuß zu bieten, daß er aber deßhalb die volle Kraft freudig

Digitized by Google

einsetze für die Gesammtheit, daß er so mitwirke an der Förderung all des Großen, was die Völker zu erringen streben. Sie hat die gewaltige Aufgabe, den Menschen hinauszuführen aus den Windeln enger Kinderverhältnisse, in die Welt, die für ihn geschaffen, und so jenes Weltbürgerthum vorzubereiten und zur Wahrheit zu machen, das zu erringen die schwierige, aber unermüdliche Aufgabe der Culturvölker der Welt ist. Für diese Aufgaben gibt es nur das Eine Höchste, das sich die Poesie als Diadem auf die Stirne zu drücken hat: die Freiheit! Jene Freiheit, die nicht auf schrankenlose Willkühr sich gründet, sondern in den Gesetzen, die sich die Völker selbst gegeben, und so hat sie voranzugehen zur Verwirklichung des edelsten Ideals, das die größten Geister aller Nationen sich gestellt. —

„Freiheit ist in der Kunstwelt wie in
„der ganzen großen Schöpfung Zweck!“

sagt Beethoven und er konnte es mit Recht sagen, er, der dem denkenden, ringenden Geist unsterbliche Töne verlieh. Dieses Wort aber gilt auch der Poesie. Die Dichtkunst, statt sich außerhalb der mächtig ringenden und strebenden Zeit zu stellen, muß diesen Ringkampf in ihr innerstes Herzblut aufnehmen. Sie muß damit der Prophet werden für die gestaltende Zeit, indem sie verzichtet, blos als Zierrathe, als Zimmerschmuck für das Leben zu gelten. Die Poesie der neuen Zeit muß die Völker ihren großen Zielen zuführen und nicht die bescheidene Rolle des Barden spielen, der nur da ist, eine langweilige Stunde zu vertreiben. Sie hat zu zeigen, daß sie nicht blos eine Zierde, eine Unterhaltung und eine Ausschmückung des Lebens sei, sondern ihr ist die gewichtige Aufgabe der Zukunft gestellt: gesetzgebende Muster zu gestalten für unser Leben in allen seinen Beziehungen. Und indem die Poesie die Völker zu den höchsten Zielen der Cultur nicht blos geleitet, sondern führt, ist sie der sühnende Engel zwischen Ideal und Leben, ist sie nichts Anderes, als die Läuterin, welche die Gegensätze des Lebens und dieses selbst löst in den Gluthen der Freiheit!

Digitized by Google

Ueber die Farben.

Von

J. Maar.

Man kann von Farben nicht sprechen ohne des Lichtes zu erwähnen, des Urgrundes ihrer Erscheinung — und doch offenbart sich das Wesen dieser Kraft fast nur in ihren für uns sichtbaren Wirkungen, das heißt in den Farben, denn sie sind, wie schon Göthe sagt, „Thaten des Lichts, Thaten und Leiden."

Mit diesen Thaten wollen wir uns daher vornehmlich beschäftigen, denn sie sind es, durch welche wir ein faßbares Bild der unsichtbaren Macht erhalten, welche eben das Licht ist und die — wissenschaftlich zu ergründen erst den vereinigten Forschungen unseres Jahrhunderts vorbehalten war. Daß ohne Licht keine Farbe möglich ist geht daraus hervor, daß Pflanzen, welche in einem vollkommen finster gehaltenen Raume gezogen werden, zwar sich plastisch entwickeln, aber alle Theile — Stengel, Blätter und Blüthen — durchaus farblos d. h. weiß bleiben. Auch die Samen und Wurzeln, welche unmittelbar von Erde umgeben, vom Lichte ausgeschlossen sind, zeigen sich weiß. Die große Verschiedenheit in der Thätigkeit des Lichts zur Hervorrufung der Farben können wir übrigens auch an vielen andern Erscheinungen in der gesammten Farbenwelt wahrnehmen. So sehen wir im Süden und besonders in den Tropenländern an Pflanzen und Thieren nicht nur ein sehr reiches Farbenleben sich ent-

Digitized by Google

weißlos, sondern wir finden auch die Elementarfarben bei Blumen und Vögeln, namentlich Roth und Gelb bis zur höchsten Pracht gesteigert, in einer Intensität, wie sie im Norden eine Unmöglichkeit sind. Das Grün der Wiesen neigt sich gegen Süden dem Gelben zu — gegen Norden hingegen wird es deutlicher und endigt in einem tiefen Blaugrün. Ebenso ist auch das Grün der Wälder ein stark mit Blau vermischtes. In der Thierwelt des Nordens fehlen die Elementarfarben Roth und Gelb gänzlich, dagegen finden wir häufiger die weiße Farbe d. h. Farblosigkeit an Säugethieren und Vögeln, weiße Bären und blaue Füchse. Obgleich der Mensch ein, von der allgemeinen Natur losgerissenes Wesen ist, so unterliegt doch auch er diesen Gesetzen im Allgemeinen. Der im Norden wohnende Mensch hat eine weiße, nur fast gerothete Haut, das Auge ist blau, das Haar blond. Das Licht hat offenbar hier nicht Kraft, die intensiven Farben hervorzurufen. — Ist somit das Licht die Quelle aller Farben, so ist es aber auch an sich farbig, und ein Strahl weißen Lichtes sind in der That einzelne Strahlen — blau, gelb und roth — theilbar. Sie bilden die drei Primärfarben und durch ihre Zusammensetzung ist jede andere Farbe zu erreichen. Wenn ein Strahl weißen Lichtes, durch ein Glasprisma gehend, von demselben zersetzt wird, so entsteht das Sonnenspectrum, welches aus den sieben, im Regenbogen enthaltenen Farben in folgender Ordnung zusammengesetzt ist: violet, dunkelblau, hellblau, grün, gelb, orange und roth, und von denen man früher annahm, daß jede von ihnen eine Elementarfarbe sei; spätere Beobachtungen haben aber gezeigt, daß alle Farben außer blau, gelb und roth dadurch gebildet werden, daß diese aufeinander einwirken oder sich mit einander verbinden.

Unter sich unterscheiden sich die Elementarfarben durch zwei Gegensätze, eine active und passive Seite, welche auch mit dem Namen Polarität bezeichnet und worauf wir später zurückkommen werden.

Wenden wir uns nach diesem der sinnlich sittlich wirkenden und ästhetischen Bedeutung der Farben zu.

Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnere sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne

Digitized by Google

auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden sein. Es ist unsrer Natur zuwider uns eine farblose Welt zu denken in welcher die Menschen gleich Marmorbildern einherwandelten. Die Farbe ist für uns der Begriff des Lebendigen — die Farblosigkeit der Begriff des Todes. — Der besondere Eindruck den aber jede einzelne Farbe auf das Auge wie auf das Gemüth des Menschen ausübt und die Ursprünglichkeit derselben hatte zur Folge, daß die Farben frühzeitig schon zu Symbolen als einer Ergänzung der Sprache oder als ein Aequivalent angewendet wurden, und heute noch angewendet werden. Die Ueberreichung einer Blume eines Straußes an eine verehrte oder geliebte Person bedarf der begleitenden Worte nicht und wird doch verstanden. Die Farben, welche der Ritter des Mittelalters zu Ehren seiner Dame trug, waren das Symbol seiner heiligsten Gefühle, für die er Gefahr und Tod nicht scheute. Durch die ganze Geschichte sehen wir die Träger von Ideen und die streitenden Parteien durch Farben bezeichnet. — So war ein rothes Kreuz das Symbol des heiligen Kampfes für die Kreuzfahrer; die weiße und rothe Rose, das Sinnbild in dem langen blutigen Streite der Häuser Lancaster und York. Unvergleichlich schön läßt Shakespeare den Plantagenet sprechen:

„Weil Redescheu die Zungen denn euch bindet,
Erklärt in stummen Zeichen die Gedanken,
Es pflücke, wer ein echter Edelmann — — —
Mit mir von diesem Strauch 'ne weiße Rose."

und weiter sagt er:

„Und diese bleiche und erzürnte Rose
Als Sinnbild meines blutbedürft'gen Hasses,
Will ich, bei meiner Seele! künftig tragen,
[illegible]h selber und mein Anhang immerdar.
[illegible] sie mit mir zu meinem Grabe welkt,
[illegible] zur Höhe meines Rangs erblüht."

[illegible]utionen und diplomatische Noten gab es in alter Zeit [illegible]niger solche, die sie hätten lesen können. Aus dem

Digitized by Google

obengenannten Beispiel erklärt sich die Entstehung aller Nationalfarben, sowie der Heraldik, welch' letztere eine eigene Wissenschaft geworden ist. So bezieht sich der blutige Löwe im österreichischen Wappen auf den tapfern Herzog Leopold als er blutbedeckt auf den Mauern von Akkon die Farben Oesterreichs aufpflanzte. Bekanntlich warf der eifersüchtige Richard Löwenherz diese nieder um Englands Farben an ihre Stelle zu setzen, was dieser später durch Kerkerhaft erst durch Leopold und dann durch den deutschen Kaiser büßen mußte. Die Beleidigung einer National- oder Corpsfarbe ward von jeher und wird noch heute einer persönlichen gleich gehalten. In Preußen verliert der der bürgerlichen Ehren Beraubte zugleich das Recht, die schwarz-weiße Kokarde zu tragen. Noch immer manifestirt der Sieger die Besitzergreifung eines Ortes durch die Aufpflanzung seiner Farben. Als in den Julitagen 1830 das pariser Volk bereits den Sieg über die Soldaten Karls X. errungen hatte — da suchte man vergebens nach einem Mittelpunkte nach einem Palladium, um welches man sich hätte schaaren können — da erschien ein Mann mit einer Tricolore aus der Kaiserzeit; mit stürmischen Jubel wurde sie begrüßt und an die Spitze gestellt, vor ihr sank das weiße Lilienbanner der alten Bourbonen für immer in den Staub; denn die Annahme der Revolutionsfarben war nur der Anfang von dem Ende des Bürgerkönigs Louis Philipps. In Deutschland hatte die Tricolore weniger Glück, nachdem sie zum erstenmale im Jahre 1819 auf der Wartburg und später am 27. Mai 1832 in schwarz-roth-gold beim Schlosse Hambach öffentlich aufgepflanzt ward. Die wandelbaren Schicksale dieser Farben, ihre zeitweise harte Verfolgung sind bekannt genug. Gar Manche werden sich dessen aus ihrer Jugendzeit erinnern — als man die verbotenen Farben im Geheimen unter der Weste trug. — Mag auch der nüchterne Verstand darüber lächeln, als eines kindischen Spiels, der Kenner der Geschichte und der Staatsmann weiß recht wohl, daß derlei stumme Zeichen Ideen bergen, daß die Farben eine Art Lapidarschrift sind, woran sich nichts mäckeln und ändern läßt und daß die mehr oder weniger geklärten Gefühle und Ansichten sich unter solchen Symbolen zur mächtigen Einheit zu entfalten vermögen.

Versuchen wir nun eine kurze Charakteristrung der einzelnen

auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden sein. Es ist unserer Natur zuwider uns eine farblose Welt zu denken in welcher die Menschen gleich Marmorbildern einherwandelten. Die Farbe ist für uns der Begriff des Lebendigen — die Farblosigkeit der Begriff des Todes. — Der besondere Eindruck den aber jede einzelne Farbe auf das Auge wie auf das Gemüth des Menschen ausübt und die Ursprünglichkeit derselben hatte zur Folge, daß die Farben frühzeitig schon zu Symbolen als einer Ergänzung der Sprache oder als ein Aequivalent angewendet wurden, und heute noch angewendet werden. Die Ueberreichung einer Blume eines Straußes an eine verehrte oder geliebte Person bedarf der begleitenden Worte nicht und wird doch verstanden. Die Farben, welche der Ritter des Mittelalters zu Ehren seiner Dame trug, waren das Symbol seiner heiligsten Gefühle, für die er Gefahr und Tod nicht scheute. Durch die ganze Geschichte sehen wir die Träger von Ideen und die streitenden Parteien durch Farben bezeichnet. — So war ein rothes Kreuz das Symbol des heiligen Kampfes für die Kreuzfahrer; die weiße und rothe Rose, das Sinnbild in dem langen blutigen Streite der Häuser Lancaster und York. Unvergleichlich schön läßt Shakespeare den Plantagenet sprechen:

„Weil Redescheu die Zungen denn euch bindet,
Erklärt in stummen Zeichen die Gedanken,
Es pflücke, wer ein echter Edelmann — — —
Mit mir von diesem Strauch 'ne weiße Rose."

und weiter sagt er:

„Und diese bleiche und erzürnte Rose
Als Sinnbild meines blutbedürft'gen Hasses,
Will ich, bei meiner Seele! künftig tragen,
Ich selber und mein Anhang immerdar.
Bis sie mit mir zu meinem Grabe welkt,
Oder zur Höhe meines Rangs erblüht."

Gedruckte Resolutionen und diplomatische Noten gab es in alter Zeit nicht, noch weniger solche, die sie hätten lesen können. Aus dem

Digitized by Google

obengenannten Beispiel erklärt sich die Entstehung aller Nationalfarben, sowie der Heraldik, welch' letztere eine eigene Wissenschaft geworden ist. So bezieht sich der blutige Löwe im österreichischen Wappen auf den tapfern Herzog Leopold als er blutbedeckt auf den Mauern von Akkon die Farben Oesterreichs aufpflanzte. Bekanntlich warf der eifersüchtige Richard Löwenherz diese nieder um Englands Farben an ihre Stelle zu setzen, was dieser später durch Kerkerhaft erst durch Leopold und dann durch den deutschen Kaiser büßen mußte. Die Beleidigung einer National- oder Corpsfarbe ward von jeher und wird noch heute einer persönlichen gleich gehalten. In Preußen verliert der der bürgerlichen Ehren Beraubte zugleich das Recht, die schwarz-weiße Kokarde zu tragen. Noch immer manifestirt der Sieger die Besitzergreifung eines Ortes durch die Aufpflanzung seiner Farben. Als in den Julitagen 1830 das pariser Volk bereits den Sieg über die Soldaten Karls X. errungen hatte — da suchte man vergebens nach einem Mittelpunkte nach einem Palladium, um welches man sich hätte schaaren können — da erschien ein Mann mit einer Tricolore aus der Kaiserzeit; mit stürmischen Jubel wurde sie begrüßt und an die Spitze gestellt, vor ihr sank das weiße Lilienbanner der alten Bourbonen für immer in den Staub; denn die Annahme der Revolutionsfarben war nur der Anfang von dem Ende des Bürgerkönigs Louis Philipps. In Deutschland hatte die Tricolore weniger Glück, nachdem sie zum erstenmale im Jahre 1819 auf der Wartburg und später am 27. Mai 1832 in schwarz-roth-gold beim Schlosse Hambach öffentlich aufgepflanzt ward. Die wandelbaren Schicksale dieser Farben, ihre zeitweise harte Verfolgung sind bekannt genug. Gar Manche werden sich dessen aus ihrer Jugendzeit erinnern — als man die verbotenen Farben im Geheimen unter der Weste trug. — Mag auch der nüchterne Verstand darüber lächeln, als eines kindischen Spiels, der Kenner der Geschichte und der Staatskunst weiß recht wohl, daß derlei stumme Zeichen Ideen bergen, daß die Farben eine Art Lapidarschrift sind, woran sich nichts mäckeln und ändern läßt und daß sie mehr oder weniger geklärten Gefühle und Ansichten sich unter solchen Symbolen zur mächtigen Einheit zu entfalten vermögen.

Versuchen wir nun eine kurze Charakterisirung der einzelnen

Farben mit ihren lebendigen Bezügen, welche wir als von allem fernehalten, was man gewöhnlich unter Farben-Symbolik versteht. Wie schon bemerkt, unterscheiden sich die Farben des Sonnenspektrums nach zwei sich entgegengesetzten Seiten, die wir mit Plus oder Gelb, oder auch mit Plus und Minus bezeichnen können.

Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend.

Gelb ist die nächste Farbe am Licht. Entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben. Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich, und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft. In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sei als Kleid, Vorhang, Tapete angenehm. Das Gold in seinem ganz ungemischten Zustande gibt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe; so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erscheint, eine prächtige und volle Wirkung thut. Dieser heitere und edle Eindruck verkehrt sich jedoch in das Gegentheil, wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, Filz und dergleichen. In der Reinheit macht das Gelbe einen warmen durchaus behaglichen Eindruck, ist aber äusserst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn es beschmutzt, oder einigermassen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

Rothgelb. Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche steigern und erheben. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher. Alles was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur in höherm Grade. Das Rothgelbe gibt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth, so wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräsentirt. Deswegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleinod in mehr oder minderm Grade erfreulich oder prächtig.

Gelbroth. Wie dem reinen Gelben sehr leicht ins Rothgelbe

hinübergeht, so ist die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitere Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen. Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde naturwüchsige Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

Man darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so scheint sich die Farbe wirklich in's Organ zu bohren. Sie bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem ziemlichen Grade von Dunkelheit. Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt und ergrimmt viele Thiere.

Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau und Blauroth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau. So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe. Diese Farbe, sagt Göthe mit Recht, macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick. Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen. Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht. Zimmer, die blau tapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber auch leer und kalt. Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Plus participirt. Das Meergrün ist vielmehr eine sehr liebliche Farbe. Blaues Glas zeigt die Gegenstände in traurigen Licht.

Rothblau. Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gestanden haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft. Das Blaue steigert sich sehr sanft ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ob es sich gleich auf der passiven Seite befindet.

Digitized by Google

Sein Reiz ist aber ein ganz anderer als der des Rothgelben. Er belebt nicht sowohl, als daß er unruhig macht. So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe fortzugehen, nicht aber wie beim Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte. Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila. Aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth. Jene Unruhe nimmt bei der weiter schreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart sein müsse, deßwegen es auch, wenn es ganz verdünnt und hell angewendet wird, seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt. Da die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.

Denn nach dieser Farbe sind wir beim reinen Roth angelangt, von Göthe, seiner hohen Würde wegen, Purpur genannt. Man muß bei dem reinen Roth alles hinweglenken, was ins Gelbe oder Blaue fallen könnte. Es erscheint im aufgetrockneten Carmin und als fertiges Pigment in der Cochenille am vollkommensten.

Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabei unsere Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nur in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, stattfinden könne. Und so entsteht, bei physischen Phänomenen, diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, nämlich auf der äußersten Gränze des Violetten und des Gelbrothen, die sich zu dieser Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leistet sie in ihrem dunklen verdichteten, dieses in ihrem hellen verdünnten Zustande; und so kann sich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden. Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns

die Geschichte manches. Auch liebten sie von jeher eine Umgebung von dieser Farbe; rothe Uniformen der Kammerherren, der Schweizergarden sind altherkömmlich und bekannt, ebenso wie die rothen Ornate der Cardinäle und Kirchenfürsten, Commandeurbänder der Feldherren als des letzten Restes von dem rothen Mantel des Kriegsgottes Mars. Roth ist die Farbe der Macht und der ausübenden Gewalt, weßhalb wohl auch die Juristen sich in dieselbe kleiden, vielleicht mit einiger Beziehung auf den blutigen Vollzug des Rechts. Diese Superiorität des Rothen erweist sich aber auch in vielen andern Dingen wie z. B. in den Farben des Kartenspiels. Sie bezeichnet im Kalender die Sonn- und Feiertage, weßhalb wohl auch der blaue Montag eine sehr bestrittene Geltung hat. „Die rothe Republik" ist ein figürlicher Ausdruck für den extremsten Zustand der Volksgewalt. So begegnet sie uns stets als der Superlativ unter ihren Schwesterfarben auch in der Symbolik der Dichter und der Maler.

Bei der Durchwanderung des physikalischen Farbenkreises begegnen wir noch einer Farbe, welche ihres eigenthümlichen Charakters wegen von großer Bedeutung ist. Wenn man Gelb und Blau, gleich bei ihrem ersten Erscheinen zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen. Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Denn wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Die wunderbare, heilkräftige Wirkung dieser Farbe auf alle Menschen überhebt uns einer weiteren Besprechung derselben.

Die Genüße, welche uns die Farbenpracht der Blumen und des Pflanzenreichs bringen, in welchem das Grün gleichsam neutralisirend dazwischentritt, sind bekannt. — Diese Pracht wird aber übertroffen durch die dem Licht und der Luft angehörenden Geschöpfe aus dem Insektenreiche, Schmetterlinge und Käfer, welcher Farbenreichthum sich bei dem höher organisirten Geschlechte der Vögel fortsetzt — um hier seinen Abschluß zu finden. Denn bei dem Säugethiere und Menschen fangen die Elementarfarben an, uns gänzlich zu ver-

ist die Dichtkunst ein reizendes, geistreiches Weib, das wohl die Sinne bezaubern, den Geist gefangen nehmen kann, der aber der innere Adel der Seele fehlt. Nur mit der Wahrheit kann die Poesie zu jenem großen Götterbilde werden, an dem kein Makel klebt und dem wir jene große Ehrerbietung zollen, die wir der Sittlichkeit und der Reinheit bezeugen. Mit der Wahrheit geht die sittliche Reinheit Hand in Hand, und die Schönheit ist nicht Schönheit ohne sie.

Die Wissenschaft aber allein ist die Quelle der Wahrheit; sie ist die labende Schwester, welche die errungenen köstlichen Früchte der Kunst immer und immer wieder reicht; und will die Kunst nicht versiegen, will sie die hohe Aufgabe: die Völker zu veredeln und zu allem Edlen und Großen zu erziehen, erfüllen, so muß sie an diesen Früchten sich neu kräftigen. Will insbesondere die Poesie den Völkern gleich einer prosetischen Verheißung voranziehen, will sie die Quelle, aus der sich die Völker immer wieder begeistern, indem sie die von der Dichtkunst vorgehaltenen großen, sittlichen Ideale zu verkörpern suchen, nicht verschließen, so darf sie sich nicht außerhalb des Kreises der Wissenschaft stellen, sondern sie ist an die Fortschritte des Wissens gebunden. Der neuen Poesie warten die höchsten Aufgaben. Sie soll die Priesterin sein der neuen Religion, jener hohen Geistesreligion welche die Gottheit nicht in einem abgeschlossenen Raum, sondern im Weltall sucht und in der eigenen Menschenbrust; die in den beiden Fundamentalsätzen ruht: in der Wahrheit und in der Liebe. Sie soll den Menschen begeistern für sich und damit für die Gesammtheit — die Menschheit. Sie soll ihn lehren sich seiner selbst zu freuen, nicht weil ihn eine Gottheit geformt, sondern weil sie den Funken der Gottheit selbst in ihn gelegt, den Funken, der auch die ganze Welt bewegt. Sie soll ihn lehren sich der Menschenwürde zu freuen, die ihn verpflichtet, all die herrlichen Kräfte, die die Gottheit in ihn legte, zur vollen Entfaltung zu bringen; sie soll ihn aber auch lehren, sich beschränken zu können, Herr zu werden der eigenen Begierden und Leidenschaften, sobald sie die Rechte des Nächsten, oder der Gesammtheit verletzen wollen. Er soll fühlen, daß er nur ein Ring ist in der Kette der Gesammtheit, daß er nur mit dieser zum Vollgenuß dessen kommt, was die Kräfte Aller zusammengetragen, um es ihm zum Mitgenuß zu bieten, daß er aber deßhalb die volle Kraft freudig

Digitized by Google

einsetze für die Gesammtheit, daß er so mitwirke an der Förderung all des Großen, was die Völker zu erringen streben. Sie hat die gewaltige Aufgabe, den Menschen hinauszuführen aus den Windeln enger Kinderverhältnisse, in die Welt, die für ihn geschaffen, und so jenes Weltbürgerthum vorzubereiten und zur Wahrheit zu machen, das zu erringen die schwierige, aber unermüdliche Aufgabe der Culturvölker der Welt ist. Für diese Aufgaben gibt es nur das Eine Höchste, das sich die Poesie als Diadem auf die Stirne zu drücken hat: die Freiheit! Jene Freiheit, die nicht auf schrankenlose Willkühr sich gründet, sondern in den Gesetzen, die sie sich selbst gegeben, und so hat sie voranzugehen zur Verwirklichung des edelsten Ideals, das die größten Geister aller Nationen sich gestellt. —

„Freiheit ist in der Kunstwelt wie in
„der ganzen großen Schöpfung Zweck!“

sagt Beethoven und er konnte es mit Recht sagen, er, der dem denkenden, ringenden Geist unsterbliche Töne verlieh. Dieses Wort aber gilt auch der Poesie. Die Dichtkunst, statt sich außerhalb der mächtig ringenden und strebenden Zeit zu stellen, muß diesen Ringkampf in ihr innerstes Herzblut aufnehmen. Sie muß damit der Prophet werden für die gestaltende Zeit, indem sie verzichtet, blos als Zierrathe, als Zimmerschmuck für das Leben zu gelten. Die Poesie der neuen Zeit muß die Völker ihren großen Zielen zuführen und nicht die bescheidene Rolle des Barden spielen, der nur da ist, eine langweilige Stunde zu vertreiben. Sie hat zu zeigen, daß sie nicht blos eine Zierde, eine Unterhaltung und eine Ausschmückung des Lebens sei, sondern ihr ist die gewichtige Aufgabe der Zukunft gestellt: gesetzgebende Muster zu gestalten für unser Leben in allen seinen Beziehungen. Und indem die Poesie die Völker zu den höchsten Zielen der Cultur nicht blos geleitet, sondern führt, ist sie der sühnende Engel zwischen Ideal und Leben, ist sie nichts Anderes, als die Läuterin, welche die Gegensätze des Lebens und dieses selbst löst in den Gluthen der Freiheit!

Digitized by Google

Ueber die Farben.

Von

J. Maar.

Man kann von Farben nicht sprechen ohne des Lichtes zu erwähnen, des Urgrundes ihrer Erscheinung — und doch offenbart sich das Wesen dieser Kraft fast nur in ihren für uns sichtbaren Wirkungen, das heißt in den Farben, denn sie sind, wie schon Göthe sagt, „Thaten des Lichts, Thaten und Leiden.“

Mit diesen Thaten wollen wir uns daher vornehmlich beschäftigen, denn sie sind es, durch welche wir ein faßbares Bild der unsichtbaren Macht erhalten, welche eben das Licht ist und die — wissenschaftlich zu ergründen erst den vereinigten Forschungen unseres Jahrhunderts vorbehalten war. Daß ohne Licht keine Farbe möglich ist geht daraus hervor, daß Pflanzen, welche in einem vollkommen finster gehaltenen Raume gezogen werden, zwar sich plastisch entwickeln, aber alle Theile — Stengel, Blätter und Blüthen — durchaus farblos d. h. weiß bleiben. Auch die Samen und Wurzeln, welche unmittelbar von Erde umgeben, vom Lichte ausgeschlossen sind, zeigen sich weiß. Die große Verschiedenheit in der Thätigkeit des Lichts zur Hervorrufung der Farben können wir übrigens auch an vielen andern Erscheinungen in der gesammten Farbenwelt wahrnehmen. So sehen wir im Süden und besonders in den Tropenländern an Pflanzen und Thieren nicht nur ein sehr reiches Farbenleben sich ent-

Digitized by Google

wickeln, sondern wir finden auch die Elementarfarben bei Blumen und Vögeln, namentlich Roth und Gelb bis zur höchsten Pracht gesteigert, in einer Intensivität, wie sie im Norden eine Unmöglichkeit sind. Das Grün der Wiesen neigt sich gegen Süden dem Gelben zu — gegen Norden hingegen wird es dunkler und endigt in einem tiefen Blaugrün. Ebenso ist auch das Grün der Wälder ein stark mit Blau vermischtes. In der Thierwelt des Nordens fehlen die Elementarfarben Roth und Gelb gänzlich, dagegen finden wir häufiger die weiße Farbe d. h. Farblosigkeit an Säugethieren und Vögeln, weiße Bären und blaue Füchse. Obgleich der Mensch ein von der allgemeinen Natur losgetrenntes Wesen ist, so unterliegt doch auch er diesen Gesetzen im Allgemeinen. Der im Norden wohnende Mensch hat eine weiße nur zart geröthete Haut, das Auge ist blau, das Haar blond. Das Licht hat offenbar hier nicht Kraft, die intensiven Farben hervorzurufen. — Ist somit das Licht die Quelle aller Farben, so ist es aber auch an sich farbig, und ein Strahl weißen Lichtes ist in drei einzelne Strahlen — blau, gelb und roth — theilbar. Sie bilden die drei Primärfarben und durch ihre Zusammensetzung ist jede andere Farbe zu erreichen. Wenn ein Strahl weißen Lichtes, durch ein Glasprisma gehend, von demselben zersetzt wird, so entsteht das Sonnenspectrum, welches aus den sieben, im Regenbogen enthaltenen Farben in folgender Ordnung zusammengesetzt ist: violet, dunkelblau, hellblau, grün, gelb, orange und roth, und von denen man früher annahm, daß jede von ihnen eine Elementarfarbe sei; spätere Beobachtungen haben aber gezeigt, daß alle Farben außer blau, gelb und roth dadurch gebildet werden, daß diese aufeinander einwirken oder sich mit einander verbinden.

Unter sich unterscheiden sich die Elementarfarben durch zwei Gegensätze, eine active und passive Seite, welche auch mit dem Namen Polarität bezeichnet und worauf wir später zurückkommen werden.

Wenden wir uns nach diesem der sinnlich sittlich wirkenden und ästhetischen Bedeutung der Farben zu.

Die Menschen empfinden im Allgemeinen eine große Freude an der Farbe. Das Auge bedarf ihrer, wie es des Lichtes bedarf. Man erinnere sich der Erquickung, wenn an einem trüben Tage die Sonne

Digitized by Google

auf einen einzelnen Theil der Gegend scheint und die Farben daselbst sichtbar macht. Daß man den farbigen Edelsteinen Heilkräfte zuschrieb, mag aus dem tiefen Gefühl dieses unaussprechlichen Behagens entstanden sein. Es ist unserer Natur zuwider uns eine farblose Welt zu denken in welcher die Menschen gleich Marmorbildern einherwandelten. Die Farbe ist für uns der Begriff des Lebendigen — die Farblosigkeit der Begriff des Todes. — Der besondere Eindruck den aber jede einzelne Farbe auf das Auge wie auf das Gemüth des Menschen ausübt und die Ursprünglichkeit derselben hatte zur Folge, daß die Farben frühzeitig schon zu Symbolen als einer Ergänzung der Sprache oder als ein Aequivalent angewendet wurden, und heute noch angewendet werden. Die Ueberreichung einer Blume eines Straußes an eine verehrte oder geliebte Person bedarf der begleitenden Worte nicht und wird doch verstanden. Die Farben, welche der Ritter des Mittelalters zu Ehren seiner Dame trug, waren das Symbol seiner heiligsten Gefühle, für die er Gefahr und Tod nicht scheute. Durch die ganze Geschichte sehen wir die Träger von Ideen und die streitenden Parteien durch Farben bezeichnet. — So war ein rothes Kreuz das Symbol des heiligen Kampfes für die Kreuzfahrer; die weiße und rothe Rose, das Sinnbild in dem langen blutigen Streite der Häuser Lancaster und York. Unvergleichlich schön läßt Shakespeare den Plantagenet sprechen:

„Weil Redescheu die Zungen denn euch bindet,
Erklärt in stummen Zeichen die Gedanken,
Es pflücke, wer ein echter Edelmann — — —
Mit mir von diesem Strauch 'ne weiße Rose."

und weiter sagt er:

„Und diese bleiche und erzürnte Rose
Als Sinnbild meines blutbedürft'gen Hasses,
Will ich, bei meiner Seele! künftig tragen,
Ich selber und mein Anhang immerdar.
Bis sie mit mir zu meinem Grabe welkt,
Oder zur Höhe meines Rangs erblüht."

Gedruckte Resolutionen und diplomatische Noten gab es in alter Zeit nicht, noch weniger solche, die sie hätten lesen können. Aus den

Digitized by Google

obengenannten Beispiel erklärt sich die Entstehung aller Nationalfarben, sowie der Heraldik, welch' letztere eine eigne Wissenschaft geworden ist. So bezieht sich der blutige Löwe im österreichischen Wappen auf den tapfern Herzog Leopold, der blutbedeckt auf den Mauern von Akkon die Farben Oesterreichs aufpflanzte. Bekanntlich warf der eifersüchtige Richard Löwenherz diese nieder um Englands Farben an ihre Stelle zu setzen, was dieser später durch Kerkerhaft erst durch Leopold und dann durch den deutschen Kaiser büßen mußte. Die Beleidigung einer National- oder Corpsfarbe ward von jeher und wird noch heute einer persönlichen gleich gehalten. In Preußen verliert der der bürgerlichen Ehren Beraubte zugleich das Recht, die schwarz-weiße Kokarde zu tragen. Noch immer manifestirt der Sieger die Besitzergreifung eines Ortes durch die Aufpflanzung seiner Farben. Als in den Julitagen 1830 das pariser Volk bereits den Sieg über die Soldaten Karls X. errungen hatte — da suchte man vergebens nach einem Mittelpunkte nach einem Palladium, um welches man sich hätte schaaren können — da erschien ein Mann mit einer Tricolore aus der Kaiserzeit; mit stürmischen Jubel wurde sie begrüßt und an die Spitze gestellt, vor ihr sank das weiße Lilienbanner der alten Bourbonen für immer in den Staub; denn die Annahme der Revolutionsfarben war nur der Anfang von dem Ende des Bürgerkönigs Louis Philipps. In Deutschland hatte die Tricolore weniger Glück, nachdem sie zum erstenmale im Jahre 1819 auf der Wartburg und später am 27. Mai 1832 in schwarz-roth-gold beim Schlosse Hambach öffentlich aufgepflanzt ward. Die wandelbaren Schicksale dieser Farben, ihre zeitweise harte Verfolgung sind bekannt genug. Gar Manche werden sich dessen aus ihrer Jugendzeit erinnern — als man die verbotenen Farben im Geheimen unter der Weste trug. — Mag auch der nüchterne Verstand darüber lächeln, als eines kindischen Spiels, der Kenner der Geschichte und der Staatsmann weiß recht wohl, daß derlei stumme Zeichen Ideen bergen, daß die Farben eine Art Lapidarschrift sind, woran sich nichts mäckeln und ändern läßt und daß die mehr oder weniger geklärten Gefühle und Ansichten sich unter solchen Symbolen zur mächtigen Einheit zu entfalten vermögen.

Versuchen wir nun eine kurze Charakterisirung der einzelnen

Digitized by Google

Farben mit ihren lebendigen Bezügen, indem wir uns von allem dem fernehalten, was man gewöhnlich unter Farben-Chemie versteht. Wie schon bemerkt, unterscheiden sich die Farben des Sonnenspektrums nach zwei sich entgegengesetzten Seiten, die wir mit Plus oder Gelb, oder auch mit Plus und Minus bezeichnen können.

Die Farben von der Plusseite sind Gelb, Rothgelb (Orange), Gelbroth (Mennig, Zinnober). Sie stimmen regsam, lebhaft, strebend.

Gelb ist die nächste Farbe am Licht. Entsteht durch die gelindeste Mäßigung desselben. Sie führt in ihrer höchsten Reinheit immer die Natur des Hellen mit sich, und besitzt eine heitere, muntere, sanft reizende Eigenschaft. In diesem Grade ist sie als Umgebung, es sei als Kleid, Vorhang, Tapete angenehm. Das Gold in seinem ganz ungemischten Zustande gibt uns, besonders wenn der Glanz hinzukommt, einen neuen und hohen Begriff von dieser Farbe, so wie ein starkes Gelb, wenn es auf glänzender Seide, z. B. auf Atlas erscheint, eine prächtige und volle Wirkung thut. Dieser heitere und edle Eindruck verkehrt sich jedoch in das Gegentheil, wenn die gelbe Farbe unreinen und unedlen Oberflächen mitgetheilt wird, wie dem gemeinen Tuch, Filz und dergleichen. In der Reinheit macht das Gelbe einen warmen durchaus behaglichen Eindruck, ist aber äusserst empfindlich und macht eine sehr unangenehme Wirkung, wenn es beschmutzt, oder einigermassen ins Minus gezogen wird. So hat die Farbe des Schwefels, die ins Grüne fällt, etwas Unangenehmes.

Rothgelb. Da sich keine Farbe als stillstehend betrachten läßt, so kann man das Gelbe sehr leicht durch Verdichtung und Verdunklung ins Röthliche steigern und erheben. Die Farbe wächst an Energie und erscheint im Rothgelben mächtiger und herrlicher. Alles was wir vom Gelben gesagt haben, gilt auch hier, nur in höherm Grade. Das Rothgelbe gibt eigentlich dem Auge das Gefühl von Wärme und Wonne, indem es die Farbe der höhern Gluth, so wie den mildern Abglanz der untergehenden Sonne repräsentirt. Deswegen ist sie auch bei Umgebungen angenehm, und als Kleinod in mehr oder minderm Grade erfreulich oder prächtig.

Gelbroth. Wie das reine Gelb sehr leicht ins Rothgelbe

Digitized by Google

hinübergeht, ist ihr die Steigerung dieses letzten ins Gelbrothe nicht aufzuhalten. Das angenehme heitere Gefühl, das uns das Rothgelbe noch gewährt, steigert sich bis zum unerträglich Gewaltsamen im hohen Gelbrothen. Die active Seite ist hier in ihrer höchsten Energie, und es ist kein Wunder, daß energische, gesunde naturwüchsige Menschen sich besonders an dieser Farbe erfreuen. Man hat die Neigung zu derselben bei wilden Völkern durchaus bemerkt. Und wenn Kinder, sich selbst überlassen, zu illuminiren anfangen, so werden sie Zinnober und Mennig nicht schonen.

Wen darf eine vollkommen gelbrothe Fläche starr ansehen, so beängstigt sich die Farbe wirklich in's Organ zu hohem Grade bringt eine unglaubliche Erschütterung hervor und behält diese Wirkung bei einem gewissen Grade von Dunkelheit. Die Erscheinung eines gelbrothen Tuches beunruhigt, und erzürnt viele Thiere.

Die Farben von der Minusseite sind Blau, Rothblau und Blauroth. Sie stimmen zu einer unruhigen, weichen und sehnenden Empfindung.

Blau. So wie Gelb immer ein Licht mit sich führt, so kann man sagen, daß Blau immer etwas Dunkles mit sich führe. Diese Farbe, sagt Göthe mit Recht, macht für das Auge eine sonderbare und fast unaussprechliche Wirkung. Sie ist als Farbe eine Energie; allein sie steht auf der negativen Seite und ist in ihrer höchsten Reinheit gleichsam ein reizendes Nichts. Es ist etwas Widersprechendes von Reiz und Ruhe im Anblick. Wie wir den hohen Himmel, die fernen Berge blau sehen, so scheint eine blaue Fläche auch vor uns zurückzuweichen. Wie wir einen angenehmen Gegenstand, der vor uns flieht, gern verfolgen, so sehen wir das Blaue gern an, nicht weil es auf uns dringt, sondern weil es uns nach sich zieht. Zimmer, die blau tapezirt sind, erscheinen gewissermaßen weit, aber auch leer und kalt. Es ist nicht unangenehm, wenn das Blau einigermaßen vom Roth participirt. Das Meergrün ist vielmehr eine sehr unfreundliche Farbe. Blaues Glas zeigt die Gegenstände im traurigen Licht.

Rothblau. Wie wir das Gelbe sehr bald in einer Steigerung gefühlvoll haben, so bemerken wir auch bei dem Blauen dieselbe Eigenschaft. Das Blaue steigert sich sehr schnell ins Rothe und erhält dadurch etwas Wirksames, ohne sich gleich auf der passiven Seite zu befinden.

Digitized by Google

Sein Reiz ist aber ein ganz anderer als der des Rothgelben. Er belebt nicht sowohl, als daß er unruhig macht. So wie die Steigerung selbst unaufhaltsam ist, so wünscht man auch mit dieser Farbe fortzugehen, nicht aber wie beim Rothgelben, immer thätig vorwärts zu schreiten, sondern einen Punkt zu finden, wo man ausruhen könnte. Sehr verdünnt kennen wir die Farbe unter dem Namen Lila. Aber auch so hat sie etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit.

Blauroth. Jene Unruhe nimmt bei der weiter schreitenden Steigerung zu, und man kann wohl behaupten, daß eine Tapete von einem gesättigten Blauroth eine Art von unerträglicher Gegenwart sein müsse, deßwegen es auch, wenn es ganz verdünnt und hell angewendet wird, seiner bezeichneten Natur nach einen ganz besondern Reiz ausübt. Da die hohe Geistlichkeit diese unruhige Farbe sich angeeignet hat, so dürfte man wohl sagen, daß sie auf den unruhigen Staffeln einer immer vordringenden Steigerung unaufhaltsam zu dem Cardinalpurpur hinaufstrebe.

Denn nach dieser Farbe sind wir beim reinen Roth angelangt, von Göthe, seiner hohen Würde wegen, Purpur genannt. Man muß bei dem reinen Roth alles hinweglenken, was ins Gelbe oder Blaue fallen könnte. Es erscheint im aufgetrockneten Carmin und als fertiges Pigment in der Cochenille am vollkommensten.

Wenn wir beim Gelben und Blauen eine strebende Steigerung ins Rothe gesehen und dabei unsere Gefühle bemerkt haben, so läßt sich denken, daß nur in der Vereinigung der gesteigerten Pole eine eigentliche Beruhigung, die wir eine ideale Befriedigung nennen möchten, stattfinden könne. Und so entsteht, bei physischen Phänomenen, diese höchste aller Farbenerscheinungen aus dem Zusammentreten zweier entgegengesetzten Enden, nämlich auf der äußersten Gränze des Violetten und des Gelbrothen, die sich zu dieser Vereinigung nach und nach selbst vorbereitet haben.

Die Wirkung dieser Farbe ist so einzig wie ihre Natur. Sie gibt einen Eindruck sowohl von Ernst und Würde, als von Huld und Anmuth. Jenes leistet sie in ihrem dunklen verdichteten, dieses in ihrem hellen verdünnten Zustande; und so kann sich die Würde des Alters und die Liebenswürdigkeit der Jugend in Eine Farbe kleiden. Von der Eifersucht der Regenten auf den Purpur erzählt uns

die Geschichte manches. Auch liebten sie von jeher eine Umgebung von dieser Farbe; rothe Uniformen der Kammerherren, der Schweizergarden sind altherkömmlich und bekannt, ebenso wie die rothen Ornate der Cardinäle und Kirchenfürsten, Commandeurbänder der Feldherren als des letzten Restes von dem rothen Mantel des Kriegsgottes Mars. Roth ist die Farbe der Macht und der ausübenden Gewalt, weßhalb wohl auch die Juristen sich in dieselbe kleiden, vielleicht mit einiger Beziehung auf den blutigen Vollzug des Rechts. Diese Superiorität des Rothen erweist sich aber auch in vielen andern Dingen wie z. B. in den Farben des Kartenspiels. Sie bezeichnet im Kalender die Sonn- und Feiertage, weßhalb wohl auch der blaue Montag eine sehr bestrittene Geltung hat. „Die rothe Republik" ist ein figürlicher Ausdruck für den extremsten Zustand der Volksgewalt. So begegnet sie uns stets als der Superlativ unter ihren Schwesterfarben auch in der Symbolik der Dichter und der Maler.

Bei der Durchwanderung des physikalischen Farbenkreises begegnen wir noch einer Farbe, welche ihres eigenthümlichen Charakters wegen von großer Bedeutung ist. Wenn man Gelb und Blau, gleich bei ihrem ersten Erscheinen zusammenbringt, so entsteht diejenige Farbe, welche wir Grün nennen. Unser Auge findet in derselben eine reale Befriedigung. Denn wenn beide Mutterfarben sich in der Mischung genau das Gleichgewicht halten, dergestalt, daß keine vor der andern bemerklich ist, so ruht das Auge und das Gemüth auf diesem Gemischten wie auf einem Einfachen. Man will nicht weiter und man kann nicht weiter. Die wunderbare, heilkräftige Wirkung dieser Farbe auf alle Menschen überhebt uns einer weiteren Besprechung derselben.

Die Genüße, welche uns die Farbenpracht der Blumen und des Pflanzenreiches bringen, in welchem das Grün gleichsam neutralisirend dazwischentritt, sind bekannt. — Diese Pracht wird aber übertroffen durch die dem Licht und der Luft angehörenden Geschöpfe aus dem Insektenreiche, Schmetterlinge und Käfer, welcher Farbenreichthum sich bei dem höher organisirten Geschlechte der Vögel fortsetzt — um hier seinen Abschluß zu finden. Denn bei dem Säugethiere und Menschen fangen die Elementarfarben an, uns gänzlich zu ver-

lassen. Die Wesen sind hier auf einer höheren Stufe angelangt. Weiß und Schwarz, Gelb, Gelbroth und Braun, wechseln auf mannichfaltige Weise, doch erscheinen sie niemals auf eine solche Art, daß sie uns an die Elementarfarben erinnerten. Sie sind vielmehr Alle gemischte, durch organische Kochung hervorgebrachte Farben und bezeichnen mehr oder weniger die Stufenhöhe des Wesens, dem sie angehören. — Wenn bei Affen gewisse nackte Theile blau, mit Elementarfarben erscheinen, so zeigt dieß die weite Entfernung eines solchen Geschöpfes von der Vollkommenheit an; denn man kann sagen, je roher ein Geschöpf ist, desto mehr ist alles Stoffartige in ihm verarbeitet; je wesentlichen seine Oberfläche mit dem Innern zusammenhängt, desto weniger können auf derselben Elementarfarben erscheinen. Denn da, wo Alles ein vollkommenes Ganzes zusammen ausmachen soll, kann sich nicht hier und da etwas Spreuisches absondern. Dagegen ist die Oberfläche des Menschen glatt und rein, und läßt, bei den vollkommensten, außer wenigen mit Haar mehr gezierten als bedeckten Stellen, die schöne Form sehen. Doch haben wir es hier nur mit der Farbe zu thun. Es ist aber die Farbe der menschlichen Haut in allen ihren Abweichungen durchaus keine Elementarfarbe, sondern eine durch organische Kochung höchst bearbeitete Erscheinung. So zeigt uns daher auch die menschliche Haut nicht nur die feinste Farbe der Welt, sondern durch einen wundervollen Wechsel von opalen und durchsichtigen Tönen auch die vollkommenste Farbenharmonie — weßwegen denn auch die Maler aller Zeiten nicht das Farbenspiel von Schmetterlingen und Papageien — sondern den menschlichen „Fleischton" zu ihrem vornehmsten und eifrigsten Studium gemacht haben. Es würde zu weit und doch zu keiner Befriedigung führen, die mannigfaltigen inneren Unterschiede zwischen den Menschen der verschiedenen Haut- und Haarfarbe darstellen zu wollen. Genug daß sie bestehen. Erfahrungsgemäß hat der blonde Habitus als etwas seltnes und vornehmes bei Griechen, Römern und Esparianern stets eine besondere Auszeichnung genossen, auch die nordische Mythologie spricht von dem goldgelockten Göttergeschlechte der Asen. Doch macht England hiervon eine Ausnahme. Das Vorgreifen eines Mannes mit schwarzem Haar am Neujahrmorgen hält man dort für

eine glückwünschende Vorbedeutung. Es ist das ein Compliment für die sprudelnden Quellen des sächsischen Terrains.

Wir haben nun noch zwei Farben übrig, die in der Sprache der Physik als Bezeichnungen der schon genannten Primären, in der Kunstsprache aber als gebrochene Farben aufgeführt werden, nämlich Grün und Braun. Endlich auch noch Schwarz und Weiß, welche im gewöhnlichen Leben als Farben, aber in der Malerei sowohl als in der Physik nur wie die Begriffe von Hell und Dunkel ihre Stelle haben. Stoßen wir einen durchsichtigen Körper wie ein reines Glas zu Pulver, so erhalten wir Weiß, so daß man nach dieser Wahrnehmung schon einsehen kann, daß Weiß nichts anderes ist, als ein verdichtetes Licht. Durch die Zusammenmischung der drei Primärfarben, Roth, Blau und Gelb in ihrer höchsten Energie erhalten wir eine Dunkelheit, welche dem Schwarz entspricht, also dem Gegensatz von Weiß. Mischt man diese Farben jedoch in einem weniger gesättigten Zustand zusammen, so entsteht Braun — ganz ebenso wie durch das Zusammenbringen von Schwarz und Weiß, so daß diese Farbe, je nachdem sie heller oder dunkler ist, zum Schwarzen oder Weißen strebt. Braun entsteht auch durch eine Verbindung des Rothgelben mit Schwarz. Die sinnlich sittliche und ästhetische Bedeutung dieser Farben steht keineswegs hinter den primären oder Elementarfarben zurück, in Gegentheil begegnen wir ihnen, wie schon oben angedeutet, vorzugsweise bei den Griechischen höheren Bildung, welche im Menschen gefühlsmäßig durch Einfachheit haben.

Es ergibt sich aus dem Bisherigen wohl zur Genüge, daß das, was man Geschmack, und im höheren Sinne Farbenharmonie nennt, durchaus nichts Willkührliches, ohne Convention Entstehendes, sondern ein in natürlichen Bedingungen begründetes Verhältniß ist, welches, wenn auch ohne wissenschaftliche Formeln, doch seinem innern Wesen nach

Denn wie die Absicht oder Natur dem Menschen die größere Stoffwelt zu entdecken, um seinen Geist so vielseitig als möglich zu bilden, aus dem entgegengesetzten so wird der Mensch auch selbst durch eine innere Nothwendigkeit getrieben, die Farbe seiner Umgebung,

Digitized by Google

welche ihm wie seine zweite Haut anzieht, nach jener zu wählen, eine Thatsache, welche durch einzelne Ausnahmen oder Zufälligkeiten nicht widerlegt wird, so daß es nicht schwer wäre, ganze Nationen und Zeitalter nach ihrem größern oder geringern Farbenbedürfniß zu charakterisiren. Im Allgemeinen wollen wir nur bemerken, daß wilde Nationen, ungebildete Menschen und Kinder eine große Vorliebe für lebhafte und starke Farben haben, daß gebildete Menschen in Kleidung und sonstiger Umgebung die grellen Farben vermeiden, oder doch nur sehr vereinzelt zulassen.

Göthe sagt: „Die schwarze Farbe sollte den venetianischen Edelmann an eine republikanische Gleichheit erinnern.“ Daß die schwarze Kleidung in unsrer Zeit die gemeinsame Tracht der Gebildeten von ganz Europa und dem größten Theile von Amerika geworden, ist vielleicht ein deutliches Symbol für die Gleichheit der Bildung und des Weltbürgerthums. Wenn es der Stand oder die hohe Stellung Einzelner erfordert, die Würde der äußeren Erscheinung durch brillante Farbenbekleidung zu unterstützen, wie namentlich bei den Uniformen, so gibt es aber noch viel mehr Menschen, welche gerne unter ihres Gleichen sich verlieren und deßhalb die unscheinbarern gebrochenen und dunklen Farben zur Kleidung wählen, die eben wegen ihrer Vielseitigkeit Modefarben genannt werden. Im farbenreichen und farbenfreudigen Mittelalter waren es nur die Klosterleute und die vom Markt des Lebens Zurückgezogenen, Philosophen und Denker, welche die anspruchslosen Farben grau und braun, gemeinsam mit den ärmern Klassen trugen. Es ist dies in der Natur der Sache, und wir könnten uns gar nicht denken, daß Franz von Assisi seine Assorti in grünem oder rothem Anzuge gepredigt habe.

Was nun das Schwarze betrifft, so dürfen wir ihm, ohne eigne Geringschätzung unsers modernen Geschmacks, schon nichts Adeles nachsagen. Doch brauchen wir uns dabei keinen Zwang anzuthun, denn die berühmtesten Porträtmaler haben diese Farbe mit Vorliebe angewendet, um dem menschlichen Fleisch eine höhere Bedeutung zu geben. Schwarze Kleidung ist ernst und feierlich, wenig weiße Wäsche das Düstere neutralisirt, und steigert sich zum Vornehmen und Würdevollen, wenn sie aus edlen Stoffen, wie Sammt oder Atlas besteht. Empfiehlt sie sich somit für Männer und wohl auch für Frauen von

freien Alters, so gilt das nicht auch für die Jugend, denn eine frische Gesichtsfarbe kann manniere Farben nicht nur sehr gut vertragen, sondern fordert sie sogar. Das Weiß. Außer dem Begriffe des Lichts ist es der der Reinheit. Kein Wunder, daß es durch diese natürliche Eigenschaft das Sinnbild der sittlichen und moralischen Reinheit und der makellosen Unschuld wurde. Weil sie in der That ja die Farblosigkeit ist und für uns den sinnlichen Eindruck des Lichtes und des Verklärten macht, so wurde sie auch dieser versöhnenden Eigenschaft wegen vielfach in die heilige Symbolik eingeführt, und ebenso von den Dichtern zu reizenden Bildern benutzt. Bei alten und neuen Völkern und bei verschiedenen Religionen finden wir die Priester in Weiß gekleidet. Als eine alte und natürliche Sitte erscheint uns, daß Jungfrauen sich gerne in diese Farbe bei festlichen Gelegenheiten kleiden, und es macht einen malerischen Reiz, bei ländlichen Spielen im Grünen, Wasserfahrten oder im Ballsaale diese lichte Farbe aus den farbigen Gruppen hervortreten zu sehen. Zudem ist sie ebenso wie das Schwarz geeignet, die Schönheit einer zarten Hautfarbe zu erhöhen.

Als Wäsche ist sie die Zierde jeder Kleidung bei Männern und Frauen, sie begleitet uns als deren edelster Theil von der Wiege bis zur Bahre. Von jeher waren die Frauen die treuen Pflegerinnen und Erhalterinnen dieser jungfräulichen Farbe und sie steht bei den Meisten als der vornehmste Zweig der hauswirthschaftlichen Verwaltung oben an, weßhalb denn auch an Waschtagen die Frauen mit besondrer Würde uns entgegentreten, welche diese natürlich stets anerkennen, wodurch es auch begreiflich ist, wie die eben mit Waschen beschäftigte Königstochter Nausikaa dem Helden Odysseus in unwiderstehlicher Hoheit erscheinen mußte, als er ihr und den sie umgebenden Hofdamen den bekannten Besuch abstattete.

So reizend und erhaben zugleich aber das Weiß in farbiger und lebendiger Umgebung wirkt, so ist es für sich allein, nämlich ohne farbige Folie das Bild des Abgestorbenseins und des Todes. Bei verschiedenen Nationen ist es daher auch, wie bei uns das Schwarze, die Farbe der tiefsten Trauer.

Denn alles Lebendige und Werdende strebt zur Farbe, zum Besondern, zur Specification. Alles

Digitized by Google

Ueberlebte zieht sich nach dem Weißen, zum Verblassen ins Farblose, zur Abstraktion. — In dieser Farbe des Lichts schuf sich denn auch die menschliche Phantasie die verklärten Gestalten eines höheren Seins und nach einem alten frommen Glauben schwang sich die vom Irdischen befreite Seele als weiße Taube zum Himmel empor.

Die Fähigkeit, die Farben zu sehen, oder vielmehr sie richtig zu sehen, ist nicht allen Menschen eigen, ja es gibt solche, welche Farben gar nicht wahrnehmen, denen die Dinge wie ein schwarzer Kupferstich erscheinen. Wir haben einen bekannten Maler, der, weil er keine Farbe sieht, aber doch ein ausgebildetes plastisches Formengefühl hat, seine Oelbilder grau in grau malt. Unter Farbensinn ist daher zunächst zu verstehen, ein für das richtige Farbensehen empfängliches Auge. Dem allgemeinsten Bedürfniß der Menschen, sich dauernd mit Farben zu umgehen, dient die Färberei, ein sehr altes Gewerbe. Dem höheren Bedürfnisse des Farbensinnes entspricht die Malerei, in welchen sich die ästhetische Wirkung des Farbenlebens in der Verklärung geistiger Weihe dem äußeren und inneren Auge offenbart.

Reisebilder aus Ungarn.

Von

A. Roth.

Von Wien bis Pest.

Das Land jenseits der Leitha, welches seit der Katastrophe von Világos für immer vom eigentlich politischen Schauplatze verdrängt schien, hat sich durch die bewunderungswürdige Standhaftigkeit und das unauslöschliche Nationalgefühl seiner Bevölkerung seit kaum Jahresfrist eine Stelle von nicht zu unterschätzender Wichtigkeit für die Geschichte unserer Tage und eine schwerwiegende Bedeutung in politischer Hinsicht wiedererworben. Oesterreich ist zweigetheilt, und der Schwerpunkt des Staates thatsächlich von Wien, der alten Kaiserstadt, nunmehr der Stadt des Staatsbankerotts, nach dem königlichen Ofen und der zur Weltstadt heranwachsenden Schwester Pest verlegt. Dieß uns die besondere Eigenart des Ungarlandes, wo Kultur, hochsinniges Streben und all die Ueberfeinerung westeuropäischer Großstädte mit rohester Naturwüchsigkeit, mittelalterlichem Feudalismus, mangelhaftester Bildung fast unvermittelt contrastiren, wo Prachtliebe, Reichthum und Verschwendung die schärfste Folie an unsäglicher Armuth, Verthatlosigkeit und ekelstem Vagabundenwesen finden, wo zugleich die landschaftliche Scenerie so sehr gegen das Bild deutschländischer Gaue absticht. Dieß alles mag dem heimgekehrten Touristen zur Rechtfertigung

helfen, wenn er aus dem gefüllten Skizzenbuche der Erinnerung das eine oder andere charakteristische Bildchen hervorlangt und im Kreise nachsichtiger Beschauer von Hand zu Hand gehen läßt. Diese Skizzen wollen keinen Anspruch auf künstlerische Vollendung erheben; unterwegs mit breiten und flüchtigen Strichen, oft mit verschwenderischer Farbe hingeworfen, wie es eben Zeit und Ort dem Wanderer an die Hand gab, wollen sie weiter nichts vorstellen, als genrehafte Scenen aus dem Volksleben oder landschaftliche Stimmungsbilder, gerade lebhaft genug, um an ihnen das Andenken bunter Erlebnisse aufzufrischen, nicht künstlerisch genug, um das geübte Auge strenger Kritik zu ertragen.

Von Wien nach Pest: es ist keine volle Tagreise mehr, seitdem der Schienenstrang der südöstlichen Staatsbahn die beiden größten Städte des Kaiserstaates verbindet, und doch, welch unvergleichlicher Unterschied in Allem und Allem! Wiederholt habe ich im Laufe weniger Jahre die Strecke durchmessen, wiederholt die March, die nördliche Zwillingsschwester der staatenspaltenden Leitha überschritten, und jedesmal hinterließ mir die östliche Grenzmark Deutschlands einen tiefen, wenngleich jedesmal veränderten Eindruck im Gemüthe. Das erste Mal trug mich das Dampfroß von Wien aus einer ungewissen Zukunft voll bänglicher Zweifel und Hoffnungen, fremdartigen Verhältnissen, ja geradezu feindseligen Umgebungen entgegen. Damals zitterten in Ungarn noch die leidenschaftlichen Bestrebungen des 1861er Landtages, die mächtige Wirkung des Deákschen Adreßentwurfes in allen Herzen nach, der Haß gegen Oesterreich hatte sich zum intensivsten Nationalhaß gegen alles Deutschthum gesteigert; noch kurz zuvor waren in Pest und anderen Städten Deutsche vom Pöbel insultirt worden. So war es denn aber keine überwältig heitere Stimmung, die mich über das trostlos langweilige Marchfeld, die uralte Wahlstatt deutsch-avarischer Kämpfe begleitete, und mit einem heißen Seufzer sah ich die damals noch verstümmelte Pyramide des Stephansthurmes unter dem Gesichtskreis hinabsinken, noch ehe der Zug über die Marchbrücke dahindonnerte und in die Defileen der westlichsten Karpathen-Ausläufer einlenkte. Niedrige Hügelketten zogen von Norden herüber und stiegen terrassenförmig zu einem höheren, dunkel bewaldeten Bergrücken an, an dessen Gehänge die Kurven der Eisenbahn

Digitized by Google

sich schmiegten, während auf seinen Schultern dichte Morgennebel gegen die aufgehende Sonne kämpften; ein Kampf, hoffnungslos, wie jener der Titanen gegen die ewigen Götter, denn gleich nachdem der Zug den langen Tunnel durch das Herz des letzten Felsenwalles durcheilt hatte, brach das goldene Sonnenlicht durch und bestrahlte mit freudigem Glanze die alte ungarische Reichs- und Krönungsstadt Preßburg, die über die Stadt emporragende Citadelle, Schloß Theba und einen unermeßlichen Gesichtskreis, der sich in das wellige Hügelland Oberungarns und das breite, fruchtbare, trefflich angebaute Donauthal eröffnete und erst in duftig blauer Ferne seine unbestimmte Begränzung fand. Es war, zumal nach der Eintönigkeit der vorausgegangenen Fahrt, ein reizender Anblick, und man konnte darüber wohl manche Sorge vergessen, wenn sich auch nicht jeder Enthusiasmus zu solcher Höhe steigerte, wie der eines jungen ungarischen Theologen, meines Reisebegleiters von Wien her, der entzückt ausrief: O Magyarország, o Vaterland! und das von stolzem Nationalgefühl überschwellende Sprichwort citirte: Extra Hungariam non est vita, et si est vita, non est ita. (Außerhalb Ungarns ist kein Leben und gäb' es eines, wäre es doch nicht das rechte.) Diese Begeisterung hielt aber den angehenden Diener Gottes nicht ab, sofort den trefflichen Preßburger Bratwürsten zuzusprechen und sogar Schwechater Bier, das auf dem Perron des Bahnhofs vom Fasse weg verzapft wurde, dem magyarischen Rebenblute vorzuziehen, mit welch' letzterem ich meinerseits aus leicht verzeihlicher Neugierde eine erste, sehr lohnende Bekanntschaft anknüpfte, um mich gleich beim Eintritt ins Land ein wenig zu akklimatisiren. Von eigentlich ungarischem Wesen war in Preßburg, wenigstens auf dem Bahnhofe, noch wenig zu verspüren; die Mehrzahl sprach deutsch, deutsch-österreichische Offiziere flanirten sporenklirrend und säbelrasselnd den Perron entlang, abendländische Tracht, die charakteristischen Laute des Wiener Dialekts überwogen weitaus, nur einige slowakische Rastelbinder kauerten auf nackter Erde neben den Erzeugnissen ihrer mäusefeindlichen Industrie und schmatzten vergnüglich am heimathlichen Speckbrod herum. Typischer war dagegen die neue Reisegesellschaft, die der Zug nach kurzem Aufenthalt dem Innern des Landes entgegentrug. Da machte sich bereits der Attila und der Kalpak des Vollblut- und Halbblutmagyaren neben dem Paletot und

Digitized by Google

dem Kalabreser des „schwabischen“ Fremdlings und das scharfaccentuirte, tiktakende ungarische Idiom neben den nachläßig geschliffenen Sylben des Niederösterreichers auffällig breit. Ansprechender als diese fremdartigen Spuren schien mir der Blick in die hellbeleuchtete, von frischem Morgenwind durchbrauste Sommerlandschaft. Zu beiden Seiten dehnten sich vielversprechende Weingärten weithin, rechts allmälig an die waldigen Kämme des immer mehr zurücktretenden Gebirges aufklimmend, links von unabsehlichen Weizen- und Kukuruzfeldern begrenzt, lange Pappelalleen bezeichneten die Richtungen zahlreicher Landstraßen, und mitten durch das sonnige Gefilde schlang sich ein vielgekrümmtes glitzerndes Silberband, die Donau. Diese spaltet sich gleich unterhalb Preßburg in zwei Hauptarme, von unbedeutenderen Wasserläufen, die sich zum Theil im sumpfigen Schilfland verlieren, abgesehen. Der südliche, größere Stromtheil hält ziemlich genau die östliche Richtung ein, wogegen der nördliche einen weiten Bogen zieht, die Gewässer der Waag aufnimmt und bei Komorn, der uneinnehmbaren, durch Klapka's heldenmüthige Vertheidigung berühmten Festung, sich mit dem Hauptstrom wieder vereinigt. Zwischen beiden Flußarmen liegt, weit dahingedehnt, aber ungesund, die Insel Schütt. Doch zeichnet sich für uns die Linie ihrer Waldsäume und Thurmspitzen nur am äußersten Horizonte ab. Nach und nach gelangt man in wohlgebautes Flachland, mit Ausnahme der spärlichen menschlichen Wohnsitze ganz ähnlich unserer niederbayerischen Kornkammer; Station um Station, alle anmuthig von wildem Wein überwuchert und in förmlichen Hainen rothblühender Akazien versteckt, fliegt vorüber, die Bahn schwenkt in weitem Bogen von der Donau nach Norden ab, überfliegt die Waag, den Sprößling der hohen Tatra an Galiziens Grenzscheide, und nach zwei Stunden, wie eben die Junisonne den Zenith erklommen hat, ist Station Neuhäusel an der Neutra erreicht, wo eine vortrefflich besetzte Tafel zum Mittagsmale einlädt. Die pikante ungarische Küche und der feurige Wein lassen uns über die versalzene Zeche ein leichtsinniges Auge zudrücken. Draußen vor der weinumrankten Pforte des Et-terem (Speisesaales), wie die schon ganz ungarische Aufschrift lautet, hat sich eine Zigeunerbande aufgepflanzt und fidelt mit Virtuosität, ohne Noten, ohne Taktstock, die seltsamen Tanzweisen, welche allen ungarischen Volksliedern unterlegt sind, herunter.

Digitized by Google

Der Stationsplatz glich einem Bivouak. Rings auf der Erde um die brodelnden Menagekessel lagerte ein zahlreicher Trupp Soldaten, meist Kavalleristen, Husaren, die ihre vaterländische Garnison, ihr liebes Pusztenland, mit den Fiebersümpfen Mantua's vertauschen sollten, hübsche, dunkeläugige, sonnverbrannte Gesichter, schlanke, biegsame Gestalten, die der verschnürte Dolman und der kleine, steifgewichste Schnurrbart gleich gut kleideten. Wie lauschten die Leute mit sichtlichem Vergnügen, als die eigenthümlich gehaltenen, bald sehnsüchtig klagenden, bald wild aufjauchzenden Melodien sich der Geige entrangen, als der originelle Rythmus des Csardas sich aus dem chaotischen Vorspiel entwickelte, wie naiv war ihr Jubel, als der kommandirende Offizier die Erlaubniß zum Tanze ertheilte, wie rasch hatten sich Unteroffizier und Gemeiner zu Paaren gefunden, wie munter führten Infanterist und Husar die kokette Symbolik des Tanzes durch! Doch allzukurz dauerte die Lust; das Kommando: Einsteigen erscholl, die erhitzten Tänzer eilten zu den Wagen, und als sich hinter dem letzten Mann die Thüre schloß, hörte mit einem jähen Bogenstrich die Musik auf, ein hundertstimmiges Eljen, Eljen a háza! (Es lebe das Vaterland!) erscholl, und mit gellendem Pfiff setzte die Lokomotive ein.

In entgegengesetzter Richtung trug uns der Zug davon, wieder näher der Donau zu. Romantische Bergzüge begrenzten den Horizont immer enger und enger, bis endlich das Geleise den Strom erreichte, den eine jenseitige Gebirgsmasse zwang, in einer Biegung nach Norden in ein mäßig breites, prächtiges Thal einzulenken, wo die Bahnlinie hoch am rebenbepflanzten Gehänge mittels bedeutender Einschnitte, Aufdämmungen, Galerien und anderer Kunstbauten seine mannigfachen Krümmungen begleitet. Schroffe und nackte Felsklippen, waldgekrönte oder malerisch zerrissene Bergkuppen schauten über saftiges Grün der Gärten, wo schon die edle Traube zu schwellen begann, hinab in die voll dahinströmenden Fluthen, gegen die ein Remorqueur mit kraftvollem Schaufelschlage sich abarbeitete, ein Paar schwerbefrachtete Fähren hinter sich herschleppend, während bepimpelte Dampfer kleinerer Art auf dem breiten Stromrücken mühelos hinabplätscherten.

Endlich taucht in der Ferne jenseits des Stromes ein mächtiger Kuppelbau auf und wächst rasch zum getreuen Abbild der römischen

Digitized by Google

Peterskirche heran. Das ist die Domkirche zu Gran, dem Sitze des Fürsten-Primas von Ungarn. Unser Zug rasselt über eine Gitterbrücke, die das vielinselige Delta des Granflusses bei dessen Einmündung in die Donau überspannt, und hält bei dem Oertchen Nana, wo die Ueberfähre nach der ansehnlichen Bischofsstadt sich befindet. Hier öffnet sich nach Norden ein hoch ansteigendes Kesselthal, aus dem die Gran hervorbricht, nachdem sie in weitem Bogen den Ausweg aus dem Bergkande gefunden, das von hier aus gegen den Centralstock der ungarischen Karpathen, die hohe Tatra, ansteigt und, die Bergstädte Schemnitz, Kremnitz, Alt- und Neusohl, Liptau rc. mit ihrem unerschöpflichen Metallreichthum in sich schließend, den nordungarischen Montandistrikt bildet. Dieser Distrikt enthält überwiegend slavische Bevölkerung, Slowaken, meist der Bergwerksindustrie zugewendet, daher man die Gegend auch die Slowakei nennt, aber auch viele Deutsche, Einwanderer von Uralters her, niedersächsischen Blutes, deren Anzahl in der benachbarten Zips und Marmaros noch mehr zunimmt, ein überaus thätiges, fleißiges Völkchen, das treulich seine deutsche Mutterspracbe bewahrt hat, wenngleich mit slavischen und magyarischen Einschiebseln bereichert.

Wir eilen weiter, setzen auf einer zweiten klirrenden Gitterbrücke auch über die Eipel und nähern uns allmälig dem Punkte, wo die Donau aus den einengenden Bergen heraustretend in mächtigem Kniebogen nach Süden sich wendet. Vorher aber erscheinen auf vorspringender steiler Felsenterrasse am jenseitigen Ufer die prächtigen Ruinen des Schlosses Wissegrad. Diese Burg, deren Räume mehr als einen ungarischen König beherbergt haben, wurde von Matthias Corvinus, welcher sie ihrer romantischen Lage wegen besonders liebte, zu einem wahren Prachtbau umgestaltet. Der Wille des fürstlichen Naturfreundes zauberte aus der felsigen Wildniß die lieblichsten Gärten und Parkanlagen hervor, und der Duft und die Farbenpracht der Rosengebüsche, aus welchen das Lied der Nachtigallen in die milde Nacht hinaus schallte, rissen sogar den päpstlichen Legaten, als er dort am königlichen Hoflager weilte, zum bewundernden Ausrufe hin: Hier ist das Paradies wiedergefunden! Wie viel an dieser Huldigung des geistlichen Diplomaten wirkliches Entzücken, wieviel höfische Schmeichelei gewesen, bleibe dahingestellt. Jetzt aber ist Wissegrad kein Pa-

Digitized by Google

radies, kein Ort für prachtliebende Hofhaltung mehr; die Türken brachen seine Zinnen, legten es in Asche und verwüsteten Gärten und Haine, an deren Stelle wildes Dorngebüsch die morschen Trümmer überwuchert. Aber noch immer ziehen die malerischen Reste der stolzen Königsburg auf ihrer luftigen Höhe den staunenden Blick auf sich, obwohl längst von ihnen das Wort des persischen Dichters gilt:

. . . . . am Thor
Die Spinn' als Kämm'rer zieht den Vorhang vor,
Und in Afrasiab's Königshallen
Hört man die Heermusik der Eule schallen.

Fast unversehrt aber zieht sich die alte Ringmauer von der Hügelterrasse bis zur Donau herab, ein ernstes Wahrzeichen, daß auch diese fürstliche Behausung eben nichts weiter war als eine Zwingburg für das umliegende Land.

Das ziemlich ansehnliche Groß-Màros, fast durchaus von Raizen (serbischen Einwanderern) bewohnt, hat dem von der Sonnenhitze erschöpften Reisenden nur eine, freilich köstliche, Gabe zu bieten, frisches Trinkwasser; wie es heißt, soll die Quelle ein leichter Eisensäuerling sein. Zerlumpte Kinder laufen mit thönernen, enghälsigen, weitbauchigen Gefäßen und je einem bemalten Henkelglase die Rampe des Stationshauses entlang und schreien durchdringend: Tessék friss vizet? Tetszik friss vizet? (Ist frisches Wasser gefällig? Wünschen Sie frisch Wasser?)

In weiter Kurve folgt nun die Bahn wieder der Donau, die hier an der Kante eines massigen Bergklotzes scharf nach Süden umbiegt und sich sogleich in zwei Arme spaltet, um die langgestreckte bewaldete St. Andreasinsel zu umfassen, die bis dicht oberhalb Pest sich erstreckt. Selbst in dieser Bifurcation, die seine Wassermasse zur Hälfte den Blicken entzieht, entfaltet der herrliche Strom eine imponirende Breite und eine Fülle, mit der sich der Rhein bei Weitem nicht messen kann. Der schmächtige Leib des schwäbischen Kindes, des bayerischen Backfischleins ist hier zu vollendeter Schönheit und Ueppigkeit herangewachsen. Flachere Ufergelände begleiten den Strom zur Linken, rechts weist ihm ein weithingedehnter Ausläufer des obenerwähnten Gebirgsstockes die südliche Bahn und thürmt sich zuletzt noch

Digitized by Google

einmal zu dem stattlichen Berghaupte auf, auf dessen Scheitel die Ofener Burg ruht. Hart an der östlichen Biegung des Stromknies aber liegt die volkreiche Raizenstadt Waizen, der Hauptrekrutirungsplatz der Matrosen für die Flußschifffahrt, der Stapelplatz alles Tabakschmuggels aus den Ländern der unteren Donau. Die Gegend wird dichter bevölkert, die Scenerie bunter, je näher Pest heranrückt, Frachtfuhrwerke in großer Anzahl, ländliche Wanderer, Sonntagsreiter, glänzende Karossen beleben die Chausseen, die sternförmig von der Stadt ausstrahlen, Landhäuser, Akazienhaine, Luftgärten reihen sich immer dichter aneinander, bis endlich der Zug unter der dämmerigen Einsteighalle des Bahnhofes hält. Wenige Schritte bringen uns aus dem Menschengewühl und dem babylonischen Sprachengewirr des Bahnhofes hinaus auf die Hauptverkehrsader der Stadt, die Waizenergasse, welche sich breit und ziemlich geradlinig nach dem Kerne des Häuserkonglomerates hinabsenkt und rechts, namentlich von ihrem höheren Theile aus, manchen reizenden Ausblick auf die segelbelebte Donau und das schwesterliche Ofen gewährt. Schon hier drängt sich die Bemerkung auf, welche der Verlauf der Wanderungen durch die übrigen Stadttheile bestätigt, daß Pest eine noch unfertige, eine erst werdende Großstadt, immer aber eine Stadt von unermeßlicher Anlage und Wachsthumsfähigkeit ist. Herrliche Paläste dicht neben Stallungen und Dungstätten, thurmhohe Häusermassen neben ebenerdigen Baracken, kostbare Trottoirs neben dem ausgesuchtesten, wahrhaft orientalischen Straßenkoth, hochstrebende Tempelkuppeln und hart daran, ja vielleicht an die Sakristei angebaut die Höhlen der Trunksucht und der tiefsten Verworfenheit, öffentliche Gebäude für höheren wissenschaftlichen Unterricht, um den Preis von Millionen erbaut und dotirt, und vor dem Marmorportale das Zelt des unsteten, halbnackten Zigeuners — das sind Kontraste, die man so unvermittelt, in solcher Naivetät in keiner abendländischen Kapitale antrifft. Hier aber reichen sich Orient und Occident unverkennbar die Hand, und in der Bevölkerung sind alle möglichen Racen Europa's vertreten und vermischt, so daß es bald dem geübtesten Genealogen unmöglich sein dürfte, für jede Nationalität den stammverwandten Antheil am Blute der heranwachsenden Zukunftsrace nachzuweisen. Pest hat sein ganz besonderes typisches Gepräge; es ist ein kosmopolitischer Zug in seiner Physiognomie, der

Digitized by Google

uns weit mehr berechtigt, ihm das Talent zur Weltstadt beizumessen, als es z. B. der Berliner von seiner Metropolis der Intelligenz behaupten kann. Diesen Eindruck machen insbesondere die noch unfertigen östlichen Quartiere, deren Straßen, obwohl sich jetzt noch ganze Schweineheerden in ihren grundlosem Kothe ungestört gütlich thun, doch ihrer ganzen Anlage nach versprechen, vielleicht schon in einem oder zwei Jahrzehnten sich in lange Zeilen von Prachtgebäuden zu verwandeln. Die Bevölkerung nimmt reißend zu, Alles strömt nach dem Herzen des Landes, dem ungarischen Paris. Wien, das sich bemüht, die Fesseln, die ihm Natur und Ueberlieferung angelegt, zu sprengen und seinen Rieſenleib noch breiter dahinzulagern, Wien wächst auch noch immer, aber nicht von innen heraus, sondern nur dadurch, daß es die umliegenden Ortschaften eine um die andere verschlingt, wie der rollende Schneeball durch Agglutination zur Lawine wird, wogegen Pest einem Baume gleicht, der immer neue Jahresringe aus seinem eigenen Safte ansetzt. Wien ist betäubend, sinnverwirrend durch sein Straßentreiben, es ist eine übervölkerte Großstadt, aber es ist provinziell, hausbacken geblieben in seinen Sitten und Gewohnheiten, seinen Bedürfnissen und Bestrebungen, es wird nie Weltstadt werden. Pest aber, in dessen Adern junges, feuriges Blut wallt, hat einen, ich möchte sagen, genialen Anflug und kann, ja wird die Hauptstadt Cisleithaniens bald erreichen, ohne Mühe überflügeln, besonders wenn der politische Schwerpunkt, der jetzt noch zwischen Wien und Pest balancirt, mehr und mehr, wie es den Anschein hat, nach Ungarn fallen sollte. Wenn man auf der Kettenbrücke steht, welche den prachtvollen Pester Quai mit der Festung Ofen verbindet, und das wunderbar schöne Landschaftsbild, das sich stromaufwärts, stromabwärts entfaltet, mit seiner ewig wechselnden Staffage von Dampfern, Seglern, Flößen, Nachen, Fuhrwerk aller Art und regem Menschengewühl auf den Geist wirken läßt, wenn man hier die reiche, herrliche, sonnenhelle Stadt, hier die dunkelanstrebenden Massen des Blocksberges, an den sich so viele ruhmvolle historische Erinnerungen knüpfen, betrachtet, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren — und Verfasser hat dieß bei jedem Besuche in Pest deutlicher empfunden —, daß dieser Doppelstadt noch eine große Zukunft vorbehalten sei. Wohl mag die Donau bis dahin noch manche ihrer wunderbar blauen Wogen

Digitized by Google

hinabwälzen, aber die Signatur der Stadt ist eine entschieden glückverheißende, und wer die Handlinien des staatlichen und volksthümlichen Lebens deuten gelernt hat, wird sicherlich zustimmen, wenn ich wiederhole: Pest wird Weltstadt.

So stellte sich mir Oberungarn und seine Hauptstadt im Lichte der ersten Anschauung dar. Spätere Besuche haben nicht viel an diesem Eindrucke modifizirt, höchst das eine oder andere Vorurtheil beseitigt, das auf der Verschiedenheit ererbter deutscher und anzugewöhnender magyarischer Sitte wohl hauptsächlich beruhen mochte. Als ich, nach Deutschland zurückkehrend, die Zwillingsstädte zum letzten Male sah, prangten sie im buntesten Flaggenschmuck und in den Blumenguirlanden des ersten Frühlings zu Ehren der Anwesenheit des Kaiserpaares und schwärmten noch ganz im Taumel des ausgelassensten Enthusiasmus, den erst das Jahr 1866 nach so mancher herben Enttäuschung zur Frucht staatlichen Selbstthums zeitigen sollte.

Auf der Puszta.

Wenn man auf der südöstlichen Staatsbahn von Pest aus dem Oriente zustrebt, so bemerkt man bald, wie die kleinen Defileen, durch welche die Bahnlinie Anfangs geleitet ist, allmälig in den Boden versinken und in ein Flachfeld mit unermeßlichem Gesichtskreis übergehen. Diese Ebene, zum Theil mit Körnerfrüchten angebaut, mit menschlichen Ansiedelungen dünn übersäet, größtentheils aber mit einem kurzen Rasen bekleidet und mit Ginsterbüschen und anderen geselligen Pflanzen bestanden, ist die Puszta. Es wäre jedoch irrig, dieses eigenthümliche Flachland mit den ausgedehnten Ebenen anderer Länder in Reihe zu stellen. Vor Allem ist die ungarische Puszta keine Wüste, wie man sich gerne vorstellt, kein todtes, sandbedecktes, wasserarmes Terrain, sondern höchst fruchtbarer, reicher, fast ganz jungfräulicher Boden, der sich der geringsten Kultur überaus dankbar bezeigt; die Puszta hat mit Ausnahme der ebenen Lage auch nichts mit der südrussischen oder kaspischen Steppe gemein; sie ruht nicht auf dem ausgetrockneten Boden eines Salzmeeres; ihre vieltausendjährige Humusschichte trägt weder eine salzige Kruste, noch die charakteristische Steppenflora von Salz- und Strandpflanzen, noch ist sie von jenen gefährlichen Schründen

Digitized by Google

und tiefeingeschnittenen Wasserrissen durchfurcht, die das Tiefland des Dniepr und der Wolga auszeichnen, die Puszta ist eben so wenig mit der Lüneburger Haide, noch mit den südamerikanischen Pampas, Llanos oder Savannen zu vergleichen, obwohl sie mit diesen letzteren verhältnißmäßig noch die meiste Verwandtschaft zeigt; sie hat mit allen nur das Merkmal der Ebene, des Tieflandes gemein, sonst aber ist sie eine Welt für sich, von ausgesprochener Eigenart, von ganz besonderem Reiz, sie ist interessant sowohl in landschaftlicher als auch in ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung, und wer sie kennt, wem es vergönnt war, ihren verborgenen Schönheiten nachzuspüren, ihren melancholischen oder sagen wir besser elegischen Charakter auf sein Gemüth wirken zu lassen, sein Auge an ihrer originellen Scenerie zu sättigen; wessen Ohr die gehaltenen Klänge der Geige in einsamer Csarda oder des Cymbals unter Zigeunerzelten vernommen, wer den Zug ins Unendliche genossen hat, den ein weitgespannter Himmelsbogen, ein unabsehbares Landgebiet unwillkürlich in der Seele wachrufen, wer vollends das Trugspiel der Fee Morgana auf einsamer Wanderung belauscht, oder das kühne Treiben des Csikos mit angesehen hat — der begreift die Schwärmerei, mit welcher der Pusztensohn an seiner Heimath hängt, der fühlt das Heimweh mit, welches dem gebräunten Krieger Thränen erpreßt, wenn mitten im herrlichsten Alpenland oder unter der betäubenden Pracht der Großstädte heimathliche Klänge, seien es nun die Laute der Muttersprache oder die so innige und herzrührende Sprache der Geige, an sein Ohr schlagen, der kennt die Quelle, aus der Lenau und Petöfi, überhaupt alle ungarischen Dichter ihre Heimathselegien, ihre schönsten, begeistertsten Vaterlandslieder geschöpft haben, der versteht die Philosophie der Zigeuner, „wie man das Leben vertrinkt, verspielt, verschläft und es dreimal verachtet". Uebt ja selbst auf den vielgereisten, vom Uebermaß des Schauens schier abgestumpften Touristen die Pusztenwelt, das Pusztenleben eine ganz merkwürdig bezaubernde, man möchte sagen opiatische Wirkung aus. Nie hat mich die Lust des Träumens so angewandelt, nie ist mir die tiefsinnige Lehre von Nirwana, dem Sichselbstverlieren, so einschmeichelnd zu Sinne gegangen, als da ich mitten in der grenzenlosen Weite mich, ermüdet von langem Ritte im Sonnenbrande, unter den niedrigen Schatten eines Röhrichts am Ufer der Maros hinstreckte,

Digitized by Google

den Sattel als Pfühl nahm und nun die Blicke in die lichte, gluterfüllte Himmelsbläue versenkte oder nach dem Horizonte schweifen ließ, den eine täuschende Luftspiegelung bald hinter die Grasspitzen der nächsten flachen Bodenwelle, bald in unerreichbare Ferne verlegte. Die Luft flimmerte von Licht und Hitze, nebenan, aber vor hohem Schilf und Röhricht unsichtbar, plätscherten die Wellen des Flusses leise wie ein Wiegenlied über den Uferkies dahin, sonst hörte man keinen Laut, nicht einmal ein Vogelschrei war vernehmbar, höchstens das Rascheln der smaragdgrünen Eidechse zwischen den Halmen, das Geflüster des üppigen Schilfes und das Summen unzähliger Netzflügler unterbrach die Stille der Siesta. Und ich lag da, von süßer Ermattung befangen, offenen Auges, offenen Gemüthes, aber so entbündet von allen Gedanken, allem Wissen und allen Sorgen, daß ich nichts fühlte, als „die süße Lust des Daseins" und — Nichtsthuns! That ich wirklich nichts? Doch; aber es war vielmehr ein passives Thun; ich ließ, ganz an den Genuß der Ruhe dahingegeben, lediglich die Außenwelt mit ihren tausend Bildern kaleidoskopisch auf meine Seele wirken, ohne die lange Reihe lustvoller Eindrücke im Mindesten durch den Versuch einer Reflexion zu stören. Wie ein Becher, der ins Meer gefallen, unter langsamem Wiegen und Hinundherschaukeln auf den Wogen allmälig das klare Naß einschlürft, sich füllt und endlich unmerklich in die Tiefe versinkt, so sog meine Seele die Unendlichkeit ein und sank zuletzt, gesättigt, ermüdet und widerstandslos in die Dämmerung eines köstlichen Schlummers, indeß mein Pferd, dem ich die Vorderhufe mit der Halfter gefesselt, in der Nähe ruhig weidete.

Ein schwerer Regentropfen, der klatschend auf meine Stirne fiel, weckte mich nach einigen Stunden jählings auf. Ich fuhr empor. Wie war die Scene verändert! Während ich schlief, hatte der Sonnenbrand aus den leichten Dunstflöckchen des Vormittags drohende, blauschwarze, fahlgesäumte Knäuel geballt, die tückisch grollend am Himmel sich emporthürmten und weit voraus über die heiße Puszta unheimliche Halbschatten warfen. Trüber Dunst löste sich von den Rändern des finstern Wolkengebirges ab und sank brütend und den Horizont verschleiernd zur Erde, über welche schon der Vorläufer des Gewitters, ein hohler Sturmwind, stoßweise dahinfegte. Das war

Digitized by Google

keine erfreuliche Aussicht, mitten auf der Puszta, meilenweit von allen menschlichen oder mindestens wirthlichen Niederlassungen, von einem aller Voraussicht nach ungewöhnlich heftigen Unwetter mit strömendem Platzregen und anderem Rüstwerk der himmlischen Pyro- und Hydrotechnik eingeholt und — eingeweicht zu werden. An ein Erreichen meines eigentlichen Reisezieles, Szegedin, durfte ich heute bereits nicht mehr denken; dorthin zu gelangen, wäre auch ohne den tückischen Streich, den mir Gott Morpheus gespielt, Aufgabe eines mehrstündigen scharfen Rittes gewesen; es konnte daher nur noch gelten, in Eile ein Obdach, irgend eine Tanya oder Csarda (Pusztenschenke) zu gewinnen, um die durchnäßten Kleider — schon fielen die Tropfen reichlicher — zu trocknen und nach einem frugalen Imbiß auf irgend einer Schütte Binsen mich auszustrecken und zu ruhen, wofern das zahllose Ungeziefer Letzteres zuließe.

Ein Pfiff brachte das wohlgezogene Rößlein zur Stelle, im Nu war der Sattel wieder befestigt, und eben, als ein erster Wetterstrahl die Wolken spaltete, saß auch der Reiter in den Bügeln und ließ den Zügel schießen. Mit wenigen Sätzen war die Heerstraße — wenn nämlich eine Unzahl in den Rasen neben- und übereinander eingeschnittener Geleise diese Benennung verdient —, von der ich seitwärts zum Flußufer abgelenkt hatte, wieder erreicht, und nun begann eine abenteuerliche Jagd. Hinter mir brauste schon der volle Wirbelsturm; ein gespenstischer Reiter peitschte er sein Wolkenroß mit züngelnden Blitzen, dürre Halme, Laubwerk, Sand wirbelten unter dem dröhnenden Hufschlag empor, zerfetzte Nebelmassen schleiften, wie die Zipfel einer Schabracke, tief auf der Erde daher, und immer lauter, näher und durchdringender erscholl die Stimme, der heisere Hetzruf des wilden Jägers (az Ördök, wie die rohe Naturgewalt in der ungarischen Götterlehre heißt, die, ähnlich der Religion der Parsi, nur ein wohlthätiges und ein zerstörendes Princip (Ormuzd und Ahriman, hier Isten und Ördök) kannte. Erst die christlichen Bekehrer machten aus der prachtvollen Gestalt des „Gottes der Vernichtung", die sie in der Vorstellung des Volkes nicht ausrotten konnten, die lächerlich-scheußliche Karikatur des „Teufels"). Voraus aber, querfeldein über die niedere Grasfläche flog das gescheuchte Wild, die auserlesene Jagdbeute, ich und mein wackeres Rößlein, beide von dem heißen Wunsche nach Schutz

Digitized by Google

und Obdach beseelt, fliegenden Haares, flatternder Mähne, athemlos und doch voll seltsamen Behagens an dem wilden Rennen. Ueber Stock und Stein gings dahin, über seichte Gräben und niederes Strauchwerk, abseits von dem fußtiefen Sande des Fahrweges, der, schon im trockenen Zustande ein ermüdendes Hemmniß, durch den einbrechenden Platzregen in einen grundlosen, zähen Schlammbrei verwandelt wurde, in welchem an kein Fortkommen, geschweige denn ein eiliges, zu denken gewesen wäre. Immer näher auf die Fersen mit bedenklicher Eile rückte mir der schattenhafte Feind, schon war die ganze weite Landschaft in Gischt und sprühenden Regen gehüllt, nur südlich lag noch grelles Sonnenlicht auf der Gegend, doch sah ich deutlich den verwaschenen Saum des Gewitterschattens voranrücken und mehr und mehr von der beleuchteten, durch Luftspiegelung auffallend erhobenen und nahe gerückten Fläche verschlingen, bis gleichförmiges Dunkel den ganzen Gesichtskreis einhüllte.

Fast eine Meile Weges mochte auf diese Weise in kürzester Zeit verronnen sein, ohne daß sich eine Spur von menschlichen Niederlassungen oder gar ein menschliches Wesen selbst gezeigt hätte. Dagegen war das Unwetter jetzt mit voller Wucht über die Puszta und den einsamen Reiter, der ihr zur Staffage diente, hereingebrochen; der Sturmwind bog die Ginsterstauden bis zur Erde nieder, und der sprühende Regen durchnäßte Roß und Mann in wenigen Augenblicken bis auf die Haut. An kleinen Akaziengebüschen, vereinzelten Birkenwäldchen ging das tolle Rennen wie im Fluge vorüber, niedrige Bodenerhebungen, welche die Lichtbrechung in der Entfernung zu scheinbaren Hügelketten anschwellte, hemmten so wenig den raschen Hufschlag, als die seichten Rinnsale der Sickerbächlein, welche theils der Maros ihr gewöhnlich spärliches Naß zubringen, theils auf halbem Wege in flachen Mulden zu stagnirenden Sumpfwassern, kleinen Weihern und Rohrbrüchen sich ausbreiten. Wie reizvoll liegt ein solcher Tümpel im hellen Tagesschimmer da, rings von rispigem Rohr und kolbigem Schilf umzäunt, mit den weißen Sternen der Parnassien dichtbesäet — dazwischen die großen herzförmigen Blatt-Teller der Seerosen und deren üppig entwickelte Blüthen — belebt vom Wasserhuhn, das munter in die klare Fluth taucht, umtanzt von Strandläufern und Kibitzen. Aus dem undurchdringlichen Dickicht des Geröhres schallt das Geschnatter

Digitized by Google

der brütenden Ente oder das knarrende „Quack“ eines vergnüglich sich sonnenden Fröschleins, Mückenschwärme wiegen sich über der Wasserfläche, Wasserspinnen wirbeln, Schwimmkäfer schießen darauf hin und her, und die Schleie huscht behend am Grunde hin, um mit der Beute sich gleich wieder in den Uferschlamm zu bergen. Und wenn Nachts der Mond sein Spiegelbild in der leise zitternden Fluth kühlt, wenn weiße Nebel um das Röhricht spinnen und draußen auf der saftig angefeuchteten Grasebene zu Elfenringen auseinanderfließen, wenn das tausendstimmige Konzert der Cicaden und Frösche anhebt, und leise wie ein Schatten Freund Reineke, behutsam äugend und spürend, das Gewässer umschleicht, um einen Pfad zu finden, der ihn zu den Eiern des Kibitzes und zu einem leckern Entenbraten brächte; und man steht so draußen, etwa im Schatten eines Strauches, mitten in der unabsehbaren Feldeinsamkeit und kann das Athemholen der schlummernden, träumenden Schöpfung belauschen — das ist ein ganz unvergeßliches stimmungsvolles Bild!

Jetzt aber peitschten Sturm und Regen die Fluth zu schmutzigem Schaum, der untermischte Hagel zerfetzte die Seerosen und das Schilf, alles Lebendige war im tiefsten Dickicht untergekrochen, das Rohr ächzte und knirschte unter dem Anprall des Orkans, und durch das Bette des nährenden Quellbächleins schoß ein gurgelnder, wirbelnder Schwall daher und trübte in wenigen Augenblicken den Teich mit seinem Schlamme, so daß das zerstörte Idyll, zumal in der röthlich-bleigrauen Gewitterbeleuchtung, fast unheimlich aussah.

Unter einer alten einsamen Eiche hatte ein Häslein sich ins Gras gedückt und dachte schon, hart an den Stamm geschmiegt, den Aufruhr der Elemente an sich gefahrlos vorübergehen lassen zu können. Da scheucht den Armen Pferdegetrappel aus seiner behaglichen Sicherheit auf, und Lampe gibt Fersengeld, der Verfolgte eines Verfolgten, das lächerliche Element in unserem Steeple-Chase. Doch beneidete ich den Geängstigten aufrichtig um den kühnen Hakensprung, mit dem er zuletzt, verzweifelt und athemlos, sich aus der Verfolgungslinie brachte und neben einem Binsenbüschel sich zusammenkauernd die wilde Jagd an sich vorüberbrausen ließ, ich beneidete ihn um die Schadenfreude, womit er nach wenigen Augenblicken sein Männchen machen und dem durchnäßten Menschenkinde nachblicken mochte. Dieses aber fing an,

Digitized by Google

sich in sein Schicksal zu ergeben, als einmal das Wasser bis auf die Haut durchdrang, tröstete sich mit der philosophischen Betrachtung: Naß bist du schon, nässer kannst du nicht mehr werden, und ließ das keuchende, dampfende, triefende Pferd in einer langsameren Gangart sich verkühlen.

Endlich tauchte in der Ferne etwas wie ein gelbgrüner Saum überragt von dunklerem Massen, auf und erwies sich bei schärferem Zusehen als eine ausgedehnte Kukuruzpflanzung, in deren Mitte, umgeben von etlichen Obstbäumen, ein ziemlich ansehnliches bäuerliches Gehöfte lag. Die Geleise auf dem Rasen wurden häufiger, tiefer und liefen immer weiter aus einander, und zuletzt schlug sogar mehrstimmiges Hundegebell an mein Ohr. Von Neuem ließ ich das Rößlein ausgreifen, und langte nach kurzer Zeit an einer Art Zeug, einer rohgezimmerten Umzäunung an, wo mich ein halbes Dutzend zottiger Wolfshunde mit wüthendem Zähnefletschen und Gebell begrüßte. Mein wiederholter Ruf brachte endlich einen Knecht zur Stelle, der die Köter abwehrte und meine Frage nach dem Besitzer des Hofes, ohne die kurze Pfeife aus dem Munde zu nehmen, mit einem Blick nach dem stattlichsten der Gebäude und den lakonischen Worten erwiderte: Otthon az Ispán (dort im Hause ist der Verwalter), und dann mit der dem Vollblutmagyaren, auch in den niedrigsten Ständen, eigenthümlichen basilissenen Höflichkeit mein Pferd zur Besorgung übernahm.

An der Thüre des Wirthschaftsgebäudes empfing mich der Verwalter dieses — dem Grafen E . . . . . gehörigen — Gutes mit einem freundlichen Isten hozzta! (Willkommen, wörtlich: Gott der Herr hat Sie gebracht) und geleitete mich ins Innere, wo ich vor Allem mit einem tüchtigen Schlucke alten Syrmier Pflaumenbranntweins (Slibowitz) Bescheid thun mußte, ehe ich daran gehen konnte, mich meiner triefenden Kleider, die auf dem Estrich der Staats- oder Gaststube, in welche ich sofort komplimentirt worden war, bereits eine reichliche Pfütze hinterlassen hatten, zu entledigen und in den ungarischen Anzug mich einzuzwängen, den mir mein Gastfreund bereitwilligst aus seiner Garderobe zur Verfügung stellte. In diesen straffen, verschnürten Beinkleidern, diesen bespornten Halbstiefeln (Csismen), diesem über und über mit Borten und Litzen verzierten Leibrock (Attila) kam ich mir wie ausgewechselt vor; es war mir, als hätte ich mit der abend-

Digitized by Google

ländischen Tracht, mit der Jägerjoppe auch mein Deutschthum abgelegt. Als ich so magyarisirt wieder in die Wohnstube trat, von meinem Wirthe mit schalkhaftem Lächeln gemustert, war schon ein einfaches Mahl — Geflügel in einer jener scharfgewürzten, hauptsächlich aus Fett und Páprika (spanischem Pfeffer) zusammengesetzten Brühen, wie sie in Ungarn und im Orient überhaupt beliebt sind — hergerichtet, eine bauchige Kruke aus Steingut versprach einen Trunk feurigen Weines, und eine gewaltige Melone nebst unreif in der Asche gebratenen Kukuruzkolben — ein Lieblingsleckerbissen des Ungarn — harrte des Nachtisches. Das mundete herrlich nach so anstrengendem Ritte!

Die Wohnung war einfach bürgerlich eingerichtet, nur reiche Stukkatur an der Zimmerdecke und den Gesimsen deutete auf die ursprüngliche Bestimmung als gräflicher Edelsitz und auf die Zeiten der Kaiserin Maria Theresia zurück. Sonst hätte man sich ohne Weiteres in eine deutsche Bürgerstube versetzt wähnen können. In der einen Ecke stand ein grüner Kachelofen von jenen elephantenmäßigen Dimensionen, die unsere Altvorderen an diesem Wärmespender liebten, in der anderen ein gigantisches Himmelbett mit einem Gebirge von Kissen, „Ossa auf Pelion gethürmt", wie die Sage von den himmelstürmenden Riesen berichtet; an der Wand bemerkte ich eine Sammlung theilweise alter, theilweise aber auch sehr guter Waffen, Türkensäbel, Steinschloßgewehre, daneben elegante neumodische Jagdflinten, ein tscherkessischer Yataghan mit der eigenthümlich oxydirten und ciselirten haarscharfen Stahlklinge und dem kurzen Griff aus Pferdebein, ferner alte Sporen mit entsetzlichen Rädern und — ein buntes Sortiment von Hundspeitschen und Tabakspfeifen. Sonst hingen da und dort noch einige mittelmäßige Lithographien, meist Schlachten aus der 1848er Revolutionszeit darstellend, und ein in Ungarn vielverbreitetes lebensgroßes Brustbild des Grafen Stephan Szechenyi, des Gründers und Beschützers so vieler gemeinnütziger Anstalten Ungarns, namentlich aber Pest's, das ihm erst seine Bedeutung als Centralpunkt des politischen Lebens und der culturhistorischen Entwicklung des ganzen Landes verdankt, des warmen Patrioten, dessen Namen auch die schöne Kunststraße von Bazias nach Orsova in der Roman-Banater Militärgrenze, die Szechenyi-Straße, verewigt, desselben, der später umnachteten Geistes in der Irrenanstalt zu Döbling bei Wien sein Leben freiwillig

Digitized by Google

durch einen Pistolenschuß endete. Ein prächtiger, vollbärtiger Männerkopf mit edlen Zügen, aus denen selbst im matten Abbilde das Feuer genialer Entwürfe und begeisterten Strebens blitzt. Die Unterschrift lautet: „Der beste Ungar" (A legjobb Magyar).

Während ich, behaglich schmausend, diese Beobachtungen machte, die mir den Eindruck einer ans Barocke grenzenden Mischung von Luxus und Dürftigkeit, wie sie Naturvölkern in den Schuljahren der Civilisation eigen ist, hinterließ, hatte mein gastfreundlicher Ispan der patriarchalischen Landessitte gemäß vermieden, irgend eine Frage über meinen Namen, Stand u. s. w. an mich zu richten, sondern vielmehr seine ganze Aufmerksamkeit auf die überreichliche Pflege meines körperlichen Theils concentrirt, und das Gespräch drehte sich meist nur um die materiellen Interessen des Essens, Trinkens und des Wetters, das noch immer in strömendem Regen sich erging. Als aber nach aufgehobener Tafel die langen türkischen Pfeifen, mit trefflichem Tabak gestopft — „ungestempelt" nannte ihn mein Wirth mit empfehlendem Schmunzeln, weil er hinter dem Rücken, vielleicht gar unter den Augen der Zollwächter aus Serbien eingeschmuggelt war —, ihren würzigen Rauch entwickelten, begann ein naives Examen über meine Personalverhältnisse, das mich lebhaft an jene Scene in der Odyssee erinnerte, wo Königin Arete den Fremdling Odysseus mit den Worten anredet: „Wer? und woher des Lands? wen gab dir diese Gewänder?"*) Während ich über Alles Bescheid gab, musterte ich meinerseits auch den biedern Alkinoos näher und fand in ihm eine behäbige Gestalt in den mittleren Jahren, mit etwas scharf geschnittenen Zügen, namentlich bildete die Nase ein weit vorspringendes Kap, auf dessen äußerster Kante ein ergiebiger Gang gediegenen „Kupfers", als Ablagerung aus ungemessenen Fluthen von Rothwein, „zu Tage ausging", wie der bergmännische Ausdruck lautet. Das röthlich angehauchte Gesicht war bis auf einen mächtigen, pechschwarzen, aufwärts gewichsten Schnurrbart glatt rasirt, schlichtes schwarzes Haar deckte den Scheitel, die dunkeln Augen blickten in einem seltsamen Gemisch von gutmüthiger Biederkeit und Verschmitztheit gar munter und lebemännisch in die

*) Τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν; τίπτε τοι τάδε εἵματα ἕσσεν; Odyss. Ges. VII, Vers 238.

Digitized by Google

Welt, und goldene Ohrenringe vervollständigten das Ensemble. Herr Jankovits (der Name bestätigte den Tropfen serbischen Blutes, den mich das schlaue Auge ahnen ließ) zeigte sich als höflichen Wirth, tüchtigen Geschäftsmann und Landwirth — er mochte sein eigenes Schäfchen wohl längst im Trockenen haben —, als jovialen Gesellschafter und guten Patrioten. Besonders gerieth er ins Feuer, als die Rede und Gegenrede auf die 49er Insurrektion kam. Ich konnte ihm so manches bittere Wort nicht verdenken, war doch seine eigene Schwester, gleich ihm selbst verwittwet, die ihm das Haus führte, von Haynau's Schergen öffentlich mit Ruthen gestrichen worden*), weil ihr Mann der Insurgenten-Armee sich angeschlossen hatte. Leider konnte ich mich mit der würdigen Matrone, die leise waltend ab und zu ging, wenig unterhalten, da ich selbst nur sehr mangelhaft ungarisch, sie selbst aber kein Wort deutsch verstand.

Das Unwetter hatte inzwischen ausgetobt, wenigstens gelang es der scheidenden Sonne bereits, das Gewölk zu durchbrechen und auf dem dunklen Gewittergrund einen doppelten Friedensbogen aufzubauen. Mein Alkinoos machte mir den lebhaft angenommenen Vorschlag, vor dem Schlafengehen noch einen Spazierritt auf die regenerfrischte Puszta zu unternehmen.

Eine gute Strecke ging es zwischen wohlbestellten Kukuruzpflanzungen in nördlicher Richtung dahin; die behauten Blüthen-Rispen reichten bis zur Augenhöhe der Reiter, und aus den Blattwinkeln quollen die gelblichen, reichbekörnten Kolben in üppiger Fülle hervor. Um die Stengel schlangen sich die Ranken der Feuerbohne und die grotesken Blattungethüme der Kürbispflanzen, welche man zugleich mit dem Mais anzubauen pflegt. Schon glänzten reife Früchte aus dem schattigen Verstecke heraus, Exemplare von 60—70 Pfund Gewicht und erstaunlicher Größe. Man ißt die Kürbisse im Zustande nicht völliger Reife gebraten und mit Salz bestreut oder macht sie ein, wie bei uns das Sauerkraut; ich habe mich aber mit dem süßlichfaden Geschmack dieser Delicatesse nie recht befreunden können.

Dann folgten Weizen- und Kartoffelfelder und zuletzt weit gedehnte Weingärten, in denen sich bereits die feurige Traube zu röthen

*) Eine vielfach angefochtene aber amtlich beglaubigte Thatsache.

Digitized by Google

begann, ein vielverheißender Anblick, fremdartig in so fern, als in Deutschland gewöhnlich die Rebenpflanzungen an den Abhängen terrassenförmig angelegt zu werden pflegen, hier aber im Flachfeld sich ausbreiten. Prächtig lag das Sonnengold auf dem grünen Laube und brach sich tausendfach in den glitzernden Regentropfen, deren Last selbst kräftige Ranken abwärts bog.

Endlich traten wir hinaus in die weite, unangebaute Weidefläche, die Puszta. Ein regenkühler Windhauch strich über den erfrischten Grasteppich dahin, röthliche Lichter, deren Zauber kein Salvator Rosa nachzuahmen vermöchte, spielten um so lieblicher auf dem Rasen, je tiefer die Sonne auf den Horizont hinabsank, und als ihr unterer Rand den äußersten Saum der Ebene dort, wo das sumpfige Ufer der Theiß durch einen neblig verschwommenen Schilfwald markirt war, berührte, als jedes Hälmchen im Scheine der horizontalen Lichtstrahlen zum Bambusrohr emporwuchs, jede Schafgarbenstaude sich zur Baumkrone entfaltete, jedes Thymianpolster zum scheinbaren Gehölze anschwoll, die Kukuruzfelder aber die Illusion ganzer Palmenwälder wach riefen, da trieb Fee Morgana auch ihren Spuk mit uns Menschenkindern. Indem ich meine Blicke zufällig nach Osten richtete, sah ich zu meiner größten Ueberraschung, wie das langgedehnte Schattenbild unserer Centaurengestalten sich riesengroß an der blauschwarzen Wolkenwand, die dort noch stand, aufrichtete und himmelan reckte, bis endlich der letzte Funke des Tageslichtes am Gesichtskreis erlosch, und die rasch einbrechende Dämmerung alle Umrisse verwischte. Dagegen flammte jetzt in der Ferne ein anderer röthlicher Leitstern auf, der sich nach und nach als die Flamme eines lustig prasselnden Herdfeuers erwies, und jauchzende Fiedelklänge trug der Abendwind zu uns herüber. Das sei die Csarda an der Straße nach Szegedin, belehrte mich Herr Jankovits, und wenn ich Lust habe, wollten wir noch eine Weile daselbst vorsprechen; der Wein sei gut und getanzt würde auch. Angelangt traten wir unter die Thüre eines niedrigen, strohbedachten Blockhauses, wo über der Flamme ein mächtiger Topf mit Gulyas — Schnitten Hammelfleisch mit vielem Fett, sehr viel Zwiebeln und Paprikapulver und noch mehr grünen Paprikaschoten — brodelte, ein Nationalgericht, das in abgeschwächtem Wohlgeschmack und mit verwälschtem Namen als „Gollasch" auch in die Küche städtischer Gast-

Digitized by Google

höfe hie und da sich eingebürgert hat. Neben dem Feuer kauerte ein zerlumpter Zigeuner, der mit Virtuosität die Geige strich, und auf der Lehmtenne, die den Fußboden der Schenke bildete, tummelten sich zwei bis drei Paare in dem wilden Rythmus des Csardas. Zwei schwarzäugige, sonngebräunte drallе Dirnen mit fliegenden Zöpfen, dazu die Wirthin selbst, zwar mager und häßlich genug, aber, wie sich zeigte, eine ausdauernde Tänzerin, bildeten das „Ewig-Weibliche" in diesem phantastischen Reigen; die männliche Hauptfigur war ein Csikos (Pferdehirt) in ehemals weiß gewesenen Leinenhosen (Gattyen), die in weiten Falten um die Waden flatterten. Das kurze Hemd ließ zwischen dem oberen Rande der Beinkleider und den Rippen, die es eben noch bedeckte, einen Streifen dunkle Haut vorschimmern. Darüber schlotterte die blaue, verschnürte ärmellose Tuchjacke, und das verwegene, schnurrbärtige Gesicht beschattete ein schmieriger Hut mit aufgeschlagener Krämpe. Die rauhhaarige „Guba", den regendichten Ueberwurf, hatte der Csikos achtlos in die Ecke nächst dem Herde geschleudert, wo des Zigeuners Hund sich's darauf bequem machte. Stampfend und gestikulirend, die kurze Thonpfeife zwischen dem blendendweißen Wolfsgebiß, wirbelte der wilde Sohn der Puszta bald seine Tänzerin, die Csardenwirthin, im Kreise umher, bald trippelten die Paare getrennt, aber sich immer wieder suchend und nähernd, nach der leidenschaftlichen rohsinnlichen Weise des Tanzes dahin. Dazu klirrten die unbändig großen Radsporen, gellten jauchzende Eljenrufe, schluchzte die unermüdliche Geige, und das niederbrennende Feuer auf dem Herde warf seltsame Flackerlichter in das Halbdunkel. Der wirklich treffliche, obwohl etwas harzig schmeckende Wein floß reichlich, und seine dunkeln Ströme schimmerten mehr und mehr durch die erhitzten Wangen der Tänzerinnen. Die beiden anderen Burschen, Knechte in Diensten Jankovits', hatten weder durch den Eintritt ihres Herrn sich in der unbändigen Lust stören lassen, noch zeigten sie sich geneigt, als wir wieder zu Pferde stiegen, uns nach Hause zu folgen, vielmehr trat der Eine von ihnen, eine schlanke Husarengestalt mit halbmilitärischem Anstand, obwohl schon etwas wankenden Schrittes vor uns hin, legte die Rechte salutirend an die verschlissene Soldatenmütze und bat mit kecker Höflichkeit um „eine Freinacht für heute", die ihm ohne Weiteres bewilligt wurde. Noch einmal klappten die Holzbecher, die

Digitized by Google

uns zum Abschied dargebracht wurden, an einander, ja eine der erregten Dirnen leerte sogar das volle Trinkgefäß bis auf die Nagelprobe „zur Gesundheit der Herren", ein heiseres Eljen scholl hinter uns her, sofort setzte auch die momentan verstummte Geige wieder mit jähem Strich ein, und der Tanz begann von Neuem, um wahrscheinlich erst in der Morgendämmerung in allgemeiner Trunkenheit und Erschöpfung zu versiegen.

Der Mond war inzwischen aufgegangen und warf seinen geisterhaften Schein über die Puszta, Nebel huschten vom Flußufer heran und schlossen die Gegend wie eine Insel im Meere ein, eine aufgescheuchte Eule flatterte geräuschlos querfeldein, durch das Gras raschelte der Igel, auf nächtlichem Beutezug begriffen, sonst aber hörte man nur den Hufschlag der Pferde und ersterbende Tanzweisen. Schweigsam langten wir zu Hause an, wo alsbald die Federwogen eines Bettes, groß wie ein Friedhof, über meinen müden Gliedern zusammenschlugen. Nach erquickender Ruhe verabschiedete ich mich frühmorgens mit Dank und Handschlag von meinem gastfreundlichen Ispan, der mich mit wohlgemeintem Isten áldjon meg! Gott segne Sie! entließ, und trabte fürbaß Szegedin zu.

Digitized by Google

Ueber die Ureinwohner auf der Insel Cuba.

Von

Friedrich Knapp.

Nach folgenden spanischen Quellen:
Don Jacobo de Pezuela: Ensayo histórico de la Isla de Cuba,
Don Antonio Herrera: Historia de las Islas Occidentales,
Don Martin Fernandez de Navarrete: Viajes y descubrimientos de Colon,
Don José Martin Felix de Arrate: Llave del nuevo mundo,
Doctor Urrutia: Teatro histórico de la Isla de Cuba,
Memorias de la Sociedad Patriotica de la Ciudad de la Habana.

I.

Unseres Wissens existiren wenige Werke in deutscher Sprache über die geschichtliche Vergangenheit der so reichen, schönen und bedeutenden Insel Cuba, weshalb ich mir wohl erlauben kann, in den folgenden Blättern das darauf bezügliche meist aus Quellen Gesammelte niederzulegen, ein Versuch, der auf schriftstellerischen Werth keinen Anspruch macht, aber mit Eifer vorbereitet, mit Liebe unternommen ward und welchen unermüdeter Fleiß, mächtiger und wirksamer aber noch freundliche Ermunterung fortführen und ergänzen wird. Cuba, das Schooßkind der Tropen, die Perle der Antillen, wie sie ältere und neuere Autoren begeistert nennen, umfing mich mit seinen Originalen und Zaubern, und ich begann nach den ersten gewaltigen Eindrücken

Digitized by Google

dieselben zu ordnen, um mir eine getreue Idee von meiner neuen Heimath zu bilden. Die Insel mußte eine Geschichte haben! — Vergeblich aber durchforschte ich nach einer solchen alles, was ich an Büchern vorfand und mußte mich mit sehr schwankenden Traditionen und geschichtlichen Notizen der so spärlichen Journale entschädigen, welche anstatt mein Sehnen zu stillen, nur Oel in die Flamme meiner Wünsche gossen, da das Wenige, was ich ihnen entnahm, sich auf eine interessante Vergangenheit zu beziehen schien. Meine Frage wegen des mir räthselhaften Mangels eines größern Geschichtswerkes über Cuba beantwortete ein mir geneigter würdiger Bibliothekar dahin, daß der größte Theil der Archive und historischen Sammlungen bei den englischen Invasionen unter Albemarle u. s. w. zerstreut und verbrannt ward, daß die wenigen gerettet Schriftstücke im Mutterlande kaum benützt liegen, und ich beschloß, da mir auf diesem Wege keine Hülfe zu werden schien, mit ausdauernder Aufmerksamkeit alles zu lesen und zu sammeln, was mir Aufschlüsse darüber geben könnte — Colons, des trefflichen Admirals Tagebücher, des Bischof Urrutias und Arrates alte Schriften, auch ein historischer Versuch von Antonio J. Valdez 1813, wie Herreras Dekaden wurden mir von Freunden angerathen, waren aber sehr selten und schwer zu erlangen; am meisten jedoch unterstützten mich die Notizen der patriotischen Gesellschaft von Habana, wie auch die Mapa antigua der Insel, worauf alle Umsegelungen und Ankerplätze Colons angeführt sind. Schon war eine chronologische Liste angefertigt und die Absicht, alles was Cuba beträfe, in Erstere einzuschalten, versprach freilich erst später und nach vielen Umwegen günstige Resultate, — als mir der Eifer eines gleichgesinnten Freundes die historischen Versuche über die Insel Cuba von Don Jacobo de Pezuela, einem sehr gelehrten und verdienstvollen Militär, in reinem, eleganten Kastellanisch geschrieben und mit denselben die solide Basis und das werthvolle tüchtige Gerüste zu nachfolgender kleiner Arbeit verschaffte. Das rastlose Studium in Pezuelas Werk lichtete das Chaos, in dem ich mich, fast verzagend, befand und ergoß über meine westindische Welt, ihre Küsten und Gebirge, Ströme und Fluren strahlende Klarheit, in ihr drängten sich nun bedeutende Erscheinungen, ein sanfter, friedlicher Menschenschlag, die eingebornen Taïnos, leider bald ausgerottet durch habsüchtige und barbarische Herrschaft; ferner

Digitized by Google

die ganze Pracht einer jungfräulichen Natur, die Feldzüge kühner Eroberer, las Casas milde Persönlichkeit, die Gräuel des Krieges und die Segnungen des Friedens — und alsobald stand mein Entschluß fest, diese interessanten Daten, auch im Kreise meiner Landsleute, vielleicht in einem Maaße, wie es noch nie geschehen, heimisch zu machen. Alles Weitschweifige kürzend, aber genau der anerkennungswerthen Eintheilung von genanntem historischem Werke folgend, werde ich mich lediglich mit Cuba und seinen Interessen beschäftigen, einem Lande, das durch fleißige Hände und würdige Leitung so gewiß zu einem Eden umgeschaffen werden könnte, als es größeren und wärmeren Antheil, den man ihm bisher versagt, verdiente.

Wenn der gelehrte Chronist Philipp des Zweiten von Spanien, Herrera, in seinen Dekaden und andern Chroniken weitläufig und gründlich sich über die verschiedenen Begebnisse auf dem Continente Amerika's, Mexiko und Peru verbreitet, Begebenheiten, welche er aus erster Quelle, den Tagebüchern und Aufzeichnungen der Entdecker und Eroberer selbst schöpfte, so muß es uns wundern, wenn er über Cuba und dessen Verhältnisse bei Columbus Landung mit Stillschweigen hinweggeht, und nur in der üppigen Fruchtbarkeit dieses Landes, der gänzlichen Abgeschlossenheit seiner Ureinwohner, welche in kleinen Kreisen abgesondert ihre Tage mit Feldbau, Jagd, Fischfang zubrachten und keine Gemeinschaft unter sich hatten, wie keinen Mangel an Bedürfnissen, finden wir den Schlüssel zu dem Geheimnisse und wohl ihm! daß es noch einige Jahrzehnte von dem theuern Ruhme verschont blieb, in der Geschichte der Eroberungen mit blutigen Lettern eingeschrieben zu werden, wie es reicheren und glänzenderen Völkerschaften nur zu bald ward.

Christoph Columbus rastete von den unendlichen Mühen seiner ersten Seefahrt im October 1492, nachdem er die neue Welt entdeckt und die Lukayischen Inseln befahren hatte, auf Sabaneto, einer der Letzteren, mehr seiner Schiffe und Mannschaften willen, als seinetwegen; denn nur die halbvermoderten Fahrzeuge und ein gänzlich ermattetes Schiffsvolk konnten seine entdeckungslustige, immer thätige Seele bestimmen, Angesichts eines unermeßlichen Feldes für Muth und Ruhm, wenige Wochen Halt zu machen, kaum hatte er aber den dringendsten Anforderungen der Nothwendigkeit genügt, als ein neuer

Digitized by Google

gewaltiger Sporn ihn zu erhöheter Thätigkeit stachelte. Es lief nämlich unter den eingebornen Lukayern das dunkle Gerücht, daß südwestlich von Saometo ein unendlich reiches und bevölkertes Ländergebiet sich befinde und Columbus ergriff begeistert die Idee, es möchte dieses Reich, das seine Gastfreunde Cuba nannten, die vom Venezianer Marco Polo beschriebene, wunderbare Insel Cipango, ein Theil jener Gebiete sein, welche dem Chan von Indien bis an die östlichen Grenzen Asiens huldigten. Schon sah er sich im großen Pompe bei diesem mächtigen Monarchen aufgeführt, das Creditiv seiner Majestäten überreichend und günstige Tractate schließend, — ja, sein schwärmerischer, durch Mandevilles und Polos unglaublich scheinende und doch gerne geglaubte Reisebeschreibungen aufgeregter Geist erblickte in dem zauberischen Cipango den Vorposten des asiatischen Continents und seine Bahn über Letzteren und Afrika zum Throne seiner gnädigen hohen Gönner gebrochen und geebnet. Er hob bei günstigem Winde in der Nacht, vom 24. auf den 25. October die Anker und steuerte mit drei Caravellen, der Pinta, Santa Maria und Niña erwartungsvoll in bezeichneter Richtung einem Ziele zu, das gewiß alle bisher muthig erduldeten Mühsale reichlich entschädigt; drei Tage zogen sie so dahin, alle von einem Wunsche beseelt und unerschütterlich, obgleich sie rauhe Regenstürme umhertrieben; sie entdeckten eine Unzahl kleiner Inseln und Sandbänke, die heutigen Mukaren und ermuthigt von den sie aus Neugierde oder Zuneigung begleitenden Lukayern wähnten sie in jedem auftauchendem Riffe, jedem dunklem Punkte Cuba zu erblicken. Sie täuschten sich nicht — Columbus selbst nahm in der Abenddämmerung des Samstag, den 27. October hochliegende, gebirgige und ferne sich hinziehende Gelände wahr; der Fährlichkeit halber, sich Nachts einer unbekannten Gegend und Küste zu nähern, zwang die Entdecker, die hohe See zu suchen, wo sie eine in Sehnsucht und Ungeduld durchwachte endlose Nacht zubrachten und mit einer majestätischen Brise am Sonntag Morgen auf das Eiland zusegelten, eine breite Einfahrt entdeckten und einen beträchtlichen und tiefen Fluß einliefen, welchen Colon zu Ehren des Heilands San Salvador taufte und in der geräumigen Mündung mit seinen drei Booten ankerte.

Die entzückten Spanier umgab ein tropischer, herrlicher Morgen, der all den neuen Gegenständen und der fremdartigen Pflanzenwelt

Digitized by Google

einen eigenen Zauber verlieh. Der San Salvador-Fluß selbst schien seine Quellen dem Paradiese zu verdanken, seine Wasser crystallhelle, seine Uferränder mit dem glänzendsten Grün bekleidet, dabei schlang eine anmuthige Mannichfaltigkeit Waldesstreifen, Blumenmatten, durchschnittene Gebirgsausläufer, prächtige Fernsichten und lachende Haine zu einem schönen Kranze, die verwegenen Abenteurer tröstend und belebend, welche lange und traurige Tage auf öden, unbekannten Meeren verseufzt hatten; die Natur schien sich ihnen im höchsten Glanze zu zeigen und als Trophäen alle Reize entfalten zu wollen, die Aussicht auf üppig bewachsene Strecken, das zu dieser Zeit so wohlthätige Klima, seltsame, buntgefiederte Vögel, königliche Palmen und die verschiedenen, oft wunderlich gestalteten Landesprodukte. Schon beim Einlaufen sahen sie zwei Canoas mit Cubanern bemannt, vor den fremden schwimmenden Ungeheuern die Flucht ergreifen; die Spanier fanden deshalb jetzt die ganze Uferstrecke zu ihrem Leidwesen von Eingebornen verlassen und Columbus nahm in der lautlosen blühenden Wildniß mit großem Gepränge im Namen der katholischen Majestäten von dem Lande Besitz, das er nach dem königlichen Prinzen Don Juan, Isla Juana nannte und errichtete nach dem ersten Gottesdienste ein schlichtes Kreuz auf erhöheter Uferwand. Zugleich warnte er seine Gefährten vor Feindseligkeiten mit den Cipanesen, den Unterthanen eines so mächtigen Herrschers und gestattete ihnen die so wohl verdiente Rast auf der entdeckten Scholle, von der er selbst sagt: „es la mas hermosa tierra que jamás vieron ojos humanos!“ — während er sich weiteren Vermuthungen hingab, reiche Goldminen, köstliche Specereien, in den klaren Wassern aber Perlenschätze zu finden; für diesmal mußte er jedoch schon mit etlichen einfachen, zierlichen, aus Palmästen und Rohrstäben gefügten Hütten sich begnügen, welche mit Knochenharpunen, Netzen, Köder und anderen Instrumenten zum Fischfang versehen waren. Nach einigen Tagen schon, als sich die entflohenen Bewohner nicht einfanden, brach er auf und segelte östlich der Küste entlang, die mit kleinen Inseln und Sandbänken besäet war, sah einige kleine Flüsse sich mit der See vereinigen und ging in der Mündung eines größeren vor Anker, den er Mares hieß. Schon hier traf er auf größere Gruppen äußerst anmuthiger Hütten in Form von Pavillon's mit Fischgeräth versehen, aber alle öde und schweigend; in allen

Digitized by Google

herrschte die größte Reinlichkeit, einige schmückte ein roh in Holz geschnitztes Götzenbild, in andern fand sich eine Art Schild vor, auf das mit großer Genauigkeit den Spaniern unbekannte Thierbilder eingeritzt waren. Außer einigen Idolen, die er für seinen König mitnahm, berührte Columbus nicht das Mindeste. Je befriedigender die Anzeichen bewohnter Ländereien wurden, mit desto größerer Ausdauer setzte er seine Küstenfahrt fort, bog um ein kleines Vorgebirge, das äußerst malerisch mit Palmen gekrönt den Namen Cabo de Palmas erhielt. Hier pflogen die mitgekommenen Lukayer eine eifrige Unterredung, welcher Columbus entnahm, daß nicht weit vom Palmenkap ein anderer Fluß ausmündete, der nach Cubanacan führte, eine vermuthlich äußerst goldreiche Gegend. Auf's Neue schöpfte der Admiral die verwegensten Hoffnungen und obgleich nach der Landessprache nacan so viel als „in Mitten" bezeichnet, fand er in der trügerischen Endung einige Aehnlichkeit mit Polos Goldlande, worin ihm der ebenso gesinnte Führer der Caravelle Pinta, Martin Alonzo Pinzon beipflichtete und hinreichend Sanguiniker war, das Cubanacan in Quinsay, der ersehnten Residenz des großen Chan's zu verdollmetschen. Doch nur zu bald sollten sie enttäuscht werden: Tag um Tag umsegelten sie neue Vorgebirge, der erhoffte Fluß wollte sich nicht zeigen; zudem häuften sich untrügliche Merkmale einer stürmischen Jahreszeit und mißmuthig befand sich Columbus drei Tage nachher im kürzlich verlassenen Fluß Mares. Obgleich die Hütten noch immer verödet standen, sandte der Admiral ein Boot mit schwacher Bemannung und einem Lukayer den Fluß hinauf und die Parlamentäre hatten das Glück, gegen Abend im Gefolg von etlichen zwanzig Canoas zurückzukehren, welche eine Menge furchtloser Cubaner den Spaniern entgegentrugen. Sie waren reichlich mit Baumwolle, desgleichen gewebten Decken und andern Produkten versehen, von denen aber die Europäer um so weniger Notiz nahmen, als sie dadurch das Naturvölkchen zu bestimmen glaubten, ihr Gold in den Handel zu bringen. Doch hierin sah sich Columbus ebenfalls getäuscht, denn außer einem plump gearbeiteten Nasenring von Silber, der einen klug blickenden Cubaner zum Anführer stempelte, entdeckte er nichts von edlen Metallen. Wir entnehmen den alten Chronisten, daß der Admiral leider nur mißgünstig und mit den Gefühlen bitterer Enttäuschung die neugierigen aber achtungsvoll sich

Digitized by Google

geberdenden Cubaner betrachtete. Diese, in Gesichtsbildung mit den alten Canariern verwandt, boten mit ihrer einfachen Tracht, welche bei den Männern in Vogelfedern, bei den Frauen aber in einem groben Baumwoll- oder Bananblätterschurz bestand, und ihren bemalten Gliedern den Spaniern einen höchst fremdartigen Anblick. Mit den großen Augen, breiten Nasen und platten Stirnen, versöhnte ein friedlicher, einfacher Ausdruck in den Mienen und eine anmuthige Behendigkeit. Im Uebrigen hielten sie sich gesondert und nur einen Lukayer gelang es, ein ziemlich kauderwelsches Gespräch mit ihnen anzuspinnen, dessen seltsame Laute und Zeichen Columbus ebenso zu seinen Gunsten deutete, wie die sehr kühnen Linien und Umrisse in Toscanellis ostindischer Karte, welche nicht aus seiner Hand kam. Ueberzeugt, daß er sich an des Kathey Ufern und nicht weit von Babeque, des Chans Residenz befinde, sandte er folgenden Tags zwei entschlossene Männer, Rodrigo Jerez und Luis de Torres, welch letzterer ein bekehrter Jude und einiger orientalischer Sprachen mächtig war, von Lukayern und Cubanern begleitet, nach dem Innern des Landes, um es zu erforschen, den Goldtausch einzuleiten und sich vor allen mit den etwaigen Fürsten in gutes Einverständniß zu setzen; Glasperlen und Thonscherben machten ihre Reisecasse aus und durch mitgebrachte Specereiproben sollten sie den Handel anbahnen. Nach wenigen Tagen kehrten die Kundschafter zurück, während welcher Zeit die Cubaner abzogen, ohne der Wißbegierde Columbus, noch seinem Wunsch, ihre verlassenen Hütten einzunehmen, genügt zu haben.

Aber auch der sehr genaue und interessante Bericht der Späher stellte weder Columbus noch seine Gefährten zufrieden. Was half ihnen Jimenez beredte Schilderung von der Auffindung eines Cubanerdorfes von einigen tausend Bewohnern, deren gastfreundliches Benehmen, ihren Feldfrüchten, Waffen und dem seltsamen Gebrauche, zusammengerollte wohlriechende Blätter zu rauchen; was nützte ihnen die Kunde, daß es dort Baumwolle und Lebensmittel in Ueberfluß gäbe, — Kostbarkeiten, edle Metalle, Diamanten — dieß war es, was sie vergeblich suchten. Sehr herabgestimmt lief bald nachher Columbus mit seinen Schiffen aus der gastlichen Mündung des Mares, steuerte südöstlich der Küste entlang, umsegelte ein sehr hohes und rauhes Vorgebirge, welches er Cabo de Cuba nannte und befand sich nach glück-

Digitized by Google

licher Fahrt bald in einer blühenden Bucht, deren Ränder mit schimmernden Muscheln übersäet war, und welche er, ihrer Lieblichkeit halber, den Namen Mar de Nuestra Señora gab; Puerte Principe benannte er einen geräumigen Hafen im Grunde der Bay. Von dort aus, wo er einige Tage rastete, und ringsum die edelsten Hölzer, die üppigsten Gründe bemerkte, ließ er, wiewohl ohne Einwohner zu entdecken, die Umgegend durchstreifen und errichtete auf einer Höhe ein schlichtes Holzkreuz, durch welche Ceremonie er die Einverleibung des entdeckten Cubas in die spanischen Besitzungen feierlichst wiederholte. Auf's Neue schöpfte Columbus aus der Tiefe seiner schwärmerischen Phantasie, aus den günstigen Anzeichen eines reichen Gebietes neuen Muth, neue Hoffnung, welche nach seinem Auslaufen aus der Frauen-Bay weder widrige Winde, noch Alonzo Pinzos, der Caravelle Pinta Führer, Verrath trüben konnten. Letzterer trennte sich nämlich mit seinem Schiff von Columbus, in habsüchtiger Absicht vielleicht, ihm in Auffindung goldner Schätze vorauszueilen, vergeblich verfolgt vom gekränkten Admiral, aber auch von dort an verschollen, weshalb man annahm, daß er während eines heftigen Sturmes mit Schiff und Leuten unterging. Columbus setzte mit allem Eifer seine Fahrt entlang der Küste fort, entdeckte und benannte verschiedene Vorgebirge und Flüsse, Häfen und Gegenden, welche ihn bald durch ihre idyllischen Reize, bald durch ihrer Palmen- und Fichtenwälder erhabene Würde fesselten. Am 5. Dezember entdeckte er das Cap Alpha und Omega, wo er das Ende des asiatischen Gebiets umsegelt zu haben glaubte, verfolgte dann seinen südlichen Cours und entdeckte wirklich, nachdem er so lange gehofft und gestrebt, neues Land, welches aber nicht das ersehnte Babeque war, sondern die Insel Española, die von dort an so gewaltigen Revolutionen unterliegen sollte!

II.

Mit drei Caravellen, der Santa Clara, San Juan und la Cordera erschien der unermüdliche Columbus am 24. April 1495 vor dem Cap A und Ω, das heutige Cap Maïsi, begann seine Forschungen an der Südküste Cuba's, drang in eine ansehnliche Bucht ein, umgürtet von ungeheueren Wäldern und malerischen Gebirgs-Kuppen, an sich ein großer See, welchen er Puerto grande nannte, jetzt Gua-

Digitized by Google

tanamo, und wo er von eben fischenden und jagenden Cubanern aufs Gastfreundlichste bewirthet ward. Ueberhaupt nahten sich Letztere mit ihren Canoas ungescheut den gefürchteten spanischen Fahrzeugen, boten Fische und Früchte den Bleichgesichtern an und ließen sich gern mit Glasperlen, Thonscherben und dergleichen unbekannten Tand dafür entschädigen. In einer andern Bay, wohin Columbus gelangte, zeigten sich in den entzückenden Uferlandschaften mehrere vereinzelte und bevölkerte Dörfer, blühende Haine umschlossen dieses Friedensasyl, welches Santiago de Cuba getauft ward, und später, bis auf den heutigen Tag so schwere Schicksale zu erdulden hatte. Am 3. Mai verließ der Admiral, durch Illusionen geleitet, die cubanische Küste, versuchte auf der von ihm entdeckten Insel Jamaica zu landen, in der Hoffnung, dort die ersehnten goldenen Schätze zu erlangen, sah sich aber ebenfalls noch dazu von Eingebornen feindlich empfangen, getäuscht. Auf seiner dritten Küstenstreife, welche Columbus von Jamaica aus unternahm, entdeckte er am 18. Mai ein hohes Vorgebirge, Cabo de la Cruz, umsegelte es und ward in Macaca, einer volkreichen Gegend, von den Cubanern aufs Rührendste empfangen, denn zu ihnen war schon der Ruf von guten, wunderbaren Wesen gedrungen, welche Milde und Majestät in sich vereinten. Widrige Winde, gewaltige Stürme bedrohten die rastlosen Küstenfahrer und trieben sie zwischen die zahllosen Klippen, Inseln und Sandbänke, mit welchen die Südküste besäet ist und die der Admiral die Gärten der Königin nannte, denn zu bedeutend war ihre Anzahl, als daß jedes Eiland namentlich hätte unterschieden werden können. Groß waren die Mühen, oft fuhren die Schiffe tief in den Sand und mußten unter unsäglichen Anstrengungen wieder frei gemacht werden, doch größer war Columbus und seiner Gefährten Muth, die sich im asiatischen Archipel glaubten, die lachenden anmuthigen Küstenlandschaften bestärkten sie darin, wie auch die Macacaner Cuba als eine unermeßliche Insel schilderten. An manchen Punkten drang die üppige Vegetation des Gestades bis in die See hinein, zierliche Reiher, buntfarbige Tauben und riesige Schildkröten belebten Bänke und Klippen. Unerschütterlich ihr Ziel im Auge, passirten die Spanier den engen Golf von Jagua, wo hundert Fährlichkeiten sie des niedern Wasserstandes wegen erwarteten und nur Columbus Geist und Besonnenheit verdankten die Seeleute die ersehnte

Digitized by Google

Rast in den Palmenhainen Batabano's, wo treffliches Quellwasser, Jagd und Fischerei sie für vieles entschädigte. Doch nicht lange und die stellenweise beschädigten Schiffe befanden sich auf der Höhe der alten Provinz Guaniguanico, deren Küsten mit ausgedehnten Sümpfen und überschwemmten Land ungastlich jede Landung versagten, ein Umstand, welcher die Mannschaften während ihrer Anstrengungen bei schimmlichen Zwieback und faulem Wasser, höchstens etwas Fisch, Unerhörtes erdulden ließ. Auf ein weiteres Befahren der Küstenstriche konnte sich Columbus um so weniger einlassen, als sich Fahrzeuge und Mannschaft in dem Zustande der Auflösung befanden und nicht weit von dem Vorgebirge, dessen Umsegelung den Admiral über seinen Irrthum, Cuba gehöre zu Amerika, enttäuscht hätte, befahl er die Umkehr, ließ aber vorher noch von dem Schreiber Hernan Perez de Luna und der gesammten Equipage ein (freilich nicht sehr gültiges) Zeugniß aufnehmen, daß die in Sicht befindlichen Küsten Asiens Grenzen bildeten. Am 3. Juni begannen die drei Caravellen südöstlich zu steuern und entdeckten bald eine große gebirgige Insel, das heutige Pinos, damals Isla de los Evangelistas getauft. Den weitern Verlauf der Rückfahrt bezeichneten tausend Gefahren; zwischen dieser Insel und Cuba sind eine Menge trüglicher Banken und Riffe gestreut, welche den sorglichst geführten Fahrzeugen Untergang drohten. Am 30. Juni fuhr Columbus' Schiff so gewaltig auf den Sand, daß es nur mehrstündigem Mühen gelang, es wieder flott zu machen und so bedrängten Widerwärtigkeiten jeglicher Art die kühnen Seefahrer, welche auf unbekanntem Meere, unter einer sengenden Tropensonne ohne einen andern Schutz als ihre halbvermoderten Schiffe an den unentbehrlichsten Lebensmitteln Mangel litten. Am 7. Juli endlich landeten sie an der gastlichen Küste von Ormosai, von den Indiern mit Begeisterung empfangen und von ihnen mit Wild und Fischen aufs Reichlichste versehen. Columbus Dank gegen Gott und die beschützenden Heiligen errichtete einen Altar am Fuße des früher hier erhöheten Kreuzes, welcher durch feierlichen Gottesdienst würdig eingeweiht wurde. Bei dieser Gelegenheit führt Pezuela einen sehr rührenden Vorfall an: „Aus der Menge der Eingebornen, welche den katholischen Ceremonien beiwohnten, näherte sich nach beendigter Messe ein hochbetagter, von Allen sehr angesehener Mann dem Admiral mit allen Zeichen großer

Digitized by Google

Ehrfurcht, und richtete im feierlichen Tone eine Rede an ihn, deren Sinn der Dollmetscher etwa so übertrug: „Du scheinst mir eben eine gute That vollbracht zu haben, denn du verehrtest deinen Gott. Obschon die Kunde geht, du seiest von fernen Ländern gekommen, um mit furchtbaren Rüstungen viele Gebiete und Dörfer zu erobern, erhebe dich deshalb nicht über dich selbst. Es ist gewiß, daß es im andern Leben zwei Punkte gibt, wohin die Seelen wallen: Der Eine, erfüllt mit Freude und Wonne, ist für diejenigen bestimmt, welche gut waren; im Andern, dunkel und schauerlich, ächzen die Bösen. Bist du nun ein Sterblicher und fürchtest die ewige Pein, so wirst du nie denen Böses thun, welche dich nicht beleidigten und rechne darauf, daß es dir vergolten wird." Diese Worte, eines Christen würdig, aus dem Munde eines Heiden, bewegten den Admiral heftig. Er erwiderte dem ehrwürdigen Cubaner, wie sehr und freudig es ihn überrasche, daß die Bewohner seiner Scholle, so wahre und richtige Grundsätze besäßen. Die Könige von Spanien haben ihn gesandt, nicht daß er die Eingebornen unterjoche, sondern daß er sie in der wahren Religion unterweise und sie gegen den Ueberfall ihrer grimmigen Feinde, der Caraiben, vertheidigte und deshalb sollten sie ihn als ihren Freund und Gönner betrachten. Columbus Antwort, von dem Dollmetscher verdeutlicht, und was dieser über die Macht und Kostbarkeiten seiner Könige beifügte, erfüllten den Greis mit solchem Staunen, mit solcher Freude, daß er wünschte, die Caravelle zu besteigen, um die europäischen Reiche zu besuchen; nur die Bitten seiner Gattin und Kinder vermochten ihn, aber erst nach schmerzlichem Kampfe, von seinem Wunsche abzubringen. Mit wahrhafter Trauer sahen die gastfreundlichen Wilden ihre Gäste am 16. Juli sich einschiffen und von ihren Gestaden in der Richtung gegen Jamaica hin entfernen.

Ende Mai 1503 erblickte Columbus auf seiner letzten Entdeckungsreise die Küsten Cubas zum wiederholten Male; er kam aus dem dariſchen Golf und hatte seinen Cours nach S. Domingo gerichtet. Damals befand er sich mit seinem kleinen Geschwader in der äußersten Noth, von seinen drei Schiffen mußte er eines, halbgeborsten und vermodert, verlassen; die Seeleute vom Fieber dahingerafft, ohne Proviant, vom Sturme umhergeworfen, gelang es ihm nach tausenden von Mühseligkeiten in Macaca, nahe beim Cap Cruz, sich an's Land

Digitized by Google

zu retten. Fortwährende Gegenwinde hinderten ihn, Hispaniola zu gewinnen und so durfte er sich mit seinen Schicksalsgefährten glücklich preisen, in den Macanern wiederholt seine getreuen, alten Gastfreunde zu finden. Nach einigen Tagen verließ er Cuba in nothdürftig ausgebesserten Schiffen, um nimmer dahin zurückzukehren. Lange Zeit verfloß nach seiner Abfahrt, ohne daß je Spanier daran dachten, die Insel genauerer Prüfung zu unterwerfen. Obgleich fruchtbar und an vielen Stellen mit den anmuthigsten Landschaften geschmückt, bot sie dem gierigen Blicke des Abentheurers weder edle Metalle, noch kostbare Specereien und so schien die in ihren Folgen so wichtige neue Entdeckung wieder in Vergessenheit zu gerathen.

III.

Lassen wir hier einige Notizen über die Ureinwohner der Insel folgen, welche ein Resultat von des gelehrten und milden Pater las Casas und des rauheren Panfilo de Narvaez Forschungen, ein treues Bild vom glücklichen Leben und dem Culturzustande der Cubaner geben. Diese, vor dem Aufpflanzen des ersten Holzkreuzes auf ihrem Gestade ein friedliches Volk und wenige Jahrzehnte später ein untergegangenes Geschlecht bewohnten, etwa 200,000 Eingeborne, ihre Heimath in 22 größeren und kleineren Provinzen getheilt, deren jede von einem Caziken beherrscht ward. Letzterer regierte unumschränkt in seinem kleinen Reiche, sein Wille allein bildete das heiligste, höchste Gesetz. Die Caziken leiteten ihre Abkunft von einem großen Wesen her, welches in der Urzeit auf schwankem Kahn über das große Wasser kam und sich Cuba unterwarf, ihnen ward die höchste Verehrung und sie selbst nach dem Tode abgöttisch angebetet, indem die Eingeborenen deren Seele in den weißen Reihern eingeschlossen wähnten, welche an einigen Orten im Innern der Insel angetroffen werden. Die Cubaner waren ein mittlerer Menschenschlag, große Augen, breite Nasen und eine flache, eingedrückte Stirne gaben ihnen, wie schon erwähnt wurde, eine Aehnlichkeit mit den Ureinwohnern der canarischen Inseln, übrigens zeichneten sie sich durch flinkes Benehmen, sowie durch ein schlichtes, friedliches Gemüth vortheilhaft aus. Sie waren dunkler Farbe und ihr schwarzes, straffes Haar hieng frei um den Nacken. Hinsichtlich der Kleidung schienen sie nicht besonders in Sorge — denn sie kannten

Digitized by Google

blos einen Kopfschmuck von bunten Vogelfedern und die Bemalung ihres Körpers mit Kriegs- und Friedensfarben; die Frauen trugen ein um die Hüften geschlagenes Baumwollengewebe oder ein kunstlos aus Platanosblättern geflochtenes Gewand. Des Metallschmucks bedienten sich blos die Häuptlinge und pflegte jener in einem, die Nase durchbohrenden halbmondförmigen Stücke Silbers zu bestehen. Ihre Dörfer bildeten größere Gruppen, von theils pavillonartigen, theils kegelförmigen oder viereckigen Hütten aus rohen Holzstämmen und Palmästen gefügt; die Wohnungen selbst enthielten außer der Hängematte, einem starken Netze aus Baumwollenfäden, einigen plumpen Sitzen und den Fisch- wie Jagdgeräthen nichts Besonderes. Die Waffen waren die Macana, eine schwere Keule aus sehr hartem Holze gefertigt; Pfeile in scharfe Angelhacken auslaufend und die Dardos, kurze, gerade Lanzen, deren Ende äußerst spitzige Knochen bildeten. Doch scheinen Fehden unter den verschiedenen Provinzen weniger, als häufige Raubzüge der ungezähmten, benachbarten Caraiben die Krieger beschäftigt zu haben, indem diese zugleich erfahrene Fischer und gewandte Jäger waren und von ihrer Beute in Ueberfluß und Frieden lebten; auch fehlte es nicht an Ackerbauern und die prächtig grünen Felder von Aje und Muniato (wohlschmeckende, nahrhafte Wurzeln), Mais und eine Art schwarzer Bohnen; weite Strecken mit der Yucca (Stärkewurzel) bepflanzt, aus deren Mehl das nährende Casabé bereitet wird, sowie Baumwollenäcker, versorgten Küche und Wohnungen mit allem Nothwendigen. Männer und Weiber kannten den Tabak und rauchten dessen zusammengewickelte Blätter; sie waren diesem Genusse leidenschaftlich ergeben und verwendeten auf den Tabaksbau besondere Sorgfalt. So sehr das Innere der Insel an seltenen Vögeln, wie die Küstenstriche an großen, schmackhaften Fischen Ueberfluß hätten, so sehr mangelten vierfüßige Thiere, welche sich auf hutias (große, eßbare Waldratten), guaniquinages (kleine Hundeart, welche nicht bellte) und iguanas (eßbare Eidechse) reduzirten. Eigentliche Hausthiere kannten die Cubaner nicht. Nach Art der Südseeinsulaner erzeugten sie das nöthige Feuer, indem sie zwei dürre Hölzer aneinanderrieben, bis sich diese entzündeten. Ihre Boote, mehr zum Fischzuge als zum Kriege bestimmt, waren große, mittelst scharfer Steine ausgehöhlte Stämme und faßten bis 80 Männer; mit diesen Booten

Digitized by Google

wagten sie sich indessen nicht über die Küstenbänke hinaus, es trieb sie kein leidenschaftliches Streben über die engen Grenzen der Heimath, innerhalb welcher sie glücklich waren. So erzählen uns auch die Berichte damaliger Forscher, daß die verschiedenen Provinzen der Insel im besten Einverständnisse mit einander lebten. Die Cubaner hatten keine bestimmte ausgeprägte Religion und besaßen weder Tempel noch Opferaltäre; ihre Priester eine Art Teufelsbeschwörer hielten Besprechungen mit den guten und bösen Dämonen in der feierlichen Stille der jungfräulichen Wälder oder beim Aufgang der Sonne am Gestade des Meeres umgeben von ihren Dorfschaften ab. Und doch fanden sich in ihrem Cultus wunderbar mit dem Christenthum verwandte Traditionen und Gebräuche. Sie hatten ihr gutes und böses Prinzip, beide mit einander im beständigen Kampf; sie glaubten an die Unsterblichkeit der Seele und eine Vergeltung, welche die Guten belohnt, die Bösen bestraft, an unsichtbare Geister, welche die Menschen beständig umgäben und mit ihnen redeten, an ein zukünftiges Leben, ein glückseliges Jenseits. In den Provinzen und Stämmen gab es verschiedene Bilder und Gegenstände, unter welchen sie das höchste Wesen verehrten. So galt bei einigen der Abendstern dafür; die Andern beugten sich dem Sturmessausen des Orkanes und glaubten, der Geist der Vernichtung führe einher, während an der Nordküste der Aufgang der Sonne für das Erscheinen des guten Wesens galt. Recht wunderbar sind ihre Ueberlieferungen von den ersten Menschen, der Verjagung aus dem Paradiese von der Sündfluth und der Arche, aus welch letzterer sie indessen ihre Caziken herleiten. Gegen die Spanier waren die Cubaner anfangs äußerst freundlich, ja ehrfurchtsvoll gesinnt, und erstere, sie mochten als Entdecker oder Schiffbrüchige und Abentheurer kommen, mit Freuden aufgenommen und verpflegt. Auch nach einigen unwürdigen Gewaltmaßregeln, deren sich die Spanier, wie wir später hören werden, bei dem Entdeckungszuge unter Narvaez und las Casas zu Schulden kommen ließen, und dabei hunderte von wehrlosen Eingebornen hinschlachteten, sogar nach dem grauenvollen Flammentode, welchen der in ihren Schutz geflüchtete Cazicke Hatuey auf des Adelantado Velasquez Befehl erlitt, blieben sie duldsam und friedlich, versorgten nach wie vor die Niederlassungen ihrer Gastfreunde mit Lebensmitteln und ertrugen selbst die harten

Digitized by Google

Frohnen, als Lichten der Wälder, Grabenziehen ꝛc. mit Gleichmuth. Dem unermüdlichen berühmten cubanischen Forscher Miguel Ferrez verdanken wir manche interessante Funde, so auch einige Schädel, welche an der östlichen Spitze Cubas in den Höhlen des Cap Maisi aufgefunden, unbestritten den Ureinwohnern der Insel angehörten. Nach dem allgemeinen gültigen Urtheil des bekannten Habaneser Naturforschers Felipe Poey haben dieselben Aehnlichkeit mit denen der aethiopischen Race und ließe sich daraus hinsichtlich der Civilisation von Uramerika und der oft auffallenden Gleichheit mexikanischer Baudenkmäler und Idole mit denen der Aegypter manch folgereicher Schluß ziehen.

José Maria de la Torre ist es, dessen unermüdliche Forschungen über der Insel alte Geschichte, ihrer Ureinwohner, Provinzen und Ortschaften und dessen Karte von Cuba antiqua wir tiefere Blicke in das Chaos der Vergangenheit Cubas verdanken und mit Hülfe derselben vermögen wir uns ein deutlicheres Bild davon zu machen. Doch Torre selbst gesteht, daß hinsichtlich so Manchem, als der Provinzen, Ortnamen u. s. w. seine Angaben nur sehr ungenau sein, namentlich da sich ihm bei Entwerfung seiner Karte nicht alle Materialien darboten, deren er bedurft hätte. Allerdings wäre es irrig, anzunehmen, daß die Indier (gewöhnliche Benennung der Altcubaner) nicht mehr Provinzen inne gehabt hätten, als die wir heute kennen. Sind diese Provinzen, unter welchen man sich die je einem Caziken gehorchenden Distrikte denken muß, alle, welche die Historiographen nur bei ihrer Geschichtserzählung aufgefunden? Es ist dieß zu bezweifeln und als gewisser anzunehmen, daß im Innern der Insel noch manche, auf lange unbekannte Gebiete lagen. Dafür zeugen die zahlreichen Provinzen im östlichen, Anfangs des 16. Jahrhunderts bekanntesten Theile der Insel.

Die Hauptprovinzen Altcubas waren: 1) Guanahacabibes, gegen Kap San Antonio; 2) Guaniguanico im höchsten Gebiet der Cordillera de los Organos; 3) Marien, heute Mariel; 4) Habana; 5) Macorijes, heute Macurijes; 6) Hanamana oder Añam, beim Zapatasumpf; 7) Sabana oder Sabaneque, längs der Nordküste, bei Cardenas, Remedios, S. Clara und S. Espiritu; 8) Cubanacan, im Centrum und der Umgegend von S. Clara; 9) Jagua; 10) Guamuhaya, zwischen Jagua und Trinidad; 11) Magon, östlich von

Digitized by Google

Trinidad; 12) Ornofay, östlich von der Mündung des Jatibonico del Sur; 13) Camaguey, bei Puerto principe; 14) Guaimaro, östlich von der Südküste; 15) Cayaguayo; 16) Boyuca; 17) Maniabon; 18) Bani, Nordküste von Nuevitas bis Nipe; 19) Sagua; 20) Baracoa; 21) Maisi; dem Laufe der Küste östlich folgend: 22) Bayaquetiri, Südküste, bei Guantanamo und Cuba; 23) Macaca, beim Kap Cruz; 24) Guacanayabo, heute Gerichtsbarkeit von Manzanillo; 25) Cueiba, bei las Tunas; 26) Bayamo; 27) Maiye; 28) Maguanos; 29) Guaimaya; 30) Barajagua, im Gebiete des Centrums von Bayamo bei Nipe.

Die bekanntesten Ortschaften hießen Mayanabo, heute Marianao; Yugayo, heute Matanzas; Hanamana (Hanabana); Carahate, der Spanier Casa harta, bei der Sierra morena; Sabana, heute Remedios; Canareo, zwischen der Bay von Jagua und dem Arimaofluß; Caonao, wo früher Puerto Principe stand; Camaguey, heute Puerto Principe; Manicanao, in der Gerichtsbarkeit von Bayamo; Bani, unmittelbar an der Bay von Banes, in Ostcuba; Macaca, Cueiba, Barajagua; in den Provinzen gleichen Namens. Andere Ortschaften führen jetzt noch ihren alterthümlichen Namen so Guanabacoa, Cronas, bei Jagua; Guaimaro, Bayamo, J guani, Caney.

Als Cape, Landspitzen und Küsten waren gekannt Cap von Guaniguanico, heute San Antonio; Punta Cubana, heute Lucrecia; Punta Serafin, heute Gorda; Cap Alpha und Omega, heute Maisi; die Küste von Matamano, heute Batabano.

Meere, Häfen und Bayen waren: Der Hafen von Carenas, heute Habana; das Meer de Nuestra Señora, im Norden des Cayo Romano; Bay de Santa Catalina heute del Sabinal; Puerto Santo, jetzt Baracoa; Puerto de Palmas, nun Puerto Escondido im Ostbezirk; Puerto Grande oder de Guantanamo; Puerto de Guacanayabo, heute Manzanillo; Puerto de Vasco Porcallo, heute Santa Cruz.

Bei den Flüssen findet man die meisten indischen Namen, welche die Erdbeschreibung uns aufbewahrt, ihr selbst durch Tradition überwiesen. Einige Flüsse wechselten in neuerer Zeit ihre Namen, so unter anderen: Caiguanabo, heute San Diego; Castguaguas, heute la Chorrera, nahe bei Habana; Mares, heute Caonao, gegenüber dem

Digitized by Google

Cayo Romano; San Salvador, heute Maximo; Cautó, heute Cauto; Onicajina, heutzutage Mayabeque oder Güines.

Als Inseln und Kaye waren benannt: Die Insel Evangelista, nun Pinos; die Jardines del Rey, die man heute noch, eine Inselgruppe beim Caya Romano, so nennt; Obahaba, heute Guajabo; die Jardines de la Reina, heute das zwölf Meilen-Labyrinth, dessen östliche Inselgruppe in alten Zeiten die S. Marta-Insel genannt wurde. Die Camareos, heute Jardines und Jardincillos.

IV.

Lange Zeit, wie wir schon bemerkten, verging nach Columbus letzter Abreise von Cuba, ohne daß sich irgend Jemand um dieß gesegnete Eiland bekümmerte, bis ein königlicher Befehl aus dem Escurial 1508 an den Gouverneur von Hispaniola erging, alle unter seiner Verwaltung stehenden Gebiete einer genauen und sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen. Ovando erlas dafür einen umsichtigen Seemann, Sebastian de Ocampo, der schon lange Zeit auf S. Domingo lebte und nun mit zwei wohl ausgerüsteten Caravellen dieselbe langwierige Küstenfahrt zu unternehmen begann, welche dem großen Colon mehr als einmal mit Verderben drohte. Ocampo begann seine Forschungen an den Nordgestaden, berührte Mares, Puerto Principe und mehrere andere Ankerplätze, wo ihn das von den Entdeckern gepflanzte Kreuz begrüßte und lief endlich nach möglichst beschleunigter Fahrt, immer die Küste in Sicht, in einen der schönsten, größten und sichersten, der bis dahin in der neuen Welt entdeckten Häfen ein. Beträchtliche Havarien, welche die Schiffe in den Untiefen und Riffen der Jardines del Rey erlitten, hielten die Spanier dort längere Zeit zurück und da sie nicht weit von ihrem Ankerplatz in eine Erdhöhle zusammengespühlt eine beträchtliche Menge, zum calfatern äußerst taugliches Harz vorfanden, calfatern aber carenar heißt, so nannten sie die große Bay Puerto de Carenas. Ocampo mochte sich wohl nicht denken, daß der herrliche Hafen, welchen er nur ungern verließ und den rauschenden Palmhaine, graciöse Seibas, gewaltige Cedern umgaben, etwa drei Jahrhunderte später der wichtigste Seeplatz der Antillen und noch ein Jahrhundert mehr der Schlüssel zum rasch erstan-

Digitized by Google

denen Goldstaate Californien werden würde. Jedoch entging seinem Scharfsinne nicht die Bedeutung dieses Asyles für Schiffe und Seeleute während verheerender Stürme und er ließ da, wo heute die Cabaña steht, einen Wachtposten errichten, gegen unbotmäßige Cubaner und einfallende räuberische Caraiben sowohl, als für umherirrende Schiffe, welche dort Süß-Wasser und Provision einnehmen konnten. Damals aber lagen noch weite Landstriche längs der Bay unter Wasser und konnte man kein Stückchen angebautes Land oder gastliches Dach erblicken, erst nachdem Ocampo darauf aufmerksam machte, siedelten sich einige Spanier, wiewohl 4—6 Leguas von der Bay entfernt an und befand sich in dem allmählich sich gestaltenden Dörfchen Habana eine starke Militärstation, welche endlich mit der ganzen Niederlassung an die Bay selbst sich übersiedelte. Ocampo setzte seine Küstenfahrt nach Westen fort und erreichte etwa fünfzig Leguas vom Hafen von Carenas ein Vorgebirge, Cubas Ende gegen West, das später Cap Antonio genannt ward und gegenwärtig noch diesen Namen trägt. Von hier aus wandte sich der Hauptmann, die Küsten nicht aus den Augen lassend, südlich und gerieth in dasselbe gefahrvolle Inselmeer, in welchem vierzehn Jahre früher Columbus so vieles erduldet. Unsäglich waren die ihn umgebenden Gefahren, mit welchen eine kaum bekannte See und Küste seinen Fahrzeugen drohte; eine versengende Sonne, kalte Nächte, weit um kein frisches Quellwasser, Klippen und Bänke und Mangel an Nährungsstoffen ermüdeten und schreckten die kühnsten Seeleute. Endlich drang Ocampo durch einen Gürtel niederer Inselchen und Untiefen mittelst eines Meerarmes in einen ebenso geräumigen als anmuthigen Hafen, dessen Küsten ein Stamm bewohnte, welcher die alte Provinz Jagua inne und zu Nachbarn die Guamutayas, Hanamanacas und Cubanacaner hatten. Groß, ja ehrfurchtsvoll war die Freude, mit welcher die Cubaner die verschlagenen Fremdlinge empfingen, ohne Waffen, Jagd- und Fischerbeute in großen baumwollenen Netzen tragend, bewillkommten sie jene wunderbaren Wesen, deren erstes Erscheinen ebenso großen Jubel verursacht. Kamen sie ja doch aus dem Land der Sonne, mit gütigen Händen hundert glitzernde und flimmernde Gaben spendend, den Blitz in der Faust und den blanken Tod an der Seite und waren doch wohlwollend und würdig. Gerne nahmen Ocampos Genossen mit demselben die gebotene

Digitized by Google

Gastfreundschaft an und verlebten manche friedliche Tage im Kreise jener dunklen, treuherzigen Gestalten, die kein Falsch gegen ihre spätern Unterdrücker hegten. Trefflich mundete den Castilianern eine Art Rebhuhn, das damals in Schaaren aus dem Innern der Insel nach dem Gestade gezogen kam und dort den Pfeilen der Jaguaner erlag; auch rühmten sie die im Hafen selbst im Ueberfluß sich vorfindenden Mugiles Cephali, Fuß lange, köstliche Fische, welche die Eingeborenen in Schlammschichten aufspeicherten und mit Rohr bedeckten. So mannichfache Ausflüge die Spanier unternahmen, so trafen sie doch außer der herrlichen Vegetation, kleinen Dorfschaften und einem gutmüthigen Menschenschlag nichts Bedeutenderes und gaben fast jede Hoffnung auf, je ein Stäubchen Gold, oder ein Körnchen Diamant zu entdecken; Ocampo ließ seine Schiffe nothdürftig ausbessern und verließ, von den Cubanern noch reichlich mit Lebensmitteln versehen, die Insel, seinen Cours nach Hispaniola richtend. Nach Ocampo betrat kein Spanier die Küsten Cubas mit Absicht, da die Gerüchte schon Umfang genommen, daß die Insel keine lohnenswerthe Ausbeute an edlen Metallen und Steinen böte; auch zog das mexikanische Eldorado die habsüchtigen Spanier und anderen Abenteurer mächtiger an, weshalb denn nur Schiffbrüchige und Verschlagene auf Cuba landeten. Die Eingebornen selbst waren nicht mehr so freundlich gegen die bleichen bärtigen Männer gesinnt, wie früher, da flüchtige Haytianer von den haarsträubenden Grausamkeiten berichteten, deren sich ihre Unterdrücker gegen sie zu Schulden kommen ließen. 1509 verirrte sich eine spanische Brigg mit 36 Männern und 2 Frauen und ward auf den Strand der Provinz Guaniguanico (im Westen Cubas) geworfen. Dort fristeten die Unglücklichen in unbewohnter, unwirthlicher Gegend ihr Leben kümmerlich und wurden, nachdem 9 der ihrigen Hungers gestorben, von Cubanern aufgefunden, anfänglich freundlich behandelt, später jedoch und vermuthlich nicht ohne Anlaß von Seiten der Europäer, von der gastlichen Schwelle verscheucht und verfolgt. Auf der Flucht schlossen auch die Indier das zusammengeschmolzene Häuflein ein und ertränkten beim Durchkreuzen einer Bay sämmtliche Spanier bis auf die beiden Frauen und den Steuermann der Brigg, welche drei später ausgewechselt wurden. Der Ort dieses grausen Menschenopfers, welches wohl die Rache für das Hinschlachten so vieler hun-

Digitized by Google

derter Haytianer beschwor, trägt heute eine wichtige und die zweitgrößte Handelsstadt Matanzas (Gemetzel, Mordstätte) in einer äußerst malerischen Lage, durchströmt vom Yumuri und San Juan und eigentlich aus drei Städten Matanzas, Puerto nuevo und Versalles bestehend. Es sei hier auch Ojedas und seiner Genossen erwähnt, welchen noch ein herberer Tod drohte und erst nach großem Drangsale wieder ihre Heimath zu sehen gestattet ward. Alonso Ojeda, ein unerschrockener See- und Kriegsmann, einer von Columbus standhaftesten Gefährten und enge verflochten mit des Admirals Schicksalen, lief von Costafirma, als Chef der dortigen Colonie San Sebastian, auf einem Corsarenschiffe aus, um in Santo Domingo Hülfe für seine bedrängte Niederlassung zu suchen. Das Befehlen gewohnt, mochte sich der rauhe Kriegscamerad zuviel gegen den Corsaren Talavera erlaubt haben, ward von dessen Schiffsmannschaft nach heftigem Widerstand überwunden und schwer verwundet mit Ketten beladen. Ein gewaltiger Sturm, welcher den Corsaren gegen die cubanischen Küsten trieb, bewog Talavera, bei dem erfahrenen und mit dem Cours bekannten Ojeda Hülfe zu suchen. Dieser führte seiner Ketten ledig das schon beschädigte Schiff wacker durch Wellen und Riffe, bis ihm gelang, die Mannschaft unweit Jagua an einer öden Strandgegend zu retten. Doch war ihre Lage eine bedauerliche. Die sonst so gütigen Jaguaner, denen wohl auch die Kunde von Ovandos und Bobadillas grausamen Regiment zu Ohren gekommen sein mochte und welche vielleicht Flüchtlinge von Hispaniola beherbergten, waren sowohl für diese, als sich selbst besorgt, da die langbärtigen, abgemagerten, jedoch gutbewaffneten weißen Fremdlinge ans Land sprangen und zogen in Schaaren herbei, die Spanier mit Pfeilen und Steinwürfen beständig aus der Ferne belästigend und ermüdend, während sie denselben nie Stand hielten. Den immerwährenden Ueberfällen auszuweichen, zogen Ojeda und die ihm freiwillig sich unterordnenden Corsaren dicht an den Küsten hin und hatten so an hundert Leguas mit dem Hunger und tausend andern Beschwerden kämpfend zurückgelegt, als sie sich von überschwemmten Lande umgeben sahen, welches bald den Charakter eines gefährlichen Sumpfes annahm und nicht zu umgehen war. An eine Umkehr war nicht zu denken, und da sie das Moor nicht besonders umfangsreich hielten, beschlossen die Spanier es zu durchdringen,

Digitized by Google

jenseits dachten sie sich gesichert und so überwanden sie, bis an die Kniee in den Schlamm sinkend, eine beträchtliche Strecke Weges. Doch von Stunde zu Stunde wuchs die Gefahr, immer mehr dehnte sich der Sumpf aus, 30 Tage und Nächte brachten die Armen auf dieser traurigen Wanderung zu; 30 Tage und Nächte, bis an den Gürtel im Schlamm, keine trockene Scholle, um das müde Haupt darauf zu legen, keinen Tropfen süßen Wassers unter der versengenden tropischen Sonne und ohne andere Nahrung als etwas Maniokmehl und Wurzeln, welche sie von Jagua mitgenommen. Nur selten fanden sie einige Sträucher und niedere Bäume, von deren Zweigen und Stämmen sie eine nothdürftige Schlafstelle zusammenfügten; an ihren Raststätzen verehrten sie ein Marienbild, welches Ojeda von dem Bischof Fonseca als Geschenk erhielt und auf seinen Fahrten stets bei sich trug. Endlich nach einem langen Monat, nach Erduldung von Hunger, Durst und tödtlicher Erschöpfung, welchen Martern an 30 Spaniern unterlagen, gelangte der stets muthige Ojeda mit den Ueberbleibenden an die Grenzen der Provinz Cueiba; dort brachte der erbarmungswürdige Zustand der Wanderer die entgegengesetzte Wirkung bei den Cubanern hervor. Diese, wohl noch nicht von dem Trauerspiel auf San Domingo unterrichtet, empfingen die Spanier fast liebevoll, versahen sie mit Speise und Trank und Baumwollenmatten, um ihre Blöße zu bedecken. Ja, sie trugen die ermattet, auf den festen Boden dahingesunkenen Fremdlinge auf den Schultern nach den Hütten und durchforschten tagelang den etwa 30 Leguas im Umfang haltenden Sumpf, dem sie noch manches schon verfallene Opfer mildthätig entrissen. Der Cazicke gestattete Ojeda und seinen Gefährten, welche das Unglück zu Brüdern einigte, das inmitten der Sümpfe gethane Gelübde zu erfüllen und dem Marienbilde, welchen die Spanier ihre Rettung zu verdanken glaubten, eine Kapelle zu erbauen. Ein unter Gefahren ergrauter Soldat versah von dort an Hüterstelle des ersten schlichten Gotteshauses auf Cuba, belehrte auch die neugierig, doch ehrerbietig forschenden Wilden und streute in ihren wilden wackern Herzen die ersten, unpfäffischen schlichten und deshalb köstlichen Samenkörner des Christusglaubens. Nachdem sie ihre Kräfte gestärkt und sich erholt, zogen die Geretteten östlich nach der Küste der gastfreundlichen Macacaner, welche sie ebenso leutselig aufnahmen und verpflegten. Von dort aus brachte der kühne Ordaz, der mit sechs

Digitized by Google

Cubanern auf einem Canoa die Ueberfahrt nach Hiſpaniola wagte, Hülfe in dem nachmals ſo berühmten Panfilo de Narvaez und einer wohlausgerüſteten Caravelle, welche Ojeda und ſeine Leidensgenoſſen wieder in die Mitte ihrer Landsleute trug.

V.

Dazumalen reſidirte auf Hiſpaniola der Admiral Don Diego Colon im Schatten der Lorbeeren ſeines unſterblichen Vaters, der ihm dieſelben bei ſeinem Hingang aus dieſer undankbaren Welt im Mai 1506 hinterlaſſen ſammt allen wiedererungenen Würden und Bürden, verliehen von Monarchen und Granden, welche mit einem verſpäteten Rechtsſinn behaftet waren. Der Admiral war ein Sohn ſeiner Zeit und viele ſeiner Genoſſen und Schickſalsbrüder betrachteten die neu entdeckten und noch zu entdeckenden Länder als ein Stück gutes Tuch, aus dem ſich jeder nach Gutdünken ein Wamms ſchneiden konnte. Kam es bei dieſer allerdings wenig ritterlichen Prozedur dahin, daß man ſich gegenſeitig in die Finger ſchnitt, ſo war es Sache jedes Einzelnen, ſeinen Nächſten auf beſte Art von ſeinem zweifelhaften Rechte und ſich ſelbſt zu unzweifelhaftem Unrecht zu verhelfen. Don Diego, der nun von Ojedas Leidensgenoſſen von Cuba und der Freundlichkeit ſeiner Eingebornen erfahren, fürchtete, daß andere Partiſanen Ihrer Kath. Majeſtäten ihm in der Beſitznahme dieſes jedenfalls trefflichen Stück Landes zuvor kommen könnten und er haſtete ſich begreiflicher Weiſe, dieß zu hintertreiben. Unter dem Befehle eines erfahrenen Capitäns Diego Velasquez aus Cuellar ſammelten ſich raſch 300 Abenteurer jeden Ranges, unter ihnen der damals noch unbekannte junge Fernan Cortez und der Pater Las Caſas, der Eine ſpäter durch ſeine Tapferkeit, der Andere durch ſeine Tugenden, jedoch leider auch aus übelberathener Humanität durch ſeine intellectuelle Urheberſchaft der Negereinfuhr auf Cuba, zu Gunſten der dezimirten Ureinwohner in der Geſchichte bekannt. In vier Caravellen landete die Schaar über ſicherem Ankergrund nahe am Oſtcap der Inſel, in der Provinz Magui, deſſen Umgebung mit Palmen beſäet, dem Hafen den Namen las Palmas, nach Anderen, deſſen Wolken wilder Tauben, die ihn bevölkerten, den Namen les Palomas gaben.

Digitized by Google

Einige Zeit vorher hatten sich an demselben Küstenpunkte ein Cazicke Namens Hatuey mit vielen Indiern aus Hispaniola geflüchtet, die die Mühsalen, Frohnen und Sclaverei ihrer Eroberer von Gottes Gnaden nicht mehr ertragen konnten und wollten. Diesen Naturkindern ging es eben durchaus nicht in ihre erwiesen dicken Schädel, daß manchmal Macht vor Recht gehe, und da sie Gellerts Fabel vom Igel und vom Dachs nicht gelesen hatten, läßt es sich theilweise entschuldigen, daß sie auf ihre unberufenen Entdecker gewissermaßen ergrimmt waren. Sobald sie nun von der Landung der Letzteren auf Cuba erfahren, rotteten sie sich rachedurstend zusammen und überschütteten die Ankömmlinge mit einem Hagel von Pfeilen und Steinen, konnten jedoch den überlegenen Waffen der Europäer und der Wucht ihrer Civilisation nicht widerstehen. Sie und die ihnen verbündeten Cubaner erlitten eine furchtbare Niederlage, Hatuey selbst wurde gefangen und nach damaliger Sitte zu Recht, als ein seinem Gebieter abtrünniger Sclave und unruhiger Rebell zum läuternden Flammentode geführt. Man sagt, daß der Schlimmberathene (dessen Kameraden man unter der Entschuldigung, nur mißgeleitete Verführte zu sein, einfach abschlachtete), in den letzten ihm gegönnten Augenblicke durch die unwiderstehliche Milde eines Mönches gequält wurde, der ihm brevi manu die Lehren des Christenthums und die wahre Anschauung der ihn erwartenden himmlischen Freuden beizubringen suchte, auf die er bei Ermangelung der Wasser-, durch die Feuertaufe gerechten Anspruch hätte. Hatuey fragte, ob denn in dem Himmel auch Spanier wären und als der Mönch dieß selbstverständlich fand, schüttelte der Rebell das Haupt und äußerte sich dahin, daß er gern auf die verherßenen Wonnen verzichte, nur um diese dorten nicht anzutreffen, eine allerdings stark mit Unversöhnlichkeit gewürzte Entsagung. Nach dem Tode des Cäzicken, der wohl der Hecht im Karpfenteiche des idyllischen Insulanerlebens gewesen, und nach gründlicher Besiegung der Aufständischen, hatte Diego Velasquez keine offenen Feinde mehr; einer der Cazicken nach dem Andern, dem bei Hatueys Scheiterhaufen ein ganz seltsames Licht aufgegangen sein mochte, huldigten mit voller Hand, und sich so von den Eingeborenen bedient und mit Lebensmitteln versorgt sehend, dachte er an Gründung eines festen Wohnsitzes, der ihm als Basis zu seinen weiteren Entdeckungszügen dienen sollte.

Digitized by Google

So erbaute er dicht am Hafen de Palmas, am Fuße der malerischen Gebirgswelt der Sierra maestra, die erste Stadt mit Hülfe der mitgebrachten Sclaven und bereits moralisch eroberten Cubaner und begabte sie mit dem einigermaßen langathmigen Namen Ciudad de Nuestra Señora de la Asuncion de Baracoa.

Die Nachricht von den Erfolgen der Expedition des Velasquez verbreitete sich ringsum, auch ging das unglückselige Gerücht, Cuba sei eines der reichsten und ergiebigsten Eilande und so konnte es nicht fehlen, daß sich viele unruhige Gemüther unter Velasquez Befehl stellten, die in geregelteren Umständen nicht mehr gedeihen konnten. Einer dieser Partheigänger des Glücks war der Capitän Panfilo de Narvaez, derselbe, welcher einst Ojeda und seinen Schiffbrüchigen am Cabo de Cruz Hülfe gebracht, jener Narvaez, der sich zur Ungunst, später zum Nebenbuhler des genialeren Hernan Cortez aufschwang, für dieses Ueberheben jedoch bei Chempoalla nicht nur die Haare, sondern auch ein Auge lassen mußte. Er war mit seinen 30 Armbrustschützen sehr willkommen und alsbald zum zweiten Führer mit dem Auftrag ernannt, sofort mit 50 Mann das Gebiet der Südküste zu erforschen. Auf diesem Zuge wurden sie von den Eingeborenen auf's Beste aufgenommen, die in großer Anzahl herbeikamen, um sie zu betrachten. Nur in einer Ortschaft nahe an der Küste, wo, über 7000 Indier hausten, mochte die geringe Anzahl der Weißen oder die schon verbreitete Kunde von Hatueys Untergang die Lust zu voreiliger Rache und Vernichtung der Fremden reizen, die sorgloser als gewöhnlich sich der Ruhe hingegeben hatten. Der Lärm und das Geheul erweckten dieselben; Narvaez sprang im Hemd zu Pferd und führte die Seinen mit solcher Raschheit gegen die Andringenden, daß die Cubaner entsetzt sich nach allen Richtungen zerstreuten, zumeist nach den Wäldern der Provinz Camaguey. In ihrem Asyle hielten sie es jedoch nicht lange aus, da es dort der Bodenbeschaffenheit halber wenig Lebensmittel gab, die kaum für die Camagueyer selbst reichten. Sie kehrten zurück, unterwarfen sich und fanden, zu ihrem Glück im edlen las Casas einen mächtigen Vermittler, der damals schon seinen Ruf als Verfechter der Humanität in so schwierigen Verhältnissen fest begründete und bald der Abgott seiner neuen Schützlinge ward.

Velasquez sandte Narvaez zum zweiten Mal zur sogenannten

Digitized by Google

Pazifikazion der Caziken von Camagney aus. Dieser marschirte mit 100 Mann unter dem tapfern Juan de Grijalva und 1000 dienstbaren Indiern, während ihm der unermüdliche las Casas ein in seiner Art mächtiger Beirath war. Sie mußten lange Strecken durchziehen, ehe sie nach Camagney kamen; die Dorfschaften, welche sie durchzogen, empfingen sie friedlich, stets hatten sie Ueberfluß an Wildpret und Früchten. Doch hier läßt sich las Casas Zeitgenosse, der Spanier Quintana, in dessen Biographie zu folgendem charakteristischem Geständniß hinreißen, das wir wortgetreu übersetzen:

„Das Betragen der Soldaten entsprach nicht immer dieser freundlichen Aufnahme und ihre Gewaltthätigkeit und Anmassung verursachten Zwiste und Mißverständnisse, bei welchen die armen Indier am meisten zu leiden hatten. Las Casas, um diese Unzukömmlichkeiten abzustellen, verfügte mit Narvaez, daß fürder die Cantonnirungen derart bezogen würden, daß die Eingeborenen die Hälfte ihrer Ortschaften den durchziehenden Truppen einräumten, diesen jedoch bei strengster Strafe verboten ward, in's Quartier der Indier einzudringen. Der Ruf des las Casas unter diesen war ebenso groß, daß es genügte, einige alte, an einen Speer geheftete Papiere, die für Anordnungen des allgefeierten Paters galten, ihnen zuzuschicken, um alle verfügbare Hülfe den Spaniern zu leihen. Trotz aller Vorsicht konnte jedoch nicht vermieden werden, daß es ohne Unannehmlichkeiten, selbst Blutvergießen abging. In Caonao, jenseits der Gränze von Camagney, liefen ihnen die Indier fröhlich mit ihren Geschenken entgegen, und während letztere unter las Casas Aufsicht vertheilt wurden, stellten die Cubaner sich in Haufen, um die Bewegungen der Fremden zu beobachten und namentlich die Sprünge der Pferde zu bewundern. Man sagt, daß 2000 Indier da waren, während sich 500 in einer Umzäumung versammelt hatten. Narvaez hielt zu Pferde inmitten seiner Soldaten. Plötzlich zieht Einer derselben den Degen, die Andern folgen seinem Beispiele und werfen sich, aller Orten verwundend und tödtend auf diese Indier, ohne daß die überraschten und erschreckten Unglücklichen den geringsten Widerstand leisteten. Narvaez ließ das Gemetzel zu, nur las Casas stürzte sich beschwörend ins Getümmel und es gelang ihm dessen Stillung nur, nachdem der Schaden groß und unersetzlich war.

Digitized by Google

Der Grund, den die Urheber der Unthat angaben, war ebenso leichtfertig als deren Folgen entsetzlich. Sie sagten, die Aufmerksamkeit, womit die Indier ihre Pferde betrachteten, war ihnen verdächtig; die Fischgrätenbüschel an ihren Köpfen dünkten ihnen vergiftete Waffen und ihre am Gürtel aufgerollten Angelschnüre Fesseln zum Binden. Das Gefürchtete trat ein. Die Eingeborenen flohen und rissen auf ihrer Flucht ihre Gränznachbarn mit fort, das Land war verödet, die Expedition zum Oefteren dem Hungertode nahe.

Wäre es las Casas Ueberredungskunst und Einfluß auf die Indier nicht gelungen, diese immer und immer wieder zu beruhigen und zu ihrer Machtherren Dienst heranzuziehen, so war es um Narvaez und die Seinigen für immer geschehen." Soweit Quintana. Ein Urtheil hierüber möge sich jeder selbst bilden. Wir übergehen die weiteren Streifzüge von Narvaez, eine Kette von Aufreizungen und Pazificationen, bei denen derselbe ebenso das Böse, wie las Casas das gute Princip war und bei Betrachtung welcher man nicht weiß, wem eine größere Verwunderung zu zollen ist, der unendlichen Nachgiebigkeit und Vertrauensseligkeit eines sicher nicht verdorbenen, schwachen oder entnervten Volksstammes, oder den Riesenschritten, womit die Civilisation (de ultramar) die uncultivirten Ureinwohner eines der schönsten Eilande mit gewissenhafter Gründlichkeit bis auf die leisesten Spuren ausmerzte.

VI.

Mit vollem Rechte und im Hinblick auf die glaubwürdigsten Berichte der damaligen Zeit lebten bei Columbus erster Landung auf Cuba 200,000 Eingeborene daselbst und wir laufen nicht Gefahr, der Uebertreibung geziehen zu werden, wenn wir sagen, daß nur 30 Jahre nach dem Aufpflanzen des ersten Kreuzes auf dem jungfräulichen Boden, nur der Zeitraum einer Generation es vermochten, die Gesammtsumme der Ureinwohner bis auf wenige unbedeutende Reste zu vertilgen. Zeugniß hievon schöpfe man aus gleichalterigen Briefen von Vollblutspaniern aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts, aus Berichten, welche lange Jahre in den Archiven des Reiches vergraben waren und deren erste Abdrücke ein glücklicher Zufall in unsern Besitz brachte. Aus ihnen geht hervor, wie undankbar,

Digitized by Google

ungerecht und schrecklich gegen die ursprünglichen Besitzer Cubas und der andern Inseln von Seiten der mit Jubel aufgenommenen Europäer verfahren wurde und nur der dunkelste Schatten einer düstern Zeit, der allerdings allerorten einmal gewaltet hat, mag einigermaßen zur selbst dann nicht zu rechtfertigend Entschuldigung dienen. Wenn wir hinsichtlich dieser wohl jedem Gebildeten bekannten Gräuel gerade bei den Altkubanern besonderes Aufhebens zu machen scheinen, so rechtfertigt uns der Hinblick auf deren angeborene Friedensliebe, milde Gesinnung, Freundlichkeit und Empfänglichkeit für europäische Gesittung und die Lehren unvermischten reinen Christenthums, wovon Proben gegeben wurden; es waren keine Cannibalen, keine Anthropophagen, keine halbwilden fleischfressenden Troglodyten ohne alle Cultur und Menschenähnlichkeit, keine ausgeprägte Kriegernation, welche die Spanier auf Cuba vorfanden — nein! nachdem die ersten gleißenden Glasperlen und Scherben der Naturkinder Zutrauen geweckt, nahmen sie die fremden Spender freundlich auf, räumten ihnen in ihren Hütten den besten Platz ein, versorgten sie gegen jeden Mangel, boten ihnen ihre besten Dienste an, um nach wenigen Jahrzehnten aus schuldiger Dankbarkeit von ihrem schönen Eilande mit Peitsche und Schwert, durch die furchtbare Geißel der Pest und durch eigene Verzweiflung und freiwilligen Tod hinweggefegt zu werden. Es war dieß das Schicksal vieler Völker, aber nicht leicht ist eines so einschneidend in den Tafeln der Geschichte eingezeichnet.

Diego Lopez de Salcedo sagt in einem Briefe an den König unterm 30. Dezember 1526:

„Die Indianer beklagen sich, sagend, nachdem sie Gehorsam gelobt und nach besten Kräften dienen, sollte man ihnen nicht so arges Leid anthun, indem man sie tödtet oder zu Sklaven macht, ohne daß sie eine Ursache weshalb? wüßten. Mir scheint, daß sie recht haben. Sobald ich ankam, schrieb ich an Gonzalo de Guzman, dem Gouverneur der Insel Fernandina (Cuba) und that ihm zu wissen, daß die Leute dieser Insel friedlich seien und J. Kath. M. in ihrem Lande dienten und daß man mir gesagt habe, an dieselbe stießen einige Schiffe, welche etliche fortgeschleppt und deren Viele erschlagen haben, so daß diese Länder fast ganz entvölkert seien. Ich ließ ihm ankünden, daß S. Kath. M. damit nicht gedient sein könne und auch daß

Digitized by Google

die Indier sich beklagen, sagend, warum, wenn sie die Christen gut bedienten, ihnen von diesen so viel Schmerz angethan werde und daß S. Kath. M. Solchem steuern möge!" —

Aus dem Meldezettel des Licenciaten Espinosa y Zuazo am 30. März 1528 an den König über das Bevölkern der bisher entdeckten Ländern entnehmen wir folgendes:

„Von Hispaniola begann man Cuba zu bevölkern (anzubauen) und deshalb wurde Velasquez hingesandt; dort gab es sieben sehr volkreiche Ortschaften, so lange die Indier gut gehalten wurden. Doch als diese weniger worden und man Neuspanien entdeckte, entvölkerte Velasquez Cuba, um jenes zu bevölkern, indem er nicht nur die Spanier, sondern auch viele Indier dorthin sandte, so kam es, daß Cuba gegenwärtig sehr menschenarm ist."

Der Licenciat Vadillo ruft in seinem Schreiben an die Königin am 24. Sept. 1532 aus:

„Heute zeigte mir der Bischof das Dekret, welches die Indier Cubas in zwei Ortschaften zusammen ruft, um sie in besserer Zucht beisammen zu haben. Aber die auf 300 Meilen zerstreuten Indier aus ihren Provinzen in zwei Dörfer zusammen zu stapeln; — ! — Diese Neuerung, sollte man sie ihnen ernstlich zumuthen, heißt sie selbst vernichten und uns zum Hungertod verurtheilen!" —

Also zwei furchtbare Wahrheiten in wenigen Worten. Kaum 40 Jahre verflossen und der Rest zweier Hunderttausender ist im Bereich zweier Ortschaften unterzubringen und dann, ohne Indier sind die Spanier auf Cuba, dieser fruchtbarsten Insel dem Verhungern ausgesetzt! —

Der Schluß eines Meldezettels des Manuel de Rojas an seine Regentin am 9. März 1533 besagt nach Aufzählung verschiedener Einzelnaufstände rebellischer Indier und deren blutiger Dämpfung:

„Als man mich hieher sandte, um die Indier von Hispaniola und Cuba zu vertheilen, befahl mir J. Kath. M., daß kein Europäer deren über 300 besitzen solle; dieses Dekret war von 1512 und ich brachte es niemals in Anwendung, da ich vorzog, die Indier dem zu geben, der sie besser behandele, wenn auch in größerer Anzahl. Denn bald darauf verminderten sich die Eingeborenen und kein Euro-

Digitized by Google

päer besitzt deren viele, nur Solche vielleicht, die ihnen gute Behandlung angedeihen lassen." —

Gonzalo de Guzman schreibt am 8. April 1537 an die Königin:

„Im Februar besuchte ich auf J. M. Befehl die verschiedenen Ortschaften Cubas, um zu sehen, wie Indier und Neger geistlich und leiblich gehalten. Den Erfolg sagte ich voraus. In den 20 Orten, die ich besuchte, fand ich wenig Eingeborene. Im Umkreise dieser Stadt Santiago befinden sich 130 Männer und Weiber. — — — — Meiner Ansicht nach sollte man die Indianer besser behandeln, denn so denken sie nur an Meuterei und auf welche Art sie sich aufhängen oder Gift trinken. Und zwar zu Zehent und mehr. Daher kommt es, daß auf 50—60 Meilen im Umkreis sie ihre Hütten verlassen haben und nicht erscheinen, daß man sie aber (in den Wäldern) zu Haufen als Leichen findet. Ich sage J. M. dieß nur, damit J. M. sehe, was für verzweifelte hartnäckige Gesinnungen diese Leute haben."

Der Licenciat Bartolome Ortiz, Alcade Mayor von Cuba schreibt am 30. März 1539 an den Gerichtshof von Indien unter Anderm:

„Alle diese Indieraufstände wurzeln in der schlechten Behandlung, welche die Besitzer von Indiern diese erleiden lassen; sie weigern sich, letztere zur Niederhaltung der Aufständischen zu verwenden und beachten ihren Vortheil mehr als das allgemeine Wohl. Daher kommt es, daß man auf der Insel nur in großer Anzahl reisen kann. Die Haupturheber der (oben) geschilderten Vorfälle sind gezähmte Indier (Indios de la paz) die sich vermummten, die Gesichter bemalten und als Cimmaron-Neger ausgaben. Ihrer waren 21, wovon bereits 13 gerichtlich abgethan wurden. Damit werden sich ihre Landsleute begnügen und in Acht nehmen!"

Und so verschlimmerte sich die Lage. Die von da ab beginnenden spanischen Unternehmungen gegen Florida, welche Cuba zum Sammelplatz und Hauptdepot machten, fast alle wehrfähige Mannschaft, vorhandenen Pferde und Kriegsvorräthe an sich zogen, erlaubten nicht, daß die Colonisten gegen die rebellischen Neger und wenigen

Digitized by Google

Indier von Staats Wegen geschützt wurden, und so zwang schließlich die bittere Nothwendigkeit die weißen Pflanzer, ihre Sklaven und Bluthunde mit der Ausdauer der Verzweiflung zur endlichen und schließlichen Vertilgung der Gastfreunde ihrer Väter aufzubieten, was auch ihnen und den durch sie ins Land eingeschleppten Seuchen nur zu bald und zu gründlich gelang.

Blos die Sage bewahrt die fast verwischten Spuren der Ureinwohner auf Cuba!

Digitized by Google

Graue Haare.

Skizze

von Albert Schultheiß.

Vor Jahren besuchte ich regelmäßig jeden Abend das Café Spoletto und traf auch immer zu bestimmter Stunde an dem kleinen Seitentische neben der größten Fontaine einen alten Herrn dort an. In seinem äußern Auftreten im höchsten Grade fein und gewählt, fiel mir bei all seiner sonstigen Zuvorkommenheit doch bald die ängstliche Scheu auf, mit der er jeder an ihn gerichteten Frage sichtlich auszuweichen sich bemühte, weßhalb auch eigentlich Niemand über seine näheren Verhältnisse unterrichtet war. Reichlich fließende Trinkgelder machten, daß Kellner und Besitzer ihm alle möglichen Aufmerksamkeiten erwiesen, und so bedurfte es denn seinerseits oft nur eines Winkes und jeder seiner bescheidenen Wünsche war unausgesprochen schon erfüllt. Café Spoletto galt als der Sammelplatz der Offiziere, Studenten und Schauspieler, und war die Gesellschaft auch oft mehr als ausgelassen, ich sah nie ein Lächeln in dem mild ernsten Gesichte des alten Herrn. Er sprach nur wenig, aber dieses Wenige mit ungemein wohlklingender Stimme, halb flüsternd. Wenn er die Lektüre meist ausländischer Zeitungen beendet hatte, lehnte er sich auf dem breiten Divan zurück den blauen Ringen der feinen Havannah nachstarrend, bis sie sich seinen träumerischen Blicken entzogen. Ich kannte ihn seit länger als einem Jahre, hatte aber immer nur das unumgänglich

Digitized by Google

Nothwendigste mit ihm gesprochen, als eines Abends mich der Zufall, oder besser Platzmangel, als Gegenüber an seinen Tisch setzte. Ich hätte außerdem wohl vermieden ihn im wonnigen Genießen der Einsamkeit zu stören.

Eben legte ich ein größeres Zeitungsblatt aus der Hand, in dessen Feuilleton die bekannte Anekdote besprochen wurde, deren auch Walter Scott irgendwo erwähnt. Mit einem Freunde ließ sich der Dichter einst an einem morschen Seile in eine Höhle Schottlands hinab. Unterwegs erzählt der Führer, wie oft schon das Seil gerissen und seine Last in die fürchterlichen Tiefen begraben habe. Da sei es dem Freunde vorgekommen, als ob das Thau sich verlängere und so drohe abzureißen. Er litt namenlose Angst und als sie wieder ans Licht gekommen, wäre sein dunkles Haar binnen den drei Stunden grau geworden. In dem Aufsatze fanden sich noch einige bezügliche Fälle angegeben. Ludovico Sforza der Mailänder Interimsherzog, die unglückliche Marie Antoinette und andere — ich hatte kopfschüttelnd zu Ende gelesen.

— Es scheint, diese Thatsachen finden an Ihnen einen Ungläubigen, begann da der alte Herr, wenn Sie mir erlauben Ihren stumm ausgedrückten Zweifel auf das eben Gelesene beziehen zu dürfen.

Ich war über diese Anrede erstaunt, er hatte noch sehr selten an einen Gast eine solche gerichtet.

— Solche Thatsachen mögen dem allzeit fertigen Romancier wohl in Fülle zu Gebote stehen, geschichtlich begründet sind sie kaum.

— Und doch, warf er mir lebhaft ein, es gibt dergleichen Fälle. Ich bin im Vergleich zu ihnen ein alter Mann und habe schon viel erlebt.

— Aha, dachte ich, jetzt entpuppt sich der Mystiker endlich.

— Es sind heute genau vierzig Jahre, fuhr er sinnend fort, und die Erinnerung steht noch so lebhaft vor meiner Seele, als wären es erst ebenso viele Stunden. Vergeben Sie mir, wenn ich weich werde. Hat sich ein Mann seiner Gefühle zu schämen?

Ich wurde gespannt und murmelte einige Höflichkeiten. Der alte Herr mochte fühlen, daß er nach einem solchen Ausbruche nicht mehr gut zurückgehen konnte, und er begann denn zu erzählen:

Digitized by Google

— Wie bemerkt, sind es heute gerade vierzig Jahre, es war genau am 28. November. Draußen heulte der Wind durch die langen Baumalleen der Residenz, wir saßen unserer Zehn im behaglichen Zimmer, vor uns die mächtige Bowle und in den geschliffenen Kelchen das trübe, dampfende Getränk. So feierten wir den 24. Geburtstag unseres Wirthes im Landhause seines Vaters, des Kreisdirektors L. Die Familie wohnte schon seit Wochen wieder in der Stadt, wir jedoch hatten vorgezogen in der einsam gelegenen und nun fast verödeten Besitzung zu commerciren. Nur die Gärtnersleute unten und eine alte Magd, die zu unserer Bedienung herausgekommen, waren außer uns im Hause. Man hatte der Bowle ziemlich zugesprochen, doch war die Unterhaltung nicht eben ausgelassener, als sie in lustigen Studentenkreisen zu sein pflegt.

— A propos, Maltheser, fing Einer an, da hat dein Alter doch mal eine vernünftige Idee gehabt und sich ein hübsches Stubenmädchen angeschafft. Da werde ich dich wohl nochmal so oft besuchen müssen.

— Was? höhnte ein Zweiter. Den alten Drachen meinst du, der eben hinaus gegangen ist — fauler Witz.

— Ah, wer spricht von der. Ich meine das Tinchen, du kennst die Holde noch gar nicht, Tannhäuser. Du mußt sie erst sehen — dann wird dir deine Bummelei nach der Wernik'schen Conditorei bald verleidet, das ist ja doch fast dein Venusberg geworden.

— Bitte, rief nun der Wirth — nehmt doch Rücksicht auf den angehenden Gottesstreiter in unserer Mitte.

— Ei, der Jonas, der hört so was auch gern. Der liest immer mit Behagen das hohe Lied Salomons. Das hat er viel lieber, z. B. als das neue Testament und was sonst für Bücher sind.

— He, Rhampyses, jetzt wär's für dich Zeit anzufangen. Erzähle uns deine Erlebnisse während des letzten Sommersemesters in Paris zugebracht. Aber hübsch der Reihe nach: Ankunft, Boulevardbummel u. s. w Doch zuerst und vor allem schildere uns deine **petite femme.**

— Da freue ich mich, einmal augenscheinliche, wahrheitsgetreue Schilderungen zu hören über unsere gallischen Brüder, denen man nachsagt, daß sie keine Burschenschafter sind.

Digitized by Google

— Also wie war deine Jeanne d'Arc? Hübsch ohne Zweifel, aber weiter, brünett?

— Es fällt mir nicht ein zu referiren. Ich kann auch gar nichts darüber sagen — denn ich galt allgemein dort für einen der fleißigsten Studenten.

— Hoho, die Aufschneiderei.

— So viel kann ich Jedem versichern, daß ich solchen Zerstreuungen stets aus dem Wege gegangen bin — wer meine Manuscripte durchsieht —

— Ja, ja, aber wer in Paris Anthropologie studiren will, der muß doch auch, mein ich, sich praktisch auszubilden suchen.

— Ja wohl, Tannhäuser, warf ein derber Mediciner ein. Das hat Rhampyses gewißlich gethan — bei der Archäologie nimmt er einen universalen Standpunkt ein und ich wette, er zeigt Geschmack und zieht das Frische dem Eingepöckelten vor.

— Halte deinen Rand, Diogenes.

— Na, Rhampyses, du warst doch alle Abende in der Closerie?

— Wie könnt ihr denken, er kennt sie kaum dem Namen nach. Er geht ganz im Studium auf. Bloß wegen dem Rhampyses hat uns Maltheser der Aeltere heute diese kostbare Antiquität herausgeschickt, statt dem Tinchen. Da —

— Aber Leute, fiel der Wirth ein, ihr werdet mir jetzt zu üppig. Weil wir gerade beisammen sitzen, ich habe euch noch nicht erzählt, was sich neulich bei mir zugetragen?

— Nein, was denn?

— Nun, es paßt sich heute denn doch nicht. Ein andermal.

— Was ist es denn?

— Fiel mir nur so ein, aber es könnte unsere Gemüthlichkeit stören. Lassen wir es.

— Du spannst die Neugierde ja ganz auf die Folter.

— Es war Unrecht von mir, dies zu erwähnen, also nächstens. Wollen wir wieder eins singen: Es blinken drei freundliche Sterne.

— Hoho, das geht dir nicht so hin, wer A sagt muß auch B sagen. Heraus mit deiner Geschichte.

— Nun, wenn ich muß, so hört: Vor acht Tagen stürzte sich

Digitized by Google

meinem Gartenhause gegenüber ein Mädchen in den Fluß, man zog sie nach einer Stunde als Leiche aus dem Wasser.

— Jung, schön? riefen Alle.

— O ja, sehr schönes Gesicht und volle reine Formen.

— So, und wer war sie sonst — wie war sie gekleidet?

— Sie sah sehr anständig aus, war aber ohne alle Ausweise über ihre Person.

— Und konnte nicht gerettet werden? Was habt ihr mit der Leiche gemacht?

— Ich ließ sie ins Haus schaffen. Drüben im grünen Zimmer hat sie gelegen, bis sie von der Gesellschaft abgeholt wurde.

— Ah von der Tristitia. Da sehe ich den dürren Consistorialrath, deinen Chef, Jonas, die Trauerweide herwackeln und er preßt einige Krokodillszähren der Rührung heraus.

— Nun, wie alt war sie ungefähr?

— Höchstens achtzehn Jahre.

— Hm, so jung, so schön und so unglücklich.

— Ja, sehr schön war sie. Professor Lechner hat sie mir abzeichnen lassen, ich habe ihr Portrait im grünen Zimmer aufgehängt. So, jetzt wißt ihr alles, reden wir von anderem.

— Noch eins, rief Tannhäuser, wie lange war sie denn bei dir?

— Nur eine Nacht, das hat schon genügt das ganze Haus in Verruf zu erklären. Tina wagte sich nimmer in das Zimmer, weil es darin umginge.

Hahaha, sehr gut und deßhalb ist nicht herausgekommen, weil es umgeht. Ja, es kommt ja immer nur darauf an, wie sie mit sich umgehen läßt und dann Umgang muß jeder Mensch haben oder wenigstens etwas, mit dem er umgeht. Da, der Jonas, z. B. der geht jetzt mit einer Predigt um, das seh ich ihm an, die er uns halten wird über die Nichtigkeit alles Irdischen. Na, warte nur bis auf den Heimweg damit. Umgehen, halt da fällt mir ein patenter Ulk ein. Hört, weil wir gerade bei dem Thema sind, ich will euch einen Vorschlag machen. Es geht ein finsterer Geist durch unser Haus, denn Tina stets gesagt, wollen wir es nur glauben. Also Einer von der Gesellschaft opfert sich auf und macht den geisterbeschwörenden Schröpfer

Digitized by Google

oder Cagliostro. Das wird gottvoll, wenn der den Geist citirt und dem Nichterscheinenden gehörig aufbrummt. Aber keinem zu lieb und keinem zu leid, es wird gelooſt und wen das Loos trifft, der muß gehen. Wir haben nun halb Zwölf, es geht noch. He, iſt die Idee nicht famos?

— Wie es in dieſen Jahren bei ſolcher Stimmung zu gehen pflegt, wandte ſich der alte Herr an mich, wiſſen Sie vielleicht ſelbſt. Ich habe Ihnen das Geſpräch erzählt mit all ſeinen Plattheiten, wie es geführt wurde, um zu zeigen, auf welchem Punkte es gipfelte. Man fand den Vorſchlag ausgezeichnet, er wurde mit faſt allgemeiner Acclamation begrüßt. Nur einige waren beſonnen genug, Vorſtellungen zu machen über das Unpaſſende ſolcher Scherze, ſelbſt wenn ſie ganz ohne Folge ſeien. Sie wurden überſtimmt und man ſchritt zur Looſung. Die beſchriebenen Zettel warf man in einen Todtenſchädel und irgend einer zog. Es traf Rhampyſes. Dieſer, eine kräftige Geſtalt mit vollem pechſchwarzen Lockenhaar hatte ſich ſchon anfangs energiſch dagegen ausgeſprochen, konnte aber jetzt nicht mehr zurücktreten, da vorheriges Ausſchließen nicht geſtattet wurde und jeder ſich nun Weigernde den Vorwurf der Feigheit hinnehmen mußte. Es fehlte ihm ganz und gar nicht an Muth, er war ein gefürchteter Gegner auf der Menſur, aber ein unerklärlich banges Gefühl bemächtigte ſich ſeiner in dieſem Augenblicke, da er gehen wollte, doch er ſuchte des Unmännlichen ſich zu erwehren und ergriff den Armleuchter.

— Halt noch eins, rief Tannhäuſer. Wir haben jetzt dreiviertel, es reicht noch. Du gehſt alſo ins grüne Zimmer, vor dem Spiegel und rufſt dreimal deinen vollſtändigen Namen, befiehlſt alsdann den Geiſt zu erſcheinen. Kommt er nicht, und das iſt der wahrſcheinlichere Fall, dann touchirſt du gehörig, ſollte er aber doch erſcheinen, dann bitteſt du ihn oder eigentlich ſie, denn es iſt eine Dame à la Don Juan bei uns zu Gaſte. Fein artig und zeige, daß du nicht umſonſt in der Stadt der Galanterie geweſen. Rufe nur hübſch laut, daß wir es alle hören.

Und er ging, wäre er noch an der Schwelle umgekehrt, es hätte ſich niemand eine ſpöttiſche Bemerkung erlaubt, jeder mußte es ſich in dieſem Augenblicke ſagen. Aber er ging, mit feſten dröhnenden Schritten durch den langen Corridor, ſchloß die Thüre auf —

Digitized by Google

— Ich, Karl, Arthur — ein markerschütternder Schrei; Henriette — ein dumpfer Fall und Todtenstille — —

Bestürzt sahen sich die Zurückgebliebenen an, endlich brach Tannhäuser das peinliche Schweigen.

— Das war gegen die Verabredung, kommt, vielleicht ist ihm was zugestoßen.

Er eilte hinaus, alle folgten ihm ganz ernüchtert. Man fand Rhampyses blutend im Zimmer liegen, er hatte sich im Fallen aufgeschlagen, der Leuchter lag weitgeschleudert, ein Licht brannte geknickt noch fort.

— Allmächtiger Gott, was ist da geschehen, rief der Wirth erschrocken aus bei diesem Anblick. Oh, wenn ich es hätte ahnen können. Schnell Wasser her — nein ich gehe selbst — da hast du die Folgen deines unzeitigen Scherzes, Tannhäuser — wir sind geschieden.

— Lächerlichkeit — Rhampyses wird sich gleich wieder erholen — der Hasenfuß

— Kein Wort weiter, ließ sich da Einer hören, ich nehme Parthei für Rhampyses, der Witz war schlecht.

— Sehr schlecht, rief es aus dem Haufen.

— Was soll das? schrie der Angegriffene mit heiserer Stimme und blitzenden Auges die Gegner messend. Gut, ich stehe jedem der Herren morgen einzeln zur Rede, man wird mich zu finden wissen. Gute Nacht.

Und hinaus stürmte er. Verlegen schlichen sich noch Einige hinter ihm fort. Unterdeß kam Hülfe für den noch immer bewußtlos Daliegenden. Vereinten Bemühungen gelang es ihn ins Leben zurückzurufen. Er schlug die Augen auf, heftete einen unbeschreiblichen Blick auf das Portrait neben dem Spiegel: Henriette, et tu m'aimeras toujours, et tu ne me quitteras jamais.

— Was hast du? fragte der Wirth bekümmert sich zu ihm niederbeugend, kennst du das Bild? Wie? ja. — Oh jetzt wird er wieder schwach. Helft mir, tragen wir ihn von da fort, nimm Jonas, hier, sei so gut.

— Ja, bemerkte nun der gutmüthige Diogenes, er ist sehr angegriffen, bringen wir ihn zu Bette. — Ruhe ist hier die beste Medicin — mir scheint, als wäre ein heftiges Fieber im Anzug. Es

Digitized by Google

ist alles zu fürchten, aber ich hoffe viel von seiner kräftigen Constitution.

— Oh, er soll jede erdenkliche Pflege bei mir finden, die gewissenhafteste Wartung. Rhampyses wurde den Anordnungen gemäß zu Bette gebracht und treu bewacht seiner dumpfen Apathie überlassen. Der nächste Morgen fand ihn im heftigsten Fieber, das entfesselt seine Glieder durchraste. Bestürzt betrachteten ihn die Freunde — die dichten schwarzen Locken, welche nun in verworrner Fülle ein ganz entstelltes Antlitz beschatteten, waren über Nacht grau geworden. Die furchtbare Aufregung, der gräßliche Blitzstrahl während der Spiegelscene in seine Seele geworfen, da er das oben hängende Bild erkannt, hatten sie gebleicht, junger Mann, binnen wenig Stunden.

Und der alte Herr schwieg erschüttert. Nach einer Weile fuhr er fort von meinen fragenden Blicken aufgefordert zu Ende zu erzählen.

— In seinen wilden Fieberphantasien wiederholte Rhampyses fortwährend die Worte: Et tu m'aimeras toujours et tu ne me quitteras jamais. Er klagte sich des Mordes an an jenem unschuldigen vertrauenden Geschöpfe. Und doch, war er denn schlechter, als die vielen Tausende in jener Weltstadt, welche mit ihren petites femmes in sorglosem Jubel die goldenen Tage verlebten und sie dann kalt gewordenen Herzens verabschieden, wenn der rauhe Ernst des Lebens herantritt? Und wie leicht weiß sich da die frivole Grisette zu trösten! Oh, die arme, hingebende Henriette, sie hatte das flüchtige Versprechungswort mit der ganzen fürchterlichen Schwere der Wahrheit aufgenommen. Als sie so in abendlicher Stunde in der traulichen Mansarde der Rue Racine ihn umschlingend, innigen Blickes zu ihm aufschaute: N'est-ce pas, tu m'aimeras toujours, et tu ne me quitteras jamais! Sie ahnte nicht, daß es das letztemal sein sollte, und daß schon der nächste Morgen ihn auf dem Wege zur fernen Heimath antreffen werde. — Und sollte er so schwer für seinen Leichtsinn büßen? Glaubte die Arme in den gelben Wogen der Spree die alles vergessen machende Fluth des Styx gefunden zu haben und wußte sie nicht, daß ja die Seele des Selbstmörders nie Ruhe finden kann? Oh, es liegt ein tiefer Sinn in der kindlichen Anschauung der Alten. In den Stunden der ausgelassenen Freude mußte sich der bleiche Schatten der armen Verlassenen zwischen ihn

Digitized by Google

und sein zukünftiges Lebensglück drängen, mit gellender Stimme ihm zurufen: Tu m'aimeras toujours et tu ne me quitteras jamais.

Der alte Herr hatte geendet, das todtbleiche Antlitz mit den Händen bedeckt.

— Und haben Sie später noch von dem unglücklichen Manne gehört? frug ich, um nur etwas gesagt zu haben.

— Unglücklich nennen Sie ihn, ja, er ist es. Er sitzt vor Ihnen, junger Mann.

Digitized by Google

Ein Verlust und seine Folge.

Ein Bild aus der Knabenzeit

von

J. Priem.

Bei einem jener Feste, an welchen Deutschland in den letzten Jahrzehnten so reich war, fanden sich drei Freunde nach langjähriger Trennung wieder zusammen, die früher in der gemeinschaftlichen Vaterstadt eine Schule und, im gewissen Sinne, auch ein geistiges Streben vereinigt hatte.

Zwei davon waren Künstler, ächte und rechte, der eine ein Maler, der andere ein Kupferstecher, und beide mit vollem Anspruch auf ehrende Anerkennung ihrer Leistungen. Der dritte gehörte zu jener Menschenspecies, der man den allgemeinen Namen „homo literatus“ gab, und deren Angehörigen eine gewisse, nicht selten berechtigte Bescheidenheit verbietet, die deutsche Benennung ihres Strebens in Anspruch zu nehmen.

Die drei Freunde hatte eine lange Reihe von Jahren getrennt, und da sie sämmtlich das Bedürfniß fühlten, sich ihre gegenseitigen Schicksale während dieser Zeit mitzutheilen, vereinigten sie die letzten Abendstunden eines der Festtage zu einem von dem Festtrubel ganz abgeschiedenen Rendezvous. Die beiden Künstler erzählten von ihrer gemeinschaftlichen Römerfahrt, von ihren Wanderungen am Rhein und

Digitized by Google

in der Schweiz, von manchem Liebesabentheuer und Jugendschwank. Jetzt lebten beide in behäbigen Verhältnissen im schönen Schwabenland und waren glückliche Ehegatten und Familienväter.

Letzteres war nun zwar unser Literat auch, aber mit der Behäbigkeit sah es noch etwas windig aus. Sein Schifflein war noch auf den Wogen des unsicheren Meeres umhergeschleudert und erfreute sich nur selten einer ruhigen Fahrt auf glatter Fläche, zu der ein günstiger Wind frisch in die Segel blies.

„Wie kommt es doch", fragte einer seiner Freunde, „daß du der Kunst so ganz und gar den Rücken gekehrt hast, während du ihr früher fast mit Schwärmerei zugethan, und auch nicht ohne Begabung für sie warst?"

„„Sie ist noch heute der Stern, zu dem ich mit Sehnsucht und Verehrung emporblicke, aber ich mußte es aufgeben mein Leben ihrem Dienste zu weihen, da ich nur allzuschmerzlich fühlte, daß sich ihr Allerheiligstes mir nie erschließen würde. Es mag ein Grundfehler meines Charakters sein, daß ich mich nur zu häufig von Eindrücken fortreißen und auf Pfade leiten ließ, welche ich fröhlich und hoffnungsmuthig betrat, um auf ihrer Mitte das Schwinden meiner Kräfte zu fühlen. Ihr erinnert euch wohl noch eines Ereignisses aus unserer Schulzeit, das mich für eine Zeit lang zum Gegenstand der Aufmerksamkeit der Lehrer und wohl auch des Neides unserer Mitschüler machte?""

„Gewiß, es war jenes Geburtstagsgeschenk für unsern biedern Lehrer, bei welchem du zum erstenmal dein Dichtertalent entfaltetest."

„„O daß es in der Knospe verschlossen geblieben wäre! Es trägt die Schuld, daß ich noch jetzt im reiferen Mannesalter fortwährend zwischen Wünschen und Erfüllen schwebe, zwischen Sehnen und Streben nach einem Ziele, das mir immer mehr zu schwinden scheint, je rastloser ich es zu erreichen trachte. Ich bin euch ja auch eine Episode aus meinem Leben schuldig. Laßt mich jene Schulgeschichte mit ihrer Ursache und Folge zum Stoff dazu wählen.""

Die Freunde waren es zufrieden, und nach dem die Gläser frisch gefüllt, die Cigarren aufs Neue in Brand gesetzt waren, hob der Erzähler also an: „„Schon mehrere Wochen vor dem Geburtstage des allgemein verehrten Lehrers herrschte in der ganzen Klasse,

Digitized by Google

welcher er vorstand, ein geheimnißvolles Regen und Treiben. Selbst in der Abwesenheit des Lehrers wagte man nicht den Gegenstand der Berathung laut zu bezeichnen, man traute den Wänden nicht, und wollte um jeden Preis das Geheimniß bewahren, bis auf den Tag, der es enthüllen mußte. Es galt die Wahl eines Geburtstagsgeschenkes und man konnte sich lange nicht einigen, welchem Gegenstande der Kunst oder Industrie man die Ehre anthun sollte ihn als solches zu wählen. Endlich trug unter den verschiedenen Gegenständen, die vorgeschlagen worden waren, ein, damals noch hoch in Ehren stehender, ein schön gemalter porzellanener Pfeifenkopf mit silbernem Beschläge und Kette den Sieg davon. Hierauf theilten sich die Schüler selbst nach Maßgabe der Verhältnisse ihrer Eltern in zwei Steuerklassen, deren erste zwei, die letzte einen Vierundzwanziger zum Ankauf des Pfeifenkopfes mit in die Klasse bringen sollte. Ich, seit früher Kindheit verwaist, und bei biedern, aber strengen und etwas sparsamen Pflegeltern erzogen, wurde in die zweite Klasse rangirt und hatte daher die Obliegenheit auf mir, eines jener östreichischen Geldstücke herbeizubringen, die in jener Zeit, und noch lange nachher, allgemein und in großer Menge rollirten, in neuester Zeit aber in ihrem Werthe reduzirt und endlich ganz ausser Kurs gesetzt wurden. Das war aber für mich keine kleine Aufgabe. Ich erinnere mich noch heute, mit dem Gefühl einer Gänsehaut, an die schrecklichen Tage, in denen ich mit der Forderung, auch der kleinsten Geldsumme für Kleidung, oder Schulbedürfnisse vor den gestrengen Pflegevater, Taufpathen und Vormund treten mußte. Es war das noch ein recht gestrenges kaiserl: königl. freies Reichsstadtgesicht, das er schnitt, wenn ich einen Sechser für ein Schulheft oder einen Groschen zur Klassendinte von ihm forderte. Die Vierteljahre, in denen letzteres geschah, schrumpften in seiner Erinnerung zu Wochen zusammen in denen man unmöglich so viel Dinte verschmieren könne, — weßhalb ihm auch jeder Dintenfleck weniger eine Unreinlichkeit als eine Verschwendung war — und kam ich gar mit einer Bücherrechnung oder dem Klassengelde angestiegen, so wetterleuchtete das gebräunte Gesicht des sonst von Herzen guten Mannes, der nur den einzigen Fehler hatte, daß er sich gar zu schwer von jedem Kreuzer trennte, wenn man nicht die Marotte noch als einen solchen bezeichnen will, daß er den Status quo ante 1806

Digitized by Google

noch immer als Maßstab der Verhältnisse annahm, und Alles was seitdem geschehen, gänzlich ignorirte. Unter solchen Umständen werdet ihr es begreiflich finden, daß mir das Herz nicht wenig klopfte, als ich mit dieser in meinem Etat gar nicht vorgesehenen Forderung stotternd hervorrückte.

Der Herr Pathe stellte sich auch wirklich anfangs etwas brummig an und unterbrach mich nach den ersten schüchternen Einleitungsworten: „Herr Path' ich möchte, — ich brauchte", — mit der rauhen Frage: „was gibts denn schon wieder?" die meinen ganzen gesammelten Muthvorrath vernichtete, so daß ich nur einen zusammenhanglosen Satz hervorwürgen konnte, von dem jedoch dem Herrn Pathen das verhängnißvolle Wort „Vierundzwanziger" verständlich genug zum Ohre drang, um ihn zu derben Reflexionen über das unaufhörliche Geldhergeben zu veranlassen, wobei besonders viel einer gewissen Spielzeugfigur gedacht wurde, die sich mit Produktion von Dukaten beschäftigt. Wahrscheinlich wäre auch dieser erste Sturm auf den Geldbeutel des Herrn Pathen glücklich von ihm abgeschlagen worden, wenn nicht die Frau Pathin, eine sanfte, zum Vermitteln jederzeit geneigte Matrone, frühzeitiger als sonst vom Markte heimgekommen wäre und mir Succurs geleistet hätte. Der gewichtigste Hebel, den sie in Bewegung setzte, war die allgemein anerkannte Tüchtigkeit unsers Lehrers, der sich „Jahr aus, Jahr ein mit einer so großen Menge gottloser Buben plagen müsse, daß ihm so eine Kleinigkeit als Extragratifikation wohl zu gönnen sei."

So wurde denn der heißersehnte Vierundzwanziger aus der Tasche des Herrn Pathen glücklich hervorgelockt und seinem wahrscheinlichen Schicksal entzogen, am folgenden Abend bei einer Tarokpartie in's Feld geführt zu werden, nicht um einer Passion seines gegenwärtigen Inhabers willen, sondern, weil sich dieser als Wirth und Gastgeber allabendlich diesem edlen Spiele hingeben mußte.

Ich will es dahingestellt sein lassen, ob Herr von Bismark so vergnügt vom Ministertische weggegangen wäre, wenn ihm die preußischen Kammern das ganze Armeebudget bewilligt hätten, als ich mit dem glücklich errungenen Silberstück meinen Weg zur Klasse antrat.

Dort angekommen fand ich sämmtliche Schüler der Anstalt in großer Aufregung. Es war nämlich für diesen schönen Herbstnach-

Digitized by Google

mittag ein großes Mannöver der Garnison zum Beschluß der Herbstexercitien angeordnet worden. Die Truppen waren bereits ausgerückt, mehrere unserer Mitschüler, Söhne von Offizieren, waren mit Erlaubniß der Lehrer gleich mitgezogen und hatten unter den Uebrigen eine Gährung in den Gemüthern entzündet, die wenig Früchte von diesem Nachmittagsunterricht erwarten ließ, zumal ein frischer Südostwind die Klänge des Le Grand'schen Avancir-Marsches und bald darauf das Feuer der Plänkler und die Dechargen der Bataillone an unser lauschendes Ohr trug. Ich bin noch heute der Ansicht, daß es dem Fachlehrer, der uns von 2—3 Uhr an die Ufer des Missisipi führen und über die Eigenschaften der Prairien belehren sollte, nicht minder angenehmer war als uns, als die rauhe Stimme des Pedells gehorsamst meldete, der Herr Rektor hätten befohlen die Klasse zu schließen.

Wer hat sich noch nicht in gleichem Falle befunden und vermag nicht die Freude zu ermessen, die ein Knabenherz erfaßt, wenn es plötzlich die Freiheit erlangt in einen schönen Herbstnachmittag hinauszustürmen mit der Aussicht auf lustiges Kriegsspiel und Feldmusik, mit Kanonendonner, Kavallerieangriffen und Kleingewehrfeuer! Mit lautem Jubel tobte die freigelassene Schaar die Treppen hinab und im Laufe ging es dem Thore zu. Mein Entschluß, ohne Weiteres mit meinen Kameraden auf den Schauplatz des Mannövers zu eilen, ward jedoch schon am Thore „von des Gedankens Blässe angekränkelt", daß mir diese Selbstständigkeit beim Nachhausekommen am Abend schlimmen Empfang bereiten könnte. An fast sclavischen Gehorsam gewöhnt, eilte ich zuerst nach Hause, traf glücklicherweise den strengen Pathen nicht zu Hause, erhielt von der guten Pathin die Erlaubniß das Mannöver zu sehen, nebst meinem Vesperbrode, und eilte im geflügelten Laufe ins Freie und dem ersehnten militärischen Schauspiel zu.

Fröhlich tummelte sich die losgelassene Knabenschaar auf dem friedlichen Kriegsschauplatz herum, machte alle Angriffe und Retiraden mit, suchte Patronen und verbrannte sich mit den daraus gefertigten Speiteufeln Hände und Kleider, oder bewunderte den riesigen Tambourmajor, der seine Kunst im Stockwerfen zum höchsten Erstaunen vor Jung und Alt producirte.

Endlich war der Feind geschlagen und marschirte friedlich mit

Digitized by Google

seinen Besiegern in die Stadt zurück, umschwärmt von der Jugend aller Stände, die rechts und links in dem Staube daher trabte, den die Massen des Fußvolks und der Reiterei anfwirbeln machte.

Ich weiß nicht mehr durch welche Ideenassoziation plötzlich der Gedanke an das im Schooße meiner Tasche ruhende Vierundzwanzig-Kreuzerstück erweckt wurde, den die so unerwartet dazwischen gekommenen Ereignisse fast ganz aus meinem Kopfe vertrieben hatten. Die Stelle aber, wo ich nach unzähligem fruchtlosen Durchsuchen aller Taschen, die ich in meinen Kleidern hatte, zu der entsetzlichen Gewißheit kam, daß ich das mühsam errungene Geldstück nicht mehr besaß, ist nie aus meinem Gedächtniß entschwunden, und so oft mich ein Spaziergang an ihr vorüberführt, die bisher von allen Veränderungen der Zeit unberührt blieb, gedenke ich mit sehr gemischten Empfindungen dieses Jugendabenteuers, das von so verhängnißvollem Einfluß auf mein ganzes Leben war.

Mein anfänglicher Versuch, suchend im Sandboden herumzuwühlen, wurde durch die nachdrängende Menge vereitelt, und als ich um meiner unwillkürlich hervorquellenden Thränen halber obendrein von den Vorübergehenden verspottet wurde, lief ich querfeldein einem andern Thore zu und kam von Angst und Aufregung, wie vom Fieberfrost geschüttelt, in einem Zustande nach Hause, der meine Pflegemutter zu der sorglichen Frage veranlaßte, ob mir etwas zugestoßen sei. Dieß machte mich vorsichtig; eine Entdeckung meines Verlusts fürchtend, die in Verbindung mit meinem etwas zu langen Ausbleiben ein großes Donnerwetter hätte heraufbeschwören können, bezwang ich meine Erregung und suchte ruhig und unbefangen zu erscheinen. Von Jugend auf hatte ich ein großes Vertrauen auf die heilende Kraft der Zeit und wenn mir auch damals Macbeths Worte: „die Stunde rennt auch durch den rauhsten Tag" noch nicht bekannt waren, so lag doch schon etwas von ihrem Sinne in mir; so legte ich mich denn, unter dem Vorwande großer Ermüdung frühzeitiger als sonst zu Bette, schloß den verlornen Vierundzwanziger in mein Nachtgebet ein und entschlief in der sicheren Hoffnung der nächste Morgen würde mir irgend einen Ausweg anzeigen, oder einen Entschluß in mir zur Reife bringen, der mich aus der fatalen Lage befreien konnte, in der ich mich befand.

Digitized by Google

In meinen Träumen rollte der Vierundzwanziger riesengroß vor der zur Attake ansprengenden Kavalerielinie daher, und ich, von der doppelten Angst gepeinigt ihn nicht zu erhaschen oder überritten zu werden, hinterdrein. Im Schweiß gebadet von den Anstrengungen, die mir die Gaukelbilder meiner Phantasie abzwangen, erwachte ich, und es bedurfte wahrlich nicht erst des Zufalls, daß wir in der Klasse an jenem Morgen, nach damaliger Vorschrift, die Unterrichtsstunden mit dem bekannten Liede begannen:

„Mein Gott, nun ist es wieder Morgen,
Die Nacht vollendet ihren Lauf;
Nun wachen alle meine Sorgen
Mit mir, o Vater, wieder auf"

um mir die ganze Trostlosigkeit meiner Lage recht sonnenklar vor die Augen zu stellen. Mich auszuschließen von den Beiträgen zu dem Geschenk für den von mir besonders hochverehrten Lehrer — zu lügen, daß ich von meinem Pflegevater nichts dazu erhalten, das ging nicht; von einem der Mitschüler den Betrag zu borgen war ebenfalls nicht denkbar; nicht, weil man Mißtrauen in meine Rechtlichkeit gesetzt, sondern weil man mit Grund befürchten konnte, daß ich das Geliehene nur schwer wieder zu erstatten im Stande sein würde; — meine Hilflosigkeit fiel mir mit einmal so schwer aufs Herz, daß ich in der Freiviertelstunde mich in einen Winkel des Hofes zurückziehen mußte, um meinen spottsüchtigen Schulfreunden, die nicht mehr zurückdrängenden Thränen zu verbergen, die mir über die Wangen rollten.

Zweien meiner Freunde, es waren B. und H. — ihr werdet euch ihrer gewiß auch noch freundlich erinnern, haben sie doch gleich euch zur Fahne der Kunst geschworen, der den erstern leider bereits der Tod entzog, war mein Zustand nicht entgangen, und ihrem freundlichen Zuspruch gelang es, mir die Erzählung meines Unfalls zu entlocken.

„Nun", meinte H. nach einigem Sinnen, „wenn's weiter nichts ist, da wird zu helfen sein. Wir legen unsern Beitrag auch nicht in die gemeinschaftliche Kasse, es ergibt sich ja ohnedieß schon ein Ueberschuß, wir verwenden ihn zu einem eigenen Geschenk."

„Das wird was Schönes werden", spottete B., „was läßt sich denn mit zwei Vierundzwanzigern anfangen?"

Digitized by Google

„Du willst sagen mit drei", verbesserte H., „ich gehöre zur ersten Steuerklasse, und überdieß habe ich noch einen Gulden in meiner Sparkasse für den Nothfall. Aber wir brauchen nicht so viel, wenn ihr meinen Rath befolgen wollt und legen obendrein noch ganz besondere Ehre ein.

Du bist der Erste in der Zeichnenklasse und hast ganz entschiedenes Talent zum Entwerfen von Tableaux, Georg, ein solches machst du heute Nachmittag, wo wir keine Klasse haben, ich besorge bei meinem Hausherrn, dem Schreiner, einen schön polirten Rahmen dazu und gehe mit unserem armen Pechvogel da (womit er mich meinte) in den Wald um frisches Eichenlaub zu einem Kranze zu holen, den meine Schwester flechten wird" —

„Und ich", fiel ich ihm, von einem Gedanken ergriffen, unvorsichtig in die Rede, „mache die Inschrift — einen Glückwunsch in Versen, ein Akrostichon!"

„„Es war heraus! Der Würfel war gefallen, die Brücke abgebrochen hinter mir! Einen Glückwunsch in Versen! Wohl hatte ich schon vor einiger Zeit versucht Reime zu schmieden, sie waren lediglich ein Produkt der Nachahmungssucht, zu dem mich Schillers und Körners Gedichte aufstachelten, von poetischer Begabung war darin wohl noch wenig zu finden, aber es waren doch Verse und sogar ganz wohlklingende, ohne Verstoß gegen Metrum und Sprache. Was mir schon einmal gelungen, warum sollte es mir dießmal mißlingen? Doch war ich meiner Sache nicht vollkommen gewiß, und nur zu bald bereute ich, so voreilig mich zu dem Wagestück herbeigelassen zu haben. Meine Freunde aber hatten weniger Scrupel als ich, und eine größere Portion Selbstvertrauen, sie sahen das kühne Unternehmen schon im Geiste vollendet und richteten meinen, im Angesicht der eisernen Nothwendigkeit etwas gesunkenen Muth rasch und vollständig wieder auf. So wurde denn der Sonderbund geschlossen, der, als er bekannt wurde, in der ganzen Klasse viel Gespött und hämische Bemerkungen hervorrief.

Der festliche Tag kam heran. Das Klassenzimmer prangte im Schmuck der Kränze und Guirlanden, zu denen die ganze Klasse das Laub im Walde selbst geholt hatte. Der Katheder war von Blumen völlig überdeckt und mitten darunter lag das Geburtstagsgeschenk.

Digitized by Google

Hinter dem Sitze des Lehrers aber hing unser Tableau, eine geschmackvolle Tempelfaçade vorstellend, innerhalb derselben das von mir gefertigte Gedicht, zierlich geschrieben von der Hand des als Kalligraphen in der ganzen Klasse anerkannten H. Das Ganze umgab ein üppiger Eichenkranz mit goldnen Schleifen.

Mit klopfenden Herzen erwarteten wir die Ankunft des geliebten Lehrers, der bei seinem Eintritt mit einem eigens zu dieser Feier einstudirten Cantus empfangen wurde, und die Thränen der Rührung nicht verbergen konnte, die ihm die, wie er sich wohlbewußt war, aufrichtige Zuneigung seiner Schüler hervorlockte. Der Zufall wollte es, daß sein Auge früher auf das ihm von den Sonderbündlern gebrachte Huldigungstableau fiel, als auf das materiell werthvollere Geschenk der Majorität. Ihr Wortführer griff daher zu dem drastischen Mittel, dasselbe, während das Gedicht von dem Lehrer gelesen wurde, etwas näher in dessen Gesichtskreis zu bringen, wodurch er auch seinen Zweck vollkommen erreichte, und durch die ungeheuchelte Freude des Jubilars über die wahrhaft schöne Festgabe wieder einigermaßen mit der sonderbündelnden Minorität versöhnt wurde.

Aber auch diese hatte ihren Zweck erreicht, insbesondere konnte ich für den Augenblick höchst zufrieden sein mit den Folgen, die mein mir so peinlicher Verlust nach sich gezogen hatte. Wohl wurden B. für die schöne Zeichnung, H. für die kalligraphische Ausführung und geschmackvolle Anordnung des Ganzen gebührend belobt, immer aber kam der Lehrer wieder auf den Verfasser des Gedichtes zurück, als welchen man mich, der ziemlich befangen auf seinem Platze stand, in den Vordergrund schob.

Ich erinnere mich der Tage, die auf dieses Fest folgten, als solcher, wie ich später keine in so rosigem Glanze sah. Man kam mir in aufmunterndster Weise entgegen, beschenkte mich mit Büchern über Metrik und einzelnen Werken unserer deutschen Klassiker. Bei allen Schulfestlichkeiten gab man mir Gelegenheit meine Reimfertigkeit zu zeigen. Ich fing an, an mein Talent zu glauben. Damit lenkte aber auch mein Lebensschiff in das Fahrwasser, in dem es noch jetzt herumtreibt und so bin ich denn geworden, wozu mich der neckische Zufall in Gestalt eines Vierundzwanzigers machte, der meiner Tasche treulos entschlüpfte. —

Digitized by Google

Wir hatten die Gläser geleert, jubelnd stürmte ein Haufe fröhlicher Sänger in das Lokal; unser stilles Beisammensein hatte ein Ende. Ueberdieß mußte ich noch heute einen Bericht über den letzten Sängertag zur Post geben.

An meinem Quartiere verabschiedeten wir uns — vielleicht für immer.

Doch fühlst du dich im Ganzen zufrieden? fragte, meine Hand in der seinen drückend, einer der Freunde.

Ich glaubte ihm am besten mit einem Citat aus einem meiner älteren Gedichte zu antworten:

Nur dieß Sehnen, nur dieß Streben
Ist das Glück, das ich im Herzen
Trage durch das ganze Leben.
Jene stillen, süßen Schmerzen,
Die das Hoffen und das Ringen
Führt in ewigem Geleit
Müssen durch die Seele bringen
Die der Musen Dienst sich weiht! —

Digitized by Google

Digitized by Google

Gedichte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Liebesstadien.

Gedichte aus dem Tagebuch eines Freundes.

1.

Ahnung.

Du hast mich geliebt, o sage nicht nein,
Will nimmer und nimmer dich fragen,
Du hast mich geliebt, und dein Herz war mein
In schönen, sonnigen Tagen.

Ich hab' Dich geliebt so heiß, so rein,
Nicht reiner geliebt kannst du werden,
Ich hab Dich geliebt, und die Liebe mein,
Ich nehm' sie mit unter die Erden.

Du liebest mich noch, ich fühle es klar,
Und ob wir uns längst schon verloren,
Du liebest mich noch, das ist so wahr,
Als hättest Du mirs geschworen.

2.

Seelenfreudigkeit.

Ich dank' Dir, ew'ger Geist, wie dort im Thal
Die Blume, die, im Kelche still verborgen,
Zum Sein erwachend dankt dem Sonnenstrahl,
Der sie erschloß zum ersten Blüthenmorgen.

So dank' ich Dir, seit ich im Sonnenlicht
Des schönsten Auges freudig aufgegangen,
Ich danke Dir für dieses Angesicht,
Seit Ihre Blicke liebend d'ran gehangen.

Ich danke Dir für Sinne und Gestalt,
Seitdem mein Bild Ihr folget aller Orten,
Ich preise des Gedankens Allgewalt,
Seit, Sie zu denken, meine Lust geworden.

Digitized by Google

Selbst für den schwachen Hauch von Liedesluft,
Mit dem Du meine Seele hast durchdrungen,
Will ich Dir danken, seit in Ihre Brust
Mit meinem Liede ich mich eingesungen.

Ja Dank Dir, daß vom Himmel Du gesandt
Mir einen Boten, der voll Engelsmilde
Durch seines Kusses Siegel treu bekannt',
Daß Du uns schufst nach Deinem Ebenbilde.

3.

Trennen.

Weil ich so heiß Dich liebe,
Sollst in die Fern' du gehen,
Weil ich so heiß Dich liebe,
Soll ich Dich nimmer sehen.

Und seh' ich Dich auch nimmer,
Müßt' ich doch denken Dein,
Denn Dein zu denken nimmer, —
Müßt' ich gestorben sein.

4.

Ein Drama.

Den ersten Akt verstunden sie nicht,
War eine duftige Liebesgeschicht,
Zu duftig, zu fein für Comödianten,
Drum hat's das Publikum mißverstanden.

Im zweiten eine Hochzeit war,
Glich der von Kanaan auf ein Haar,
Der Feuerwein, das stille Sehnen,
Verwandelt ward in Wasser und Thränen.

Im dritten wurden Verse gemacht,
Bei Nacht geweint, bei Tage gelacht, —
Fast scheint's, als ging das Drama zu Ende,
Und doch klatscht Keiner noch in die Hände?

Digitized by Google

Natürlich! sie haben ja Verstand,
Der Stoff ist auch zu allbekannt,
Ist mir selber, als hätt' ichs gelesen,
Oder sei gar dabei gewesen.

So zieh' das Glöcklein, alter Souffleur! —
Wollt', daß es mein Todtenglöcklein wär,
Ich wollt', es wär' schon der Vorhang gefallen,
Und Nacht — Nacht in den bunten Hallen.

5.

Begraben.

Nun könnt' Ihr Alle ruhig schlafen,
Nun wird das Herz Euch nimmer schwer,
Die bösen Träume, die es trafen,
Die bösen Träume — sind nicht mehr.

Denn an dem Tage Allerseelen,
Am traurigen Novembertag,
Wo Geister sich aus Gräbern stehlen,
Und alte Träume werden wach.

Da habe ich ein Bild begraben
In einem kleinen, dunklen Sarg,
Das Grablied sang ein Päärchen Raben,
Das in den Weiden sich verbarg.

Der Maulwurf und die Unke kamen,
Als ich das kleine Grab gemacht,
Und riefen dreimal „Amen — Amen!"
Und über mir ward's finst're Nacht.

Wer wissen will, was ich begraben,
Der muß zu Unk' und Maulwurf geh'n,
Den Sarg verrathen ihm die Raben,
Das Grab wird ihm die Nacht gesteh'n.

Das Bild ist todt — 's war eins von jenen,
Die Wunder thun, glaubt man daran, —
Und war es, d'ran mit heißem Sehnen
Zu glauben, etwa sünd'ger Wahn?

Digitized by Google

Dann müßt', zum lieben Gotte fliehen
Mit seines Herzens schwerster Pein,
Dann müßte, vor Madonna knieen, —
Dann müßte — Beten — Sünde sein.

K. Ebersberger.

Weihnacht.

Wenn freudenleer in starrer Nacktheit Lähmung
Gefesselt liegt der Kräfte frische Strömung,
Und wenn das Tagsgestirn im Stundenreigen
Nach mattem Schein der langen Nacht muß weichen,
Dann schließt der Mensch sich enger an die Seinen,
Am heim'schen Herd sich traulich zu vereinen. —
Wenn eis'ger Nord herbrauset durch die Lüfte,
Und Frost durchbebt der Felsen rauh Geklüfte,
Wenn krachend splittern tausendjähr'ge Aeste,
Dann naht sich ihm das schönste aller Feste.
Bei Kerzenschein im wohldurchwärmten Raume
Umfängt es ihn gleich einem holden Traume,
Und von der Höhe, wie ein Himmelsmanna,
Ertönt der Engel jauchzend Hosiannah. —
Er sieht den Stern, hinstrahlend jener Hütte,
Ein lächelnd Kind in armer Hirten Mitte,
Die Weisen, folgend des Gestirnes Führung,
Und all sein Sinn löst' sich in heil'ger Rührung.
„Christ ist geboren", hallt's im Weltenchore,
Von Mund zu Mund, ertönend jedem Ohre:
„Vom Banne unglückseliger Verschuldung
Befreit er uns durch Liebe und durch Duldung!"
So mahnt als Friedensgruß, als ewig neuer,
In Wintersnoth die holde Weihnachtsfeier. —
Du deutsches Volk mit deinem Tiefempfinden,
Mit deines Herzens innigem Ergründen,
Hast sie erfaßt in sinnig zarter Weise,
Und spendest Gaben deinem frohen Kreise.
Umdrängt von einem jauchzenden Gewimmel,
Erschließest du den Kleinen einen Himmel,
Und blendend strahlt im Glanz von hundert Lichten
Der Tannenbaum mit seinen goldnen Früchten;
Der Weihnachtsbaum mit seinem Zauberprangen,
Der ihre Seelen märchenhaft umfangen,

Digitized by Google

Daß ihnen freudig eine Ahnung werde,
Wie sich der Himmel niederließ zur Erde.
So von der Himmelsliebe Weltereigniß
Gebt euren Kleinen ihr das schönste Gleichniß;
Sie glaubend machend, daß die reiche Spende
Christkindleins Güte ihnen niedersende,
Und angepaßt der kindlich zarten Meinung
Erdachtet ihr die luftige Erscheinung. —
Schaut flüsternd sie an Thür und Fenster lauschen,
Zu hören seiner gold'nen Flügel Rauschen,
Erblickt gerührt die kindlichen Gestalten
Und seht andächtig sie die Händchen falten.
Die Väter dann mit ernstlicher Belehrung
Hinweisen auf der Artigen Bescheerung,
Geheimnißvoll die guten Mütter schalten,
In vorbereitend still beglücktem Walten;
Gar feiertäglich wird es dem Gemüthe,
Und über Alle gießt sich heil'ger Friede. —
So kommt die Nacht, die hellen Glocken klingen,
Kyrie eleyson Engelschöre singen,
Aufjauchzend über göttliche Erbarmung
Und Erd' und Himmel liegen in Umarmung. —
O Zeit des freudenreichen, sel'gen Gebens,
Des wonnetrautesten Zusammenlebens,
Die du mit überirdisch gold'nem Scheinen
Hinleuchtest durch das Leben jener Kleinen,
Die eure Herzen lieblich hält umschlungen
Mit holder Kinderzeit Erinnerungen,
Als wie ein Hauch aus längst durchmessnen Sphären,
Wie ein Accord von lichtverklärten Chören! —
O stört ihn nicht, laßt rauschend ihn erklingen,
Laßt mächtig ihn die Herzen euch durchdringen,
Daß Seelenreinheit eure beste Habe
Im Kampf des Daseins gehe nicht zu Grabe,
Die in des Lebens ewig neuer Brandung
Schwebt in Gefahr der rettungslosen Strandung. —
Die Liebe bleibet immerdar das Beste,
Begehet so das Schönste aller Feste!

Rudolf Geißler.

Digitized by Google

Irische Weisen.

Nach Thomas Moore, übersetzt von A. Gibsone.

Fionnuala's Lied.

Leise, o Moyle, laß dein Wasser jetzt rauschen,
Lasset, ihr Lüftchen, den Spiegel in Ruh',
Lasset Lir's Tochter beim Abendstern lauschen,
Klagen ruft sie ihm stöhnend zu.
Schwan! wann läßt du die Flügel hängen,
Wann stimmst an du dein letztes Lied?
Wann entziehen mit himmlischen Klängen
Geist, dich die Glocken dem Erdengebiet?

Weinend, o Moyle, wiegt die Woge mich weiter,
Trägt mich in Trauer, Jahr aus Jahr ein;
Wann lächelt, Erin, der Himmel dir heiter?
Weckt aus dem Schlaf dich mit leuchtendem Schein?
Wann wird die Sonne die Finsterniß sprengen?
Friede und Liebe durch sie uns erblüht,
Wenn entziehen mit himmlischen Klängen,
Geist dich die Glocken dem Erdengebiet? —

Anmerkung. Um diese Geschichte in einem Liede verständlich zu machen, wäre eine größere Anzahl von Versen erforderlich, als irgend Jemand sich seiner Zuhörerschaft aufzulegen erlauben darf. Der Leser begnüge sich deßhalb zu erfahren, daß Fionnuala die Tochter des Lir durch eine überirdische Macht in einen Schwan verwandelt worden war und verurtheilt viele hundert Jahre durch gewisse See'n und Flüsse in Irland (Erin) zu ziehen bis zur Ankunft des Christenthums, wobei das erste Läuten der Meßglocken das Zeichen ihrer Erlösung sein sollte. Ich fand diese hübsche Dichtung unter einigen Manuscript Uebersetzungen aus dem Irischen, die unter der Leitung jener begeisterten Freundin Irlands, der verstorbenen Gräfin v. Moira, angefangen worden war. Th. Moore.

Die irischen Auswanderer.

Zieh hin, zieh hin, furchtloser Kahn,
Wo nur der Wind willkommen weht,
Denn schlimmer trifft du's nirgend an,
Als da, von wo dein Kiel sich dreht.
Die Woge, die vorüber zieht,
Spricht: „Lacht Euch auch aus mir der Tod
„So ist doch falscher Deß Gemüth,
Der lachend höhnt ob Eurer Noth!"

Digitized by Google

Zieh hin, zieh hin, sei's noch so weit,
Durch Sturm, durch Stille ohne Rast,
Die größte Brandung Ruh dem beut,
Den man so schlimm am Ufer haßt.
Doch finden wir ein wüstes Land,
Wo vor der Freiheit reinem Licht
Falschheit und Lüge wird verbannt.
Dann ruhe Schiff — doch eher nicht.

Der Sängerknabe.

Der Sängerknabe zog in den Streit,
Wo der Tod haust, mocht man ihn suchen,
Des Vaters Schwert, es hing ihm zur Seit',
Die Schultern die Harfe trugen.
„Land der Lieder", der Krieger sang,
„Mag alle Welt dich verrathen:
Ein Schwert hast du für dein Recht stets blank
Eine Harfe zum Lob deiner Thaten."

Der Sänger fiel, doch des Feindes Hohn
Beugte nimmer die Seele, die stolze,
Die theure Harfe, sie gab keinen Ton,
Denn er riß ihre Saiten vom Holze
Und sprach: „Keine Kette entehre dich,
Du Seele der Reinen und Braven!
Deiner Lieder erfreuten nur Freie sich,
Sei nimmer Beluſt'gung für Sklaven."

An die Geliebte.

Betrachtend einst des Mondes Strahl
Mocht fort den Blick ich einmal wenden
Zu schauen nach der Sterne Zahl,
Die auch manch blinkend Licht uns senden,
Doch allzufern
War jeder Stern
Für meines Herzens Dunkel,

Digitized by Google

Des Mondes Schein
That mehr allein
Als Jener schön Gefunkel.
So bist auch Du mein eigen nur
Will mich manch schönes Auge rühren,
Dein Mondscheinblick zeigt mir die Spur,
Die mich allein zum Ziel kann führen.

Fort war der Tag vom Horizont,
Die Welt hielt Mitternacht umfangen,
Auf blasse Blumen schien der Mond,
Wie Hoffnung auf der Trauer Wangen,
Da sprach ich,
Als jener sich
Spiegelt im Strom mit hellem Scheine:
Auf mancher Fluth
Sein Strahl jetzt ruht,
Den Fluthen ist er nur der eine.
So dacht ich ist auch unser Loos,
Um deine Gunst noch Viele werben,
Für mich bist du die eine bloß,
Fehlst du mir, möcht' ich lieber sterben.

An eine todte Freundin.

Dich sah ich einst in Jugendblüthe
Und jetzt liegst du vor mir so bleich,
Nie drang es je mir ins Gemüthe
Zu seh'n dich in des Todes Reich.
Und doch sinds deine lieben Züge,
Die mit dem Athem nicht entflohn'n,
Ob nicht dein Todeslächeln trüge,
Das fragt mich hier ein bitt'rer Hohn

Dem Strom gleich, der in seinem Bette
Zum Meere führt das reichste Gold,
Und doch, als ob er gar nichts hätte
In seinem Laufe vorwärts rollt,
So zeigte sich in schlichter Weise
Bescheiden deines Geistes Licht,
Bezaubernd war's in deinem Kreise,
Doch du beachtetest es nicht.

Digitized by Google

Gäb's Seelen, die nur drüben weilten,
Geblieben wäre deine dort,
Ständ's bei uns, daß sie nie enteilten,
Nie ließen wir die deine fort.
Uns mag manch schöner Geist sich finden,
Manch reizend Auge noch uns lacht,
Sich ihnen ewig zu verbinden,
Ist so schön nicht als dein gedacht.

Beim Sonnenuntergang.

Wie lieb ist mir die Stunde, wenn niedersinkt der Tag
Und Sonnenstrahlen schmelzen dahin auf stiller See,
Dann werden süße Träume aus andern Zeiten wach,
Erinn'rung haucht hinüber zu dir verhaltnes Weh.

Senkt dann auf jenen Streifen von Licht sich hin mein Blick,
Der dort im hellen Westen als goldner Weg sich dehnt,
Den Pfad bald zu betreten wollt ich wär mein Geschick,
Er führt zu einem Eiland, wo Ruh' ich stets geahnt.

Die letzte Rose.

Seht des Sommers letzte Rose
Vereinsamt dort blüh'n,
Ihre holden Gefährten
Sind alle dahin,
Keine Blume ihrer Sippe,
Keine Knospe in der Näh'
Ihr Erröthen abzuspiegeln,
Auszutauschen ihr Weh'.

Dich nicht laß ich, du Verlass'ne
Verwelken am Baum,
Weil die Holden alle schlafen,
Theil' auch du ihren Traum!
Mit Wehmuth ich streue
Deine Blätter übers Beet,
Wo des Gartens Gefährten
Längst der Wind hingeweht.

Digitized by Google

Mag auch ich so dir folgen,
Wenn Freundschaft verfällt,
Und der Liebe Strahlenkrone
Keine Perle mehr enthält.
Und wenn nirgend ein Herze
Noch treu weilt bei mir,
O was soll ich dann allein noch
Auf der rauhen Welt hier.

Anmerkung des Uebersetzers. Die Melodie, welcher dieser Text untergelegt ist, ist die jetzt in Deutschland durch Flotow's „Martha" allgemein bekannt gewordene Romanze von der „letzten Rose."

Schicksal.

Oft zieht mir durch die Seele hin
Ein wildes flammendes Gewitter,
Der Donner rollt, es schlägt der Blitz
Mein Haus, das ich gebaut, in Splitter.

Schlägt in den Grund die grüne Saat,
Der Reif umspinnt die schönsten Blüten,
Läßt keine Ros' am Strauche steh'n
Das Grab der Schwestern zu behüten.

In solchen Stunden denk' ich oft,
Daß Geister unser Leben flechten,
Daß wir nur blinde Würfel sind
Zum Spiel gerollt von Schicksalsmächten.

Ludwig v. Hörmann.

Ermunterung.

Die Fenster auf, frische Luft herein!
Hinaus mit den nächtlichen Sorgen!
Wer mädchenhaft schmollt und weint und greint,
Wenn draußen die liebe Sonne scheint,
Verdient nicht den goldenen Morgen.

Digitized by Google

Schau froh in die Welt, wie das Vöglein schaut
Vom luftigen Fichtenthrone;
Ob auch in den Lüften der Geier kreist,
Es duckt sich, bis er vorbei gereist,
Dann singt's zum spöttischen Hohne.

Fährt kalt der Nord über's Lenzgefild,
Schließt Blüte sich um Blüte,
Und wenn man dein Liebstes dir schmähen will,
Was ficht es dich an, bewahr' es still
Verborgen tief im Gemüte.

Es kommt eine Zeit, es kommt ein Tag,
Der Sturm, nicht ewiglich währt er;
Dann lächelt herein das rosige Glück,
Und was du verloren, kehrt doppelt zurück
Und schöner als einst und verklärter.

Ludwig v. Hörmann.

Singen und Lieben.

Zwei Dinge kann ich nicht lassen mehr,
Das Lieben nicht und das Singen,
Ich mein', mir käme das Leben so leer
Und traurig vor, und das Sterben so schwer,
Wollt' Jemand um diese mich bringen.

Oft hab' ich's verschworen trotz Sängerpflicht
Und lebte vom Schlafen und Essen,
Doch schien mir die Sonne so warm ins Gesicht
Und grüßten mich Augen fromm und licht,
War Schwur und Gelöbniß vergessen.

Dann trieb's mich hinaus Feld, Wies' entlang
In den Wald, wo am liebsten ich wohne;
Da sang ich, daß mir die Brust fast sprang
Und Thal und Felswand wiederklang
In heimisch verwandtem Tone.

Und was ich da sang: was mocht' es sein?
Mir ward so eigen zu Muthe;
Es war nicht bös, was ich sang, o nein!
Es war ein Gefühl so schön und rein,
Wie der Himmel, der über mir ruhte.

Ludwig v. Hörmann.

Digitized by Google

Lieb Röſel.

Die Röſel, Sternwirth's Töchterchen
Hat Augen wie zwei Kohlen;
Seit ich in ſie hineingeſeh'n,
Will's mir mit nichts mehr vorwärts geh'n,
Als wär's mir angewünſchet.

In aller Früh' ſchon, jeden Tag
Holt ſie am Brunnen Waſſer,
Und ob ich's auch nicht leiden mag,
Ich komme doch herzu und ſag:
Lieb Röſel, laß mich trinken.

Und willig reicht ſie mir den Krug
Und rückt derweil am Mieder;
Ich trinke mich nicht ſatt genug,
Oft war es ſchon, daß ſie mich frug:
Daß Gott, wie liebt ihrs Waſſer!

O wüßt' ſie meinen ſtillen Graus
Vor kaltem Brunnenwaſſer!
Ich trinke trinke, trink' ihn aus,
Ich ſchau' ja übern Krug hinaus
In ihre ſchwarzen Augen.

Ludwig v. Hörmann.

An Gewiſſe.

O ſchaut mich nur recht ſpöttiſch an,
In Sammt und Spitzenkragen;
Nicht wahr, im Lodenrock der Mann,
Der will euch nicht behagen.

Ihr ſähet lieber mich geputzt
Mit einem feinen Röckchen,
Das Haar geſchniegelt und geſtutzt
Dazu ein Fiſchbeinſtöckchen.

Das Kleidchen macht den Menſchen ja,
Das gilt wohl gleich bei allen,

Digitized by Google

Mir ist, als ich euch neulich sah,
Dasselbe eingefallen.

Verschiedne Blätter treibt das Holz,
Verschieden sind die Moden, —
Ihr seid auf euern Sammet stolz,
Und ich auf meinen Loden.

D'rum — lest ihr dies — verhüllt darob
Ja euer zart Gesichtchen;
Denn, wißt ihr schon, mein Rock ist grob,
Und grob ist mein Gedichtchen.

Ludwig v. Hörmann.

An Diese.

Ihr seid gescheidte Leute
Und reich und wohlbestallt,
Wie viel ein Acker abwirft,
Habt ihr berechnet bald.

Doch geh' ich durch die Wiesen,
Spricht Blatt und Blum' zu mir,
Denkt euch, dann mein' ich immer,
Ich wüßte mehr als ihr.

Und lieg' ich dann im Schatten,
Wölbt weit der Himmel sich,
Dann ist mir stets als wärt ihr
Nur Bettler gegen mich.

Ludwig v. Hörmann.

An Jene.

Laß sie schreien, laß sie grollen,
Laß dich dieses nicht verdrießen,
Wissen selbst nicht, was sie wollen,
Sind zu blöd den lebensvollen
Trank des Geistes zu genießen.

Digitized by Google

Trinke ruhig an den Quellen; —
Die versteh'n nur zu mißgönnen,
Wie der Hunde Schaar den hellen
Glanz des Mondes anzubellen,
Weil sie ihn nicht beißen können.

Ludw. v. Hörmann.

Poesie und Wirklichkeit.

Wie die Leute sagen!

Ein Mann steht draußen vor dem Thor
Und schickt sich an zu rasten,
Es steht ein Schwarm von Leuten vor
Dem buntbemalten Kasten.

D'rin mag es, wenn durchs Glas man schaut,
Viel schöne Bilder geben;
Paläste, Tempel, reich gebaut,
Fremdart'ges Menschenleben.

Für Kinder ist's ein luft'ger Tand,
Die nicht viel Zeit versäumen,
Für Schwärmer, die in fernes Land
Sich gern hinüberträumen.

Wir aber haben in Hof und Haus
Zu schaffen viel und zu sehen;
Ein Stücklein Geld zum Fenster hinaus,
Dann mag er weiter gehen!

Angelica v. H.

Antwort.

Wir glückliches Poetenvolk!
Uns kann kein Schmerz so tief durchdringen,
Weil wir mit einem luft'gen Lied
Die Thränen uns vom Auge singen.

Digitized by Google

Oft hab' ich schmerzvoll sie gefühlt
Die Reden, die empfindungslosen,
Ich drückte mir den Dorn in's Herz
Und gab zur Rache — frische Rosen.

Angelica v. H.

Morgen ist Feiertag.

Nun ist es still geworden im Haus,
Von der Arbeit ruhen Alle aus;
Kein Wagen fährt mehr auf der Strasse,
Und in der Schmiede über der Gasse
Rastet der Hammerschlag —
Morgen ist Feiertag.

Ich hab' mich an's off'ne Fenster gestellt
Und schau' hinaus in die friedliche Welt:
In meiner Brust frägt es beklommen,
Wann endlich wird der Abend kommen,
Da ich zum Herzen sag':
Morgen ist Feiertag! — ?

Angelica v. H.

Liebeslied.

Und gäb's einen Regen durch's ganze Jahr,
Wär Wies' und Feld des Schmuckes baar;
Und fielen die grünen Blätter vom Baum,
Und wären die Rosen ein Kindertraum:

Viel lieber lebt' ich jahraus, jahrein
So ohne den lieben Sonnenschein
Und ohne den Frühling draußen am Hag,
Als ohne dich einen einzigen Tag!

Angelica v. H.

Digitized by Google

Im Herbste.

O bleib' bei mir in dieser schönen Nacht!
Ringsum ist's still, kein Laut im Wald zu hören,
Nur da und dort durchbricht des Mondes Pracht
Verstohlen das Gezweig der dunkeln Föhren

Schon knarrt das dürre Laub bei jedem Tritt,
Die ersten Zeichen, die den Herbst bekunden,
Schon hab' ich heute, als ich suchend schritt,
Nicht wilde Rosen mehr zum Strauß gefunden.

Und täglich sinkt der Nebel mehr ins Thal,
Das Feld, der Wald wird langsam sich entkleiden;
O bleib' bei mir, o nur dies eine Mal,
Noch eh' der Sommer geht, die Blumen scheiden.

Angelica v. H.

An eine Tirolerin.

Wort, das sich selber widerspricht,
Du bist doch wahr und nicht ersonnen:
Ein ächter Schweizer wär' ich nicht,
Hätt' ich Tirol nicht lieb gewonnen!

Frei über beide Länder schwebt
Des Adlers rauschendes Gefieder!
Wer hemmt den Geist, der sich erhebt
Zum kühnsten Flug im Klang der Lieder!

Wohl gibt es nur ein Vaterland;
Im Schmerz hab' ich das Haus gemieden,
Wo meine stille Wiege stand,
Wo mich umblüht der Jugend Frieden.

Doch jene Bande der Natur,
Wie zart und innig sie gewoben,
Sie sind ein Theil des Lebens nur,
Das wir der Menschheit angeloben.

Digitized by Google

Ich ſtand am Ettringrab allein!
Welk ſah ich meiner Hoffnung Kränze,
Als überflogen ich den Rhein,
Der Länder — nicht der Liebe Gränze!

Der Kummer meines Herzens ſchwieg,
Als ich, im Ohr verwandte Laute,
Den Adlerberg herunterſtieg;
Mir war's, als fänd' ich rings Vertraute!

Da grüßte mich zum erſten Mal
Der muntre Wildbach, die Roſanna,
Der jauchzend ſpringt ins ſchöne Thal,
Das deine Heimath iſt, Johanna!

Treu ſchlug mein Herz und ungetheilt
Für's Schöne jede Lebensſtunde!
Tirol hat liebevoll geheilt
Des Schweizerheimweh's tiefſte Wunde!

Vertraut grüßt mich das Gletſchereis,
Das hell von deinen Bergen glänzet,
Der Unſchuld Bild, das Edelweiß,
Das zart der Felſen Stirn bekränzet.

Wie mich entzückt des Liedes Macht
Von des Berg-Iſels jungen Tannen,
Wo einſt dein Volk im Zorn der Schlacht
Das Joch zertrümmert des Tyrannen,

So hab' ich dir mit Luſt gepflückt
Der Primeln Gold und die Brunelle,
Mit denen gläubig du geſchmückt
Das Chriſtusbild der Waldkapelle! –

Es iſt kein trügliches Idol,
Um das ich, fern dem Vaterlande,
An dieſes herrliche Tirol
Gekettet bin durch tauſend Bande!

Doch fühl' ich's tief, an keinem Ort
Hat ſo mein Herz ſich feſtgebunden,
Wie an der theuren Stelle dort,
Wo dich zuerſt mein Blick gefunden!

Digitized by Google

Den Herzen, die versenkt in Nacht
Möcht ich vom Quell des Lichtes reden
Und von der Liebe Himmelsmacht,
Die aus der Scholle schafft ein Eden!

So hat des Engels reine Hand
Der Liebe Himmel uns erschlossen,
Er fragt nicht, ob demselben Land,
Demselben Boden wir entsprossen;

Mit Rosenblättern sind verweht
Die Grenzen, die der Wahn ersonnen,
Und wenn die Welt uns ganz versteht,
Hat ihre goldne Zeit begonnen!

Balthasar Hunold.

Vaterliebe.

Ich saß am Bette meines kranken Kindes
Und lauschte seinem leisen Athemholen,
Oft übertönt von dem Gestöhn des Windes;
Die Lampe ließ, aufflackernd im Verkohlen,
Die Schatten Haschen spielen an der Decke,
Und gleiten an der Wand auf Geistersohlen;
Eintönig maß die Uhr in ihrer Ecke
Den Schritt der Zeit mit leisem Pendelschlage;
Da hob, wie wenn die stille Stunde wecke
Erinnerungen längst vergeßner Tage,
Ein Bild, das ewig sonst geschlafen hätte,
Lebendig sich aus seinem Sarkophage:
Ich war zurückversetzt an jene Stätte,
Wo meiner Kindheit bunte Welt einst blühte,
Ein hoher ernster Mann an meinem Bette
Mit sorgenvoller Zärtlichkeit sich mühte,
Das heiße Haar aus meiner Stirn zu streichen,
Die treuen Augen voll der reinsten Güte, —
Daß auch das Schönste muß hienieden bleichen! —
Sie blickten still bekümmert auf mich nieder;
Doch als das Fieber nun begann zu weichen,
Ich, ihn erkennend, hob die Augenlider,
Wie faßt' die Hoffnung ihn? durch meine Locken

Digitized by Google

Strich freudezitternd seine Hand! Und wieder
Wie zwang er sich zur Ruhe, fast erschrocken,
Nur leise zärtlich flüsternd meinen Namen,
Dem blassen Mund ein Lächeln zu entlocken,
Derweil ihm selbst die hellen Thränen kamen!
So sah ich ihn, aufschrie mein Kind in Träumen,
Das Bild verblich, ich sprach: Es kann der Samen
Der ächten Liebe schlummern wohl und säumen
Im Uebermuth der Jugend, doch das Leben
Bringt einst die Stunde, die ihn weckt zum Keimen,
Das wir, was wir empfangen, weiter geben!

H. Kette.

Maria Stuart.

Frei nach dem Englischen. Cyclus von Fr. Knapp.

Das seltsam wechselvolle Leben
Der jungen, holden Königin,
Den Reiz, der zaubrisch sie umgeben,
Den unbewachten, leichten Sinn —
Das Fatum, das ob ihrer Krone
So düstre Loose ausgestreut,
Den Zauber, der ihr Thun gefeit
Im Klosterhof, wie auf dem Throne; —
Die gold'nen, wie die dunklen Tage,
Die höchste Lust, das tiefste Leid,
Den Jubel, wie die bange Klage,
Des Erdenseins Vergänglichkeit —
Sie hat der Fürstin Diener Einer
John Bell, ihr zugethan wie Keiner
Gebeugt von seiner Jahre Last
In Chronikweise abgefaßt
Und was sein altes Herz bewegt
In sichre Hut des Reims gelegt.
Es trug das Königskind sein Arm,
Er folgte ihm in Lust und Harm,
In der Verbannung höchsten Noth
Und auf dem letzten Gang zum Tod.

Vergebts dem Graukopf, wenn er nicht
Sofort das strengste Urtheil spricht
Und oft, nur für ihr Heil bedacht,
Sein Herze den Vermittler macht;

Digitized by Google

Was die Unselige verbrach,
Sie büßte es mit herber Schmach
Und hat um das, was sie verschuldet
Im Leben, bittern Tod erduldet!

Kindheit.

1552.

In das Vergangene versenkt sah glänzend ich gereiht
Im Traumesdämmern manch Gebild aus längst entschwund'ner Zeit.
Es war ein stattlich Kloster, rings mit Zwingern frisch und kühl
Und Gärten, wo der Fuß durcheilt den grünsten, weichsten Pfühl.
An grauen Monumenten hin gedämpfter Schatten wankt,
Die Blumenwelt im Mittagsstrahl halb eingeschlummert schwankt.
Geschäftig Leben regt sich nicht, nur ladend zum Gebet.
Klingt silberheller Glockenton von heil'gem Sang durchweht.
Manch edles Fräulein sich im Schooß des Haines hier ergötzt,
Im ersten blüh'nden Jugendglanz von keinem Harm verletzt;
Sie kümmerts wenig, wenn sie knieen beim frommen Vesperlied,
Daß keine Edlere Schottland kennt aus stolzerem Geblüt;
Am Wenigsten die Lieblichste dort vor der Jungfrau Bild
Aus ahnenreichen Königsstamm, ein Sproß aus Stuarts Schild.
Ruhig, glücklich fließt ihr Leben hin — sie ahnet nicht sein Flieh'n —
Und wie es fließt, auf seiner Spur Lichtstrahlen schimmernd zieh'n.

Frankreichs Hof.

1556—1561.

Mir ward ein neugestaltet Bild: Der Hofprunk der Bourbone
In lohem Silberlampenglanz, die Höflinge der Krone.
Vor Heinrichs stolzem kalten Blick durch Marmorsäle flittern
Des Reiches Pracht und eine Welt von Damen und von Rittern.
Held Montmorency, dessen Haupt fast ein Jahrhundert kränzte
Und der an Stamm und Tugenden im Kreis der Paire glänzte;
Die Guisen dann, die wohlberühmt die jähste Höhe wagten
Auf glatten Pfaden wandelnd, wo die bravsten Herzen zagten;
Sie sollten durch ein launisch Glück noch Höheres erreichen,
Doch erst noch Montmorencys Stern, der warnende erbleichen.

Digitized by Google

Coligny dort, ein Held an That, mit Weisheit im Verein,
Wo Condé's unbezwinglich Schwert, muß er willkommen sein;
Sie selbst, die prächt'ge Medicis, Italiens stolzes Blut,
Cath'rine, Mutter eines Stamms von Fürsten groß und gut —
Ist sie die Sonne, — ihr Gefolg, ein glänzendes Geleit
Gleicht jener Himmelsstrasse, die mit Sternen überstreut.
Doch schöner strahlt, als alle die der Hofgunst sich vertraut
Im Sonnenlicht des Lenzes sie, die holde, junge Braut;
Ihr huld'gen Tausende; sie liebt ein innigwerther Mann,
Sie hofft, daß hin ihr Leben schwebt, wie schmeichelnd es begann.
Dieß Alles hellt ihr dunkles Aug, dieß überflort die Wangen,
Dieß glänzt von ihrer edlen Stirn, vom Wonnetraum umfangen.
Wer tadelt sie, daß spärlicher im Festprunk sie gedachte
Der Klosterruh', die sonnig und in Blüthen einst ihr lachte!

Abschied.

1561.

Seht ihr die Barke im Schooße der Wellen ruhig durchziehen die
smaragdene Fluth,
Freundlich winkt die französische Küste, purpurn umsäumt von des
Abends Gluth.
Dort vom Borde blickt thränenden Auges zaubrischer Schönheit ein
weiblich Gebild,
Kann von den dämmernden Höhen nicht lassen, nicht vom entschwin-
denden trauten Gefild.
Wundert euch nicht ob der perlenden Thränen, theurer kaum, als
dieß liebliche Land,
Hat sie des Edens ambrosische Lüfte, ja selbst die Wiege der Heimath
genannt.
Gab es der Mutter doch Odem und Leben, war's doch der Kindheit
befreundete Au,
Ach! ihrer kleinsten unschuldigsten Sorge spendete freundlich es trösten-
des Blau.
Ruht doch in ihm der entschlafene Gatte und in des Thales bewal-
detem Schooß
Lächelte einst ihr der Frieden der Zelle, gleichwie die Freude im
fürstlichen Schloß.
Wundert euch nicht ob der perlenden Thränen, war es doch Frank-
reichs poetisches Land,

Digitized by Google

Wo die Blüthe der edelsten Ritter reichte dem Minstrel die tapfere Hand.
Glänzend winkten vergangene Tage gleich jenen schwindenden Höhen ihr nach,
Aber die Zukunft im mächtigen Schleier vor ihr mit wallenden Schatten lag.
Jetzt noch ein Blick, ein scheidender, langer: „Frankreich, leb' wohl, nimm das letzte Ade!"
Da hebt der Ost sich mit sausender Schwinge, sie ist allein auf der trüglichen See.

Holyrood.

1565—1566.

Ein Wetter tost die Haide hin in rauher, finstrer Nacht;
Im Erkerzimmer Holyroods Maria sinnend wacht: —
Sie lauscht des Regens Wirbeltanz, dem ungestümmen Wind,
Der, wie so manches Menschen Treu gar unstät ist gesinnt.
„Was pochst du toller, wilder Gast so trotzig an ihr Ohr,
„Laß ab, laß ab von ihr, die dich zur Unzeit einst beschwor —
„Hast einst mit wilden Melodien die Sinne ihr berückt,
„Laß ab vom alten Zauberlied, das sie so sehr bedrückt."
Die Wange hat der Harm gebleicht, sie lächelt schmerzlich jetzt,
Der Krone Goldreif hat zu sehr die heitre Stirn verletzt.
Es schlich Verrath in ihr Concil und Aufruhr flammt im That,
Der Stuart Scepter schwang sie gut, doch nicht der Schlachten Stahl.
Und Rizzios Saitenspiel erklang in holden Harmonie'n,
Sie dachte ihrer Hoffnungen, der Jugend kurzem Blüh'n,
Der Navarresen schmeichelnd Lied ihr längst ja theuer war,
Das Lied vielleicht, das einst ihr sang der schmucke Chatelar;
Die Harfe bannte Gram und Harm in leichten Minnescherz,
Sie sänftigte, von Schuld verfehrt und Eifersucht, ihr Herz.
Doch horch! durch Nebel wallt es her mit sturmbeschwingtem Dräu'n
Mit namenloser Angst umfängts den Sinn im wirren Reih'n,
Sinds Schatten, denen dienstbar sie die Brust mit Fehl umstrickt?
Sinds Mahner, die einst zärtlich ihr ins feuchte Aug' geblickt?
Und horch! ein kriegerischer Drang, des Douglas Schlachtgeschrei,
Nun, näher wogts! Die Pforte kracht von Ruthvens Axt entzwei.
Nun Schwerterdröhnen, Waffenblitz, vergebens Thrän' und Wort;
Den Stahl in liederreicher Brust, trägt man den Sänger fort.
Maria birgt der Augen Naß mit königlichem Sinn:
Bei meines Vaters Arm! ruft sie, mein weiblich Herz, fahr hin! —

Digitized by Google

Entsagung.

1567.

Aus dunkler See die Klippe ragt,
Der Kerker einer Königin,
Doch nicht in düstern Wellen zagt,
In Banden nicht ihr stolzer Sinn;
Und da der Krieger Schaar sie zwingt
Der Königskrone zu entsagen,
Hebt sich ihr Finger goldberingt,
Sich selbst in Haft und Band zu schlagen.

„Ihr Lords und Ritter! zürnt sie groß,
Wär' ich noch einmal stark und frei
Und drüben Zehn mit Schwert und Roß,
Sie stünden meiner Sache bei —
Dieß Pergament entführte schon
Zerstückt der Wind auf seinen Schwingen —
O einmal noch vom Stuartsthron
Des Feindes starres Haupt zu zwingen!

Was blieb ihr nun von aller Pracht
Von aller Huldigung und Treu?
Es schwand und dorrte über Nacht
Der Hoffnung Grün wie welkes Heu.
Die Wange säumet Purpurgluth,
Die reiche Locke wallt zur Zone:
Sie schreibt — sie steht mit hohem Muth
Die Königin, beraubt der Krone.

Der letzte Kampf.

15. Mai 1568.

Aus königlichem Heere ragt des Reiches Banner hochempor
Und um Maria schaaret dicht sich der Getreuen Rächerchor,
Sie selbst auf stolzem Roß sieht trüb die Fähnlein an zur Heerschau rücken:
Es schlägt ihr Herz, sie sucht Erfolg in ihrer Streiter Flammenblicken.
Rings hebt das Kampfgetümmel an, zum letzten Jagen ruft das Horn,
Doch ach! wo ist dein Banner licht, Maria, wo der Deinen Zorn?
Zerstreut, zerschmettert flieh'n sie hin, weh! ihre Schaaren sind bezwungen!
O Gott, zu schaun, was sie verlor, zu denken, was ihr Fehl errungen!

Digitized by Google

Hinweg, hinweg! Dein Renner trägt dich rasch dahin in Windeseil,
Doch ist's umsonst! umsonst! Du trägst in deiner Brust den Todespfeil!
Der Himmel schwarz, dein Blick umflort und todesdunkel deine Pfade —
Ergebe der Vergeltung dich und deines Feinds treuloser Gnade!

Der letzte Gang.

18. Febr. 1587.

Am schwarzen Block der Henker harrt des Opfers hehrem Muth,
Dämonisch blinkt die breite Axt, als dürstete sie Blut:
Seht dort ein Weib mit sichrem Schritt, das Auge himmelwärts,
Erscheint im Saal und Schrecken bannt die Lippe, wie das Herz.
Des Schleiers weißer Raum ihr schwarzes Sammtgewand umgibt,
Sie trägt auf ihrer Brust das Kreuz, das sie so sehr geliebt.
Ich kannte dieses Frauenbild, doch Kummer es umgab,
Ich sah die Miene sorgenschwer, erkoren für das Grab,
Ich kannte dieses trübe Aug, das einst so fröhlich klar,
Ich kannte diese Stimme einst, als sie noch süßer war;
Ich kannte dieses Silberhaar, einst brauner Locken Pracht,
Ach, dieser Anmuth Schwebegang geheimnißreich, bedacht;
Jetzt seh ich sie, als sie noch sang im heiligen Asyl
Das Abendlied, als sie verklärt ein schuldlos Kinderspiel,
Jetzt seh ich sie in süßer Huld so bräutlich rosenroth
Ein neuer Stern am Himmelszelt, der königlich gebot.

O wechselvolles Erdenloos! sie tritt den Stufen nah,
Besteigt das düstere Gerüst und steht verlassen da. —
Wo ist der Minstrel hochentzückt, der Ritter, der Galan,
Wo ihres Hofes Schranzenschwarm, aus Hunderten ein Mann,
Wo ist der starke Arm, der sie durch aller Schrecken Chor,
Womit die Hölle sie bedräut, zu tragen sich verschwor? —
Ein Hündchen strebt nach ihrer Hand, der letzte aus der Schaar,
Die sie umgab im Hochzeitsglanz, als sie noch glücklich war.
Nun neigt den Nacken sie — ein Blitz! die Seele ist befreit,
Der Glanz, die Schönheit schwand, ein Traum vor blut'ger Wirklichkeit.
Was ist der Erde Herrlichkeit, Huld, Liebreiz, Majestät? —
Ein Sandkorn, ein Atom, ein Nichts, vom Abendwind verweht!

Digitized by Google

Der Täufling.

1.

Das ist ein großes Freuen, kommt Meister Storch ins Haus
Und packt mit lautem Klappern ein Wickelkindchen aus.
Der Vater reibt die Hände mit schmunzelndem Gesicht,
Indeß die fromme Mutter mit stillem Flehen spricht:
„Der du mir ihn gegeben, mein Gott, leih du mir Muth,
„Den Kleinen aufzuziehen, daß er gedeihe gut;
„Behüte seine Wege, bewahr sein Herzchen treu,
„Daß er ein nützlich Mitglied der Weltgesellschaft sei!"

Der Vater sinnt und denket: „Mir soll der kleine Fant
„Ein wackrer Bursche werden voll Tugend und Verstand,
„Ich will ihn sorglich führen, will leiten seinen Geist,
„Denn mich will schier bedünken, daß er uns was verheißt.
„Gehorsam soll er üben nach seiner Väter Brauch;
„Die Eltern soll er lieben, doch respectiren auch."

Verwandte und Bekannte in ihres Herzens Drang,
Sie weih'n dem kleinen Helden gar manchen Lobgesang.
Der Eine spricht: „Sein Auge, das helle, prophezeiht,
„Es hat der Junge Grütze und wird einst recht gescheidt."
Der Andre lobt die Stirne, der dritte Kinn und Mund,
Dem Vierten thut sein Lächeln gar große Dinge kund;
Der Fünfte preist sein Schreien: „Das wird ein Troubadour!"
Und schweigt er, heißt der Sechste dieß „denkende Natur."

Still stehen die Geschwister um seine Wiege her —
Dieß reicht ihm Band und Blume, Der gibt ihm sein Gewehr,
Der Säugling kindisch täppisch weiß nichts von solcher Lust
Und gibt sich nur zufrieden an seiner Mutter Brust.
Da tadeln ihn die Kleinen, die mit dem kleinen Mann
Trotz ihres besten Willens nichts können fangen an.
Verständig hört die Mutter so Lob als Klag' zur Stund:
„Erhalt' ihn nur der Himmel stets glücklich und gesund!"

2.

Da war's ein Junggeselle, in solchen Sachen blind,
Der niemals noch erfahren, wie Vaterfreuden sind,
Welch' Glück ein erstes Lächeln des kleinen Fants verhieß,
Des Vaternamens Lallen, welch irdisch Paradies. —

Digitized by Google

Genug; der sprach zum Freunde, dem jüngst ein Sohn beschceert:
„Nach meiner schlichten Meinung ward euch viel Glück gewährt,
„Wenn euch der Sprößling grüßet nach einer ruhigen Nacht,
„Die ihr an seiner Wiege mit Vatersorg' durchwacht!"

„Gewiß! versetzt der Vater, es ist mir hohe Lust
„Zu seh'n den kleinen Bengel so frisch und so robust,
„Wie's in den Gliedern strebet und in der Stirne Bau,
„Wie sich sein Härchen dunkelt und seiner Augen Blau.
„Denn ist er hübsch gewaschen, mit süßer Milch erquickt
„Und steckt im neuen Röckchen, das Mutter ihm gestrickt,
Und hat er keine Launen, und hat er ausgeruht
„Und hat sonst keine Schmerzen — so lang ist alles gut."

„Doch wollt ihr mich besuchen, wenn er recht helle schreit
„Und etwas dienstuntauglich sein linnen Unterkleid,
„Wenn er nur still geworden, so lang Papa ihn herzt
„Und gleich aufs Neue schreiet, bis man aufs Neue scherzt" —
Der Vater hat geschrieben den lieben langen Tag,
Müd ist die Mutter worden beim zwölften Glockenschlag,
Sie beide wollen schlafen. Da fängt der kleine Mann
Aus voller Brust und Lunge herzhaft zu schreien an.

3.

Jedoch nun naht die Stunde, es tritt der kleine Fant
Durch feierliches Taufen in christlichen Verband:
Der Pfarrer tauft mit Wasser, wir taufen ihn mit Wein
Und segnen seine Wiege mit guten Wünschen ein.
Ein kräftiges Entwickeln von Körper, Herz und Geist,
Ein fröhlich Knabenleben, dieß werde ihm zumeist,
Dann eine frische Jugend, geht's auch ein wenig wild —
Nur in des Kampfes Wogen erprobt sich Schwert und Schild.

Glückauf! Du junger Recke, im Kampf sei dir Geschick,
In Freundschaft hoher Segen und in der Liebe Glück,
Sei dann im Siege mäßig, im Unglück fest, getrost,
Bis dich am heim'schen Heerde ein wackres Weibchen kost.
Dann kannst du selber taufen mit Wasser und mit Wein
Und Gott wird mit den Kleinen, wie mit den Großen sein,
Dann kannst du selber singen, ist nur der Erbe da,
Großmütterchen zur Rechten, zur Linken Großpapa!

Fr. Knapp.

Digitized by Google

Der Bedenkliche.

Es war — man spricht nicht gern davon
Doch — wir sind unter Freunden,
Die hin und wieder — manchmal schon
Nichts schief zu nehmen meinten.
Wenn gleich — Ausnahmen finden statt
Und — oft, wo's unverfänglich
Nicht einen Schein von Zweifel hat,
Ist Mißverstehen bänglich.

Es war — ja, wenn's dahingesagt
So leicht und eben wäre,
Wir sagten es wohl ungefragt
Denn — es ist eine Märe;
Wiewohl in Dichtung Wahrheit liegt
Und die Allegorieen
(Sofern der kühnste Schluß nicht trügt)
Oft wie ein Senfteig ziehen.

Es war — zwar muß man jedes Ding
Stets beiderseits betrachten,
Zu vornehm nichts, nichts zu gering,
Nach vollem Werthe achten
Und kommt man auch in das Gekrei
Als ein sackgrober Hannsen —
Hanns — Cäsar, was Cäsar's sei!
So treibt's ein braves Mannsen.

Es war — freilich! beim Licht beseh'n,
Ein Wagniß bleibt es immer,
Drauf unbekümmert los zu geh'n,
Kann besser sein und schlimmer.
Der nimmt es so, der And're so,
Der Dritte ist bestochen,
Dann ist man wohl am Ende froh,
Wenn man gar nichts gesprochen.

Es war — potz Blitz da fällt uns ein,
Wenn man's persönlich nähme,
Daß nur der schwächste Wahrheitsschein
Ein liebes Ich beschäme.

Digitized by Google

Und — egoistisch Mann um Mann
(Das eben ist der † † † Teufel)
Die Menschheit man annehmen kann,
Darin steckt unser Zweifel.

Es war — ei was! sie werden da
Uns nicht gleich eben köpfen —
Thatsachen sinds, woraus wir ja
Ganz unparteiisch schöpfen.
Nun hört! — Auf Euere Gefahr,
Da Ihr so drauf versessen;
Es war — beim Guckuck! ja, was war?
Jetzt haben wir's vergessen!

Fr. Knapp.

Sonettenkranz.

1.

Versunken in ein wildes, wüstes Leben,
Trank Zug auf Zug ich aus dem Kelch der Lust,
Um so die Qual, die mir zerriß die Brust
Rasch zu ersticken, ach, ein eitles Streben!
Nichts konnte Trost und Linderung mir geben,
Ich blieb mir meines Elends stets bewußt
Und unersetzlich schien mir der Verlust
Des Friedens, den ich einst mich fühlt' umschweben.
Da fand ich dich und hob empor den Blick,
Um nimmer wieder ihn von dir zu wenden
Und um an dich zu knüpfen mein Geschick.
Das Herz entflammt von reinster Liebe Gluth
War ich nun stark, dieß Treiben rasch zu enden,
Denn deine Nähe macht mich fromm und gut.

2.

Dich hat die güt'ge Gottheit reich begnadet,
Schön bist du, wie die frisch erblühte Rose,
Wenn sie im Glanz des Morgenthau's sich badet,
Vom Schmetterling umflattert leis und lose.
Anmuth und Huld umspielen mit Grazie
Dir Stirn und Haar, des Auges Lächeln ladet

Digitized by Google

Zum Frohsinn ein und in des Grübchens Schooße
Lauscht still ein kleiner Schalk, der gerne schadet.
Liebreiz umfächelt die erglühten Wangen
Und ach! die süßen purpurrothen Lippen
Erwecken leis' ein sehnliches Verlangen.
So schwebst du hin, von Lieblichkeit umfangen,
Zum Frühlingspfade werden wir die Klippen
Und Blumen blühen, wo dein Fuß gegangen.

3.

Manch holdes Wesen sah ich mich umschweben
Im künstlichen, im schöngeflocht'nen Reigen,
Vor dessen Schönheit muß der Blick sich neigen,
Soll nicht der Liebe Gluth das Herz beleben.
Doch, als ich dich sah, half kein Widerstreben,
Denn wollte Venus auch dem Meer entsteigen,
Sie könnte selbst nicht lieblicher sich zeigen
Als du, vor der ich freudig muß erbeben.
Still in Bewund'rung stand ich da versunken
Und fühlte mich von seel'ger Wonne trunken,
Daß je mein Auge durfte dich erschauen.
Wenn je ein Stern vom Himmel schön gefunkelt,
Nicht so hat er die andern all verdunkelt,
Wie deiner Schönheit Glanz die andern Frauen.

4.

O, wenn ich in dein blaues Auge blicke,
Dein seelenvolles blaues klares Auge,
Da strömt Begeisterung mit sanftem Hauche
Ins Herz mir und mir träumt vom schönsten Glücke.
Ein Quell, aus dem ich Lebenskraft mir sauge,
Aus dem ich mich ermattet neu erquicke,
An dessen Rand ich schöne Blumen pflücke,
Ein Quell der Lust ist mir dein blaues Auge.
Und wenn mir auch nach stundenlangem Hoffen
Vielleicht nur erst dein blaues Auge lächelt,
So seh ich froh dann meinen Himmel offen.
O darum laß mich harrend hier verweilen,
Wo Muth ins Herz die Hoffnung stets mir fächelt
Und meine Stunden wonnig mir enteilen.

Digitized by Google

5.

Wenn Herz an Herz im Arme wir uns liegen
Und glutherfüllt uns fest umschlungen halten,
Da glätten sich auf meiner Stirn die Falten,
Froh kann mein Haupt sich an die Brust dir schmiegen.
Mein Herz kann sich in süße Träume wiegen
Von künft'ger Tage lieblichen Gestalten,
Wo Lieb' und Treue freundlich um uns walten
Und fröhlich wir die Lebensbahn durchfliegen.
Und immer wieder sucht mein Blick dein Auge
Aus dem mir Liebe winkt mit Lenzeshauche,
Indem es mich umstrickt mit süßen Banden.
Und ob auch unſ're Lippen lautlos schweigen,
Ein Blick, ein Druck, ein Kuß ist unser Zeichen,
Denn unſ're Herzen haben sich verstanden.

6.

Die ganze Welt, sie mag vergeh'n indessen,
Wenn ich dich halte liebevoll umschlungen
Und von der höchsten Seligkeit durchdrungen
Mein Glück mit jedem anderen kann messen.
Ach welche Wonne, dich ans Herz zu pressen,
Umgeben rings von trauten Dämmerungen
Und unbewacht von bösen Lästerzungen
Des Lebens trübe Stunden zu vergessen.
Und weiß ich auch, daß vor nicht langen Stunden
Sich liebend unſ're Herzen erst gefunden
Und diesen schönen, heil'gen Bund geschlossen:
Kann ich doch nimmer den Gedanken fassen,
Daß je wir könnten von einander lassen
Nach solchen Stunden, wie wir sie genossen.

7.

So wie der Efeu rankend um die Eiche
Durch sie zum Himmel hoch empor kann ragen,
So werd' auch ich durch dich emporgetragen,
Je inniger ich mich mit dir verzweige.
O wenn mein Haupt an deine Brust ich neige,
Beginnt mein Herz stets mächtiger zu schlagen
Und fühlt sich stark, das schwierigste zu wagen,
Damit sichs deiner Liebe würdig zeige.

Digitized by Google

Und wie der Adler seine schwachen Jungen
Durch blaue Lüfte trägt auf seinen Schwingen,
Bis sie erstarkt den Fittig selbst entfalten,
So hält mich deiner Liebe Macht umschlungen
Und hilft mir zu dem höchsten Ziele dringen
Trotz allem Drohen feindlicher Gewalten.

8.

Dich möcht ich mit den schönsten Blumen schmücken,
Die je dem Lenz dem lieblichen entsprossen,
Die reinsten Perlen, tief vom Meer verschlossen,
Möcht' ich für dich dem Wellen Schoos entrücken.
Wenn Edelsteine könnten dich entzücken,
Zum tiefsten Schachte stieg ich unverdrossen;
Und einen Kranz von Sternen, ringsumflossen
Von Glanz und Pracht möcht' auf dein Haupt' ich drücken.
Ja Alles legt ich gerne vor dir nieder,
Was Herrliches und Schönes rings mag prangen,
Doch hab ich nichts als meine schwachen Lieder.
Ich reiche sie mit Zagen dir und Bangen,
Und schenkst du einen holden Blick mir wieder,
So ist durch dich mein Himmel aufgegangen.

9.

Aus deinem Blick spricht deines Herzens Reinheit,
Dein klares Aug' ist deiner Seele Spiegel.
Die güt'ge Gottheit hat der Schönheit Siegel
Auf deine Stirn gedrückt mit selt'ner Feinheit.
Erhaben über irdische Gemeinheit
Schwebt deine Seele auf des Geistes Flügel
Der Gottheit zu, gehemmt von keinem Zügel,
Vergessend stolz der Erdengüter Kleinheit.
An deinem Auge häng' ich mit Verlangen,
Ein Blick von dir macht glühen meine Wangen,
Ich schau auf dich entzückt und doch voll Bangen.
Ich fürchte stets, du möchtest dich entschwingen
Der rauhen Erde, ganz zum Himmel dringen, —
Und ich müßt' trostlos dann die Hände ringen.

10.

Rasch flieht der Lenz und seine Blüthen sterben,
Wie süß ihr Duft auch war, wie hold ihr Prangen;

Digitized by Google

Schnell ist die bunte Herrlichkeit vergangen,
Wenn rauh der Herbst ausbreitet rings Verderben.
Doch ob die Blumen mögen sich entfärben,
Ein Sträußchen, von der Liebe Hand empfangen,
Wird treu bewahrt, und oft mit sel'gem Bangen
Beschaut von dem, der sich es konnt' erwerben.
So werden, wenn ich kaum sie noch gesungen,
Verweht sein meine Lieder und verklungen,
Wie all die andern jungen Frühlingsblüthen:
Die Liebe aber wird sie treu behüten
Und wie ein Sträußchen freundlich sich bewahren
Als Angedenken noch in späten Jahren!

Petzet.

Auf dem St. Johanniskirchhofe in Nürnberg, am Grabe Albrecht Dürers.

(21. Mai.)

An deiner Ruhestätte hier,
Entschlaf'ner Meister, stehen wir
Nun schon so manches liebe Jahr
Am Tag, der dich der Welt gebar;
Nie wurde dich zu rühmen müd
Wer je für deutsche Kunst geglüht,
Wem je der Gott der Poesie
Die Sprache der Begeist'rung lieh:
Wie du ein Fürst der edlen Kunst
Verjagt den trüben Nebeldunst, —
Wie du gebrochen ihr die Bahn,
Wie du das Banner trugst voran,
Zu dem die Jünger treulich steh'n,
Die glänzend es entfaltet seh'n.
Nicht sind die Worte mir vergönnt,
Die ich zum Ruhm dir sagen könnt',
Wohl kenn' ich, was dein Geist geschafft,
Wohl fühl ich deines Wirkens Kraft, —
Doch was die Meister ehrend rühmen,
Will kaum zu preisen mir geziemen;
In diesem Raum schläft mancher Mann
Der's besser weiß und sagen kann:
Steh auf von unbekannter Stätte
Hans Sachs von deinem Ruhebette,

Digitized by Google

Wacht auf, die hier der Tod gebannt,
Die ihr den Meister noch gekannt,
Mit ihm getheilt der Erde Träumen
Und mit ihm wohnt in Himmelsräumen!
Du, den die Jugend ihm vereint,
Birkheimer, unsers Meisters Freund,
Ihr Alle, die mit ihm gedacht,
Mit ihm durchlebt die Geisterschlacht —
Gebt Zeugniß uns von jenen Tagen,
Wo eure Herzen noch geschlagen,
Wo euch ein Band umschlungen hielt,
Mit ihm, dem unsre Feier gilt!
Umsonst! Vergebens ruf ich euch
Zur Erde aus dem Geisterreich,
Doch fühl ich eurer Seelen Nähe,
Verhüllt des ird'schen Auges Spähe,
Ich fühle unzerstörbar Leben
Um diese heil'ge Stätte schweben,
Und von den Höhen klingts hernieder
Wie Geisterlaut und Seraphslieder;
So oft ihr kommt an diese Stelle,
Führt euch zu ihr nur heil'ge Pflicht,
Sie ist die immerfrische Quelle
Aus der ein Strom des Lebens bricht,
Er sendet Welle fort auf Welle
Und ward zu einem Meer von Licht,
Durch weite Fernen seht ihr's glänzen,
Und keine Zeit wird es begränzen!

Säumt nicht, den Lorbeer ihm zu bringen,
Der an den Fels erweckend schlug,
O hört nicht auf, ihn zu besingen,
Der euch entflammt zum Geistesflug;
Wer je gestrebt ihm nachzuringen,
Nie preist und rühmt er ihn genug
Den Meister, der den Quell erschlossen,
Aus dem ein Meer des Lichts geflossen! —
Drei Genien aus des Lichts-Gebiete
Hat uns des Himmels Gunst gesandt;
Der Frühling ist's, die Kunst, der Friede,
Die heut umschlingt ein rosig Band,
Wir danken manche Geistesblüthe
Nur dieses Dreiblatts Segenshand.

Digitized by Google

Und heute — aus dem Reich der Geister
Den Kranz für dich, entschlafner Meister!
(den Kranz auf das Grab legend.)
Laß mich ihn auf die Stätte legen,
Die, Dürer, deinen Staub umschließt,
Dein Geist sieht auf der Jünger Regen,
Sieht wie der Blüthe Frucht entsprießt;
Gieb ihrem Schaffen deinen Segen,
Der Strom, der durch die Zeiten fließt
Es sei die Kunst, die gottgesandte,
Er trage sie durch alle Lande!
Dein Nürnberg hat die alte Liebe
Bewahrt in treuem Herzen dir:
Von der Verehrung heißem Triebe
Beseelt, siehst du die Jünger hier,
Es bleibt durch aller Zeit Getriebe
Dein Name unsers Bundes Zier,
Denn ein Juwel in seiner Krone
Dankt Nürnberg seinem edlen Sohne! —

J. Priem.

Deutschlands Herz.

Im Haupte herrscht die Zaubermacht,
Aus der der Funke springt und zündet
Das Licht, das in der finstern Nacht
Des Geistes ew'ge Herrschaft gründet,
Der mit gewalt'gem Keulenschlag
Was widerstrebt sich wirft zu Füßen,
Dem Keiner widerstehen mag,
Dem sie sich Alle beugen müssen.

Und in den Gliedern lebt die Kraft,
Das mächt'ge Werkzeug der Gedanken,
Die aus den Worten Thaten schafft,
Die niederreißt des Zweifels Schranken
Und über alle Ufer drängt,
nn Wsie des Geistes Macht nicht bindet,
Doch selber sich in Fesseln zwängt,
Wenn ihr das Ziel, das edle schwindet! —

Digitized by Google

Im Herzen wohnen Lieb und Treu,
Sie nur allein sind seine Stärke,
Was Geist und Kraft auch schaffen neu —
Nicht fehlen darf zum ganzen Werke
Der Bruderliebe süße Macht,
Das feste Band der heil'gen Treue —
Was Geist und Kraft hervorgebracht —
Nur Lieb und Treu gibt ihm die Weihe. —

Germania! ist deinem Haupt —
Der Eintracht Krone auch entfallen,
Vom Lorbeer ist es doch umlaubt
Darunter deine Locken wallen,
Noch kräftig ist der Glieder Bau,
Daß Feindes Macht daran zerschelle,
Und deinem Herzen nur vertrau,
Es sitzt dir an der rechten Stelle!

Und aus dem vollen Herzen treibts
Zu Haupt und Gliedern frisch die Wogen,
Nicht in dem engen Raume bleibts,
Mit süßer Kraft hält's Euch umzogen;
Mit Lieb und Treue, rein und acht —
O laßt sie herrschen ohne Schranken,
Dem Herzen laßt sein gutes Recht,
Und Deutschlands Herz, es ist sein Franken!

J. Priem.

Die Rache.

(Mundart.)

In Franken, mouh? dös weß i nit,
Dau is a Bauer gwös'n,
Der haut an Sunta Ramittag
A moal die Zeiting glös'n.

Dau drinna stieht: „Wir fordern auf
Maikäfer einzubringen,
Sechs Kreuzer für den Metzen zahlt
Das Ortsgericht Gedingen.“

Digitized by Google

Der Bauer denkt, wo dös is g'scheidt,
Bah mir gits gnoug su Louder,
Und meini Boub'n bringa z'samm
In korzer Zeit a Fouder.

Und dös is wirkli ah su gwöst:
Statt daß in d'Schoul seun ganga,
Senn alli Boub'n naus af's Föld,
Af's Maiaköferfanga! —

A Fouder Köfer is wuhl viel,
Doch z'samm is halt doch kumma,
Es woaren Rappen*) ah derbei,
Mer hauts su gnau nit g'numma.

Es woar ja grod die Kerschtenblüh,
Dau gits ja Milliona,
Und wenn mer nau wos kröigt dafür
Thout si die Möih belohna.

Lebendi aber möiß'us sei,
Wos taudt is, toh nix schod'n, —
Der Bauer thout vorn Amthaus dört
Die vull'n Säck ahloden:

Dau ober sagt der Amtmah: „Ja,
Wir zahlen gern sechs Kreuzer,
Du aber bist aus Franken ja
Und wir, wir sind Reuß-Schleizer.

Die Maienkäfer, die du bringst,
Sind eurer Flur Verderben,
Was nützt es uns, wenn in Reuß-Schleiz
Die fränk'schen Käfer sterben."

Dau kratzt der Bauer hintern Ahr
Und endli sagt er: „freilh,
Dös häit ih denken könna mir
Wöi is hob glösen neuli:

Doch ham foahr ih di Köfer nit,
Dau möißt ih mi jo schöma
Ih lauß halt fleißig'n und dös toh
Ka Mensch mer übel nehma." —

*) Raupen.

Digitized by Google

Ditz kratzt der Antimon hintern Ohr
Und sagt: „Hol dich der Teufel!
Der Käfer frißt in Schleiz als wie
In Franken ohne Zweifel.

„Ich will dir geben, was das Amt
Versprochen zu Großdingen,
Doch übers Jahr komm nimmermehr
Maikäfer uns zu bringen!“

J. Priem.

Vaterland und Väterglaube.

Nachstehender versificirten Erzählung liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde. Der älteste Sohn einer strenggläubigen Mennonitenfamilie am Rheine, der zu Göttingen studirte, folgte 1813 dem Aufrufe seines Königs und stellte sich begeisterungsvoll unter die Fahnen. Dadurch hatte er mit Glauben und Familie unwiderruflich gebrochen und galt nach ruhmreich ausgefochtenem Kriege wieder heimgekehrt den Seinen als ein völlig Fremder. Selbst die persönliche Verwendung des Königs, der den tapfern Capitän hochschätzte, konnte den starrsinnigen Vater nicht bewegen von der Satzung abzuweichen und der Verstoßene starb nächsten Jahres an gebrochenem Herzen.

Wer nach Idealen je gerungen,
Kraftbewußt mit männlichem Gefühl
Seine Seele herrlich aufgeschwungen
Aus des Marktes niederem Gewühl,
Sei ihm Großes auch nur halb gelungen,
Bleib die stumpfe Welt ihm fremd und kühl,
Nimmer wird des Ringers Muth verzagen,
Wenn der Nächsten Herzen für ihn schlagen.

Doch wer folgt dem heiligsten Gedanken,
Der im Busen je entstanden war,
Wer sie lösen mußte jene Schranken,
Die ihn fesseln an die treue Schaar,
Er sei Mann, zu opfern ohne Wanken
Auf der Ueberzeugungen Altar
Seines Herzens innerlichsten Frieden;
Wohl das schwerste Loos ist ihm beschieden.

Digitized by Google

Benjamin des Hauses Eingeborner
Wuchs heran am Rhein in stiller Wacht,
Galt dem Vater als des Herrn Erkorner,
Streng hielt die Gemeinde Mensa's Zucht,
Er, auf halbem Wege ein Verlorner,
Den erdrückt der düstern Zweifel Wucht.
In Georgia Augustas Hallen
War ins Herz die schlimme Saat gefallen.

Längst der Brüder lärmende Gelage
Floh er und den muntern Burschensang,
Bis der Morgen hielt der Nacht die Waage
Blieb er schlaflos in Gedanken hang.
Freudlos schwanden ihm dahin die Tage
Kraftverzehrend durch den innern Drang,
Dort der Trieb nach ungemess'nen Weiten,
Hier des Lebens enge Wirklichkeiten.

Nicht wollt' er an heimathlichem Herde
Ruhig finden ein bescheiden Glück,
Ringend nach dem Höchsten dieser Erde
Trieb es mächtig ihn zur Welt zurück,
Hob zum Himmel auch die Trotzgeberde
Zürnt in wilder Unlust dem Geschick:
Da zum Voraus ihm dies Loos bereitet,
Das so herb mit seinen Wünschen streitet.

Ueberschwemmt von nachbarlichen Banden
War Germania so arg gehöhnt,
Rings umher in den gepries'nen Landen
War die Muttersprache streng verpönt,
Weh, wer nicht den welschen Laut verstanden,
Nicht der heim'schen Sitte sich entwöhnt,
Fast war Treu und Glauben fetten worden
Durch des Corsen übermüth'ge Horden.

Benjamin hallts tief im Busen wider
Was sein theures Vaterland bedrückt,
O es ist sein Alles, seine Lieder
Haben tausendfach es ausgeschmückt,
Nicht das Schicksal hält ihn ganz darnieder,
Noch der Zukunft harrt er traumentzückt.

Digitized by Google

Da! ein Wetterleuchten durch die Wolke:
Friedrich Wilhelm spricht zu seinem Volke.

Soll er? Ja, er widersteht nicht länger
Benjamin, der Jüngling stark und kühn,
Gott begnadet, er, ein edler Sänger,
Sah die deutsche Eiche wieder blüh'n.
Freunde warb der ungestümme Dränger
Und geschmückt mit Lenzes erstem Grün
Zog die Schaar hinaus zum Werk der Rache,
Fleht um Sieg für die gerechte Sache.

Tag und Jahre waren schon entflogen,
Heiße Gluthen mählig abgekühlt,
Und der Kriegsgott hatte seine Wogen
Langsam in ein stilles Bett gespühlt,
Und ein neuer Lenz kam eingezogen,
Deutschland wieder seine Freiheit fühlt,
Ob nach langem Streit so viele Seelen
Leider! bei der frohen Heimkehr fehlen.

Benjamin hat muthig mitgestritten,
Ruhm erworben sich im Kämpfertroß,
Jede Drangsal ungebeugt erlitten,
Stets getrotzt dem feindlichen Geschoß,
Reich an Ehren kommt er heimgeritten,
Ihn zur Heimath trägt sein treues Roß,
Trüben Augs, seit langen Jahren
Hat er von den Seinen nichts erfahren.

Traurig streichelt er den müden Schecken,
Und schon grüßt die Linde dort vertraut;
Nach dem Häuschen bei den Brombeerhecken,
Nach dem Fenster lang der Reiter schaut,
Sieht ein Frauenbild drinn jäh erschrecken
Und erblickt in ihm die einst'ge Braut,
Ob die Traute wohl auch ihn erkannte,
Ihn, den Frankreichs Sonnengluth verbrannte?

Sollt ihn auch der Bettler nimmer kennen?
Der dort sitzt, oft hat er ihn beschenkt! —
„Ich will hin, ihm meinen Namen nennen"
Und das Roß der Reiter zu ihm lenkt —

Digitized by Google

„Alter he, wollt Benjamin nicht kennen,
Nehmet doch, was blickt ihr so gekränkt —
Bist wohl alt und stumpf und kindisch worden,
Fürchtest dich vor Uniform und Orden."

Weiter rollet sinnend er die Pfade,
Steht nun vor des Dorfes größtem Haus,
Weit hinunter bis an Stroms Gestade
Dehnt der Garten sich geräumig aus,
Und er ruft: „Grüß Euch der Gott der Gnade!
Vater, Mutter kommt, der Sohn ist draus!"
Und er harret lange vor den Stufen,
Ob kein Echo tönet seinen Rufen.

Endlich öffnen langsam sich die Pforten,
Tritt heraus ein stattlich hoher Greis —
Ja, sein Vater, und wie alt geworden
Und sein brauner Scheitel, wie so weiß!
Rasch vom Pferde sucht der Sohn nach Worten,
Starr doch bleibt der Alte und spricht leis:
„„Gruß, Herr Offizier vor meinem Dache,
Doch ist Krieg nicht Mennoniten Sache.""

„Vater, kennt Ihr Benjamin nicht wieder?"
Ruft er aus mit der Verzweiflung Ton,
„Wo ist meine Mutter? wo die Brüder?
Sagt, o sagt, ich bin ja euer Sohn!" —
Und er wirft sich auf die Kniee nieder
Doch der Alte war gegangen schon.
Benjamin erhob sich ganz vernichtet
Gräßlich war des Busens Nacht gelichtet.

Als für seinen König er gegangen,
Für das Vaterland, sein höchstes Gut,
Hat er an der Satzung sich vergangen,
Freventlich vergossen Bruderblut.
Nicht durft ihn der Vater mehr umfangen,
Nicht das Mutterherz in heil'ger Gluth;
So für immer jedes Band zerrissen,
Sollt er Eltern, Braut und Brüder missen.

Und der Alte bei der offnen Thüre
Winkt mit unbeweglichem Gesicht,

Digitized by Google

Daß den Fremdling in sein Haus er führe,
Will des Gastrechts unbeugsame Pflicht,
Auch dem Feinde dieses Recht gebühre,
Doch für eine Nacht und länger nicht; —
Und so tritt er in des Hauses Räume
Auf den Schauplatz seiner Knabenträume.

Und die Kanne mit dem Saft der Reben
Aus der Heimath schleppt der Alte bei,
Spricht bezwingend seiner Stimme Beben:
„Nicht mehr Sohn bist du, doch bliebst du treu
Deinem Könige und er soll leben!“
Und er füllt dabei der Gläser zwei.
Wie die Römer an einander klingen,
Will dem Sohne fast das Herz zerspringen.

Weiter ward kein einzig Wort gesprochen,
Stumm ergab er sich in sein Geschick,
Längst der Abend war hereingebrochen,
Nicht die Theuren bracht er ihm zurück;
Ach er harrt umsonst auf jedes Pochen,
Jetzt der Alte spricht mit festem Blick:
„„Nun zur Ruhe will ich mich begeben,
Gruß, Herr Offizier für dieses Leben.““

Und bei der Laterne mattem Schimmer
Führt er ihn ins obere Gemach,
O, er kennt es, er bezog es immer,
Wenn er weilte unter Vaters Dach,
Dort schaut er so oft der Sterne Flimmer,
Hier noch steht sein liebes Bücherfach.
Und wie tönts nicht von den nahen Thürmen,
Weckt im Busen ihm ein wogend Stürmen.

Ganz allein! Verschlossen sind die Thüren,
Leise mit der Linde kost der Wind,
Und ihn faßt ein unnennbares Rühren
Und ums starre Herz wird ihm so lind,
Er, der Schaaren in den Tod konnt' führen,
Er, der Starke, weinte wie ein Kind; —
Ja, sein Vaterland blüht neugeboren,
Doch der Heimath Glück war ihm verloren.

Digitized by Google

Sieh, dort zeigt sichs an der Thüre helle
„Benjamin!“ — Zu träumen er vermeint,
Nein, o Wirklichkeit, dort auf der Schwelle,
Eine theuere Gestalt erscheint;
„Benjamin!“ er eilet zu der Stelle,
Hat an Mutter Brust sich ausgeweint —
Trotz der Satzung kann sie doch nicht lassen
Den Verstoß'nen nochmal zu umfassen.

Mit dem ersten Strahl am nächsten Morgen
Wallte Benjamin sein Schlachtgenoß,
Und der Heimath, die im Schoß verborgen
Viel des Theueren für ihn umschloß,
Gilt der letzte Blick voll banger Sorgen,
„So leb wohl!“ er schwingt sich auf sein Roß,
Und nun fort, ob Nacht auf seinen Wegen,
Ihn geleitet ja der Mutter Segen.

A. Schultheiß.

Soldatenlieder.

1.

Auf mutherfülltem Roß zu streiten,
Recht mitten in den Feind zu reiten,
Ein scharfes Schwert an seiner Rechten
Und sichern Blick und Arm beim Fechten,
Daheim voll seligem Verlangen
Ein anmuthvolles Weib umfangen,
Jetzt frischen Sinn, einst leichte Erden —
Was braucht es mehr beglückt zu werden?

2.

Die ihr den Staub durchwandert
Entbehrt die helle Luft,
Die da beseelend thronet
In jeder Reiterbrust.

Es wuchern Angst und Sorgen
Am Boden streifend nur —
Doch mißt in langen Sätzen
Der Reitersmann die Flur!

Digitized by Google

3.

Ich bin ein Reiter, flott dazu,
Ei gilt es — halt ich Stand
Und schlage mich durch dick und dünn,
Den Säbel in der Hand.

Doch wenn mein Traber nimmer schäumt
Und meine Klinge roth,
Da wünsch ich mir — im freien Feld
Den raschen Reitertod!

4.

Nicht Geld und Gut
Erkauft den Muth,
Die Ehre zieht ihn groß —
Nie stark der Mann
Im Knechtes Bann,
Nie in des Glückes Schooß.

Wenn Kampf und Noth
Umtost das Boot,
Da zeigt der Steuermann
Das was er ist; —
Nur That ermißt
Allorten, was man kann!

5.

Daheim ließ Maid, die's redlich meint
Kopf, Muth und Ehrgeiz vor dem Feind.
Stets frohen Sinn und scharfe Wehr —
Wer ein Soldat, was braucht er mehr!

Hugo Stadelmann.

O wärst du mein, du liebes Kind!

1.

Im Herzen wallt mir schwer das Blut
Voll Sehnsucht unerfüllt,
Wenn träumend ich dein Auge seh',
Mir wachend strahlt dein Bild.

Digitized by Google

O wärst du mein, du liebes Kind,
Wie flöß' das Blut mir leicht,
Ich hätte ja mein süßes Glück,
Den höchsten Wunsch erreicht.

Und strahlte so dein Auge hell
Dies süße Glück mir zu,
So wärest du der Brunnenquell
Wo ich, mich labend, ruh.

Und jeder Trank aus diesem Quell
Er würde mir zum Lied,
Das voll von inn'rem Herzensdrang
Zu dir mich wieder zieht.

2.

O wärst du mein, du liebes Kind,
Dein Herz von mir erfüllt,
So hätte wohl dein süßer Mund
Die Sehnsucht mir gestillt.

Da küßt der frische Morgenwind
Gar los die Wange mir,
Küßt auch die Lippe leis und lind,
O wär es doch von dir.

3.

O wärst du mein, du liebes Kind,
Ja mein, auf immer mein,
So würdest auch mein Alles du,
Mein ganzer Himmel sein.

Du weckest, was in meiner Brust
Noch schlummert, manches Lied,
Für alles Schöne meinen Sang
Wovon das Herz mir glüht.

Du zähltest meines Dichters Kraft
Zum großen, schönen Ziel,
Du wärst die Schwinge, die erschlafft
Mit dir nur endend fiel.

Du wärest meines Liedes Born,
Der rein vom Felsen fließt,

Digitized by Google

Von Himmelsblau, von Vogelsang
Und Blüthenduft begrüßt.

Du wärst ein Wundermährchen mir,
In Wassersgrund die Fee,
Die durch der Liebe Allgewalt
Mich zöge in die See.

Du wärst die Jungfrau zart und rein
Im Schloß, im tiefen Schlaf
Womit selbst die Natur um dich
Der Bann des Zaubers traf.

Ich käm als Minnesänger still
Vor deines Schlosses Pfort',
Und löste rings den Bann von dir
Durch meines Liedes Wort.

Du wärst mein Engel rein und gut,
Wenn auch in ird'schem Leib,
Du wärst mein eigen Fleisch und Blut,
Mein liebes, süßes Weib.

Und wenn dein Dichter nicht sein Ziel,
Das höchste nicht erreicht,
O wenn er doch im Edlen nur
Den großen Geistern gleicht.

Wenn auch kein Denkstein ihn verehrt,
Kein Blatt auch von ihm spricht,
Auch wenn man keinen Lorbeerzweig
Um seine Stirne flicht,

So dankt' er dir, daß stets sein Herz
Dem Edelsten nur schlug,
Daß diese Blüthen du gepflegt,
Ist's dir nicht Lohn genug?

W. Sternfeld.

Millionen.

Träumend in der Winternacht
Hebt mein Aug sich zu den Sternen,
Wie sie kommen, sich entfernen,
Aber leise nur und sacht,

Digitized by Google

Der Bauer denkt, wo dös is g'scheidt,
Bah mir gits gnoug su Louder,
Und meinj Boub'n bringa z'samm
In korzer Zeit a Fouder.

Und dös is wirkli ah su gwöst:
Statt daß in d'Schoul senn ganga,
Senn alli Boub'n naus af's Föld,
Af's Maiaköferfanga! —

A Fouder Köfer is wuhl viel,
Doch z'samm is halt doch kumma,
Es woaren Rappen*) ah derbei,
Mer hauts su gnau nit g'numma.

Es woar ja grod die Kerschtenblöih,
Dau gits ja Milliona,
Und wenn mer nau wos kröigt dafür
Thout si die Möih belohna.

Lebendi aber möiß'ns sei,
Wos taudt is, koh nix schod'n, —
Der Bauer thout vurn Amthaus dort
Die vull'n Säck ohloden.

Dau ober sagt der Amtmoh: „Ja,
Wir zahlen gern sechs Kreuzer,
Du aber bist aus Franken ja
Und wir, wir sind Reuß-Schleizer.

Die Maienkäfer, die du bringst,
Sind eurer Flur Verderben,
Was nützt es uns, wenn in Reuß-Schleiz
Die fränk'schen Käfer sterben."

Dau kratzt der Bauer hintern Auhr
Und endli sagt er: „freilt,
Dös häit ih denken könna mir
Wöi is hob glösen neuli:

Doch ham foahr ih di Köfer nit,
Dau möißt ih mi jo schöma
Ih lauß halt fröig'n und dös koh
Ka Mensch mer übel nehma." —

*) Raupen.

Hitz kratzt der Antmoh hintern Ruhr
Und sagt: „Hol dich der Teufel!
Der Käfer frißt in Schleiz als wie
In Franken ohne Zweifel.

„Ich will dir geben, was das Amt
Versprochen zu Großdingen,
Doch übers Jahr kommt nimmermehr
Maikäfer uns zu bringen!“

J. Priem.

Vaterland und Väterglaube.

Nachstehender versificirten Erzählung liegt eine wahre Begebenheit zu Grunde. Der älteste Sohn einer strenggläubigen Mennonitenfamilie am Rheine, der zu Göttingen studirte, folgte 1813 dem Aufrufe seines Königs und stellte sich begeisterungsvoll unter die Fahnen. Dadurch hatte er mit Glauben und Familie unwiderruflich gebrochen und galt nach ruhmreich ausgefochtenem Kriege wieder heimgekehrt den Seinen als ein völlig Fremder. Selbst die persönliche Verwendung des Königs, der den tapfern Capitän hochschätzte, konnte den starrsinnigen Vater nicht bewegen von der Satzung abzuweichen und der Verstoßene starb nächsten Jahres an gebrochenem Herzen.

Wer nach Idealen je gerungen,
Kraftbewußt mit männlichem Gefühl
Seine Seele herrlich aufgeschwungen
Aus des Marktes niederem Gewühl,
Sei ihm Großes auch nur halb gelungen,
Bleib die stumpfe Welt ihm fremd und kühl,
Nimmer wird des Ringers Muth verzagen,
Wenn der Nächsten Herzen für ihn schlagen.

Doch wer folgt dem heiligsten Gedanken,
Der im Busen je entstanden war,
Wer sie lösen mußte jene Schranken,
Die ihn fesseln an die treue Schaar,
Er sei Mann, zu opfern ohne Wanken
Auf der Ueberzeugungen Altar
Seines Herzens innerlichsten Frieden;
Wohl das schwerste Loos ist ihm beschieden.

Digitized by Google

Benjamin des Hauses Erstgeborner
Wuchs heran am Rhein in stiller Wacht,
Galt dem Vater als des Herrn Erkorner,
Streng hielt die Gemeinde Mensa's Zucht,
Er, auf halbem Wege ein Verlorner,
Den erdrückt der bittern Zweifel Macht.
In Georgia Augustas Hallen
War ins Herz die schlimme Saat gefallen.

Längst der Brüder lärmende Gelage
Floh er und den muntern Burschensang,
Bis der Morgen hielt der Nacht die Waage
Blieb er schlaflos in Gedanken hang,
Freudlos schwanden ihm dahin die Tage
Kraftverzehrend durch den innern Drang,
Dort der Trieb nach ungemess'nen Weiten,
Hier des Lebens enge Wirklichkeiten.

Nicht wollt' er an heimathlichem Herde
Ruhig finden ein bescheiden Glück,
Ringend nach dem Höchsten dieser Erde
Trieb es mächtig ihn zur Welt zurück,
Hob zum Himmel auch die Trotzgeberde
Zürnt in wilder Unlust dem Geschick:
Da zum Voraus ihm dies Loos bereitet,
Das so herb mit seinen Wünschen streitet.

Ueberschwemmt von nachbarlichen Banden
War Germania so arg gehöhnt,
Rings umher in den gepries'nen Landen
War die Muttersprache streng verpönt,
Weh, wer nicht den welschen Laut verstanden,
Nicht der heim'schen Sitte sich entwöhnt,
Fast war Treu und Glauben selten worden
Durch des Corsen übermüth'ge Horden.

Benjamin hallts tief im Busen wider
Was sein theures Vaterland bedrückt,
O es ist sein Alles, seine Lieder
Haben tausendfach es ausgeschmückt,
Nicht das Schicksal hält ihn ganz darnieder,
Noch der Zukunft harrt er traumentzückt.

Digitized by Google

Da! ein Wetterleuchten durch die Wolke:
Friedrich Wilhelm spricht zu seinem Volke.

Soll er? Ja, er widersteht nicht länger
Benjamin, der Jüngling stark und kühn,
Gott begnadet, ex, ein edler Sänger,
Sah die deutsche Eiche wieder blüh'n.
Freunde warb der ungestümme Dränger
Und geschmückt mit Lenzes erstem Grün
Zog die Schaar hinaus zum Werk der Rache,
Fleht um Sieg für die gerechte Sache.

Tag und Jahre waren schon entflogen,
Heiße Gluthen mählig abgekühlt,
Und der Kriegsgott hatte seine Wogen
Langsam in ein stilles Bett gespühlt,
Und ein neuer Lenz kam eingezogen,
Deutschland wieder seine Freiheit fühlt,
Ob nach langem Streit so viele Seelen
Leider! bei der frohen Heimkehr fehlen.

Benjamin hat muthig mitgestritten,
Ruhm erworben sich im Kämpfertroß,
Jede Drangsal ungebeugt erlitten,
Stets getrotzt dem feindlichen Geschoß,
Reich an Ehren kommt er heimgeritten,
Ihn zur Heimath trägt sein treues Roß,
Trüben Augs, seit langen Jahren
Hat er von den Seinen nichts erfahren.

Traurig streichelt er den müden Scheiten,
Und schon grüßt die Linde dort vertraut;
Nach dem Häuschen bei den Brombeerhecken,
Nach dem Fenster lang der Reiter schaut,
Sieht ein Frauenbild drinn jäh erschrecken
Und erblickt in ihm die einst'ge Braut,
Ob die Traute wohl auch ihn erkannte,
Ihn, den Frankreichs Sonnengluth verbrannte?

Sollt ihn auch der Bettler nimmer kennen?
Der dort sitzt, oft hat er ihn beschenkt! —
„Ich will hin, ihm meinen Namen nennen"
Und das Roß der Reiter zu ihm lenkt —

Digitized by Google

„Alter he, wollt Benjamin nicht kennen,
Nehmet doch, was blickt ihr so gekränkt —
Bist wohl alt und stumpf und kindisch worden,
Fürchtest dich vor Uniform und Orden."

Weiter reitet sinnend er die Pfade,
Steht nun vor des Dorfes größtem Haus,
Weit hinunter bis an Stroms Gestade
Dehnt der Garten sich geräumig aus,
Und er ruft: „Grüß Euch der Gott der Gnade!
Vater, Mutter kommt, der Sohn ist draus!"
Und er harret lange vor den Stufen,
Ob kein Echo tönet seinen Rufen.

Endlich öffnen langsam sich die Pforten,
Tritt heraus ein stattlich hoher Greis —
Ja, sein Vater, und wie alt geworden
Und sein brauner Scheitel, wie so weiß!
Rasch vom Pferde sucht der Sohn nach Worten,
Starr doch bleibt der Alte und spricht leis:
„„Gruß, Herr Offizier vor meinem Dache,
Doch ist Krieg nicht Mennoniten Sache.""

„Vater, kennt Ihr Benjamin nicht wieder?"
Ruft er aus mit der Verzweiflung Ton,
„Wo ist meine Mutter? wo die Brüder?
Sagt, o sagt, ich bin ja euer Sohn!" —
Und er wirft sich auf die Kniee nieder
Doch der Alte war gegangen schon.
Benjamin erhob sich ganz vernichtet
Gräßlich war des Busens Nacht gelichtet.

Als für seinen König er gegangen,
Für das Vaterland, sein höchstes Gut,
Hat er an der Satzung sich vergangen,
Freventlich vergossen Bruderblut.
Nicht durft ihn der Vater mehr umfangen,
Nicht das Mutterherz in heil'ger Gluth;
So für immer jedes Band zerrissen,
Sollt er Eltern, Braut und Brüder missen.

Und der Alte bei der offnen Thüre
Winkt mit unbeweglichem Gesicht,

Digitized by Google

Daß den Fremdling in sein Haus er führe,
Will des Gastrechts unbeugsame Pflicht,
Auch dem Feinde dieses Recht gebühre,
Doch für eine Nacht und länger nicht; —
Und so tritt er in des Hauses Räume
Auf den Schauplatz seiner Knabenträume.

Und die Kanne mit dem Saft der Reben
Aus der Heimath schleppt der Alte bei,
Spricht bezwingend seiner Stimme Beben:
„Nicht mehr Sohn bist du, doch bliebst du treu
Deinem Könige und er soll leben!“
Und er füllt dabei der Gläser zwei.
Wie die Römer an einander klingen,
Will dem Sohne fast das Herz zerspringen.

Weiter ward kein einzig Wort gesprochen,
Stumm ergab er sich in sein Geschick,
Längst der Abend war hereingebrochen,
Nicht die Theuren bracht er ihm zurück;
Ach er harrt umsonst auf jedes Pochen,
Jetzt der Alte spricht mit festem Blick:
„„Nun zur Ruhe will ich mich begeben,
Gruß, Herr Offizier für dieses Leben.““

Und bei der Laterne mattem Schimmer
Führt er ihn ins obere Gemach,
O, er kennt es, er bezog es immer,
Wenn er weilte unter Vaters Dach,
Dort schaut er so oft der Sterne Flimmer,
Hier noch steht sein liebes Bücherfach.
Und wie tönts nicht von den nahen Thürmen,
Weckt im Busen ihm ein wogend Stürmen.

Ganz allein! Verschlossen sind die Thüren,
Leise mit der Linde kost der Wind,
Und ihn faßt ein unnennbares Rühren
Und ums starre Herz wird ihm so lind,
Er, der Schaaren in den Tod konnt' führen,
Er, der Starke, weinte wie ein Kind; —
Ja, sein Vaterland blüht neugeboren,
Doch der Heimath Glück war ihm verloren.

Digitized by Google

Sieh, dort zeigt sichs an der Thüre helle
„Benjamin!“ — Zu träumen er vermeint,
Nein, o Wirklichkeit, dort auf der Schwelle,
Eine theuere Gestalt erscheint;
„Benjamin!“ er eilet zu der Stelle,
Hat an Mutter Brust sich ausgeweint —
Trotz der Satzung kann sie doch nicht lassen
Den Verstoß'nen nochmal zu umfassen.

Mit dem ersten Strahl am nächsten Morgen
Weckte Benjamin sein Schlachtgenoß,
Und der Heimath, die im Schoß verborgen
Viel des Theueren für ihn umschloß,
Gilt der letzte Blick voll banger Sorgen,
„So leb wohl!“ er schwingt sich auf sein Roß.
Und nun fort, ob Nacht auf seinen Wegen,
Ihn geleitet ja der Mutter Segen.

A. Schultheiß.

Soldatenlieder.

1.

Auf mutherfülltem Roß zu streiten,
Recht mitten in den Feind zu reiten,
Ein scharfes Schwert an seiner Rechten
Und sichern Blick und Arm beim Fechten,
Daheim voll seligem Verlangen
Ein unmuthvolles Weib umfangen,
Jetzt frischen Sinn, einst leichte Erden —
Was braucht es mehr beglückt zu werden?

2.

Die ihr den Staub durchwandert
Entbehrt die helle Luft,
Die da beseelend thronet
In jeder Reiterbrust.

Es wuchern Angst und Sorgen
Am Boden streifend nur —
Doch mißt in langen Sätzen
Der Reitersmann die Flur!

Digitized by Google

3.

Ich bin ein Reiter, flott dazu,
Ei gilt es — halt ich Stand
Und schlage mich durch dick und dünn,
Den Säbel in der Hand.

Doch wenn mein Traber nimmer schnaubt
Und meine Klinge roth,
Da wünsch ich mir — im freien Feld
Den raschen Reitertod!

4.

Nicht Geld und Gut
Erkauft den Muth,
Die Ehre zieht ihn groß —
Nie starkt der Mann
Im Knechtes Bann,
Nie in des Glückes Schooß.

Wenn Kampf und Noth
Umtost das Boot,
Da zeigt der Steuermann
Das was er ist; —
Nur That ermißt
Allorten, was man kann!

5.

Daheim liebs Maid, dies redlich meint
Kopf, Muth und Ehrgeiz vor dem Feind.
Stets frohen Sinn und scharfe Wehr —
Wer ein Soldat, was braucht er mehr!

Hugo Stadelmann.

O wärst du mein, du liebes Kind!

1.

Im Herzen wallt mir schwer das Blut
Voll Sehnsucht unerfüllt,
Wenn träumend ich dein Auge seh',
Mir wonnig strahlt dein Bild.

Digitized by Google

O wärst du mein, du liebes Kind,
Wie flöß' das Blut mir leicht,
Ich hätte ja mein süßes Glück,
Den höchsten Wunsch erreicht.

Und strahlte so dein Auge hell
Dies süße Glück mir zu,
So wärest du der Brunnenquell
Wo ich, mich labend, ruh.

Und jeder Trank aus diesem Quell
Er würde mir zum Lied,
Das voll von inn'rem Herzensdrang
Zu dir mich wieder zieht.

2.

O wärst du mein, du liebes Kind,
Dein Herz von mir erfüllt,
So hätte wohl dein süßer Mund
Die Sehnsucht mir gestillt.

Da küßt der frische Morgenwind
Gar los die Wange mir,
Küßt auch die Lippe leis und lind,
O wär es doch von dir.

3.

O wärst du mein, du liebes Kind,
Ja mein, auf immer mein,
So würdest auch mein Alles du,
Mein ganzer Himmel sein.

Du weckest, was in meiner Brust
Noch schlummert, manches Lied,
Für alles Schöne meinen Sang
Wovon das Herz mir glüht.

Du hältest meines Dichtens Lauf
Zum großen, schönen Ziel,
Du wärst die Schwinge, die erschlafft
Mit dir nur endend fiel.

Du wärest meines Liedes Born,
Der rein vom Felsen sticht,

Digitized by Google

Von Himmelsblau, von Vogelsang
Und Blüthenduft begrüßt.

Du wärst ein Wundermährchen mir,
In Wassersgrund die Fee,
Die durch der Liebe Allgewalt
Mich zöge in die See.

Du wärst die Jungfrau zart und rein
Im Schloß, im tiefen Schlaf
Womit selbst die Natur um dich
Der Bann des Zaubers traf.

Ich käm als Minnesänger still
Vor deines Schlosses Pfort',
Und löste rings den Bann von dir
Durch meines Liedes Wort.

Du wärst mein Engel rein und gut,
Wenn auch in ird'schem Leib,
Du wärst mein eigen Fleisch und Blut,
Mein liebes, süßes Weib.

Und wenn dein Dichter nicht sein Ziel,
Das höchste nicht erreicht,
O wenn er doch im Edlen nur
Den großen Geistern gleicht.

Wenn auch kein Denkstein ihn verehrt,
Kein Blatt auch von ihm spricht,
Auch wenn man keinen Lorbeerzweig
Um seine Stirne flicht,

So dankt' er dir, daß stets sein Herz
Dem Edelsten nur schlug,
Daß diese Blüthen du gepflegt,
Ist's dir nicht Lohn genug?

W. Sternfeld.

Millionen.

Träumend in der Winternacht
Hebt mein Aug sich zu den Sternen,
Wie sie kommen, sich entfernen,
Aber leise nur und sacht,

Digitized by Google

Stören nicht den Schlaf der Nacht.
All die schönen Millionen,
Die ob unsrer Erde thronen
Halten stille, heilige Wacht.

Neben in des Nachbars Haus
Seh ich wohl auch Millionen,
Die in grauen Städten wohnen,
Täglich führen ein und aus.
Und der Nachbar mir zum Graus
Stehend an des Lebens Ende,
Wuchernd streckt er noch die Hände
Nach dem letzten Heller aus.

Harrend sind die Erben da,
Hohn und Rachen nur im Munde,
Lauernd auf die Freudenkunde,
Die sein Auge brechen sah,
Nicht ein einziger Freund ist nah,
Der das starre Aug ihm schlösse,
Nur der Fluch in seiner Größe
Steht als steter Zeuge da.

Was des Nachbars Seele hebt,
Lähmet meines Geistes Schwingen,
Mit dem Leben muß ich ringen
Das als Feindin mit mir lebt.
Wie mein Geist auch aufwärts strebt,
Ach es will ihm nicht gelingen
Zu dem freien Licht zu dringen,
Weil die Sorge an ihm klebt.

Aber denk' ich, daß vielleicht
Einst die Mutter und die Kleinen
Segnend um den Vater weinen,
Dessen Angesicht erbleicht,
Thräne die dem Aug entschleicht
Ist sie nicht ein süßer Lohnen
Als wohl jene Millionen
Die des Nachbars Hand erreicht?

Wenn auch nur zum letzten Gruß
Mir ein Herz, das ich erfreuet,
Eine schlichte Blume streuet,
Ohne daß es soll und muß;

Digitized by Google

Folgt nur Eines Freundes Fuß
Ehrend meinen Staub zu lohnen,
Wessen Lauf, trotz Millionen,
Hat wohl einen schönern Schluß?!

W. Sternfeld.

Am Sarge Josephs II.*)

Fort ging ich aus heiterm Kreise von recht echten luft'gen Wienern,
Schlenderte von Gaß' zu Gasse endlich zu den Kapuzinern;
Um die Kaisergruft zu sehen hab um Einlaß ich gebeten,
Denn die Reis'gefährten waren schon vor mir dort eingetreten.
Da, ein Mönch führt uns hinunter wo das ew'ge tiefe Schweigen,
Wo der Tod mit ihnen Allen ausgetanzt den letzten Reigen;
Dann hub an er von Therese und von Leopold und Franzel
Voller Salbung zu erzählen, als stünd' er auf einer Kanzel,
Nur der Sarg Josephs des Zweiten machte ihm nicht viel zu schaffen
Wußten wir ja, daß der Schläfer war kein Freund der trägen Pfaffen.
Während nun die Andern gingen, weiter in den düstern Räumen,
Stand ich an dem Sarge Josephs ganz versenkt in tiefes Träumen,
Dacht: Bist auch um ein Jahrhundert und noch mehr zu früh geboren,
Was erkämpft du und errungen, das ging wiederum verloren.
Ach! dein Volk, so treu und bieder, hält man immer noch geknechtet
Und wie lange mag es währen bis der Himmel endlich rechtet?
Könntest jetzt der Gruft entsteigen edelster der deutschen Kaiser,
Jetzo grünten dir viel reicher als wie einst die Lorbeerreiser,
Ja, jetzt könntest wieder zücht'gen die herrschsücht'gen eitlen Pfaffen
Und auch viele arrogante übermüth'ge Adelsklaffen;
Ja, jetzt würdest hochgetragen von des Zeitenstromes Wogen
Und die Feigen und die Schlechten würden in den Grund gezogen,
Gott erbarm' sich dieses Volkes! das man heute noch verhandelt
Und es fast, o Schmach und Schande, um zu einer Heerde wandelt.
Wohl, man möchte gerne tanzen noch einmal den ält'sten Reigen
Wähnten sie nicht Robespierre's könnten aus der Erde steigen.
Will das Volk doch ja nichts weiter als sein Menschenrecht besitzen
Und es sich von Diplomaten lassen nimmer wegstibitzen.
Ob vom Tisch des Herrn die Krone, oder aus Cäsarenhänden,
Kann das Blatt ob allen Frevels sich auf einmal schrecklich wenden;
Denn wer ewig rückwärts drängt, seine Zeit nie mag begreifen
Den wird wie das Laub, das welke, auch der Sturmwind niederstreifen,
So mit den Gedanken stand ich an der düstern Schlummerstätte,
Der noch keiner ist entstiegen, den umfing dies kalte Bette.

*) 1864 geschrieben.

Digitized by Google

Und ein Schmerz durchzuckt mein Innres, daß mir wollt die Brust zerspringen,
Weil man die geringste Freiheit stets muß durch Gewalt erzwingen,
Und weil Welche sich erfrechen, maßen an sich alle Rechte,
Dünken sich so hocherhaben und die Andern nur als Knechte. —
Da naht sich der Kapuziner sachte mir mit leisen Schritten,
Spricht: „Die Herrn san lang scho außi, wollns geh, ih möchte bitt'n."
Tief ergriffen hab verlassen ich den Sarg den unscheinbaren,
Drinnen ruht der große Todte jetzt schon sein so vielen Jahren,
Und die Pulse und die Schläfe pochten mir als wie im Fieber,
War mirs doch als sah ich schweben Antoinettens Geist vorüber.

C. Weiss.

Ein Weihnachtsabend.

Es wohnten zwei fröhliche Bursche
Im Stübchen hoch unter dem Dach,
Sie waren gar treulich verbunden,
Durchlebten manch selige Stunden
Und kannten kein Weh und Ach.

Ein Schüler der Themis der eine,
Der andre ein Jünger der Kunst,
Der schaffte mit Kohle und Kreide,
Und jener, so morgen wie heute,
Verdaute altrömischen Dunst.

Den Christabend feiern sie heute,
Ob sie von der Heimath auch fern,
Und bringen ein Glas ihren Lieben
Und was ihnen werth noch geblieben,
Der Holden, dem einzigen Stern.

Da plötzlich befiel es den Künstler,
Ihn, der stets gejubelt, gelacht,
Ihn rührt nicht die Lust des Genossen,
Er schaute nur ernst und verdrossen
Hinaus in die schweigende Nacht.

Hoch schwinget sein Glas der Studiosus
Und rufet dem Freunde dann zu:
„Die Heimath, die theure, soll leben,
Und auch dein feins Liebchen daneben!
Drum laß deine Grillen in Ruh!"

Digitized by Google

Doch ist alles Mahnen vergebens
Er starret zum Fenster hinaus,
Und war tief im Innern beklommen,
Und drauf, als der Morgen gekommen,
Bracht' man einen Brief ihm vom Haus;

Drinn hat er mit Zittern gelesen:
Die du dir erwählet als Braut,
Sie, die du so innig geliebet,
Sie wird, wie es dich auch betrübet,
Heut mit einem Andern getraut.

Vor Schmerz will der Eine vergehen,
Der Andre steht schweigend dabei,
Und summt mit gleichgilt'gem Gesichte:
„Es ist eine alte Geschichte
Doch ewig bleibet sie neu."

C. Weiss.

An * * * *

Wenn deine Wangen zartes Roth bedecket,
Wenn dunkle Glut von deinen Augen strahlt,
Wenn tiefe Rührung deine Seele wecket
Und sinnig dir das holde Antlitz malt.

Wenn kühn du wähnst das Höchste zu erreichen,
Das Schöne rühmest und dich selbst vergißt —
Was, Theure, könnt ich dann mit dir vergleichen,
Da du ja doch ganz unvergleichlich bist!

Dein lieblich' Wesen und dein fromm' Gemüthe
Bleibt ein Geheimniß mir für immerdar.
Ich seh' die Knospe, freue mich der Blüthe,
Doch nie nahm ich ihr stilles Leben wahr.

Du bist ein Stern der herrlich glänzt und funkelt,
Im wechselreichen, selt'nem Farbenspiel,
In dessen Glanz sich Stern um Stern verdunkelt
Die mit ihm kreisen nach dem fernen Ziel.

Digitized by Google

Wohin, o Stern, wohin mit Windeseile?
Nach welchem Pole strebt dein flücht'ger Lauf?
Du bist so schön — verweile, o verweile,
So geht in Nacht mir eine Sonne auf!

Jean Wolf.

Abendlied.

Die Sonne sinkt, still wird's im Haine,
Kein Lüftchen regt sich, Alles ruht.
Das Abendroth mit gold'nem Scheine
Grüßt noch die Höh'n durch seine Glut,
Manch' Sternlein kündet schon die Nacht,
Schlaft wohl, der Himmel wacht!

Nach Arbeit, Müh', nach vielen Sorgen,
Erscheint als Freund, als Trost die Ruh;
Sie decket bis zum bessern Morgen
Barmherzig allen Jammer zu.
Der Mond erscheint in holder Pracht,
Sorgt nicht, ein Vater wacht!

Und Engel zieh'n im Lichtgewande
Von Haus zu Haus mit frommem Sinn;
Dort lauschen sie der Ew'ge sanfte,
Ob Lieb', ob Glaube wohnen d'rinn,
Wo heil'ger Friede thront und lacht,
Hält Gottes Bote Wacht.

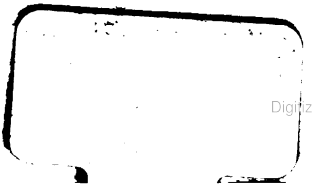
Euch grüßt mein Lied, ihr trauten Sterne,
Dich preist mein Sang, du stille Welt,
Schlaft wohl, ihr Lieben, nah und ferne,
Trost quillt vom hohen Himmelszelt.
Zagt nicht, denn nach der letzten Nacht —
Ein ew'ger Morgen tagt!

Jean Wolf.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Widener Library
098 610 140

Digitized by Google